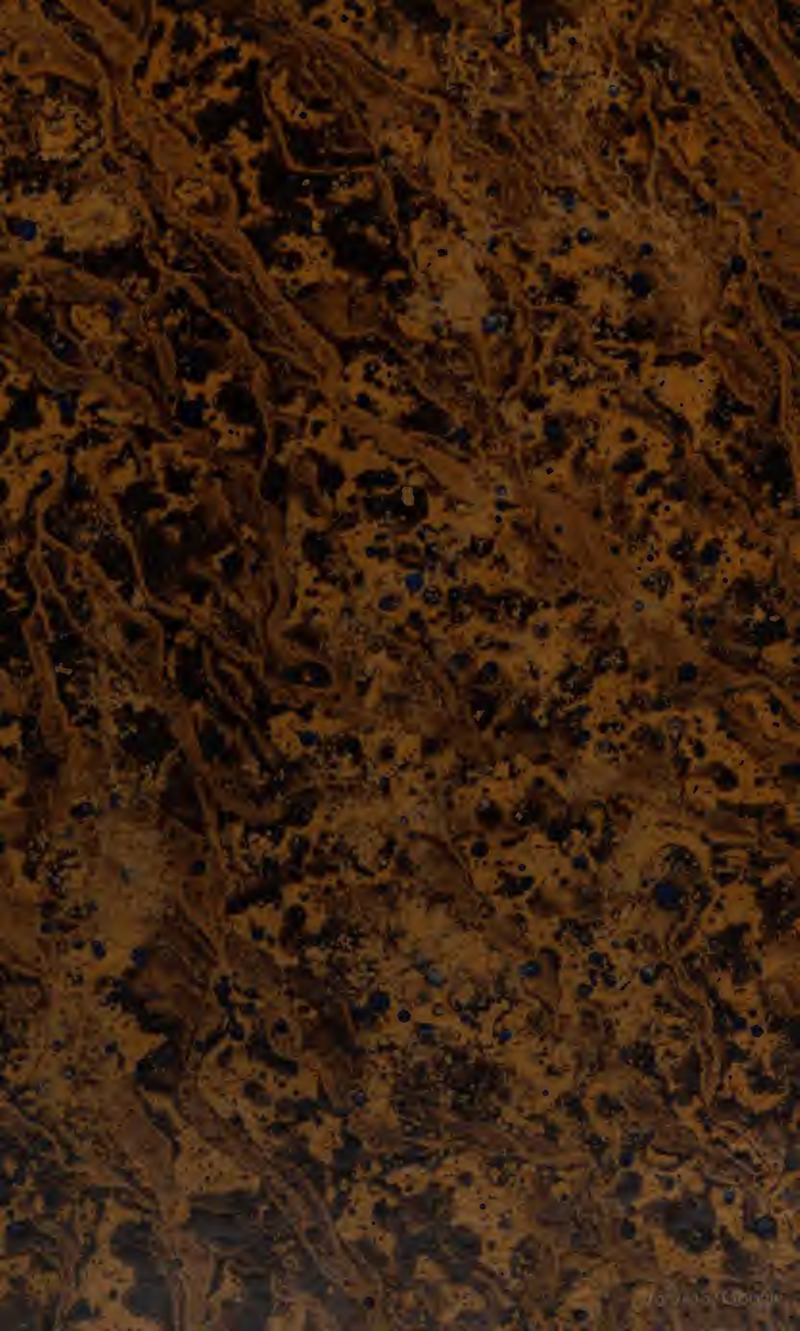
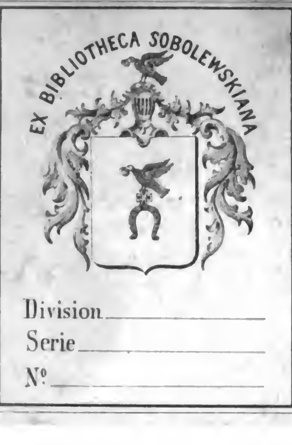
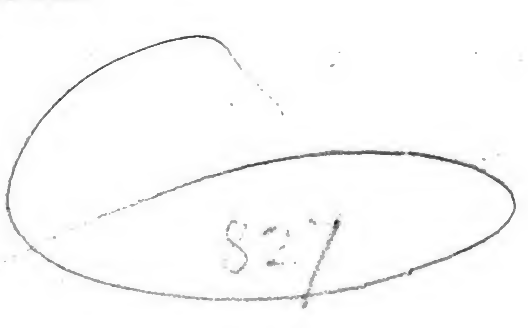
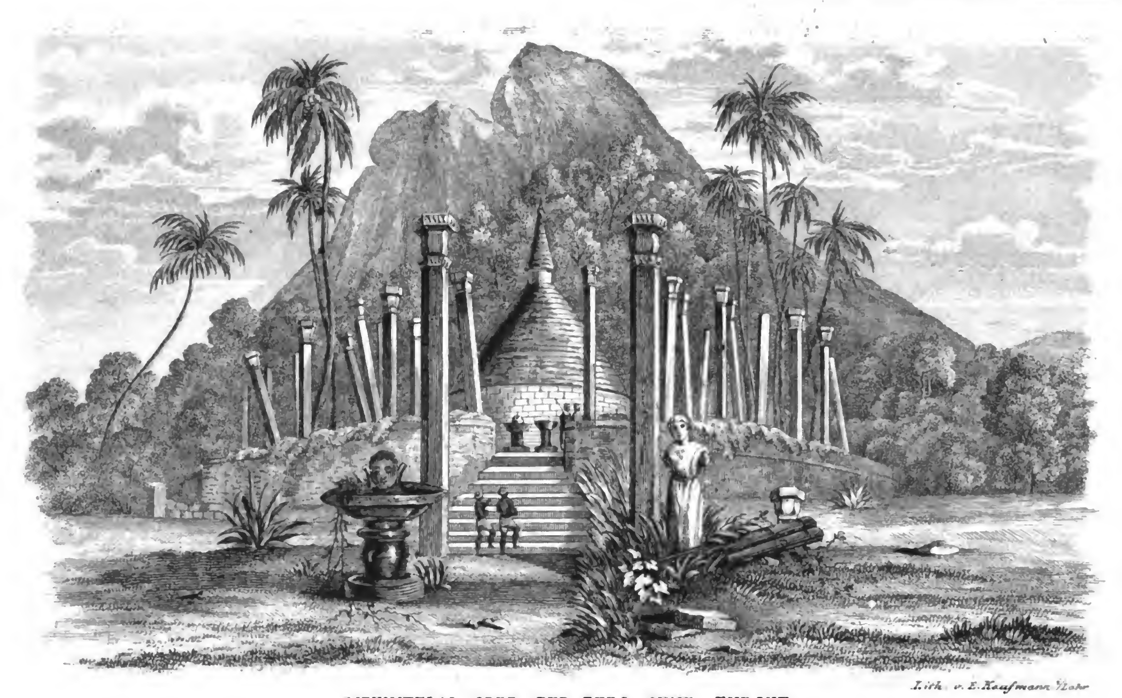



EX BIBLIOTHECA SOBOLEWSKIANA
Division
Serie
Nº







Lith. v. E. Kaufmann Nahr

MEHINTELAI, ODER DER BERG OHNE FURCHT.



für

die neueste Geschichte

der evangelischen

Missions- und Bibel-Gesellschaften.



Jahrgang

1852.

Basel.
Im Verlag des Missions-Institutes.
Druck von Felix Schneider.

Vorwort.

Am liebsten treten wir aus unserer Reihe, die uns noch weiter nach West- und dann nach Süd-Africa führen würde, heraus, um im ersten Hefte des neuen Jahrgangs nach einem andern Missions-gebiete uns umzusehen. Es ist die Insel Ceylon, der im Jahrgang **1839**, Heft IV. eine ausführlichere Betrachtung gewidmet wurde. Unsre Absicht ist diesmal nicht, den Gang der Mission seit damals zu schildern, sondern das Wichtigste aus dem Werke eines ausgezeichneten Mannes, der als Regierungs-Secretär der Insel das ewige Heil der Einwohner mit warmem Herzen zu einem Gegenstand seiner Sorge gemacht hat, des Herrn Emerson Tennent, der uns schon längst als eifriger Missionsfreund bekannt war, unsern Lesern mitzutheilen.

Das Werk heißt: »Christianity in Ceylon, its introduction and progress under the Portuguese, the Dutch, the British and the American Missions, with an historical sketch of the Brahmanical and Buddhist superstitions, by Sir James Emerson Tennent.« London **1850**, ein Band von **348** Seiten. Es ist dieses anziehende Werk nur ein Theil eines größeren, welches der vortreffliche Verfasser über die Geschichte und Geographie, die Ertrags- und Leistungsfähigkeit, die Producte, Regierung und den gegenwärtigen Zustand, sowie die Aussichten dieser englischen Kron-Colonie herauszugeben gedenkt. Wir halten uns jedoch in unserer Mittheilung nicht streng an die Worte des Originals, übergehen Manches in demselben, was nicht zu unserm Zwecke gehört, fügen Anderes aus den Anmerkungen in den Text ein, lassen die Citate des Verfassers weg, erlauben uns eigenes Urtheil in der Darstellung; ja wir nehmen hie und da aus andern Quellen etwas näher Erläuterndes mit herein.

Der Verfasser schließt seine Vorrede mit Worten, die wir auch dieser zum Schlusse geben wollen:

„Ich kann die Feder nicht niederlegen, ohne „die demüthige aber zuversichtliche Hoffnung ausgesprochen zu haben, daß diese Erzählung von selbst „gesehenen Thatsachen in Betreff des Erfolges, den

„die Missionsarbeit gehabt, und der Siege, die sie
„über die uralten Nationalgötzenthümer von Ceylon
„davon getragen hat, denen zur Ermunterung die-
„nen werde, welche diese Arbeit unterstützt haben,
„und ihnen zeige, daß sie bisher nicht vergeblich
„gearbeitet haben, und daß es eine grundfalsche
„Ansicht ist, welche die Religionen Indiens für
„unzugänglich der evangelischen Wahrheit und un-
„besiegsam durch ihren Einfluß erklärt."

Tübingen, den 8. December 1851.

Der Herausgeber.

Etwas zum Titelbilde.

Der „Mehintelai" oder der „Berg ohne Furcht" ist ein abschüssiger Fels, 3—4 Stunden nordöstlich von Anaradschapura, zu dem in der Zeit der Könige eine gerade Straße führte, auf der die Processionen aus der Hauptstadt dahin zogen. Man ersteigt den Gipfel auf 2000 steinernen Stufen, die sich um die Trümmer von alten Gebäuden, Tempeln und Götterschreinen hinwinden. Auf dem Gipfel, der eine weite Aussicht über das waldige Land darbietet, befindet sich eines der colossalen Gebäude aus Backstein, in welchen die heiligen Buddhareliquien aufbewahrt werden. Hier ist es ein Haar, das aus einer Erhöhung zwischen seinen Augbraunen gewachsen seyn soll. So groß ist die Verehrung dieses Berges, daß jede Klippe ihre eigene Ueberlieferung hat, und jeder Vorsprung zum Grunde eigener religiöser Gebäude ausgehauen ist, in deren Trümmern man noch zerbrochene Standbilder und Inschriften in Nagari-Schrift findet, der ältesten, in der das Pali geschrieben wurde. Man sieht vom Berge aus die Ruinen von Anaradschapura vor sich, die einen Raum von sechs Stunden ins Gevierte bedeckte, und einst eine Ringmauer von 26 Stunden hatte. Schon auf der Charte der Insel Taprobane (Ceylon) von Ptolemäus findet sich die Stadt, und zwar am rechten Orte, mit ihrem alten Namen Anurogranium.

Erster Abschnitt.

Das Mittelalter und die Portugiesenzeit. — Nestorianische Christen im sechsten Jahrhundert in Ceylon. — Verschwinden des Christenthums zwischen dem sechsten und sechszehnten Jahrhundert. — Berichte früherer Reisender. — Portugiesische Eroberung im Jahre 1505. — Sonderbare Mittel zur Bekehrung der Singhalesen. — Der heilige Franz Xavier, der Apostel Indiens. — Bekehrung der Hindus. — Bekehrung der Buddhisten. — Stand des Christenthums bei Ankunft der Holländer im Jahre 1638.

Die älteste Kunde vom Christenthum in Ceylon kommt in dem Werke (christliche Ortsbeschreibung) des ägyptischen Handelsmannes, nachherigen Mönchs Kosmas, des Indienfahrers (Indicopleustes) vor, das unter der Regierung des Kaisers Justinian's zu dem Zwecke ans Licht trat, die Richtigkeit der alttestamentlichen Weltbeschreibung im Gegensatze der Ketzereien des ptolemäischen Weltsystems zu erweisen. Außer seinen Nachrichten gab es noch haltlose Legenden, an die sich die Kirchenväter gläubig anschlossen, von einer Predigt des Evangeliums durch die Apostel Thomas und Bartholomäus in Vorderindien und Ceylon, — Legenden, die das ganze Mittelalter hindurch in solchem Grade für wahre Geschichte galten, daß Alfred der Große, der angelsächsische König von England, den Swithelm oder Sighelm, Bischof von Sherburne, als Gesandten nach Indien schickte, um das Grab des Apostels Thomas zu besuchen. Auch den Kämmerer aus Mohrenland hat die Sage in Indien als Missionar auftreten lassen. — So viel aber ist gewiß, daß Kosmas, der dem nestorianischen Glauben angehörte, auf Taprobane oder Ceylon von einer gläubigen Christen-

gemeinde mit ordentlicher Kirchenverfassung, mit Priestern, Diaconen und Liturgie zu erzählen weiß. Es sind dies aber nur Perser nach seiner eigenen Erklärung, die sich, wie viele Reisende aus Indien und Africa, nur des Handels wegen dort aufhielten; denn die Insel war der Mittelpunct des Handels im indischen Meere. Die Eingebornen und ihre Herrscher waren auch damals Heiden. Höchst wahrscheinlich gehörten jene persischen Christen eben so der syrischen Kirche an, wie die Gemeinden im äußersten Südwesten der vorderindischen Halbinsel (in Travancore), deren Nachkommen noch heute dort wohnen, die sich im vierten oder fünften christlichen Jahrhundert dort niederließen und im Zusammenhange mit der persischen Heimath blieben. Sie stellten sich unter den Bischof von Seleucia, nachher unter den Patriarchen von Antiochia. Mit der Abnahme des orientalischen Handels, mit dem Ausbleiben der Kaufleute aus Arabien und Persien, und der Reisenden, welche die erste Christengemeinde in Ceylon bildeten, an den Gestaden des Manaar-Golfes, verschwand auch das nie im Landesvolke selbst gewurzelte Christenthum.

In den allerdings spärlichen Berichten, die wir zwischen dem sechsten Jahrhundert und dem Erscheinen der Portugiesen auf Ceylon vom Innern dieser Insel und ihrem Leben haben, findet sich auch nicht eine Spur vom Bestand einer Christengemeinde selbst.

Wir haben eine Reisebeschreibung von zwei Arabern, Ibn Wahab und Abu Seyd, aus dem neunten Jahrhundert. Sie wissen von einer Theilung der Insel zwischen zwei Königen, wovon schon der alte Kosmas wußte. Es ist der Radscha von Jaffna und der König von Kandy. Von Christenthum auf der Insel aber wissen sie nichts, obgleich sie bemerken, daß der damalige König freie Uebung jeder Religion gestattete, wie es denn auch eine zahlreiche Judenschaft, und sogar Dualisten oder Manichäer auf Ceylon gab. Vom Glauben des Regenten und der Bevölkerung heißt es nur: „Der König gibt Gesetze, die für Religion „und Politik die Grundlagen sind. Es gibt Doctoren und

„Versammlungen gelehrter Männer, wie in Arabien. Die „Indier begeben sich dahin und schreiben nieder, was sie „von dem Leben ihrer Propheten und den verschiedenen „Auslegungen ihrer Gesetze hören."

Vier Jahrhunderte später kam der venetianische Reisende Marco Polo nach Ceylon (1290), und er weiß es nicht anders, als daß die Einwohner Götzendiener seyen. Bei der eingehenden Schilderung, die er sonst von der Insel gab, ist es kaum denkbar, daß er, selbst Christ, nichts von einer Christengemeinde sagte, wenn sich eine dort befunden hätte.

Ibn Batuta, der abenteuerlustige Mohre, der im vierzehnten Jahrhundert fast alle Länder Asiens durchzog, und Ceylon um 1324 besuchte, schweigt auch gänzlich von dortigen Christen, ungeachtet er ausführlich den Kaiser als einen Ungläubigen beschreibt, das Treiben der Bramanen und Buddhisten und die Wallfahrt zu der heiligen Fußspur auf dem Gipfel des Adams-Pics schildert.

So ist also klar, daß das Christenthum trotz seiner merkwürdigen Erhaltung in Indien durch diese ganze finstere Zeit hindurch unter den syrischen Kirchen der Coromandel-Küste, und trotz seiner bleibenden Annahme durch die Tamulen und andere Stämme der Halbinsel, an den gegenüberliegenden Gestaden von Ceylon bald wieder erloschen ist. Wenn es je sich auf etliche der Eingebornen des Landes erstreckte, so müssen sie bald nach der Abreise der Fremden wieder ins Heidenthum zurückgesunken seyn. Die tamelschen Fürsten auf Ceylon, so duldsam sie im fünften und neunten Jahrhundert gewesen zu seyn scheinen, zeigten sich später als Verfolger der Christen. Doch scheint die nächste Ursache des Verschwindens der christlichen Religion aus Ceylon in dem raschen Aufkommen des Islam und der Ansiedlung seiner Anhänger aus Arabien und Persien gelegen zu haben, wie sie heute noch zahlreich am Meeressaume der Insel unter dem Namen Mohren wohnen. Ob der persische Kosru Nuschirwan wirklich, wie ein persischer Geschichtschreiber meldet, Ferendib (Ceylon) erobert hat, steht dahin. Doch würde dies, da es im sechsten Jahrhundert geschehen seyn soll,

viel erklären. Als im Jahr 1505 die Portugiesen ankamen und die Küstenlande in Besitz nahmen, war der Bramaglaube unter den Tameln im Norden, der Buddhaglaube unter den übrigen Singhalesen herrschend.

Man weiß, weil die amtlichen Papiere nach Goa, Lissabon und Brasilien gebracht wurden, nur wenig Sicheres von dem Verfahren der Portugiesen zur Einführung des Christenthums auf der Insel. Es liegen keine Beweise vor, daß Zwangsbekehrungen und Gewaltmaaßregeln gegen die alte Religion stattfanden; wahrscheinlich hielten sich ihre Missionspriester an dasselbe Verfahren, wie ihre Brüder jenseits der Meerenge in Indien, wo sie ja so großen Erfolg hatten.

Ihre Besitzungen an beiden Orten waren klein, die Dauer ihres Besitzes unsicher; sie standen in beständiger Gefahr durch die Eifersucht oder Feindseligkeit der eingebornen Fürsten, und man hat Grund zu glauben, daß unter solchen Umständen die Portugiesen dem Muster und den Anweisungen des Vicekönigs und Erzbischofs von Goa folgten (man solle den Heiden das ewige Leben, aber auch Anstellungen, Reis und dergleichen versprechen), und daß die Unterstützung der weltlichen Macht, auf die sich die Mission verlassen konnte, in nicht mehr bestand, als dem persönlichen Einfluß des General-Capitäns zu Colombo und der parteilichen Gunst, die stets die jedesmaligen Statthalter denen zuwandten, die sich für das Christenthum gewinnen ließen. Wer den Nationalcharakter der Singhalesen, ihren Gehorsam gegen die geltende Gewalt, ihre Schmiegsamkeit nach den Wünschen und Ansichten derer, die sie gerne gewinnen mögen, kennt, dem wird es nicht schwer seyn zu begreifen, daß die römisch-katholischen Geistlichen nur mit diesen Mitteln in unglaublich kurzer Zeit Schaaren bekehren konnten. Bot allerdings im Norden die besondere Religion der Hindu furchtbarere Hindernisse dar, als der Geist des Buddhismus im Süden, so wußten dagegen auch die Missionare solchen Hindernissen zu begegnen. Bei den Singhalesen konnte man leicht mit Wundern ankommen: der Berg

kam gehorsam zu Muhammed; bei den hartnäckigern Tameln aber ließ sich Muhammed herbei, zum Berge zu kommen.

Die Bekehrungsarbeit an den Buddhisten begann mehrere Jahre früher als die an den Tameln. Colombo wurde 1505 von den Portugiesen genommen; aber erst 1548 konnten sie sich im Norden fest genug setzen, um den Missionaren eine zusammenhängende Wirksamkeit unter den Bewohnern von Jaffna zu gestatten. Gleich nach der Erbauung des Forts in Colombo wurde die Umgegend zum Bisthum von Colombo erklärt, und unter der Leitung Don Juans de Monterio, des ersten Bischofs, wurde das Christenthum bald in den singhalesischen Bezirken verkündet, während erst 1544 Franz Xavier, der Apostel Indiens, zu den Tameln kam. Es waren die Parawa oder die Fischer-Kaste, wie sie um den Golf von Manaar, der Perlenfischerei wegen, so zahlreich war, die ihn einluden. Ueberhaupt haben überall in Indien die Fischer-Kasten sich als die zuerst zugänglichen für das Evangelium gezeigt. So sind die Parawas am Cap Comorin noch heute stolz darauf, daß sie die ersten waren, die Xavier bekehrte, und daß sie jetzt noch als die beharrlichsten Christen gelten. Nicht nur luden die Fischer von Manaar den Missionar ein, sondern trotz der blutigen Verfolgungen des Radscha von Jaffna und denen der Holländer hat heute noch dieser District die dem römischen Katholicismus ergebenste Bevölkerung auf der Insel. Auch bei den Singhalesen waren es die Fischer, unter denen von jeher die römische Kirche am meisten Eingang fand. Ueberall sieht man an der Westküste ihre Capellen, und die Fischer sind bis nach Barberyn meist Katholiken. Als im Jahr 1840 die brittische Regierung die Fischerei-Abgaben nachließ, die jährlich 6000 Pfund (72,000 Gulden) eintrugen, so war der Einfluß der römischen Priester stark genug, die Fischer zu vermögen, diese ganze lästige Abgabe an die Kirche fortzuzahlen, und sie haben es auch seitdem treulich gethan. Woher kommt diese Erscheinung? sind etwa die, welche mit Schiffen auf dem Meere fahren und Gottes Wun-

der sehen in den großen Wassern, zur andächtigen Erkenntniß und Anbetung der höchsten Macht mehr zubereitet? oder gibt ihnen, als einer niedern Kaste, das Christenthum eine höhere Stellung? oder sind sie einer Religion im Voraus geneigt, deren erste Apostel Fischer waren? oder endlich, ist die Einsamkeit ihres Lebens, die Stille der Betrachtung auf den meist ruhigen Tropenmeeren und die Abhängigkeit in ihrem Erwerbe von einer Macht, die Wind und Wasser regiert, ein Hauptgrund für diese Empfänglichkeit? —

Genug, Xavier taufte ihrer 6—700 in Ceylon, die aber der Radscha von Jaffna, erzürnt über ihren Abfall, sogleich niedermetzeln ließ. Seine Anstrengungen, das Christenthum aus seinem Lande wieder auszurotten, waren jedoch ganz vergeblich. Der Einfluß der Portugiesen und ihrer Priester war zu stark, um in die Länge abgehalten werden zu können; seine eigenen Söhne und Verwandten wurden bekehrt, flohen aus Ceylon und stellten sich unter den Schutz des Vicekönigs von Goa.

Johann III., König von Portugal, gab auf die Nachricht hievon dem Vicekönig De Castro den Befehl, da die Bekehrung des Königssohnes ein höchst erfreuliches Ereigniß sey, die Person desselben zu sichern und für Unterhalt und Erziehung desselben Sorge zu tragen, vor Allem aber an dem Tyrannen von Ceylon eine langsame aber sichere Rache zu nehmen. Die Gelegenheit zu Befriedigung dieses Wunsches blieb nicht lange aus. Die Macht der Portugiesen dehnte sich allmählig aber unwiderstehlich in der Richtung gegen Jaffna aus, und nach drei Jahren wandte sich der Radscha in Angst um seine Sicherheit an Xavier mit dem Anerbieten sich taufen zu lassen. Es geschah, und Xavier wurde der Unterhändler eines Vertrages der Bundesgenossenschaft, womit aber eine Garnison von 100 europäischen Soldaten in Jaffnapatam, seiner Hauptstadt, zusammenhing. Das erste, was diese Hülfstruppen thaten, war der Bau einer Festung in Jaffnapatam, und bald entledigten die gefährlichen Verbündeten den Radscha

ganz seiner Herrschersorgen, jagten ihn von der Insel und verleibten sein Gebiet dem von Portugal ein.

Jetzt waren die Portugiesen Herren der ganzen Seeküste und konnten auch an geistliche Herrschaftsplane denken. Aber immer noch blieb ihr Verfahren im Norden sehr verschieden von dem im Süden. Hier unter den Singhalesen und Buddhisten mußten sie mit umsichtiger Klugheit und Rücksicht vorgehen, weil der mächtige König von Cotta, dessen Gebiet von Tschilaw bis Colombo reichte, so nahe war, und weil sie den noch feindlichern Nachbar, den König von Kandy, dessen Reich nur 20 Stunden von ihren Vorposten anfing, zu fürchten hatten. In Jaffna dagegen, fern von jeder heidnischen Herrschermacht, von den Singhalesen durch mächtige Urwälder und unwirthliche Sandwüsten geschieden, gab die natürliche, fast insularische Lage ihrer neuen Eroberung die Stellung einer großen, geschlossenen Festung, in der sie, die See zu ihren Befehlen, vor jedem Eingriffe von Außen gesichert standen. Daher brachten sie hier bald die ganze Halbinsel unter die unbedingte Herrschaft der Kirche. Sie theilten sie in Pfarreien, bauten in jeder Kirche und Schulhaus, gaben ihr ein Pfarrgut zum Unterhalt des Franciscaners, der als Priester da regieren sollte, und noch zeugen die Trümmer dieser geistlichen Gebäude von der Sorgfalt und den Kosten, womit sie gebaut waren. In der Stadt Jaffna selbst befand sich auf der Westseite ein Jesuiten-Collegium mit Kirche, auf der Ostseite ein Dominicaner-Kloster mit Kirche, und die Franciscaner hatten natürlich ihr Kloster auch. Als die Holländer (1658) die Festung eroberten, marschirten 40—50 Mönche dieser Orden aus der Stadt. Wenige Jahre nach der portugiesischen Besitznahme hatte hier Alles, auch die Braminen, die alte Religion abgeschworen und die Taufe empfangen.

Wie kam es aber, fragt man mit Recht, zu so raschen und so massenhaften Bekehrungen gerade bei den sonst zähern Anhängern des Bramanenglaubens? Wie brachte man die unbeugsamen Hindus im Norden so viel schneller zum Uebertritt, als die schmiegsamen und gleichgültigen

Buddhisten im Süden? Bei diesen war allerdings durch den Einfluß der herrschenden Gewalt und die Hoffnung auf Gewinn ein Anfang gemacht, und so ungesund und schmählich auch die ersten Beweggründe zum Uebertritt ins Namenchristenthum bei ihnen gewesen seyn mögen, so ist doch gewiß, daß nach demselben durch die Ceremonien und den Pomp des Katholicismus, der auch sonst in Indien so großen Eindruck machte, die Phantasie der Singhalesen aufgeregt und ihre Neigung dauernd gefesselt wurde.

Als das Christenthum zuerst in Ceylon durch Xavier gepredigt wurde, geschah es in hohem Grade mit der Einfachheit und dem apostolischen Eifer, die seitdem die protestantischen Missionare auszeichneten. Aber trotz der Menge seiner Bekehrten sprach doch dieser edle Mann in seinen Briefen an Ignaz Loyola, den Stifter des Jesuitenordens, seinen Kummer aus, daß, was er äußerlich vollbracht, noch immer so wenig gesund und kräftig sey. Der offene Abfall, der sich später unter seinen Bekehrten zeigte, gab denen, die ihm im Missionslaufe folgten, die Nothwendigkeit an die Hand, wirksamere Mittel für die Weckung der Aufmerksamkeit der Hindus, und zur Niederkämpfung ihres Widerwillens gegen das Christenthum ausfindig zu machen. Die Jesuiten, die nach Xaviers Tode in Schaaren nach Indien stürmten, redeten sich selbst ein, man müsse, da sein Verfahren sich als unzureichend erweise, um Eingang und festen Fuß im Vertrauen der Eingebornen zu gewinnen, sich äußerlich mehr an ihre Sitten und Anschauungsweise anschmiegen, und weniger schroff ihren religiösen und sittlichen Vorurtheilen gegenübertreten. Unter der Decke dieses Kunstgriffs, meinten sie, könne man in der Stille anrücken und das Gebäude ihres uralten Aberglaubens untergraben, noch ehe seine Vertheidiger in dem Angreifer den Gegner entdeckten. In Folge dieses Kriegsplanes bekam das Christenthum in den Händen derer, die es jetzt den Heiden darboten, eine so wunderliche Gestalt, daß es Niemand glauben würde, wenn es diejenigen nicht selbst sagten, die also verfuhren. Die Jesuiten, die jetzt die Bekehrung Hindustans übernah-

men, wollten Allen Alles werden, um ihren Zweck zu erreichen. Sie behielten die Predigt der einfältigen christlichen Wahrheit auf günstigere Zeit vor, und bequemten sich inzwischen geradezu zur Ausübung des Heidenthums. Und zwar gingen sie darin so weit, daß eine der Hauptanklagen, welche zuletzt gegen die Jesuiten und ihr Verfahren von Seiten der übrigen Orden beim heiligen Stuhl einliefen, dahin ging, man könne bei der Erheuchelung heidnischen Wesens und der Duldung desselben an den Bekehrten kaum mehr darüber klar werden, ob die Jesuiten zur Hindureligion, oder die Hindus zum Christenthum bekehrt worden seyen.

Sie stellten sich als Bramanen einer noch höheren Kaste als alle indischen aus dem Westen dar; sie gaben sich indische Namen bei, nahmen die heidnischen Bräuche dieses stolzen und abgeschlossenen Geschlechtes an, und brachten zum Erweis ihrer Ansprüche ein litterarisches Machwerk in alten Schriftzügen zum Vorschein, das die römischen Bramanen als viel älter denn die indischen, und als Abkömmlinge Brama's in gerader Linie bezeichnete.

Sie verfertigten ein falsches Weda (Ezur-Weda), worin sie die Lehren des Christenthums in der nachgeahmten Sprache der alten heiligen Hindubücher niederlegten. Sie trugen den Kawy oder den orangenfarbenen Talar der Sanjasis, einer der verehrtesten Bramanenclassen. Sie hingen ein großes Tigerfell um die Schultern, um Schiwa nachzuahmen. Sie enthielten sich der thierischen Nahrung, des Weins und gewisser verbotener Pflanzen. Sie vollzogen die von den Schastra's verordneten Waschungen. Sie trugen auf der Stirn den Fleck von Sandelholzstaub, dieses Merkzeichen des Hindu. Und um ihre Rolle auch ganz durchzuspielen, nahmen sie dieselbe stolze Verachtung der Pareier und anderer niederer Kasten an, die sich nicht so hoher Abstammung rühmen konnten, wie die Bramanen.

Dabei beruhigten sie sich nicht bloß mit dem heiligen Zweck, der diese Mittel rechtfertige, sondern sie wurden auch noch durch die immer deutlicher hervortretende Aehnlichkeit

zwischen ihrer eigenen Religion und dem Götzendienst ermuthigt, den sie stürzen sollten. „Wenn," sagt Abbe Dubois, selbst römisch-katholischer Missionar in Indien, „irgend „eine der gottesdienstlichen Formen des Christenthums mehr „als die andere geeignet ist, in Indien Eindruck zu machen „und Boden zu gewinnen, so ist es gewiß die katholische, „welche die Protestanten götzendienerisch nennen. Ihr äu„ßerer Pomp und Glanz passen für Gemüths- und Sin„nesart des Eingebornen. Sie hat ein Pudscha (Opfer), „Processionen, Bilder und Statuen; ein Tirtan (heiliges „Wasser), Feste, Fasten und Gebet für die Todten, Anru„fung der Heiligen und Anderes, was mehr oder weniger „dem religiösen Wesen der Hindus ähnelt." All dieses benützten die Jesuiten so sehr als möglich. Sie führten, die Orgien des Dschaggernath nachahmend, die Bilder der Jungfrau und des Erlösers auf Triumphwagen umher; sie führten die heiligen Tänzerinnen des bramanischen Cultes in die Kirche ein; kurz, durch ein aus Trug und Anschmiegung gemischtes Verfahren und ein Leben voll unbeschreiblicher Entbehrungen gelang es ihnen, den Einfluß und das Ansehen der Franciscaner in ganz Südindien zu verdrängen und Schaaren von Namenchristen in die Kirche überzuführen.

Endlich wurde die Aufmerksamkeit des römischen Stuhles auf dieses Aergerniß der Jesuiten gelenkt, die gar nicht verheimlichten, daß sie „aus Klugheitsgründen, um die Em„pörung ihrer Bekehrten zu verhüten, sich die unangenehme „Nothwendigkeit hatten gefallen lassen, manchen tadelns„werthen Brauch zu übersehen und auf schickliche Gelegen„heit zu seiner Abschaffung zu warten." Zugleich stellten sie die Gefahr einer schroffen Behandlung der Gefühle der Hindus und eines offenen Angriffs gegen die mit Recht beklagten Bräuche vor der festen Einwurzelung des Christenthums im Lande dar. Aber ihre Gründe wurden unzureichend gefunden. Papst Gregor XV. und sein Nachfolger verwarfen die abgöttischen Gebräuche der Jesuiten, aber umsonst, bis auf die ernsten Vorstellungen des Cardinals

de Tournon, apostolischen Legaten in Pondicherry, Papst Benedict XIV. eine strenge Bulle erließ, in welcher die abergläubischen Uebungen der Jesuitenmissionare einzeln aufgezählt und gänzlich verboten wurden. Der Abbe Dubois sagt, die vorhergesagte Wirkung dieses Erlasses, wenn er vollzogen würde, sey nicht ausgeblieben. Die Jesuiten gaben widerstrebend und nach mehrmaligen Gegenvorstellungen und Verzügen nach; aber die Zahl der Proselyten nahm ab. Haufenweise fielen die Christen ins Heidenthum zurück; und nur eine theilweise Rückkehr zu dem vom Papste verbotenen Verfahren hat seitdem das gänzliche Erlöschen des römisch-katholischen Christenthums in Indien verhütet.

Da dies in dem nahen Indien zu derselben Zeit vorging, während in Ceylon ähnliche Arbeiten von Priestern derselben Kirche, in denselben Seminarien gebildet, unter dem Befehl derselben geistlichen Oberen stehend, ausgeführt wurden, so hätte man schon im Voraus ein Recht zu der Annahme, es möchten wohl dieselben Mittel, die man in Indien zur Heidenbekehrung so behülflich, ja gar so unentbehrlich fand, auch bei den Tameln und Buddhisten auf Ceylon versucht worden seyn. Es liegen übrigens hiefür sogar Beweise vor. Baldäus, der im Jahr 1658, bald nach der Vertreibung der römisch-katholischen Priester nach Jaffna kam, schildert ihre Kirchen, wie sie mit Theaterbühnen und Gerüsten für die Aufführung von Mysterien und Schauspielen eingerichtet waren, deren Stoff die biblische Geschichte bot. Es ist kein Unrecht, wenn wir aus dem Bericht des Reisenden Mandelsloh, der 1659 in Goa war, diesen Rahmen geschichtlicher Angabe ausfüllen. Er schildert ein solches Schauspiel der dortigen Jesuiten, dem auch der Erzbischof anwohnte, und sagt, nachdem er allerlei den Heiland und seine Mutter darstellende Maschinerieen beschrieben: „Es trat auch ein Mann auf, allein, mit Vogel„nestern bedeckt, nach spanischer Mode gekleidet und maskirt „und machte allerlei lächerliche und phantastische Geberden. „Der Ball endete mit dem Eintritt von zwölf in Affen „verkleideten Knaben, die sich ganz affenmäßig geberdeten.

2*

„Als wir von unsern Wirthen Abschied nahmen, versicherten „sie uns, sie gebrauchten diese Schauspiele, um die Heiden „und Muhammedaner dieser Länder zur Annahme des Chri„stenthums dadurch zu bewegen."

Die Archive der holländischen Colonialregierung enthalten Angaben über die Bestrafung römischer Katholiken, die trotz des bestehenden Verbotes öffentliche Processionen abhielten; und bis auf den heutigen Tag feiern die Katholiken im Norden der Insel ihren Gottesdienst noch in Begleitung von Feuerwerk und Trommeln, umziehen ihre Kirchen in Procession mit geschmückten Wagen, worauf Götzenbilder und Blumenguirlanden sich befinden, und die nur dem Namen nach von den heidnischen Umzügen sich unterscheiden.

Wenn unter der Portugiesen-Herrschaft dergleichen Schaustellungen unter den südlichen Buddhisten seltener waren, so rührt es von ihrer dort weniger gesicherten Macht und von der argwöhnischen Beobachtung des Treibens ihrer Priester durch eine heidnische, von dem König von Kandy kräftig unterstützte Priesterschaft her. In Jaffna, so fern und abgeschlossen, konnte sich Niemand einmischen, und die Könige von Kandy waren eifrige Buddhisten und konnten keine Lust haben, etwas für den Schutz des dortigen Bramanenglaubens zu thun. Dort konnten die katholischen Priester mit Macht und Gewalt eingreifen und durchsetzen was sie wollten. Im Süden galt es an sich haltende Vorsicht. Daher auch dort nirgends die Reste von christlichen Kirchen und andern geistlichen Gebäuden sich finden, wie im Tamel-Gebiete. Man mußte sich dort wohl hüten, außerhalb der Ringmauer eines Forts solche Gebäude aufzuführen. Es gab in Colombo zwei Pfarrkirchen: Unsrer Frauen und St. Lorenzens; vier Klöster der Cordeliers, der Dominicaner, Augustiner und Capuziner; ein Jesuiten-Collegium, worin Philosophie und classische Sprachen gelehrt wurden. Außerhalb des Forts waren sieben Pfarreien, aber, so weit sie nicht unter den Kanonen der Festung lagen, ohne eigene Gebäude. Galla hatte ein Franciscaner-

Kloster und ein Haus der Barmherzigkeit; Caltura eine kleine Kirche für die Besatzung des Forts, wie Malvana und Negombo, während im Norden ein einziger District vierzehn Kirchen zählte.

Demungeachtet gelang es den portugiesischen Priestern im Buddhisten-Lande sogar den König von Kandy, und nachher den von Cotta zur Annahme der Taufe zu bewegen, aber erst nachdem jener von einem Nebenbuhler aus seinem Lande gejagt, dieser aber durch die feindlichen Bewegungen seiner Unterthanen genöthigt war, sich unter den Schutz der Fremden zu flüchten. Das Radschawali, eines der heiligen Bücher von Ceylon, sagt: „Als der König von „Cotta getauft wurde, ließen sich auch viele Edle seines „Landes taufen, und von da an wandten sich die Weiber „der Vornehmen und auch die der niedern Classen, der Bar„biere, der Fischer, der Mattenflechter um des Goldes „der Portugiesen willen zum Christenthum und zum „Umgang mit den Fremden, und die Buddhisten-Priester, „die bis dahin noch in Cotta geblieben, zogen sich ins In„nere nach Situak und Kandy zurück." Dies bestätigt hinreichend, daß man im Süden nicht zur Gewalt, wohl aber zu den Andeutungen König Johanns griff, daß Aussicht auf Gewinn noch größere Wirkung thun werde, als Hoffnung der ewigen Seligkeit. Der Buddhismus wurde nirgends mit Gewalt niedergedrückt, und auch der Rückzug der Priester war ein ganz freiwilliger; ja die großen Tempel zu Kalani und andere, nicht weit von Colombo, wurden, so ungern dies die Portugiesen sahen, fortwährend von ihren Priestern bedient und von vielen Wallfahrern aus allen Theilen der Insel besucht.

Als der Kaiser von Cotta (1597) starb, und in seinem letzten Willen das Land an Don Heinrich, König von Portugal, vermachte, zeigten die Häuptlinge einen zwar ehrerbietigen, aber doch muthigen Freiheitssinn, dessen Aeußerung sowohl ihren Wunsch, daß ihre Religion keinerlei Gewalt leide, wie ihre Einsicht in den Bekehrungsdrang der Portugiesen darlegte. Da der General-Capitän von Colombo

sie zur Huldigung aufforderte, baten sie um Bedenkzeit; sodann erklärten sie fest, als Singhalesen in Grundsätzen aufgewachsen zu seyn, bei denen sie zu bleiben entschlossen seyen und es würde schwer und nicht ohne Gefahr für den Angreifer seyn, sie zu zwingen, dieselben gegen andere ihnen ganz fremdartige zu vertauschen. Sie machten auf die Umwälzungen aufmerksam, die in solchen Fällen dem alten Zustand der Dinge nicht gefährlicher zu seyn pflegen als dem neuen; aber sie erklärten, dem König von Portugal eben so treu dienen zu wollen, wie ihrem bisherigen Herrn, wofern dessen Diener ihre angebornen Rechte und Gewohnheiten achten würden. Die Bedingungen wurden portugiesischerseits angenommen und die Abgeordneten unterzeichneten einen Unterwerfungsvertrag mit der Krone Portugal, dem der Generalcapitän nur eine Clausel anhängte, nach welcher die Priester und Orden das Christenthum frei im Lande predigen und die Singhalesen Niemand an freiwilligem Uebertritt zu demselben hindern, daß selbst Eltern sich keine Gewalt über die Gewissen ihrer Kinder anmaßen dürften und daß über Vergehungen gegen die Religion die bestehenden Richter (die Inquisition?) zu urtheilen hätten. Jeglicher Glaubenszwang war dadurch ausgeschlossen, dagegen Jedem Freiheit hinsichtlich der religiösen Ueberzeugung gelassen, mit der es Gott gefiele, ihn zu erleuchten.

Erst gegen das Ende ihrer Herrschaft machten die Portugiesen Anstalt, das Christenthum über ihr eigenes Gebiet hinaus zu verbreiten und ihm ins Innere der Insel Bahn zu machen. Aber damals war ein furchtbarer Nebenbuhler für das Wachsen ihrer Macht im Osten bereits groß gewachsen. Die Holländer hatten am Hofe des Königs von Kandy Eingang gefunden, und auf ihren Rath gab der König (1614) eine rund abschlägige Antwort auf die Bitte des portugiesischen Gesandten um freie Religionsübung für die römischen Katholiken in seinem Gebiete und um die Erlaubniß eine Kirche und ein Kloster für 2 — 300 Geistliche und Layen in Kandy zu bauen. Den Holländern war die Erinnerung des eigenen Krieges um Freiheit

der Niederlande von der verabscheuten römisch-katholischen Herrschaft Spaniens noch allzu neu; sie hatten in ihren asiatischen Besitzungen längst wahrgenommen, daß sie keine Sicherheit des Besitzes hoffen konnten, so lange die römische Geistlichkeit noch etwas darin zu bedeuten hatte, weshalb sie auch später eben so sehr aus politischen als religiösen Gründen auf der Entfernung aller römischen Priester aus den von ihnen eroberten Plätzen in Indien bestanden, indem dieselben durch ihre Intriguen stets die holländischen Interessen beschädigten. So hatten sie denn auch 1638 den Radscha Singha von Kandy in einem mit ihm abgeschlossenen Vertrage durch die Bedingung gebunden, „keinem Priester, Mönch oder römischen Geistlichen den „Aufenthalt in seinem Gebiete zu gestatten, sondern dieselben „als Urheber aller Rebellionen und Verderber aller Re„gierungen zu vertreiben."

So mit ihren Missionsbestrebungen innerhalb ihres eigenen Gebietes eingeengt, waren die Portugiesen hier desto emsiger, und es gibt keinen stärkeren Beweis davon, wie sehr die Macht der Geistlichkeit durch alle Volksclassen drang, als der Umstand, daß noch heute die vornehmsten Singhalesen-Familien außer ihren Familiennamen den der portugiesischen Officiere tragen, der vor 300 Jahren ihren Ahnen bei ihrer Taufe gegeben worden ist. Und zwar steht immer der Portugiesenname voran, wie: Ernesto de Saram Widscheyesekere Karunaratue, Juan Luis Pereira Abeysekere Gunivardene, Don David de Silva Welaratne Dschajetilleke u. a. m. Diese Bekehrung war aber ein politischer, nicht religiöser Act, und die weit überwiegende Mehrzahl war damals wie jetzt fest mit dem Buddhaglauben verwachsen. Denn zu Tausenden ließen sie sich taufen, fast ohne allen Unterricht, ohne alle innere Erleuchtung, nicht gezwungen, kaum aufgefordert, und zwar auf einen Glauben, der völlig neu und fremd, ihnen gar nichts war. Ihre Ansichten und Gefühle blieben dieselben, woran die Bequemung der Missionare zu heidnischem Pomp und Wesen sie nicht im mindesten hinderte.

Zweiter Abschnitt.

Die holländische Zeit. — Treubruch am Könige von Kandy. — Holländische Verfolgung der Römischkatholischen. — Gegenwärtiger Zustand der Portugiesen in Ceylon. — Die Einführung der reformirten Staatsreligion. — Außerordentliche Nachgiebigkeit der Eingebornen. — Mittel zur Bekehrung der Buddhisten. — Schulwesen der Holländer. — Kirchenwesen in Ceylon. — Maaßregeln gegen den Buddhismus. — Abnehmen des Christenthums. — Wachsender Einfluß der römischen Katholiken. — Mißlungene Einführung der reformirten Staatsreligion. — Ursachen des Mißlingens.

Die Holländer begannen ihre Laufbahn in Ceylon unter Umständen, die sehr geeignet waren, ihren geistigen und politischen Einfluß zu erhöhen. Sie hatten sich bereits in den Ländern des Ostens durch die Kraft, mit der sie sich auf den Inseln des indischen Archipelagus festgesetzt, und durch die Einsicht, mit der sie in Java, Formosa, Amboina, Sumatra und auf den Molukken den Grund zu blühenden Colonieen gelegt, Ruhm erworben. Mit dem Wachsen und der Erweiterung ihrer Macht war das allmähliche Herabkommen der Portugiesen und ihrer Herrschaft in Indien gleichen Schrittes fortgegangen. Die Politik der Portugiesen war durch Treulosigkeit und arglistiges Umgreifen bezeichnet, ihre Handelsthätigkeit durch Trug und Raubsucht verhaßt; durch ihr Benehmen gegen die Eingebornen jeden Ranges und Glaubens hatten sie, weil Uebermuth und tyrannische Anmaßung seinen Hauptcharakter bildeten, in ungewöhnlichem Grade Mißstimmung und Unzufriedenheit erregt.

Auch in Ceylon war ihr politisches Treiben gegen das Ende ihrer Herrschaft treulos und heimtückisch gewesen, und im Jahre 1636 schrieb der Radscha Singka von Kandy in dem Eindruck von dem edleren Benehmen der Holländer einen Brief an den Statthalter von Palliakatta auf der Koromandel-Küste, schilderte das ehrlose und gewaltthätige

Wesen der Portugiesen und lud die Holländer zu einer Allianz ein, welche die Vertreibung jener zum Zweck haben sollte. Er gab sich in diesem Briefe europäische Titulaturen und nannte sich Kaiser von Ceylon, König von Kandy, Cotta und Jaffnapatam, Fürst von Uwa, Matura und den vier Korles, Großherzog der sieben Korles und von Matelle, Graf von Trinkomalie und Kottiar, Markgraf von Udenuwere, Herr der Seehäfen Colombo, Madampe, Calpentyn und Manaar, der Perlenfischereien und der Edelsteine, Herr der goldenen Sonne. Er benachrichtigte die Gesandten, die nachher von Batavia an ihn abgeordnet wurden, daß er den Portugiesen nicht trauen könne, daß sich mit ihnen kein sicherer Bund schließen lasse, daß trotz aller Versprechungen und Verträge sie seine Gränzen verletzen, sein Land plündern, seine Dörfer und Städte in Brand stecken, und daß, so lange sie einen Zoll breit Landes auf der Insel inne haben, kein Schutz gegen ihre Tyrannei, keine Sicherheit vor ihren Beleidigungen denkbar sey. Man kam überein, daß die Holländer Festungen als Stützpuncte ihrer Unternehmungen gegen die Portugiesen im Westen bauen, der König alle Kriegskosten bezahlen und die Holländer alle den Feinden abzunehmenden festen Plätze und Landgebiete diesem überlassen sollten.

Die Holländer ließen sich aber gleich im Anfang zu einer Treulosigkeit verleiten, die gar nicht hinter dem Verfahren zurückstand, das ihre Vorgänger um guten Namen und Besitz brachte. Im Widerspruch mit den ausdrücklichen Vertragsbedingungen behielten sie alle ihre Eroberungen und überzogen ihren Bundesgenossen selbst mit Krieg. Sie gewannen in den Jahren 1640 — 1658 Galle, Colombo und Jaffna; alle festen Plätze fielen in ihre Hände; die Portugiesen waren vertrieben und die Holländer betrachteten sich als ihre Erben durch das Recht der Eroberung.

Es wurde sofort, wie die Niederländer überall es thaten, die reformirte Staatsreligion in der Colonie eingeführt und am 6. October 1642 trat der erste presbyterianische Geistliche auf der Insel in Thätigkeit. Allein ehe sie positiv

wirkten, ließ das noch glühende Haßgefühl gegen die europäischen Nebenbuhler Maaßregeln gegen die römischen Priester als die Hauptsache erscheinen. Die in Colombo gefundenen und die mit den Truppen aus Jaffna ausgezogenen wurden kurzweg nach Indien hinübergeschafft. Ein unglücklicher Jesuit, den Krankheit verhindert hatte, nach der Uebergabe des letztern Platzes, seine Amtsbrüder zu begleiten, wurde enthauptet, weil er eine unter dem Beichtsiegel anvertraute Verschwörung, bei der er selbst übrigens völlig unbetheiligt war, nicht angezeigt hatte. Die höhnische Behandlung der Altarbilder durch die Niederländer während des Krieges, wo immer eine Kirche in die Gewalt der Sieger fiel, empörte die Portugiesen, und der unglückliche Generalcapitän von Colombo sagt in seinem amtlichen Berichte von der Belagerung: „Es fehlen meiner Feder die „Worte, um die Frevel der Ketzer an den Heiligthümern zu schil„dern. Sie nahmen das Standbild des heiligen Thomas, schnit„ten ihm die Nase ab, schlugen es voll Nägel und schossen es „aus einem Mörser in unsern Graben." Die Feindschaft der Sieger gegen die römische Kirche, wie sie stets sich gleich blieb, übertraf weit ihren Widerwillen gegen Bramanisten und Buddhisten. Im Jahre 1658 verbot eine Proclamation bei Todesstrafe, einen römisch-katholischen Priester verborgen zu halten oder zu beherbergen. Das Verbot war aber eine zu schreiende Ungerechtigkeit, um durchführbar zu seyn. Die Priester blieben trotz desselben bei ihren Gemeinden. Im Jahre 1725 wurden den Katholiken alle öffentlichen und Privatversammlungen bei schwerer Geldstrafe, im Wiederholungsfalle bei leiblicher Züchtigung verboten. Diesem harten Verbot folgte ein anderes auf dem Fuße, das diesen Geistlichen das Taufen auf das Strengste untersagte, und dieses wurde von Zeit zu Zeit wiederholt. Auch jene obige blutige Verordnung wurde 1733 und 1745 erneuert, ohne jedoch ihren Zweck zu erreichen. 1748 verbot man die Bildung katholischer Geistlicher; aber die Wiederholung dieses Erlasses, sowie desjenigen, der die Messe untersagte, zeigt deutlich, daß Priester

und Gemeinden sich nicht so leicht von ihrem Glauben losreißen ließen. Die katholische Kirche blieb trotz aller dieser Schritte stark auf der Insel, indem nicht allein die Portugiesen, die auf Ceylon geblieben waren, sondern heimlich auch viele Singhalesen und Tameln ihr treu blieben und sich weder durch Bestechung noch Gewalt von ihr abziehen ließen.

Es war begreiflich, daß diese unchristlich rohe Verfahrungsweise die römischen Katholiken von den von den Holländern besetzten Seeküsten ins Innere trieb, denen jetzt der Radscha Singha, empört über die Treulosigkeit der Holländer, daß sie alle eroberten Küstenorte behielten, gerne Schutz in seinem Lande gab. Es sollen sich über 700 portugiesische Familien zu Ruanwalle am Fuße der Kandyberge angesiedelt haben, während zu Galgamoa eine Colonie von eingebornen Christen entstand und noch heute zu Wahakotta in den Bergen von Matelle eine römisch-katholische Gemeinde sich befindet, die von den geflohenen Portugiesen abstammt, in Sprache und Sitten aber gänzlich mit den Kandyern verschmolzen ist.

Das eigentliche Bekehrungswerk wurde jetzt systematisch getrieben. Die römisch-katholischen Kirchen der Provinz Jaffna wurden in Besitz genommen und mit jeder eine Schule verbunden. Baldäus, einer der ersten reformirten Missionare meldet ausführlich, wie wenig vorgängigen Unterricht er für nöthig hielt, um die Heiden in die holländische reformirte Kirche aufzunehmen.

Zu Jaffna eröffnete man ein Seminar zur Bildung von eingebornen Lehrern und Katechisten. Im Jahr 1663, nur fünf Jahre nach der Eroberung, waren dort bereits 12,387 Kinder getauft, 18,000 befanden sich in den Schulen, und die Zahl derer, die „christliche Männer und Frauen geworden", belief sich auf 65,000. In Manaar und Wanny gab es 1655 schon 8000 Bekehrte, und 1688 berechnete man die Gesammtzahl der Uebergetretenen im Jaffna-Lande auf mehr als 180,000. Wenn man die Klage des rechtschaffenen Baldäus hört, daß ihm (1663) für alle seine Kirchen

und Schulen nur zwei oder drei Geistliche zu Gebot stehen, wo die Portugiesen über vierzig gehabt, so kann man sich denken, wie es mit dem Schulunterricht und der geistlichen Führung dieser Leute aussah. Der ehrliche Mann muß aber auch gestehen, daß sie zwar „dem Namen nach Christen „und wohl im Stande seyen, über die zehn Gebote und andere „Lehrpunkte verständig zu sprechen, aber noch viele heid„nische Ansichten festhalten".

Auch die holländischen Prädicanten hatten bei den Buddhisten im Süden keine so leichten Triumphe wie bei den Tameln. Die Singhalesen waren weit nicht so bereitwillig, nach einander die widerstreitenden Lehren Roms und die der Reformation sich anzueignen. Man fand es daher nöthig, wenigstens mit sanfterem Zwang ihrem Verständniß nachzuhelfen. Zu dem Ende wurde verordnet, daß kein Eingeborner den Rang eines Modliar, einen Landpacht oder ein Amt erlangen könne, der nicht getauft, Mitglied der protestantischen Kirche sey und sich zur helvetischen Confession halte.

Der Erfolg läßt sich leicht ermessen. Viele der Häuptlinge im Niederlande, die sich noch nicht lange von den Portugiesen hatten taufen lassen und noch die Taufnamen ihrer römisch-katholischen Pathen trugen, kamen jetzt herbei um den Irrthum Roms abzuschwören. Die Landeigenthümer und alle die nach den kleinen Aemtern und Dorfschulzenstellen trachteten, waren natürlich beeifert, die nöthigen Eigenschaften hiezu sich anzueignen; selbst Bramanen von Jaffna und Manaar, die nicht gern der Aussicht auf Würden und Besoldungen entsagten, bekannten sich zum Christenthum, jedoch ohne die heidnischen Abzeichen von sich zu thun.

Die Holländer gingen durchaus in ihren Missionsbestrebungen den Weg durch die Schule, der erst die Predigt folgte. Das Dorfschulhaus umfaßte den Kern einer künftigen Gemeinde, und mit den Anfangsgründen aller Bildung erhielten Jung und Alt den ersten Unterricht im Christenthum. Die Taufen und Trauungen fanden im Schulhause statt, und um diesem die möglichste Bedeutung

zu geben, wurde der von der Schulaufsichtsbehörde ernannte Schulmeister auch der Führer der Thombos oder öffentlichen Register und somit der Verwahrer der Documente, worauf Besitzstand und Erbrecht beruhte.

Der Unterricht in den Dorfschulen war beschränkt und unentgeltlich, aber es fand Schulzwang durch Geldstrafen statt. Diese Strafen waren Anlaß zu beständiger Widersetzlichkeit der Eingebornen, Unredlichkeit der Lehrer und Quälerei für die Behörden; aber die Erfahrung hatte gelehrt, daß nur strenges Einhalten derselben den Schulbesuch sicherte.

Dreißig Jahre lang schien Alles unter diesem aus Zwang und bloßem Zureden gemischten System gut fortzugehen; aber etwa ums Jahr 1670 traten Spuren einer Unzufriedenheit der Geistlichen mit dem hartnäckigen Starrsinn der Götzendiener und der feindseligen Einmischung der römischen Katholiken und ihrer Priester hervor. Was die Schule betrifft, so zeigten die Eingebornen im Ganzen, wo nicht religiöse Vorurtheile in den Weg traten, viel Sinn für den Unterricht ihrer männlichen Kinder, während hingegen es viele Jahre erforderte, um die Abneigung gegen den Mädchenunterricht und besonders das Schreibenlernen der Mädchen zu bemeistern.

Im Süden der Insel und besonders zu Matura, das stets als die Burg des Buddhismus galt und der Sitz seiner gelehrtesten Bekenner war, war die Feindseligkeit viel stärker, als um Colombo. Man widersetzte sich hier offener und gewaltsamer dem Schulunterricht, und ein Edict der holländischen Regierung, das Ehen der Christen mit unbekehrten Buddhisten verbot, goß Oel ins Feuer. Dennoch ging das Schulwesen auch hier erfreulich vorwärts, und man zählte 30—40,000 Schulkinder von den Singhalesen, und am Schluß der holländisch-ceylonischen Herrschaft waren etwa 85,000 Kinder auf der Insel in den Schulen. Für Kirchen- und Schulzwecke theilte man die Insel in drei Bezirke: Colombo, Jaffna und Galla. Es gab europäische Militär- und Civilgemeinden in den Forts und an den Küsten, und im Innern über hundert Gemeinden von Ein-

gebornen. Aber trotz all dieser Hülfe der Regierung war die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums nur Geschichte eines Kampfes mit Widerstand und Schwierigkeiten, wie sie allmählig die Kraft der Kämpfer erschöpften und die Wirkung ihrer Arbeit vernichteten. Der Hauptkampf war mit dem Götzenthum der Singhalesen beständig zu bestehen, und im Süden besonders konnten die Holländer nicht Meister werden, und nur durch Zwang volle Schulen und Besuch der Gottesdienste herstellen.

Nach dem Berichte des Predigers zu Galla vom Jahr 1680 war damals das Heidenthum im Wachsen, so daß er zweifelte, ob es thunlich sey, die Kinder der Eingebornen zu taufen, „um das Heiligthum nicht den Hunden „zu geben." Alles war nur pro forma und zwangsweise da. Ohne die Regierung war auch das Namenchristenthum verschwunden; Erfahrung von der Kraft des Evangeliums war nirgends zu sehen. Auch die Lehrer waren mit wenigen Ausnahmen bloße Lohndiener, ohne sich um die eigne Seele oder das Heil der anvertrauten Seelen zu bekümmern; ja von einigen derselben wurde erhoben, daß sie die Teufelstänze mitmachten. Später kamen die holländischen Prediger zu Colombo, sichtlich entmuthigt durch den täuschenden Erfolg ihrer Arbeit, und in Verlegenheit gesetzt durch die Massen ihrer Bekehrten, die in Wahrheit noch Heiden waren, beim Statthalter mit der Erklärung ein, daß sie die Eingebornen nur „Namenchristen" oder „Getaufte", nicht aber einfach „Christen" nennen können, weil Viele blos aus Gründen des Vortheils übergetreten seyen, und daß der Zustand der ceylonischen Kirche ein ungesunder und bedenklicher sey, trotz allen Verboten der Regierung „gegen Teufels„anbetung und Aberglauben, wie gegen die päpstlichen „Uebungen", zu welchen doch noch viele Leute hingeneigt blieben.

Die letzte Andeutung war gegründet. Mit dem Sinken des Einflusses der reformirten Geistlichkeit stieg unerwartet wieder die Bedeutung der römischen Priester. Die bunten Ceremonien ihres Gottesdienstes hatten, auch unter

allem Druck, die Gemüther der Eingebornen festgehalten. Zu dem trockenen Lehrwesen und der strengen Zucht ließen sich dieselben nur durch Gewinn locken, durch Strafdrohung schrecken. Besonders in Jaffna bei den Tameln und der Fischer-Kaste war der römische Katholicismus zäh festgehalten worden. Von Kandy aus, dessen König sie zuerst vertreten, dann eingeladen hatte, kamen die Priester ins Niederland herab, besuchten heimlich ihre zerstreuten Heerden und verwalteten trotz aller Verbote die Sacramente. Einer der ausgezeichnetsten dieser Priester war Joseph Vaz von dem Oratorium von St. Philippo Neri zu Goa, dessen Abenteuer auf Reisen und in Kerkern, dessen außerordentlicher Eifer im Dienste der Kirche ihm bei den Katholiken in Ceylon eine Verehrung erwarb, die seinen Namen zunächst an den des heiligen Franz Xavier in Indien anreiht. Er vermochte (1694) den König von Kandy zu der Erlaubniß, die katholische Kirche in der Vorstadt Bogambra, die sein Vorgänger hatte niederreißen lassen, wieder aufzubauen; er wurde vom Bischof von Cotschin zu seinem Generalvicar in Ceylon ernannt und verfolgte seine Arbeit mit solchem Nachdruck und Erfolg, daß er in unglaublich kurzer Zeit die katholische Kirche in ihren frühern Hauptsitzen Jaffna und Manaar wieder emporgebracht, ihren Einfluß über das Küstenland ausgebreitet und über 30,000 Heiden derselben zugeführt hatte. Er starb zwar 1711 zu Kandy, aber der von ihm ausgegangene Impuls wirkte kräftig fort, und trieb die holländische Regierung auf Anregung der reformirten Pfarrer aus dem verhältnißmäßig milden Anfangsverfahren heraus in eine gewaltsamere Bahn. Die holländischen Prediger und ihre Consistorien hatten immer eine Neigung zu Zwangsmaaßregeln in Sachen der Religion; aber erst als die Zunahme der römischen Katholiken sie in Angst setzte, gab die Regierung ihrem Andringen nach und wagte die bereits genannte Reihe von Anordnungen, deren Zweck über die bloße Einschränkung der katholischen Priester hinaus auf gänzliche Unterdrückung ihrer Kirche ging. Die proscribirten Priester wurden aber nicht

zum Schweigen gebracht. Sie verließen zwar ihre offenen Wohnsitze im holländischen Gebiete, aber nur um sich in die Gränzdörfer des Reiches Kandy zurückzuziehen und von dort aus unter allerlei Verkleidungen ihre Gemeinden im Meerbezirke zu besuchen. Der Statthalter erließ seine Proclamationen, aber meist zu spät, wenn der schlaue Priester schon wieder aus seinem Bereiche war, und wenn sie auch früher kamen, so waren sie zu tyrannisch, um Ausführer zu finden. Im Jahr 1717, blos zwei Jahre nachdem eine solche Proclamation war ausgegeben worden, hatten die Katholiken über 400 Kirchen in allen Theilen Ceylons, und vier Mal so viele Gemeindeglieder, als die presbyterianische Kirche. Was half es also, daß 1715 auf alle Heirathen der unterdrückten Partei hohe Steuern gelegt, daß die Einsegnung der reformirten Pfarrer als allein gültig erklärt, sogar die Civilehen durch die Glieder des Gerichtshofes noch über die römische Trauung gestellt, sogar jede Registrirung und Vollziehung einer Trauung durch die Priester ungültig erklärt worden waren. Was half es, daß man den Katholiken das Halten eigener Begräbnißplätze verbot, und die Bestattung eines Katholiken auf dem protestantischen Friedhof nur gegen hohe Gebühren erlaubte. Man ging sogar so weit, nicht nur die römischen Katholiken, wie die Heiden, von allen Aemtern auszuschließen, sondern sogar die Kinder aller protestantischen Sclaven frei zu erklären, die der römischen Katholiken zu ewiger Sclaverei zu verdammen — ein höchst unbesonnener Streich, der auf den zurückfiel, der ihn führte, weil natürlich die Sclavenbesitzer jetzt nichts ernstlicher zu verhindern suchten, als die Protestantisirung ihrer Sclaven.

Mit ernstlichen Maaßregeln trat man, aber auch mit gleich ungünstigem Erfolge, dem Buddhismus entgegen. Im Jahr 1682 erließ der Statthalter Laurenz Van Pyl auf Antrieb des Consistoriums ein Placat, das Teufelstänze und andere Götzengebräuche mit Strafen belegte; 1688 wurde dem König von Kandy der Bau eines Buddha-Tempels im holländischen Gebiete abgeschlagen, und einige Jahre

später wagten die protestantischen Geistlichen sogar die kühne Bitte um das Verbot des Götzendienstes in dem großen Tempel zu Kalany bei Colombo, und um die Erlaubniß, auf den Trümmern eines heidnischen Predigthauses (Madua) in der Nähe ein Schulhaus zu bauen. So weit wagte sich aber die Regierung doch nicht; denn jener Tempel war ein altberühmter Wallfahrtsort, und leichtlich konnte man durch seine Unterdrückung die Rache des Königs von Kandy reizen, den man damals im Frieden und gutem Vernehmen zu erhalten trachten mußte. Die Schule wurde erlaubt und den Namenchristen Strafe auferlegt, wenn sie die heidnischen Bräuche mitmachten. Allein das Schulhaus wurde eröffnet, aber die Pilgerschaaren strömten zahlreicher als je zum Tempel, und die Geistlichkeit wandte sich in ihrer Noth, von der schüchternen Colonialbehörde im Stiche gelassen zu seyn, an die Regierung in Holland, um die Durchsetzung des Placats von Van Pyl auszuwirken. Die holländisch-ostindische Compagnie ging darauf ein, und 1692 mußten die Götzendienste zu Kalany aufhören und die Priester den Platz verlassen.

Nichtsdestoweniger ging es mit der Bekehrung der Buddhisten sehr langsam, und der Zustand der Bekehrten blieb ein halber. Alles hatte nichts gefruchtet. Es blieben nur noch Zwangsbekehrungen übrig, und diese wurden jetzt offen und unumwunden vorgenommen, so daß man in Holland von Seiten der Geistlichkeit darauf aufmerksam wurde. Im Jahr 1700 wandte sich die Classe von Amsterdam mit Vorstellungen an das Consistorium zu Colombo. Sie bemerkte, „es sey ihr aus sicherer Quelle zu Ohren gekommen, „daß man da und dort unschickliche und unrechte Mittel an„wende, um die Eingebornen zur Annahme des Christen„thums, d. h. zur Taufe zu nöthigen; daß, wer nicht ge„tauft sey, eines Drittheils seines Vermögens verlustig „erklärt werde; daß man mit Geldstrafen den Schul- und „Kirchenbesuch erzwinge.“ Diese Dinge, sagt die Classe, seyen nicht von Christo und nicht geeignet Sein Reich zu fördern; Zwang könne keine Ueberzeugung, Strafe keinen

Glauben schaffen; wer auf diesem Wege Christ geworden, der müsse, während er den Namen Christi trage, nothwendig sein Feind bleiben.

Zwanzig Jahre später sah es nicht minder trostlos aus. Im Jahr 1730 stellte das Consistorium von Galla seine Ansicht von den Hindernissen des Christenthums schriftlich dar. Voran steht der Einfluß der Häuptlinge, die sich der Regierung zu Gefallen Christen nennen lassen, aber unverbesserliche Buddhisten seyen, und in ihrem Kastenstolze sich eigene Kirchen bauen lassen, die sogar ihre Frauen nicht betreten dürfen. Dann folgt das öffentliche Herrschen des Götzenthums, dem man heimlich anhange, während man zum Schein sich zum Christenthum bekenne. Das ganze Leben der Christen sey vom Buddhismus beherrscht und geregelt: „Bei der Geburt eines Kindes befragt man die „Sterndeuter; bei Krankheit hängt man Amulette um den „Hals; nach der Taufe wird dem Kinde wieder ein Heiden„name gegeben, wenn es zum ersten Mal Reis ißt, und der „Taufname abgelegt. Keine Arbeit wird unternommen, ehe „man den glücklichen Tag erkundet hat, und in Krankheit „und Noth schickt man eher zum Teufelstänzer, als zum „Pfarrer. Für Heirathen muß die glückliche Stunde ersehen „werden. Stirbt Jemand, so schmückt man sein Grab mit „Blättern des dem Buddha heiligen Baumes, und Kokos„nüsse und Reis werden zur Nahrung des Todten darum „aufgehäuft. Man opfert den Götzen zu Kattagram, gibt „den bettelnden Tempeldienern Almosen, und der höchste „Segenswunsch, den man für seine Freunde hat, lautet: „„Magst du ein Buddha werden."" — Die Hauptursachen dieses Zustandes suchen die Herren Geistlichen darin, daß man die Strafgesetze von 1682 nicht nachdrücklich durchführe, und (wohl mit mehr Recht) in dem üppigen Leben der Europäer, das den Eingebornen ein Muster aller Laster vorzeige.

So stand es um das Christenthum in Ceylon, als (1736) Baron Imhof Statthalter dort wurde. Als er 1740 wieder abreiste, sprach er seine Ansicht über die Mit-

tel der Förderung der Mission aus, und verlangte Aussendung von mehr Missionaren, um singhalesisch, malabarisch und portugiesisch zu predigen, setzte aber hinzu, dieselben „sollen keine Listen der Bekehrten mehr einsenden, die sie ge„wonnen, was nur zu Mißverstand und lächerlicher Reli„gionsübung führe. Die römischen Priester seyen die ärg„sten Feinde der Compagnie, die ihr Schaden thun, wo sie „können, und unter sich fest zusammenhalten; sie werden aber „nie unterdrückt werden, so lange man nicht tüchtigere, pro„testantische Arbeiter aufstelle."

Die Zahl der römischen Katholiken war in der Verfolgung gewachsen. In jedem Bezirk von Jaffna bis Colombo hatten sie Kirchen. Im Jahr 1734 dehnten sie sich nach Süden aus, und die reformirten Prediger in Galla mußten vor der Masse und Hartnäckigkeit des feindlichen Widerstandes zurückweichen. Von 1745 an war eine Zeitlang gar kein protestantischer Geistlicher dort.

Am besten tritt die Gegenstellung der beiden Kirchen, die wachsende Kraft der römischen Priesterschaft, die Furcht der holländischen Geistlichkeit, der Geist des Consistoriums und das Verfahren der weltlichen Behörde in der Behandlung der römischen Gemeinde zu Negombo und Umgegend in jener Zeit hervor, wo die römische Kirche stets die meisten Anhänger im Süden gezählt hatte. Es war im Jahr 1750, daß die dortigen Katholiken, nur 10 Stunden von Colombo lebend, den Muth faßten, der Regierung die Beschwerden vorzulegen, unter denen sie seufzten, und Abhülfe zu verlangen. Sie beklagten sich, daß man sie als aufrichtige Anhänger ihrer Kirche, der ihre Voreltern seit 200 Jahren angehört haben, mit Gewissenszwang und Strafandrohungen nöthige, ihre Kinder in Lehren unterrichten zu lassen, die sie verwerfen, und deren Anhören aus dem Munde ihrer Kinder für sie ein Anstoß sey. Sie gestanden zu, daß sie den Behörden zu Gefallen und aus Furcht vor der Strafe ihre Kinder von den reformirten Geistlichen taufen ließen, erklärten aber, dieselben seyen nachher vom römischen Priester nochmals getauft worden. Sie beklagten

die Nothwendigkeit, zu Schaden ihres Seelenheils in stetem Zwiespalt zwischen ihrem Glauben und ihrem Bekenntnisse leben zu müssen, und baten dringend um Gewissensfreiheit und freie Uebung einer Religion, von der doch aller Zwang sie nimmermehr abbringen würde.

Die Bitte wurde von der Regierung dem Consistorium zu Colombo zur Begutachtung vorgelegt; dieses wollte von irgend einem Nachlassen von der Strenge der Gesetze nichts wissen, bestand vielmehr auf unnachsichtiger Durchführung derselben und auf der Ungültigkeit der Priestertaufe.

Allein so weit wollte der Statthalter und sein Rath nicht gehen. Sie erinnerten sogar das Consistorium daran, daß ihm keinerlei Strafgewalt zustehe, sondern nur der weltlichen Behörde. Die Frage nach der Gültigkeit der Priestertaufe sollte von den Oberbehörden in Batavia entschieden werden. Die bloße Ernennung protestantisch getaufter Häuptlinge sey rein unmöglich, weil dieser zu wenige seyen, um eine Auswahl zu haben.

Allein dennoch wurden die römischen Katholiken mit ihrer Bitte abgewiesen. Der nutzlose, empörende Zwang blieb an der Tagesordnung. Die natürliche Folge war störriger Widerstand und Wiedervergeltung. Die Katholiken waren durch ihre Zahl und äußere Macht kühner geworden, und traten mehr aus dem Dunkel hervor. Sie errichteten Gottesdienste zu Caltura bei Colombo, und fingen an, ihre Feste mit allem Prunk und Pomp öffentlich zu begehen. Der Statthalter verbannte die Anstifter dieser Bewegung nach dem holländischen Platze Tuticorin an der Koromandel-Küste. Unruhen waren die Folge, und mehrere Jahre lang gab es Tumulte, in welchen die Protestanten von ihren Gegnern verhöhnt und angefallen wurden.

Dies öffnete endlich der Regierung wenigstens theilweise die Augen über den Werth der gewaltsamen Bekehrungsmethode. Ein Umschwung trat ein, und unter den drei letzten holländischen Statthaltern Falk, Van de Graaf und Engelbeck, zwischen 1765 und der brittischen Eroberung 1796, wurden zwar die harten Gesetze nicht zurückge-

nommen, aber auch nicht mehr streng vollzogen, und die Priester durften zwar im holländischen Gebiete wohnen, aber nicht in ihrer Amtstracht erscheinen, und in einer gewissen Entfernung von den festen Plätzen keine Amtshandlung verrichten.

Die bedeutenden Verminderungen und Einschränkungen im reformirten Kirchen- und Schulwesen auf der Insel kann man als Beweis der Entmuthigung und der Verzweiflung an dem bisherigen Verfahren betrachten. Im Jahr 1730 waren bei den Besetzungen und zur Schulaufsicht dreizehn Geistliche angestellt gewesen, und 1747 waren nur noch fünf in ganz Ceylon, und von diesen verstand nur Einer die Landessprache.

Von da an suchten und empfingen die Holländer Hülfe von der dänischen Mission in Tranquebar, die ihnen Typen und Drucker, sowie junge Geistliche, die man in Ceylon heranbildete, gab, und hie und da auch ältere Arbeiter ihnen zu Hülfe sandte. Der ausgezeichnetste davon war Christian Friedrich Schwarz, dieser berühmte indische Missionar, der 1759 in Jaffna landete, und einen großen Theil des Jahres dort mit Predigen und Verwaltung der Sacramente auf den Stationen umher zubrachte.

Es fehlt leider an sichern Angaben über die Zahl der reformirten Eingebornen zur Zeit des Schlusses der holländischen Herrschaft auf Ceylon, indem die Acten des Consistoriums, so ausführlich sie vorher sind, von 1760 an darüber schweigen. Im Jahr 1722 hatte Valentyn 189,388 Tameln, 179,845 Singhalesen, dazu noch 55,159 im Galla-District, also im Ganzen 424,392 Christen angenommen, eine Zahl, die am Ende des Jahrhunderts bis auf 300,000 herabgesunken seyn soll. Merkwürdig ist, daß unter all diesen Hunderttausenden nicht ein einziger bekehrter Mohr oder Muhammedaner sich befand.

Am wenigsten läßt sich schätzen, wie Viele darunter blos Namenchristen waren. Das Bisherige nebst dem Urtheil der gleichzeitigen Schriftsteller läßt annehmen, daß sie die Mehrzahl waren. Wären sie wirkliche und wahre Chri-

sten gewesen, so hätte die Bekehrungsgeschichte Ceylons Alles überholt, was die Kirche hierin seit den Tagen der Apostel erlebt hat. Das Consistorium selbst meinte, die Hinduchristen in Jaffna seyen Laodicäer, und die Classe von Walchern sprach ihre aus der kleinen Zahl von Abendmahlsgenossen bei so vielen Getauften * genommene Befürchtung aus, es möchten das meist christiani sine Christo (Christen ohne Christus) seyn.

Allein es gibt dennoch Beweise, daß nicht lauter Schein und Nichts da war. Baldäus und Valentyn sind hiefür gerade wegen ihrer Mäßigung sichere Zeugen, und der Letztere versichert, unter den Christen zu Jaffna gebe es Viele, deren Wandel Europäer zu Schanden machen würde. Cordiner, der seine Schilderung von Ceylon 1799 bis 1804 schrieb, und als der erste brittische Caplan den religiösen Zustand der Insel zur Zeit der Eroberung kennen mußte, auch mit manchen der holländischen Bekehrten persönlich bekannt war, versicherte, daß zwar die niedern Classen nur armseligen religiösen Unterricht gehabt, von den Vornehmern aber Manche sowohl in wahrem Glauben an die christliche Lehre, als in gewissenhafter Uebung der Christenpflichten so hoch gestanden seyen, als die Bewohner der aufgeklärtesten Länder.

Unrichtig dagegen ist im Angesichte der bereits geschilderten Thatsachen die durch Cordiner verbreitete Ansicht, als hätten die Portugiesen in Verbreitung des Glaubens Gewalt gebraucht, die Holländer aber dieses Mittel verschmäht. Es ist schon dadurch widerlegt, daß unter den schwersten Umständen die katholische Kirche auf der Insel 300 Jahre lang fortbestand, während die Holländer in der günstigen äußern Stellung ihrer Prediger der Zähigkeit der Eingebornen un-

* Dieser Schluß war auch ganz richtig, wenn von 182,000 Christen in Jaffna nur vierundsechszig als eigentliche Gemeindeglieder galten; wenn unter fast 9000 Getauften zu Manaar nur fünf Abendmahlsgenossen waren; wenn zu Galla und Malura von 89,000 Getauften nur sechsunddreißig zum Genusse des heiligen Abendmahls zugelassen wurden.

terlagen, und daß jetzt troß der gewaltigen Zahlen der Getauften von der holländischen Kirche kaum noch eine Spur in Ceylon zu finden ist; daß selbst in Jaffna, wo Baldäus ihrer so Viele gepflanzt, Valentyn und Schwarz so Viele begossen haben, wo fast das ganze Volk christlich, und zwar reformirt war, jetzt nicht Eine holländisch-presbyterianische Gemeinde mehr besteht, und daß in Colombo und dem Meer-District selbst unter den ältesten Leuten nicht fünfzig mehr sind, die sich an diese Kirchenform halten. Gerade so ist es mit der Sprache. Die Holländer verboten das Portugiesische als die Priestersprache von Goa. Jetzt spricht man in allen westlichen Seeplätzen portugiesisch, nirgends auf der Insel holländisch, und selbst die Nachkommen jener gestrengen Holländer bedienen sich fast ausschließlich der portugiesischen Sprache.

Warum die Bekehrungsarbeit dieser eifrigen Niederländer so gänzlich mißlang, das liegt am Tage. Abgesehen von dem mächtig fortwaltenden Einfluß des Götzenthums und der Kaste, waren die christlichen Lehren zu schwach und oberflächlich den Ceylonern beigebracht, um tief in ihren widerwilligen oder gleichgültigen Gemüthern zu haften. Ein Hauptfehler war von vornherein, daß nicht der zehnte Theil der holländischen Geistlichen die Landessprache gehörig erlernte, und alles Mahnen der Kirchenbehörde an das Ungenügende des steifen Unterrichts durch Dolmetscher vergeblich blieb. Dann waren ihrer auch zu wenige, um für solche Schaaren in gehöriger Wirksamkeit auszureichen, wenn man bedenkt, daß auf fast eine halbe Million Christen im Jahr 1722 nur vierzehn Prediger kamen. So richtig der Blick der Holländer darin war, daß sie den Elementarunterricht für ein Hauptmittel hielten, um die Albernheiten des Götzendienstes zu überwinden und die Gemüther für die lautern Wahrheiten des Evangeliums zuzubereiten, so geschah doch auch hierin in den zahlreichen Schulen nur äußerst wenig. Es reichte nicht weiter als zum Lesen und Schreiben des im Districte gesprochenen Dialectes, und selbst das sah die Oberregierung in Batavia nicht gern, indem sie sich gegen

die Missionare aussprach: „Lesen und Schreiben sind für die „Erbauung dieser armseligen Geschöpfe nicht durchaus nö„thig, wenn sie nur die Grundwahrheiten der Religion er„lernen, die sich in wenige Puncte zusammenziehen lassen. „Wenn man den Directoren der ostindischen Compagnie „sagte, man wolle durch Lesen und Schreiben das Christen„thum ausbreiten, so würde ihr das albern und zugleich „tadelnswerth erscheinen." — Solche Arbeit konnte nicht nachhaltig wirken. Es war auf den Fels gesäet, und die Sonne brannte den Samen aus, und weil er nicht tiefe Wurzeln hatte, verdorrte er.

Dann war aber auch das System der politischen Einschüchterung und Bestechung zu Gunsten der Bekehrung nur zu geeignet, in den von Natur argwöhnischen Gemüthern der Eingebornen Zweifel und Geringschätzung zu erwecken. Sie mußten denken, mit einer Religion, die solcher Gewalt und Verfolgung bedürfe, um annehmbar zu werden, müsse es nicht richtig stehen. Wo dieses Verfahren erfolgreich schien, da brachte es nur organisirte Heuchelei hervor; wo es auf Widerstand stieß, da wurde es zu stärkeren Gewaltstreichen gereizt und vernichtete, was es fördern wollte. Die Unklugheit, mit der man Namenchristen als Bekehrte ansah und behandelte, ließ sicher einstiges Zusammenstürzen des Gebäudes erwarten. Je weiter man damit ging, desto häufiger mußte der Abfall werden, und das Beispiel desselben wirkte natürlich stärker auf die Massen, als das der gezwungenen Uebertritte. Zuletzt freilich sahen die holländischen Prediger dies ein, aber sie konnten nichts mehr als Klagerufe über die immer zahlreichern Rückfälle ihrer Bekehrten in die römischen Irrthümer, oder gar in die Finsterniß des Heidenthums, erheben. Und zuletzt, statt das verkehrte Verfahren zu ändern und andere Wege einzuschlagen, wußten sie in der Verzweiflung sich nur damit zu helfen, daß sie ihre Missionsthätigkeit aufs engste beschränkten und Andern die Arbeit überließen, der sie nicht gewachsen waren. Am Ende hinterließen diese Holländer ein gewaltig großes Gebäude von christlicher Kirche, das aber so unsicher war, daß

ihm seine Baumeister selbst nicht trauten, und so unfest, daß es auch jetzt längst aus dem Gedächtniß der Ceyloner verschwunden ist.

Dritter Abschnitt.

Die brittische Zeit. — Anfängliche Vernachlässigung der Eingebornen. — Allgemeiner Rückfall ins Heidenthum. — Der niedrige Charakter der Regierungschristen. — Die englische Kirche. — Die römisch-katholische Kirche und ihr Fortschritt. — Die holländisch-reformirte Kirche im Sinken. — Wiederherstellung des Protestantismus unter den Singhalesen. — Erster Eintritt der Missionare. — Die Londoner Missionsgesellschaft 1804. — Die Baptisten 1812. — Die weslevanischen Methodisten 1814. — Anglicanische Mission 1818. — Die Tameln. — Die americanischen Missionare.

Wir haben zwei Zeitalter hinter uns, das der schlauen und unredlichen Verlockung durch die Portugiesen, und das des Wechsels zwischen Bestechung und Verfolgung durch die Prediger der holländischen Kirche. Eine dritte, bedeutungsvolle Zeit thut sich mit der brittischen Besitznahme vor uns auf. Zum ersten Mal wirkt jetzt der ungeschminkte Einfluß des Evangeliums selbst, und erprobt dieses seine selbsteigene Kraft, Wahrheit und Einfalt ohne Beihülfe der Gunst und Macht der Herrscher.

Anfangs und mehrere Jahre hindurch kümmerten sich die neuen Herrscher gar nicht um den Glauben und Unterricht der Tameln und Singhalesen. Der Besitz der Insel war noch unsicher, bis (1802) der Friede von Amiens Ceylon bleibend der brittischen Krone zutheilte. Vier Jahre vorher war Herr North, der nachherige, von den jonischen Inseln so rühmlich bekannte Graf Guilford, Statthalter von Ceylon geworden, ein Mann, der mit ausgezeichneten Gaben für die Staatsverwaltung eine hohe Begeisterung für den Unterricht verband.

Sein erstes Geschäft war daher auch, das holländische Schulwesen wieder herzustellen und zu erweitern. Die Steuer

auf die Heirathen der Eingebornen wurde abgeschafft, die holländischen Prediger gemäß den Uebergabs-Verträgen der verschiedenen Festungen in ihre Aemter wieder eingesetzt und beauftragt das Land zu bereisen, um die Erkenntniß des Christenthums unter den Singhalesen zu erhalten. In den ersten Jahren des brittischen Besitzes galt die holländisch-reformirte Kirche als Staatskirche von Ceylon. Sir Thomas Maitland nannte sie in öffentlichen Acten so (1807), und der Colonial-Staatssecretär Graf Liverpool wollte die Geistlichkeit aus Schottland, wo die presbyterianische Form gleichfalls herrscht, verstärken, und junge Ceyloner in Edinburg zu Geistlichen ausbilden lassen. Erst im Jahr 1816 wurden die Mitglieder der englischen Kirche auf der Insel so zahlreich, daß Sir Robert Brownrigg vorschlagen konnte, sie unter den Bischofssitz von Calcutta zu stellen, und einen Archidiacon für die Leitung der Kirche auf der Insel zu haben. Aber weder dies, noch die 1845 geschehene Ernennung eines Bischofs von Ceylon, änderte die Stellung der verschiedenen evangelischen Gemeinschaften, die sämmtlich gleiche Ansprüche an die Unterstützung des Staates haben.

Der erste Colonial-Caplan (1797) war Cordiner. Jetzt sind deren 12, die, wie der schottische und holländische Caplan, staatskirchliche Stellung haben. Ihr Amt weist sie übrigens weniger auf die Ausbreitung des Christenthums unter den Eingebornen, sondern hält sie mehr unter der europäischen Bevölkerung der Städte und Forts zurück, während die anziehendere Arbeit, Licht und Wahrheit in die Heidendörfer und in die einsamen Wälder zu tragen, den Missionaren verschiedener Gesellschaften zugefallen ist, die sich seit 1804 auf der Insel eingefunden haben.

Eine der ersten Handlungen des Statthalters North war die Wiederherstellung der 100 Jahre früher von den Holländern gestifteten Akademie zu Colombo, eines Collegiums, worin sie unter den tüchtigsten Missionaren Synjen, Kalden und Wetzelius ihre eingebornen Prediger bilden ließen. North's Maaßregeln waren so erfolgreich, daß 1801 schon 170 Schulen im Gange waren, und sein Nach-

folger Sir Thomas Maitland war von derselben Werthschätzung des Schulunterrichts und demselben Eifer dafür beseelt. Er wandte sich an das Consistorium von Colombo und ließ mit seiner Hülfe noch viel von dem alten Schulwesen wieder ins Leben treten, wie er denn auch Katechisten und Proponenten zur Aushülfe bei den Geistlichen anstellte. Es war nur zu bedauern, daß der schlechte Finanzzustand der Colonie ihm nicht weiter als 1500 Pfund (60,000 Gulden) für diesen wichtigen Zweig zur Verfügung ließ, so daß viele der von North hergestellten Schulen wieder mußten geschlossen werden.

Den Katholiken wurde jetzt auch die lästige und unchristliche Fessel abgenommen, die sie so lange hatten tragen müssen. Sie erhielten völlig freie Religionsübung, wie die andern Gemeinschaften.

Jetzt aber trat auch die innere Kraft- und Haltlosigkeit des ganzen von den Holländern aufgeführten Baues einer singhalesischen Kirche und die Macht des uralten Volksglaubens über die Gemüther schmerzlich hervor. Als die Engländer kamen, dachten die Singhalesen und Tameln nicht anders, als der Druck und Zwang, an den sie in Religionssachen seit fast zwei Jahrhunderten gewöhnt waren, werde von den neuen Herrschern ebenso geübt werden, wie von den alten. Sie waren bereit, sich jeder kirchlichen Form zu unterwerfen, welche die neuen Gewalthaber vorzuschreiben belieben würden. Ohnedieß ist es ja in Asien etwas immer Wiederholtes gewesen, daß neue Eroberer eine neue Religion brachten. War doch ohne Zweifel der Buddhismus auch auf diese Weise nach Ceylon gekommen und im benachbarten Indien gleichfalls durch ein neues Siegervolk wieder ausgerottet worden. Die bramanischen Fürsten, die muhammedanischen Herrscher nachher verdrängten den Buddhismus und schoben sein Religionsgebiet weiter nach Osten, ja gar hinauf nach Mittel-Asien zu den Mongolen und Chinesen, während in Afghanistan und dem östlichen Persien seine Spur verschwand. So dachten die Singhalesen auch durch die Engländer wieder einen Religions-



wechsel zu bekommen. Welchen? wußten sie freilich nicht, und es dachten wohl Viele wie der ceylonische Schiffer, der im Jahr 1806 den Dr. Claudius Buchanan von Ramisseram herüber führte und auch einer der sogenannten „Regierungschristen" war, der auf die Frage nach der Religion der Engländer nur antwortete: „Sie sind weder von „der portugiesischen noch von der holländischen Religion."

So kam es, daß augenblicklich die Christenzahl noch nicht abnahm, ja daß 1801 nur an protestantischen Christen 342,000 gezählt werden konnten. Der wackere Caplan Cordiner, der dieß mit herzlicher Freude meldet, sah mit guter Hoffnung in die Zukunft und fügte bei: „Die „Singhalesen sind ganz frei von Bigotterie und Vorurtheil; „nachdem sie so lange in Finsterniß umhergeirrt, folgen sie „gerne dem kleinsten Lichtschimmer; mit großer Freude nehmen „sie jeden Weg zu religiöser Erkenntniß an und blicken mit „anbetender Verehrung zu Dem auf, der sich ihrer lehrend „annehmen will."

Wie bald verschwand diese schöne Täuschung! Da die Eingebornen allmählich wahrnahmen, daß kein Religionszwang von den neuen Herren geübt wurde, so dachten sie, diese bekümmerten sich überhaupt gar nicht um Religion. Als sie vollends merkten, daß der Abfall vom väterlichen Glauben oder dem römischen Bekenntniß nicht mehr bezahlt wurde und daß es in Hinsicht auf Aemter und Anstellung kein Monopol mehr für die Namenchristen gab, so waren sie ihrer Sache noch gewisser. Jetzt lichteten sich die Reihen der Christen noch viel schneller, als sie einst gefüllt worden waren. Im Jahr 1802 gab es in Jaffna noch 132,000 protestantische Namenchristen. Buchanan redet 1806 vom Protestantismus als „erloschen"; die schönen alten Kirchen lagen in Trümmern, von den Geistlichen war nichts mehr zu sehen, nur Ein Katechist war noch da für die ganze Provinz. Massenhaft waren die Leute zur römischen Kirche übergegangen, der sie längst im Herzen angehörten, und kamen von Goa geschickten Priestern in die Hände. Weniger rasch ging der Abfall im Süden von Statten, doch waren

1810 von den 342,000, deren sich Cordiner 1801 gefreut hatte, nicht die Hälfte mehr da, und täglich fielen Manche zum Buddha-Glauben zurück.

Als die Nachricht davon nach England kam, erregte sie so lebhaftes Bedauern und so starke Unzufriedenheit, daß der Staatssecretär Viscount Castlereagh den ernstesten Tadel gegen den Statthalter Sir Thomas Maitland nicht zurückhielt, weil er die Ausbreitung des Christenthums hindernde Maaßregeln ergriffen habe. Es zeigte sich zwar nachher, daß diese blos in der Abschaffung der Beschränkung bestanden, nach welcher nur Christen mit Aemtern bedacht werden konnten, und man sah in England ein, daß durch dieselbe nicht Christenthum, sondern nur Heuchelei hätte gefördert werden können. Desto dringender wurde von dort aus jetzt das Schulwesen empfohlen.

Der allgemeine Abfall, so traurig er war, hatte doch auch sein Gutes. Eben jetzt hatten sich evangelische Missionare auf Ceylon niedergelassen (1804). Sie waren ihrer drei, gesendet von der Londoner Missionsgesellschaft. Sie fanden ein offenes Feld zur Arbeit, aber auch den schlagendsten Beweis, wie schwierig diese seyn sollte, und daß hier mit blos menschlichen Kräften und mit Stützen menschlicher Plane gar nichts zu machen sey. Der Statthalter, unterstützt von der Regierung in England und der freudigen Zustimmung der Ortsbehörden, machte sich sogleich daran, dem Christenthum wieder aufzuhelfen. Es wurden Hülfsgeistliche ins Land ausgesendet, um die Kinder der Eingebornen zu taufen. Die nachfolgenden Missionare der Wesleyaner und der Baptisten wurden vom Statthalter reichlich unterstützt, und von den Caplanen und Geistlichen herzlich willkommen geheißen; die Bibelgesellschaft und die christliche Presse Indiens lieferte Uebersetzungen der Heiligen Schrift und Abdrücke christlicher Lehrschriften für die Singhalesen; das Schulwesen wurde kräftig gefördert, und so wirkten in Kurzem starke Hebel zusammen, um das Volk aus seinem Verfall heraufzuheben und Licht und Wahrheit ihm näher zu bringen. Der Erfolg war jedoch nicht befriedigend. Die

ersten Missionare von 1804 erhielten ihre Arbeitsstätten in Jaffna, Matura und Galla. An jedem Orte arbeiteten sie mit Geduld, aber ohne etwas zu erzielen. Sie hatten Schulen, die nur spärlich besucht wurden. Die singhalesischen Christen standen nach vierjähriger Predigt da, „schlechter als die Heiden, Tausende von ihnen wirkliche „Buddha-Anbeter", das Christenthum war ihnen nichts als „die Religion der ostindischen Gesellschaft." Der Missionar bei den Tameln wurde nach einigen Jahren hoffnungsloser Arbeit weggerufen; der Rückfall ins Heidenthum war so allgemein, daß die einzigen Christen auf der Halbinsel nur noch die römisch-katholischen waren. Die Kirche zu Point Pedro, die einst Baldäus erbaut hatte, wurde (1805) von einem Braminen gekauft, niedergerissen und ein Götzentempel damit erbaut.

Allein dieses Mißlingen läßt sich wohl aus den unklugen Maaßregeln der Regierung erklären. Sie haben ein Uebel hervorgebracht, das heute noch fortwirkt, und in seinem großen Umfange ein Hauptbollwerk gegen die Ausbreitung des Christenthums ist. Dann kann man auch fragen, was doch Missionsarbeiten wollten, die nach vier Jahren schon, ehe der Missionar Meister der Sprache seyn konnte, nur je von Einem Missionar getrieben, für ein Resultat liefern konnten! Blicken wir jenem Uebel näher ins Gesicht.

Die Proponenten, welche Herr North und Sir Thomas Maitland anstellten, gingen mit mehr Eifer als Einsicht ans Werk. Das Taufen war ihr Hauptgeschäft, und die Singhalesen, seit mehr als hundert Jahren unter Portugiesen und Holländern daran gewöhnt, die Taufe als Befähigung für manche bürgerliche Vortheile zu betrachten, meinten immer noch, die Erbrechte ihrer Kinder und Anderes hinge an ihrer Eintragung in das Thombo (Taufregister). Wo der Proponent erschien, wurden die Tamtam in den Dörfern geschlagen, die Kinder wurden in Schaaren zur Taufe gebracht und die Ceremonie in Bausch und Bogen so vollzogen, daß man die Täuflinge in Reihen stellte und

der Täufer zwischen durch ging, ihnen Wasser ins Gesicht sprengte und die Worte des Rituals dabei sprach. Die Singhalesen nannten es „Christianikarenewa", d. h. „Christenmacherei", und dachten dabei an gar nichts Religiöses. Die Portugiesen hatten die Ceremonie zur Ehrensache, die Holländer zur Gewinnsache gemacht, und die dreihundertjährige Gewohnheit machte es den Eingebornen schwer, sich von dem Gedanken an eine von der Obrigkeit auferlegte Ceremonie loszumachen. Sie wußten sonst nichts von der Taufe, als was ein anderer Name sagt, sie sey „Zulassung „zum Rang." Wenn zwei Buddhisten Streit mit einander haben, so schimpfen sie sich noch heute „ungetaufte Bettler"; wenn ein Vater seinem Kinde im Zorne mit Enterbung droht, so sagt er: „Ich lasse dich aus dem Thombo streichen."

Auch jetzt noch kann kein Kind eingetragen werden, ohne von einem christlichen Geistlichen getauft zu seyn, und die Uebung der Missionare, mit Ausnahme der Baptisten, hält das Uebel fest, sofern sie Niemandem trauen, der nicht getauft ist. Es kommen da allerlei wunderliche Fälle vor, wie der folgende: Ein Mann in Malwana wird krank und fürchtet zu sterben, ehe sein Sohn und Erbe getauft ist. Er schickt nach seinem Bruder, der, um das Kind nicht den weiten Weg nach Colombo tragen zu müssen, allein dorthin geht, ein Kind in der Stadt entlehnt und es mit dem Namen des abwesenden Kindes bei einem wesleyanischen Missionar taufen und eintragen läßt. So kann dasselbe Kind nach Umständen mehrmals getauft werden.

Eine große Menge von Namenchristen, die auf diese Weise gewonnen wurden, nannten sich „christliche Buddhisten" oder „Regierungschristen", die in Wahrheit Heiden sind oder gar nichts glauben, auf die Frage nach ihrer Religion aber sich als Angehörige der „Regierungs-Religion" bezeichnen. Es gibt große Bezirke, wo es schwer wäre, einen ungetauften Eingebornen zu finden, wo aber die Buddha-Religion in voller Blüthe steht und Alles voll von Tempeln und Priestern ist. Die Leute gehen zu den Götzen-

festen, opfern den Götzen und bekennen sich zum Christenthum, oder sie wechseln mit Christenthum und Heidenthum, je nach Gelegenheit; dabei sind sie sittlich die schlechtesten, liederlichsten Leute. — Ganz anders stehen die Bekehrten der Missionen da, vielleicht mit geringer Erkenntniß, aber mit Ueberzeugung und rechtschaffenem Wandel.

Es begreift sich leicht, daß diese Masse von Namenchristen, die nicht daran denken, eine sittliche Verpflichtung anzuerkennen, weil sie nur zufällig den Christennamen tragen, ein mächtiges Hinderniß der Evangelisirung Ceylons sind. Nichts schreckt einen redlichen Singhalesen so sehr von der Annahme der christlichen Wahrheit zurück, als die Furcht, mit diesen Leuten in Eine Classe geworfen zu werden, deren Ruf und Wandel eben so sehr eine Schmach der Volksreligion, als ein Hohn gegen die neu angenommene ist.

Der römisch-katholische Glaube ist in Kraft, Geltung und Energie sich auch in den neuesten Zeiten gleich geblieben, wie unter den schützenden Portugiesen und den verfolgenden Holländern; um ihn sammelt sich die zahlreichste Christengemeinde der Insel. Im Küstenlande hatte ihnen der Erlaß von 1806 volle Religionsfreiheit gegeben, und wenn auch nach der Einverleibung des Kandy-Reiches der politische Zustand des Landes auf einige Jahre eine Beschränkung der Besuche ihrer Priester im Innern nöthig machte, so galt es dabei doch nur ihrer eigenen Sicherheit, und auch diese Beschränkung, wie jede andere, fiel mit der Katholiken-Emancipation von 1829 weg. Seit damals haben ihre Priester ausdauernd an der Bekehrung der Kandyer gearbeitet, aber es ist ihnen nicht gelungen wie bei den Singhalesen im Niederlande und den Tameln, was ohne Zweifel nicht blos von dem stärkeren Einfluß des Buddhismus, wie er von den Königen aufrecht gehalten worden war, sondern auch von dem geschlosseneren Kastenwesen und der Unzugänglichkeit der Leute, außer durch die Häuptlinge, herrührte. An der Küste sind durch den langen Verkehr mit Europäern die Kastenschranken zusammengebrochen; in

den Bergen von Kandy hält der Buddhapriester und der Häuptling gleichermaßen darauf, sie zu befestigen.

Die Kaste ist auf Ceylon rein bürgerlicher Rangunterschied, keine religiöse Racen-Trennung, und hängt mit dem religiösen Volksglauben gar nicht zusammen, wie bei den Hindus des Festlandes. Es war vor Alters in Indien auch nicht anders. Die vier Grundkasten der Bramanen, Kschatrija, Waisja und Sudra waren in der alten Zeit auch bei den Buddhisten gültig, und aus jeder konnte man Priester werden. Bei Arrian sind die Bramanen Krieger und Vertheidiger der Festungen gegen Alexander, so daß sie mehr dastehen wie bei den Buddhisten. Strabo läßt die Bramanen mit allen Kasten essen, und Fa Hian beschreibt sie als Kaufleute und Seefahrer, was sie nur seyn konnten, wenn selbst noch im fünften Jahrhundert nach Christo die jetzige religiöse Kastenabtrennung nicht stattfand, wozu auch noch gehört, daß die chinesischen Reisenden des siebenten Jahrhunderts von buddhistischen Bramanen sprechen, mit denen sie Umgang gehabt. Erst später wußten die Bramanen ihre jetzige Stellung zu erringen. — In Ceylon hängt die Kaste nun sehr enge mit den Ansprüchen der Berghäuptlinge zusammen. Die Priester konnten ihnen leicht durch ihr Ansehen in den Weg treten, weshalb sie allezeit besser fanden, sich mit diesen zu verstehen und zu beiderseitigem Vortheil das Kastenwesen aufrecht zu halten. Der Priester schützte den Einfluß des Häuptlings, und dieser mußte dafür den Priester gegen das Christenthum in Schutz nehmen. Wenn der Buddhismus sänke, so hätten die Priester die Einziehung der Ländereien für die Krone zu fürchten, die sie als Tempelgüter inne haben, und denen sie ihren meisten Einfluß verdanken; die Häuptlinge aber würden ohne die Priester kaum ihre Lehensherrschaft über das Volk behaupten können. Ein mehr als siebenzigjähriger Kandyer, in den der römisch-katholische Missionar drang, seine gewonnene Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums nun auch öffentlich auszusprechen, weigerte sich dessen entschieden; er sagte: „Ich bewundere eure Religion und halte

„sie für wahr; aber ehe ich mich öffentlich dazu bekennen „kann, müßt ihr erst den Häuptling bekehren, damit er „vorangeht, dann will ich mit meinem ganzen Hause und „allen meinen Leuten übertreten.“

Abgesehen von dieser mehr im Lehenswesen als in der Religion liegenden Schranke versichern die römischen Missionare keinen erheblichen Widerstand gefunden zu haben, und zwar noch weniger vom Buddhismus, als von dem seine Anhänger minder knechtenden Bramanismus. Sie klagen, wie fast alle protestantischen Sendboten, bei Weitem mehr über die Gleichgültigkeit des Singhalesen, den nichts aus seiner schlaffen Trägheit wecken könne, als über Widerstand; und die Katholiken gestehen ungern genug, daß blos Processionen und ähnliches Schauwesen einige Aufmerksamkeit von Seiten derselben zu gewinnen vermöge.

Die Verwandtschaft des Buddhismus mit dem Katholicismus kam hier im Voraus zu statten. Seinen Anhängern waren alle die Verstellungen geläufig, die jede Religion, heidnische oder christliche, mit der andern gemein hat, sobald nur beide sich durch den Sinnenreiz an die Phantasie wenden, wodurch dann auch die Lehransichten sich einander nähern müssen. Der Buddhismus hat, wie die römische Kirche, seine glanzvolle äußere Darstellung, seine Feste, Feuerwerke, Umzüge, Räucherungen, Bilder, Reliquien-Ausstellungen, heiligen Kleider, seine Schätze in „barbari„scher Perl' und Gold“; er hat seine heiligen Orte und Wallfahrten um Glück und Gesundheit, sein Weihgelübde in Noth und Krankheit. Die Priester beider haben das Gelübde der Keuschheit und Armuth, sind der Entsagung und Entbehrung geweihet. Beide haben ihre Anbetungen und Kniebeugungen, ihre Wiederholungen und Anrufungen in einer alten der Menge unverständlichen Sprache. Für das Fegfeuer der einen hat die andere ihre Seelenwanderung. Legenden und Wunder wissen beide zu erzählen; heilige Zaubermittel, Schutzheilige und Fürbitter sind beiden eigen. Im äußern Gottesdienst wie in den Hauptlehren bedarf es für den Buddhisten nur ganz weniger Aenderung in alten

Uebungen und kaum merklicher Umgestaltung der Ideen, um von seinem Glauben zu dem seiner neuen Rathgeber überzugehen.

Ein bemerkenswerther Umstand muß an ihren Bekehrten hervorgehoben werden, daß, so mager auch ihre Bekanntschaft mit dem Christenthum seyn mag, die Zahl der Namenchristen, die noch insgeheim an den Gebräuchen und Lehren des Buddhismus hängen, unendlich kleiner bei ihnen ist, als bei irgend einer andern Kirche in Ceylon. Man hat dies dem tief greifenden Einfluß des Beichtstuhles und der nie ruhenden Macht zugeschrieben, die er über Gefühle und Handlungen der Angehörigen übt. Den stärksten Beweis für die aufrichtige Anhänglichkeit der römischen Kirchenglieder an ihre Kirche, und des mächtigen Einflusses der Priester liefert die reichliche Unterstützung, welche sie ihren Geistlichen reichen, und die Freigebigkeit, mit der sie kostbare Kirchen und reich verzierte Altäre bauen helfen. — Der gegenwärtige Stand der katholischen Kirche ist folgender:

Es sind zwei Bischofssitze, der nördliche für die Tameln in Jaffna und Trincomalli, und der südliche für die Singhalesen. Es sind 33 ordinirte Priester mit mehr als 500 Katechisten und Gehülfen, meist Singhalesen und Tameln, angestellt um die Heerde zu weiden. In ihren Schulen, die über die ganze Insel gehen, so weit ihre Kirchen reichen, wird neben dem Religionsunterricht eine allgemeine Bildung gegeben; die Zahl der Kirchen ist etwa 300, die der Gemeindeglieder 116,000; davon sind 83,561 Singhalesen, 31,952 Tameln, der Rest von 1141 Europäer. Diese Gemeinde wächst täglich durch neue Bekehrungen aus den Heiden. Schulen haben sie 46 mit über 2000 Schülern, die Hälfte davon Tameln. Der Schulunterricht scheint jedoch geringer, als bei den andern Gemeinschaften, was von einer verhältnißmäßig zu großen Ausdehnung der Arbeiter und daher mangelhafter Oberaufsicht herrühren mag.

Man muß ihren Priestern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie, welches auch ihre Herzensgesinnungen gegen den Protestantismus und seine Arbeiter seyn mögen, in ihrer

Arbeit ohne an den Tag gelegte Eifersucht zu Werke gegangen sind, und sich nicht in die Wirkungskreise derer eingemischt haben, die auf demselben Felde mit ihnen standen. Sie hatten früher gar nichts gegen die Bibelverbreitung in ihren Gemeinden; sie hinderten sogar das Eintreten von Kindern derselben in fremde Schulen nicht. Harward, ein protestantischer Missionar, hat ein rühmliches Zeugniß für die Redlichkeit und das Verhalten ihrer Kirchengenossen gegeben, von denen er sagt, sie seyen „freier von den heidnischen Gebräuchen, geregelter im Besuch der christlichen „Gottesdienste und fester in einem dem Evangelium gemäßen „Wandel, als irgend eine andere religiöse Gemeinschaft von „einiger Größe in Ceylon." Freilich sind seit diesem Zeugniß dreißig Jahre verflossen, und es bedarf jetzt solcher Vergleichungen nicht mehr. Die Katholiken können sich auf ihr eigenes Thun und Lassen berufen, ohne zu behaupten, daß andere Gemeinschaften hinter ihnen zurückstehen. Der Gebrauch der Bibel wird ihnen auch jetzt nicht eigentlich untersagt, aber ihre Priester haben auch noch nichts gethan, um sie mit einer Bibelübersetzung zu versehen; ja ich habe mit Bedauern gehört, daß das schöne Festhalten des Grundsatzes, nicht in ein fremd Amt zu greifen, in neuester Zeit manche Ausnahmen erlitten hat. Doch war es mehr Abwehr fremder Eingriffe, als eigener Angriff, und man kann ihnen nicht verargen, wenn sie an Orten, wo sie eigene Schulen errichtet haben, auf dem Besuche dieser durch ihre Leute im Gegensatze protestantischer Lehranstalten bestehen.

Es ist ja auch in Ceylon das Arbeitsfeld, von dem ein großer Theil noch ganz unberührt da liegt, groß genug, um jeder Abtheilung der christlichen Kirche ihr eigenes Gebiet ohne Eingreifen einer andern zu geben, und wenn sich die Heiden auch noch so unvollkommen mit Namen und Anblick des Christenthums, auch in seiner unreinsten Gestalt, vertraut machen, so ist dies doch immer ein Siegesschritt in die bisher unbestrittene Herrschaft des Heidenthums, und eine Vorbereitung weiter für dessen endliches Unterliegen. Selbst als ein Schritt zu bürgerlicher Veredlung ist es ein

Vortheil, und wenn auch die große Masse der Katholiken in Ceylon nur sehr oberflächlich von den Wahrheiten des Evangeliums durchdrungen ist, so zeugt doch ihre sittliche Haltung für die Redlichkeit ihres Sinnes, und die Wirkung selbst eines so schwachen Lichtes auf Herz und Leben gibt eine herrliche Aussicht auf den einstigen Sieg einer reineren Gestalt der Lehre und Kirche. Unter all diesen günstigen Zeugnissen soll aber doch auch das ungünstige der Baptisten-Missionare nicht überhört werden, die in den abgelegenen Dörfern des Westens am meisten mit römischen Katholiken zusammenstoßen und versichern, es seyen dieselben tief in Unwissenheit und Aberglauben versunken, fast noch mehr als die Heiden; die protestantische Bibel sey ihnen in der That untersagt und keine katholische dafür gegeben; überhaupt haben sie gar keine Bücher; ihrer Schulen seyen wenige, und die wenigen schlecht; von den Erwachsenen könne eine verhältnißmäßig kleinere Zahl lesen, als in den protestantischen Missionen, und die Priester verfahren nach dem Grundsatz, daß die Religion desto höher verehrt werde, je weniger das Volk sie verstehe. Die Autorität der Priester sey unbedingt, die Verdammung der Ketzer durch dieselben und die Beschützung der Gemeinden vor Berührung mit Protestanten so stark, daß sie oft an persönliche Gewaltthat gränze, und die Bekehrung eines Katholiken zum Protestantismus würde eine Rache nach sich ziehen, wie sie nirgends als etwa bei den Hindus und Bramanen vorkomme.

Nun noch ein Wort über die **holländische Kirche**, die allmählig dahinschwand. Sie hatte nie Eingang in die Gemüther gefunden, und was ihr an poetischem Reiz für die Singhalesen abging, das hatte ihre trockene und ernste Lehre bei einem solchen Volke natürlich nicht ersetzen können. — Als die holländischen Behörden nach der Capitulation von Colombo nach Java abreisten, waren mit ihnen viele Geistliche und alle Reicheren, die eine Auswanderung wagen konnten, nach Batavia gegangen. Die Zurückgebliebenen versammelten sich in den schönen alten Kirchen, die vertragsmäßig ihr Eigenthum geblieben waren, und die Regierung

bezahlte Anfangs die Gehalte der Prediger und andere Kirchenausgaben. Allein die ungünstigen Umstände ließen diese reformirte Kirche noch weiter herabkommen. Sie war nicht mehr alleinige Staatskirche; die Reichen und Mächtigen unter ihren Gliedern waren fortgezogen; in verhältnißmäßiger Armuth und Vernachlässigung hatte sie den ungleichen Kampf mit der anglicanischen Kirche aufzunehmen, deren Prediger Caplane der Staatsbeamten und der Truppen waren, und den noch schlimmern mit der römischen Kirche, die ihr die Bekehrten schaarenweise entführte.

Nach der Landung der Engländer hatte man die holländischen Geistlichen von den Nebenplätzen und den Eingebornen ganz abgerufen, und sich auf die Gemeinden in den Forts Colombo, Matura und Galla beschränkt. Aber bald verloren auch die zwei letztern ihre Prediger, und die Consistorien räumten ihre Kirchen gerne den englischen Caplanen ein; nur ein oder zwei Mal im Jahre kam der Pfarrer von Colombo zur Feier der Sacramente an jene Orte. Diese Abnahme rührte weder von feindlicher Einwirkung der Regierung, noch von Pflichtversäumniß der holländischen Kirche her, wofür die bündigsten Zeugnisse vorliegen. Aber die Geistlichen waren alte, kränkliche Männer und keine Aussicht da, frische Kräfte aus Holland herbeizuziehen.

Im Jahr 1813 stand es im Ganzen mit dem religiösen Leben in Ceylon und seiner Pflege so schlecht, daß nur drei anglicanische Caplane, zwei deutsche Presbyterianer zu Galla und Colombo und ein halbes Dutzend Proponenten da waren, die nach holländischem Kirchenbrauch etwa die Mitte zwischen dem Diakon und Katechisten hielten. Zwischen der englischen und holländischen Kirche in Ceylon bestand stets das freundlichste Einvernehmen und Austausch gegenseitiger Dienste.

Gegenwärtig hat die Kirche Hollands nur zwei Prediger in Ceylon, um die sich nur ein spärlicher Rest der vielen Tausende von Tameln und Singhalesen sammelt, die vor 50 Jahren die Stärke der holländischen Kirche dort bildeten. Auch diejenigen freilich von den Eingebornen,

welche die Kirchen der englischen Caplane besuchen, lassen es sich nicht nehmen, daß sie noch immer zu der Landse (hollandsche) Pallya (Kirche) gehören. Sonst besuchen die holländische Kirche nur die Abkömmlinge der Holländer, die aber englisch oder portugiesisch sprechen, und jetzt befinden sich in Colombo kaum 50 Personen, welche der Sprache mächtig sind, in welcher einst Baldäus und Wetzelius ihren Vorvätern das Evangelium predigten. Aber an die presbyterianische Kirchenform sind sie noch sehr anhänglich. Wahrscheinlich wird in Kurzem dieser Rest auch vollends untergehen, und dann dürfte das holländische Consistorium künftig seine Prediger für Ceylon aus der ganz gleichartigen schottischen Kirche holen. Dies würde besser seyn, als geradezu etwa die schottisch-presbyterianische Form an die Stelle der einmal gesetzlich anerkannten holländischen zu setzen, die ohnedies mit der anglicanischen und römischen manches gemein hat, woran die Ceyloner jetzt seit Jahrhunderten gewöhnt sind, wie z. B. die Feier der Feste, wie Ostern und Weihnachten, wie den Gebrauch einer vorgeschriebenen Liturgie bei den Sacramenten u. A., was die schottische Kirche nicht hat, und was doch für diese heißen Länder besonders nöthig ist, wo die freie Ergießung des Gebetes leicht in der großen Ermattung durch das Klima abgeschwächt wird. Es sind der Angehörigen der holländischen Kirche Wolfendahl zu Colombo noch an 2000, und schon deshalb dürfte nicht eine neue Form an die Stelle der alten gesetzt werden.

Man sagt nach allem Bisherigen nicht zu viel mit der Behauptung, daß bei der Ankunft der Mehrzahl der evangelischen Missionare der Baptisten, Wesleyaner, Americaner und Englisch-Kirchlichen (1812—1818) der Protestantismus unter den Eingebornen fast erloschen war. Man mußte das Bekehrungswerk an den meisten Orten von vorn anfangen und auf der ganzen Insel andere Mittel, als die bisher versuchten, anwenden. Von den drei Deutschen, welche die Londoner Missionsgesellschaft im Jahr 1804 gesendet, und von ihrer mißglückten Arbeit, wurde schon Meldung gethan.

Im Jahr 1812 kam eine Abordnung der trefflichen Baptistenanstalt zu Serampore, und zwei Jahre später die Wesleyaner unter dem ausgezeichneten Dr. Coke, der zwei Tagereisen vor der Erreichung seines Bestimmungsortes starb. Im Jahr 1818 schickte die englisch-kirchliche Gesellschaft vier Missionare. Alle wurden herzlich willkommen geheißen, und theilten das Feld unter sich.

Um ihrem Arbeitsgange zu folgen, müssen wir den Norden und Süden der Insel jeden besonders ins Auge fassen.

Auf der Jaffna-Halbinsel ließen sich 1814 zwei Wesleyaner nieder, denen 1816 die Americaner und 1818 ein englisch-kirchlicher Missionar folgten. Diese Missionare haben seitdem im schönsten und freundlichsten Zusammenwirken nicht wenig ausgerichtet. Die Wesleyaner und Anglicaner freilich mußten sich mit beschränkter Wirksamkeit begnügen, indem sie nur Vorposten des größeren Ganzen von Missionsstationen ihrer Gesellschaften im Süden der Insel sind, während die Americaner ihre ganze Kraft auf den Einen Punct zusammenhielten und daher größere Erfolge dem Umfang nach erzielt haben. Sie gehören der großen americanischen Missionsgesellschaft an, deren Mittelpunct Boston ist, und die aus Congregationalisten, Presbyterianern und holländisch Reformirten besteht. Außer den Geistlichen haben sie noch Layen als Aerzte und Buchdrucker angestellt.

Die Americaner sind eigentlich von Hause aus Missionare. Die „Pilgerväter" hießen jene ersten Ansiedler in Neu-England, die vor dem Gewissenszwang der Königin Elisabeth nach Holland und unter Jakob I. nach America geflohen waren, zu denen nachher unter den unduldsamen Stuarts immer neue Schaaren stießen, die ihr Gewissen unbefleckt in die Wildniß jenseits des Oceans flüchteten. Immer war die Bekehrung der Indianer ein Hauptaugenmerk dieser Auswanderer, und wirklich durchzogen sie die Indianerwelt mit einer Kette von Predigtorten und gewannen Schaaren derselben für das Christenthum. Ihr Erfolg soll den Holländern ihre Missionsgedanken für Ceylon ein-

gegeben haben. Kein Wunder, wenn sie zuletzt auch in die alte Welt ihre Blicke zurückwarfen. Im Jahr 1812 schickten sie Missionare nach Indien; aber sie mußten auf Befehl des damaligen General-Statthalters Calcutta mit demselben Schiffe wieder verlassen, das sie gebracht hatte. Auf dem Rückwege landete einer auf Ceylon und war erstaunt über das weite offene Missionsfeld, das vor ihm lag. Der Statthalter Sir Robert Brownrigg sprach lebhaft zu, und so kam es, daß 1816 drei Missionare mit ihren Frauen in Jaffna eintrafen, wo sie ihren Wohnsitz nahmen. Vier weitere stießen 1819 dazu, sechs im Jahr 1834, und trotz der Todesfälle, Krankheiten, Heimreisen, waren doch immer 7—11 Geistliche, ein Arzt und noch etliche andere Arbeiter auf dem Platze.

Jetzt hatten die alten Kirchen und Häuser der Portugiesen und Holländer auf einmal wieder Werth. Die Regierung räumte sie den Missionaren ein.

Im Jahr 1820 hatten die Arbeiten der Americaner bereits so viel gewirkt, daß eine Druckerei nöthig wurde, um die Schulen mit den nöthigen Büchern zu versehen. Ein sonderbarer Mißverstand des Statthalters Sir Edward Barnes verleitete diesen Beamten, die Druckerei zu verbieten, und der Drucker mußte die Insel verlassen. Die Pressen wurden den englischen Missionaren übergeben, bis Sir R. W. Horton dieses unweise Verfahren aufhob, und die Missionspresse zu Manepy in Thätigkeit treten konnte, aus der seitdem 130 Millionen Druckseiten zur Belehrung und Erleuchtung des Volkes in englischer und tamel'scher Sprache hervorgegangen sind.

Nie hat zwischen den Missionarien dreier verschiedener Gemeinschaften im Norden Ceylons, die zusammen das Reich Christi über das Bramanenthum zu erheben trachteten, die geringste Streitigkeit stattgefunden. Sie hatten das unglückliche Beispiel ihrer Vorgänger vor sich, um sie von der Einschlagung falscher Wege abzuschrecken; sie waren durch den traurigen Einsturz des früheren Gebäudes belehrt, welche

Grundlagen die rechten und festen seyen, und waren daher entschlossen, anders auf ihr Ziel loszugehen, als es bisher geschehen war.

Vierter Abschnitt.

Der Bramanismus und die evangelische Mission. — Großartigkeit, Geheimniß und Macht des erstern. — Die heiligen Bücher. — Die großen Stützen, Kaste und Wissenschaft. — Mythologie. — Hoffnungsloses Ritual. — Schiwa-Verehrung. — Falsche Naturanschauung. — Wirkungen des Schulunterrichts der Missionare. — Kostschulen und Collegien. — Weibliche Erziehungsanstalten. — Ausgezeichneter Erfolg der letzteren. — Gesellschaftliche Hebung der Tamuln. — Allgemeine Ergebnisse.

Das Bramanen-System, gegen das die Kräfte und Mächte jetzt gerüstet ausziehen, hat etwas so Gewaltiges in seinem unklaren und noch unerforschten Umfang, etwas so Furchtbares in der grundlosen Tiefe seiner unseligen Herrschaft, daß beim Anblick von ferne der Kühnste Halt machen und der Weitsichtigste in Entsetzen stille stehen darf. Es ist nicht allein der Gedanke an die ungezählten Zehntausende, die unter seinem düstern Scepter seit den ältesten Zeiten hingegangen sind, es sind auch nicht blos die Völkerschaaren, die sich jetzt stolz vor diesem grauenhaften Despotismus in den Staub werfen, der durch die Vergiftung der Seele den Leib gefangen hält, was den Muthigsten schrecken und den Zuversichtlichsten einschüchtern kann. Während seine Maaßverhältnisse so ungeheuer sind, daß sie jedes Ueberblicks spotten, so unklar, daß ihre Umrisse in geheimem Dunkel verschwimmen, so tritt andererseits alles Sichtbare daran so dicht und fest, so furchtbar in einander gestützt und gefügt auf, daß das kleinste Vorwerk, wenn es angegriffen wird, zu seinem Schutze die ganze unheimliche Macht und geheimnißvolle Gewalt plötzlich in sich zusammenzieht, welche die riesige Masse beherrscht und schützt, die über demselben sich aufthürmt. Es gibt kein Stück, keinen Abschnitt dieses

wundervollen Bauwerkes, die nicht ihre zugemessene Stellung im Ganzen, ihre Einheit mit ihm haben; nicht die armseligste Handlung des geringsten Vertheidigers oder Sclaven mangelt der göttlichen unfehlbaren Vorschrift und Verordnung, der Vollziehung, wird nicht unter ihr vollzogen und anerkannt, als ein Theil des Riesensystems, das durch sein eigenes inneres Gewebe gehalten und getragen, und durch seine Ineinanderfügung, Zusammenstellung, durch die Harmonie und unzertrennliche Einheit seiner Theile und Glieder unbesiegbar erscheint.

Dies ist der Anblick des Bramanismus von Außen für die, welche aus erleuchteten Ländern kommen, um mit schmerzlichem Erstaunen dieses colossale Bauwerk götzendienerischer Barbarei anzuschauen, und so stellt es sich unvermindert in Größe und Macht stets noch den Augen der Millionen dar, die von der Jugend bis ins Alter sich vor ihm beugten, und es als Verkörperung aller irdischen Weisheit und die vollkommene Darstellung aller himmlischen Erkenntniß angebetet haben.

Die Schwierigkeit, das Bramanen-System anzugreifen, rührt von seiner geheimnißvollen Unübersehbarkeit, von seinen riesenhaften und unbestimmten Verhältnissen her. Sie sind seine wahre und künstliche Stärke; ersteres in dem gewaltigen Erdraum, über den sein vernichtender Einfluß reicht, in den Myriaden, die in blinder Hingebung vor seiner Herrschermacht sich beugen; letzteres in der endlosen Vervielfachung seiner Bestandtheile. Seine mythische Weltentstehungslehre geht über den Weltraum hinaus; seine geschichtlichen Jahrbücher gehen in die Geburtsstunde der Zeit zurück. Seine Zeitrechnung wickelt sich nicht nach Jahrhunderten, sondern nach Millionen von Millionen der Abschnitte ab, und die in einer einzigen seiner großen, sorgfältig aufgezeichneten Geschichtsthaten aufgetretenen Menschen übersteigen an Zahl die ganze Menschheit, wie sie seit der Schöpfung des Menschen über die Erde gegangen ist.

Seine Geschichte ist in der ausdrucksvollsten und wohlklingendsten Sprache, die je in menschlicher Rede erklang,

im Sanskrit abgefaßt; ihre Schriftzeichen gelten als eine Offenbarung der Gottheit; ihre Klänge sind den Hindu die Laute der Himmlischen. Im Gange der Jahrtausende ist diese melodische Menschensprache dem Munde gemeiner Sterblicher entzogen, und nur dem göttlichen Geschlechte der Bramanen anvertraut geblieben, dem es vergönnt war, diese Mundart der Götter zu gebrauchen. In Wahrheit freilich ist sie selbst nur eine Tochter der noch älteren Buddhistensprache Pali (Wurzel, Ursprung), aber eine feiner gebildete Tochter (Sanskrita, die vollendete, die polirte), und die uralten Felsen-Bildwerke Indiens haben Pali-Inschriften, zwischen denen und den ältesten in Sanskrit noch 6—700 Jahre liegen; die alten indischen Münzen tragen das Pali oder Prakrit, und die Bramanen werden mit ihren Ansprüchen auf das höchste Alter ihrer Herrschaft, Bildung und Sprache durch sichere Thatsachen Lügen gestraft. Ja kein einziges geschichtliches Werk in dieser Sprache reicht ins höhere Alterthum hinauf, und nur Eine Geschichtsthatsache ihrer Bücher geht bis auf Alexander den Großen zurück! Die Wedas und Schastras, die geoffenbarten heiligen Bücher, sollen unmittelbar aus dem Munde des Schöpfers gekommen und so alt als die Sprache selbst seyn. Das hohe Alter der Weden ist in neuerer Zeit durch die Untersuchungen eines William Jonas, Wilson und Anderer mehr als zweifelhaft geworden. Setzte man sie Anfangs bis ins 16te Jahrhundert vor Christo hinauf, so fragt sich jetzt sogar, ob sie nicht in die christliche Zeitrechnung hereinfallen.

Aus den Weden fließen die Upanjas und Puranas, diese Commentare in Versen, diese endlosen Abhandlungen, die alle Weisheit des Ostens enthalten, alle Künste lehren, alle Wissenschaft darstellen, alle Geheimnisse entwickeln, alle Gesetze und Sittenlehren erläutern, Alles umfassen, was dem Menschen zu wissen, und Alles ans Herz legen, was ihm zu thun gebührt. Daß die 18 Puranas nicht so alt sind, wie die Bramanen vorgeben, sondern erst dem 8ten bis 16ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehören, ist längst erwiesen. All dies bietet einen Schatz der Gelehrsamkeit,

tief genug, um für unfehlbar zu gelten — ungeheuern Umfangs genug, um unausforschlich zu seyn — massenhaft genug, daß die bloßen uns zugänglichen Bruchstücke der riesigen Heldengedichte nach Millionen von Versen zählen, und daß die ganze Lebenszeit eines Sterblichen, erreichte er auch das höchste Ziel, nicht reichen würde, ihn nur in die ersten Anfangsgründe der unmeßbaren Litteratur der Hindus einzuweihen.

In dieser das Gemüth überwältigenden Unermeßlichkeit beruht die Macht und Dauer des Systems; seine gewaltige Größe trotzt aller Forschung und allem menschlichen Forschungsvermögen. Das Gemüth des Hindu sinkt vor dieser unbegreiflichen Ausdehnung nieder. Er findet es gottlos zu erforschen, wo er verzweifeln muß zu umfassen. Er beugt sich fernstehend und demüthig vor dem erhabenen Geheimniß; sein Verstand wirft sich in den Staub — er glaubt.*) Aber Gottes weise und allmächtige Leitung hat doch in neuerer Zeit Männer aufgestellt, die den Muth hatten, diesem mächtigen Gebäude des Aberglaubens näher zu treten, in seine dunklen Schlupfwinkel zu dringen, die Fackel der Wahrheit und Wissenschaft an seine verborgenen Grundlagen zu halten, und die aus diesen Gewölben zurückkamen um seinen christlichen Belagerern zu verkünden, daß es nicht unbesiegbar ist. Sie haben seine verblendeten Vertheidiger ersucht, mit ihnen in die verbotenen Gänge hinabzusteigen und sich selbst durch den Augenschein von der Morschheit der Grundpfeiler und von ihrer drohenden Gefahr zu überzeugen. Allerdings ist bis jetzt die Warnungsstimme vergeblich verhallt; nur Wenige hatten die Entschlossenheit mitzugehen und noch Wenigere den Muth sich überzeugen zu lassen. Aber Ein großer und bleibender

*) Nur ist sein Glaube ein — Aberglaube. Denn das ist eben das Wesen des Aberglaubens, daß er in der weltlichen Masse, in der Menge, der Masse, der Ausdehnung, dem unüberschriebenen Umfang, der Quantität, immer aber der endlichen Größe das Göttliche sieht, nicht in dem ewigen Leben, der Person, der Kraft, der Qualität, wie der Glaube seinen Gott ergreift.

Gewinn ist gesichert, der Weg ist gefunden zu den innersten Geheimnissen des Bauwerks, und christliche Thatkraft und Beharrlichkeit hat nur noch dafür zu sorgen, daß der Kampfruf weit erschallt, daß die gedankenlosen Millionen zur Untersuchung bewogen und zu einem Gefühl ihres langen Selbstbetrugs geweckt und geneigt gemacht werden, sie zur Sicherheit und Wahrheit zu führen.

Es kann mir nicht einfallen in dem engen Raume dieser Blätter auch nur eine vollständige Uebersicht der Lehren, Verfassung, Bräuche und Sittenlehren der Bramanen geben zu wollen. Aber ich muß doch denen, die noch nie ihre Blicke darauf gerichtet haben, ein schwaches Bild der Größe des Systems und der Schwierigkeiten geben, die es dem Eindringen des Christenthums entgegenstellt; — ich muß zugleich diejenigen Eigenthümlichkeiten seines Baues und seiner Bestandtheile, die ihm inwohnende Schwäche und Unsicherheit hervortreten lassen, die der Erleuchtung einen Zugang lassen und glücklichen Erfolg einem wohlgeleiteten Angriffe versprechen.

Die Hindureligion ruhte bisher sicher auf zwei großen Grundpfeilern: der Naturanschauung, die durch ihre ganze Mythologie geht, und der demüthigen Unterwerfung unter die göttliche Bramanenkaste. Diese Leviten des Ostens wurden bisher als die Statthalter göttlichen Ansehens auf Erden, als die Bewahrer aller menschlichen Erkenntniß, die Erklärer aller himmlischen Weisheit verehrt. Vom Bram, der allgemeinen und in sich selbst ruhenden Intelligenz, dessen Wille das Weltall ins Daseyn setzte, dem aber in ganz Indien kein Tempel geweiht ist, weil seine Eigenschaften zu erhaben und ätherisch sind, um unter irgend einem wahrnehmbaren Bilde entsprechend dargestellt zu werden, ging zu gleicher Zeit die indische Dreiheit: Brama der Schöpfer, Wischnu der Erhalter und Schiwa der Zerstörer aus. Brama hat auch in ganz Indien nur Einen Tempel, ob er gleich dem Rang nach am höchsten steht. Schiwa und Wischnu haben Tausende von Tempeln, und ihre Verehrer streiten jeder um den Vorrang seines Gottes. Brama oder Bramha

hatte alle Wesen zu bilden, welche die Myriaden von Welten bevölkern sollten, wie sie aus dem großen Welt-Ei entsprungen, und von ihm rühren daher die zahllosen lebendigen Geschlechter, die durch die Welt gegangen sind.

Aus seinem Kopfe ging zu allererst die Braminenkaste, und im Moment ihrer Geburt flossen aus seinem Munde in vollendeter Gestalt die heiligen Weda-Bücher zum Unterrichte der Menschheit. Die Bramanen wurden vom ersten Gange der Zeit an zu deren Wächtern, Lehrern und Auslegern verordnet. — Aus dem Arme Bramas traten die Kschatrija oder Krieger hervor, aus seiner Brust die Waischja, die Hirten und Kaufleute mit ihren zahllosen Unterabtheilungen, und aus seinem Fuße die Schudra, deren Loos demüthige Arbeit und Sclaverei seyn sollte.

So ist das Kastenwesen auf einen hohen und heiligen Ursprung zurückgeführt und seine Anordnung und Eintheilung als eine von Uranfang unveränderliche festgestellt, wie sie bleiben müsse bis ans Ende der Welt. Die Kaste ist nicht ein Rang- sondern ein Wesensunterschied. Kein Glied einer Kaste kann je auch durch die höchsten Verdienste in eine höhere emporsteigen, und wenn durch Verletzung der Ordnungen Bramas Jemand von der furchtbaren Strafe der Ausstoßung aus der Kaste betroffen wird, so fällt er nicht in eine niedere Kaste hinab, für deren Gebräuche und Pflichten er durchaus nicht mehr passen würde, sondern er fällt ganz aus der Menschheit hinaus. Er wird ein Kastenloser, ein Pareier, für den die Menschheit eine Gestalt, aber keinen anerkannten Ort mehr hat. Darin liegt Alles, was der Hindu sich Schreckliches und Entsetzliches denken kann. Der Name „bürgerlicher Tod" reicht dafür nicht hin. Allerdings kann der Kastenlose nicht erben, keinen Vertrag schließen, kein Zeugniß geben; aber er kann auch mit Niemandem umgehen, seines Vaters Haus nicht mehr betreten, mit seinen nächsten Verwandten nicht mehr verkehren; er ist aller Tröstungen der Religion auf Erden und aller ihrer Hoffnungen aufs Jenseits beraubt. Freilich kann nur ein ungemeines Verbrechen oder langer

Bruch aller heiligen Ordnungen so ausschließen, daß keine Sühne Wiederaufnahme ermöglicht. Ist diese erreicht, so hat der frühere Ausschluß fast keine Wirkung mehr. Jener gänzliche Ausschluß kommt äußerst selten vor.

So schließt die Religion jeden Ehrgeiz mit seinen sittlich hebenden Wirkungen aus, und der höchste Lohn eines künftigen Lebens ist von der Gottheit dem aufbehalten, der mit der zufriedensten Unterwerfung und der wankellosesten Ausdauer alle Pflichten und Ceremonien der Kaste vollzogen hat, worin das Schicksal ihn hat geboren werden lassen. Da wandelt denn der Bramane göttlich erhaben in Ursprung, Weisheit und Macht als ein Gegenstand der Bewunderung und Anbetung durch die Welt. Ihm seine hohe Stellung zu beneiden, ihm sein Uebergewicht anzufechten, kann dem frommen Hindu so wenig in den Sinn kommen, als etwa ein Planet zu werden oder diesem seinen Lichtglanz in Frage zu stellen. Er ist für die übrige Welt das Orakel der Allwissenheit, die Quelle aller Belehrung, der Lehrer aller Pflichten und Geschäfte in dieser Welt, der Führer zu aller Seligkeit in der zukünftigen. Er ist nach Manufs Gesetzbuch das Haupt der Schöpfung, die Welt ist sein und was darinnen ist; durch ihn erfreuen sich die andern Sterblichen des Lebens; er kann durch seinen Fluch jeden König mit seinem Heere, seinen Elephanten, Rossen und Wagen vernichten; ja er kann neue Welten und Weltherrscher, neue Götter und neue Sterbliche schaffen. Er muß höher gehalten werden als ein König; seine Person ist durch die strengsten Gesetze für diese Welt und durch die furchtbarsten Aussichten in die andere geschützt; das abscheulichste Verbrechen kann ihm keine Todesstrafe zuziehen; wer aber ihn verletzt, der verdient zehnfache Strafe. Obwohl es in Ceylon keine Schudras mehr gibt, so zeigen doch wenigstens die uralten heiligen Kastengesetze, wie hoch die Bramanen stehen. Der Schudra ist zum Dienste der Menschen, vor Allem der Bramanen geschaffen. Der Bramane darf in Gegenwart eines Schudra nicht in den Weden lesen, auch nicht für sich selbst ohne Aussprechen der Worte. Würde er diesen das Gesetz lehren

oder ihm den Weg zu Versöhnung der Sünden zeigen, so müßte er selbst in die Hölle Asamweita hinabsinken. Selbst in leiblichen Dingen darf er den Schudra nicht berathen. Der Schudra soll essen was sein Herr übrig läßt und seine abgetragenen Kleider anthun. Schmäht er Einen von den höhern Kasten, so soll man ihm die Zunge schlitzen; setzt er sich mit einem Bramanen auf denselben Sitz, so soll man ihm ein Loch in den Theil schneiden, mit dem er gesündigt hat; will er ihm Rath über seine religiösen Pflichten ertheilen, so soll man ihm siedend Oel in Mund und Ohren gießen.

Wer zu den niedrigeren Kasten gehört, darf nimmermehr sich anmaßen, in den Schatz heiliger Kenntniß zu greifen, der nur dem Bramanen gehört. Diesem allein gebührt die Herrschaft im Reiche des Geistes. Jenem bleibt die niedere Welt leiblicher Gewandtheit und Kraft, worin mit Geist und Weisheit nichts gewonnen wird.

Um die Ketten noch fester zu schmieden, die den Rest der Menschheit an den Bramanen fesseln, wird befohlen, daß alle andern Kasten nur aus dem Munde und der Hand dieses göttlichen Inhabers der Wahrheit die Lehren des Glaubens, die Ordnung des Gottesdienstes zu empfangen haben, und diese sind dann so endlos verwickelt und weitschichtig, daß die unverdrossenste und geduldigste Einbildungskraft dadurch ermüdet und in dem Empfänger stets das Gefühl erweckt wird, noch kaum im Anfange zu stehen. Es ist gar keine Uebertreibung, wenn man sagt, die Pflichten und Feierlichkeiten, welche das bramanische Ritual vorschreibe, seyen so zahllos, wie die Sterne des Himmels und wie der Sand des Meergestades. So groß ist ihre Manchfaltigkeit, daß kein Menschenleben hinreicht, um ihre Vorschriften nur kennen zu lernen, geschweige denn um sie zu üben; und das höchste Strebeziel des frommen Hindu ist, nur ein kleines Bruchstück dieser unerläßlichen Kenntniß in einem Abschnitte des Daseyns zu bemeistern, um in neuen Geburten zu weiterer Einsicht befähigt zu werden, und so allmählig Stufe auf Stufe dem unendlichen Heil des Ver-

sinkens in das ewige, absolute Wesen der Gottheit sich zu nähern.

Nicht blos die Hauptgrundsätze der Lebensführung, sondern jeder Nebenzug und kleinste Schritt wird von den Bramanen mit zehnfach kleinlicherer Umständlichkeit bestimmt und geordnet, als es je im jüdischen Gesetze vorkam. „Alle „Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten und Handlungen, so „wechselnd und so kleinlich, so lächerlich oder albern, so „ekelhaft oder niedrig sie seyn mögen, alle Arten des Men„schenverkehres im öffentlichen oder Familienleben sind auf „feierliche Weise von Gott vorher bestimmt. Jedes denkbare „Lebensgeschäft, wichtig oder unbedeutend, ja jede thierische „Lebensfunction muß das Gepräge religiöser Vollziehung „tragen. Da ist in Allem der eintönige Klang von Vor„schriften: Alles ist bezeichnet und bestimmt, sey es der „Wechsel der Bewegung, der Aeußerung oder der Stoffe. „Da handelt es sich vom Baden und Waschen, vom Schlür„fen und Besprengen, vom Stehen und Sitzen, vom Gehen „und Wenden in jeglicher denkbaren Stellung, vom Berüh„ren und Riechen bald dieses bald jenes Dinges, vom Rei„ben der Zähne und Spülen des Mundes, vom Wechsel „der Kleidung und Salben mit duftenden Oelen, vom „Schmücken mit gewundenen und ungewundenen Blumen „und Guirlanden und mit Kränzen, von Räucherung mit „Sandelholz, Saffran und Aloe, vom Staubsammeln und „Blätterstreuen, vom Feueranzünden und Lampenaufhängen, „vom Zudecken und Aufdecken der Gefässe von Kupfer, „Bronce oder Thon, vom Mischen von Honig und Reis, „von Kräutern, Wurzeln und Zucker, vom Opfern in Korn „und Wasser, in Milch, Butter und Käse, vom Nennen „und Wiederholen der drei oder der sieben Worte, vom „Hersagen der mystischen Sylbe Om, vom Abbeten des „heiligsten Textes Gajatri, vom Halten des Athems und „tiefstem innerlichem Nachsinnen, von Anbetungen der Ele„mente, Planeten und Sternen, von zahllosen Anrufungen „der Dreiheit, der versammelten Götter, Philosophen und „Weisen, kurz aller belebten Wesen im Himmel und auf

„Erden, und all dieser in buntem Wechsel und manchfacher „Abwandlung, erweitert, verkürzt, getheilt, vervielfacht, ver„bunden oder verschränkt in so manchfaltiger Gestalt, daß „es ins Endlose geht. Es ist, als wären alle diese Ele„mente in ein Kaleidoscop geworfen und unaufhörlich darin „herumgedreht; bei jeder Umdrehung erscheinen dieselben in „neuer Gestalt der Anordnung, Häufung, Gruppirung, „und so geht es in jeder neuen Drehung fort ohne Grän„zen und ohne Ende."

Dies ist nur ein sehr allgemeiner Ueberblick, und bezieht sich nur auf die alltäglichen und gewöhnlichen Dinge, noch nicht auf die wesentlichen Anforderungen des eigentlichen Gottesdienstes und die Ceremonien, welche in wichtigen Lebensabschnitten zu vollziehen sind, und die an merkwürdige Erlebnisse sich anschließen. Geburt, Heirath und Bestattung bringen jedes ein ganzes gewaltiges Buch voll Ceremonien. Damit ist der Vorschriften über Reinigung und Speisen noch nicht gedacht, eines Gesetzbuches, so umfangreich als ein ausführliches Werk über die Kunst, und Alles dies in zehntausendfacher, kleinlichster Abwandlung, je nach dem Dienst der unzähligen Untergottheiten, die sich mit Bram in die Anbetung theilen.

Die Beobachtung und genaue Einhaltung aller Erfordernisse eines so gränzenlos vielfachen Systems geht ohne Weiteres so weit über die Gränzen jeglichen Verstandes und jeglicher Ausdauer, wie sie der Schöpfer dem Menschen gegeben hat, daß von der Geburt bis in die Ewigkeit der Hindu stets unter dem Fluche der Hülflosigkeit und der verzweifelnden Unfähigkeit liegt, seine Pflicht zu leisten; daß allezeit Gebote vor ihm stehen, zu deren Erfüllung ihm die Kraft fehlt; daß er unvermeidliche Mängel auf sich ladet und Strafen entgegensieht, die nur die Hülfe und Mittlerschaft des Bramanen von ihm wenden kann.

Noch weiter — aus dieser Religion der Unmöglichkeit und Verzweiflung quillt eine andere hervor, als ihre natürliche Wirkung: die Anbetung der rächenden Gottheiten, deren Qualen der unglückselige, durch Vorherbestimmung

gefesselte Mensch für seine Begehungs- und Unterlassungssünden anheimfällt. Ohne alle Hoffnung, das freundliche Götterwesen durch Leistungen gütig zu stimmen, sucht er den Grimm der feindseligen Götter wegzubeten; weil er Gott nicht versöhnen kann, so sucht er sich den Teufel freundlich zu machen. Daher die Teufelsanbetung, die schändlichen Orgien Schiwas, die blutigen Opfer der Kali, die Scheiterhaufen des Sutti, die Gräßlichkeit des Dschaggernath-Dienstes, die Selbstmarter der Fakira, die Elternmorde in den Wassern des Ganges, die scheußlichen Durga-Feste, das Grauen des Tscharrakpudscha (Schwing-Festes) und die entsetzliche Schlächterei der Phansigars und Thugs. Daher die Gebräuche, die man nur mit Entweihung der Sprache gottesdienstlich nennen kann, und die aus Verzweiflung, den Himmel zu gewinnen, die Hölle freundlich stimmen sollen. In allen Entwicklungen und Gestaltungen dieser vielseitigen Religion ist und bleibt aber der Bramane in der vollen Herrlichkeit seiner göttlichen Einsegnung Leiter, Herrscher und Seele des Ganzen, seine Oberherrlichkeit unbezweifelt, seine Geltung über jede Frage erhaben, sein Dienst das Verbindungsglied zwischen der Gottheit und den übrigen Gliedern des Menschengeschlechtes.

In der Ausschließlichkeit, Undurchdringlichkeit und im Geheimniß des Bramanismus besteht seine Hauptkraft. Sein anderer großer Grundzug: seine Anschauung der Stoffwelt, seine Naturlehre, ist gleichfalls geeignet, den Menschengeist durch die ungeheuerliche Größe, durch die Endlosigkeit der drehenden Kreise schwindelnd und muthlos zu machen; trägt dennoch zugleich in der Tollheit und dem Aberwitz seiner Ansichten die unvermeidliche Gewißheit endlicher Entlarvung und sicheren Sturzes in sich. So weit die Bramalehren der übersinnlichen Welt angehören und auf göttlicher Offenbarung ruhen wollen, mag schlaue Trugkunst immer noch eine Schutzwehr ihrer Weisheit gegen jeden furchtbarsten Angreifer bauen; wo aber ihre Anmaßungen unklug genug den Boden der Thatsache betreten, und ihre Lehrsätze von Naturerscheinungen abhängig gemacht werden,

da wird das Ganze dem Lichte gemeiner Erkenntniß zugänglich, und die Wissenschaft kann dem Irrthum die Maske abreißen. Wie die Unfehlbarkeit Roms einen unheilbaren Schlag empfing, als sie nicht mehr in dem trüben Dunstkreise der Ueberlieferung und dem haarfeinen Gewebe der theosophischen Grübeleien blieb, sondern das heilige Amt der Einsicht eines Galilei frech den Handschuh hinwarf, so wird die beweisbare Wahrheit stets als Bundesgenossin des Christenthums den Lug und Trug bramanischer Afterweisheit zertrümmern, wo immer sie zusammenstoßen.

Das ist ein unschätzbarer Vortheil, der im Kampfe mit bramanischem Götzenthum errungen ist und nicht blos klar zeigte, welch ein werthvoller Mitkämpfer wissenschaftliche Bildung ist, sondern sogar über jeden Zweifel erhebt, daß ohne diese Genossenschaft der Kampf ein hoffnungsloser wäre. *) Denn da alle Bramanenlehre sich als unmittelbaren Ausfluß des Himmels, alle ihre Wissenschaft und Kunst als Eingebung des Schöpfers erklärt, so ist klar, daß die Entdeckung einer einzigen Unwahrheit in ihrem Ganzen unausbleiblich und gänzlich das Vertrauen zu dieser Offenbarung und ihren Priestern vernichtet.

Was die Wissenschaft der Bramanen betrifft, so ist die innerlich widersprechende Verbindung von Erhabenem und Abgeschmacktem noch nie in so colossaler Weise vollzogen worden, wie in dem seltsamen Gemengsel der bramanischen

*) Nicht das Mindeste möchte ich von der Wichtigkeit wissenschaftlicher Mittel für die Zwecke der Mission hinwegnehmen, wie der hochverehrte Verfasser sie im Texte darstellt. Nur das kann ich auf Grund vieltausendfacher Erfahrung nicht anerkennen, was er zu weit gehend behauptet, daß ohne diesen Bundesgenossen nie der Bramanismus überwunden würde. Tausende von Hindus sind bekehrt ohne daß diese Mittel gewirkt haben. Was er sagt, kann nur den Bramanen selbst und sogar diesen nicht durchaus gelten. Nur von einer gänzlichen Ueberwindung des falschen Systems, von durchgängiger Christianisirung des indischen Volksgeistes ist es wahr. Aber der americanische Missionar, dessen im Texte gedacht ist, hat mit seinem demüthigen Worte doch tiefer gegriffen, als der hochgebildete Statthalter.

Der Herausgeber.

Naturkunde. Schöpfungen, die in ihrer allgemeinen Weltlehre sich durch die Unendlichkeit des Raumes dehnen, entarten in der Einzelschilderung zu Weltmeeren von Syrup und Oceanen von zerlassener Butter. Die heilige Zeitrechnung rollt rückwärts in die dämmerndste Zeitenferne die Reihe der Zahlen auf, aber die Bewegungen von Herrschern die vor Millionen Jahren gelebt haben sollen, werden mit der Kleinlichkeit der Hofchronik vom gestrigen Tage geschildert. Sie haben eine Erdkunde, welche die Erdoberfläche in Strecken auseinander zieht, deren Raum die Entfernung der Sonne von unserm Planeten zum Durchmesser haben würde, und innerhalb dieses weiten Raums ruht die Hinduwelt auf dem Rücken von Elephanten, von deren Bewegungen die Erdbeben kommen sollen. Die Naturlehre der Bramanen will von der göttlichen Allwissenheit mitgetheilt seyn, und doch enthält sie alle Träumereien der Alchymie und alle Täuschereien der Magie. Sie haben eine Heilkunde, die nicht allein jede Krankheit heilt, sondern auch ihren Anfall vorher sieht und die Annäherung und Eingriffe des Todes beherrscht und ordnet. Sie haben eine Mathematik, die alle Erscheinungen der Naturwelt zu erklären sich anheischig macht, die aber von der Bedeutung der gemeinen, mystischen und magischen Zahlen abhängt. Sie haben eine Astronomie, die in kühnem Ausblicken ins Gebiet des Erhabenen emporstrebt, die aber auch zu den Albernheiten der Astrologie und den wunderlichen Einfällen der Wahrsagerei herabsinkt, die in Stellung des Horoscops, der Nativität für jeden Einzelnen und in Vorhersagung des Wetters für ein ganzes Jahr sich erniedrigt, wie dies schon die Beschreiber von Alexanders des Großen Eroberungszügen in Indien melden. Während sie den Mechanismus der Wissenschaft hinlänglich in ihrer Gewalt haben, um eine Sonnen- oder Mondfinsterniß vorherzusagen, wissen sie doch dieselben nicht besser als durch die Versuche eines Ungeheuers zu erklären, diese Lichter des Himmels zu verschlingen.

So toll und wahnwitzig diese Einbildungen scheinen, sie sind gleichwohl die Grundlage der Brama-Religion,

und mit allen Thaten der höchsten Dreigötterschaft, mit allen Begebenheiten ihrer Mythologie, mit aller Chronik der zahllosen Gottheiten verwoben, und es ist eitel, je einen Umsturz des riesigen Trugs zu erwarten, bis diese Grundsäulen durch Entlarvung der eingebildeten Wissenschaft, der falschen und phantastischen Naturkunde erschüttert sind.

Ein merkwürdiger Vorfall zu Batticotta, der Hauptstation der Americaner auf der Jaffna-Halbinsel, der gleich einige Jahre nach ihrer Errichtung sich zutrug, liefert hiezu einen starken Beleg. Batticotta war bis vor Kurzem der Wohnort Wesuwanathons, des berühmtesten Astronomen Ceylons, der in seiner Person die Wissenschaft von neun Generationen seiner Ahnen, die alle Astronomen waren, vereinigte. Er hatte in seinem tamelschen Kalender auf 1828 eine Mondfinsterniß auf den 21. März 24 Minuten nach 6 Uhr Abends vorhergesagt, durch welche fünf Achttheile der Mondscheibe verfinstert werden sollten. In dieser Berechnung fanden die Missionare einen Verstoß, indem die Verfinsterung nur drei Achttheile treffen und fünfzehn Minuten früher anfangen, 24 Minuten später enden sollte, als der tamelsche Astronom vorhergesagt hatte. Allein Wesawanathon, stolz auf sein Wissen, sah seine Rechnung nochmals durch und blieb bei seiner Behauptung. Der Streit wurde öffentlich und machte das größte Aufsehen unter den Tameln, und als die Zeit heran kam, versammelte ein angesehener Bramane das Volk in der Nähe des Seminars, um sie zu triumphirenden Zeugen der Sicherheit ihrer eigenen Religion und des Irrthums der Christen zu machen. Unglücklicher Weise kam recht zur Unzeit eine Wolke vor den Mond in dem Augenblicke zu stehen, da nach den Americanern die Verfinsterung beginnen sollte. Einen Augenblick stand Alles in gespannter Erwartung. Aber die Wolke ging und ein schwarzer Punct war am nordöstlichen Monderande sichtbar. „Es ist die Wolke!" rief der Bramine; — aber noch einen Moment und die Wolke war weg. Der Punkt hatte sich gedehnt, die Finsterniß war unwidersprechlich da. Der Missionar rief die Leute in sein Schulzimmer,

holte sein Planeterium her und erklärte ihnen deutlich Ursache und Gang der Himmelserscheinung; er zündete das die Sonne vorstellende Licht in der Mitte an, und ließ nun den Schatten so über den künstlichen Mond gehen, wie er in demselben Augenblicke am Himmel über den wirklichen ging. — Noch waren aber zwei streitige Puncte zu gewinnen: die räumliche Ausdehnung der Verfinsterung auf der Mondfläche und ihre Dauer. Mit äußerster Spannung wurden beide beobachtet, und der Sieg der Americaner war vollständig.

Dennoch knüpfte sich an diese offenkundige Ueberweisung der Lieblingswissenschaft der Bramanen keine unmittelbare Bekehrung. Der Missionar, der ganz bescheiden den Hergang meldet, setzt hinzu: „bloße astronomische Wahrheit „reicht nicht hin, um Herzen zu erneuern." Aber die Hindus lernten von nun an das Seminar mit andern Augen ansehen; ihr Vertrauen zu den eigenen Priestern war erschüttert; die Predigt der Missionare fand leichteren Eingang in die Herzen.

So unerläßlich aber Bildung und wissenschaftlicher Unterricht für Bekehrung vom Bramanismus seyn mögen, so läßt sich ihre Wichtigkeit und Kraft doch noch in viel größerem Maaßstabe im Gegensatze gegen jeden andern, nicht bramanischen Aberglauben darthun. Denn auf Eindrücke, auch sehr starke, die in Gemüthern haften, die an Prüfung und gründliches Selbstdenken nicht gewöhnt sind, kann man sich nur wenig verlassen. Solche Gemüther bringen es zu keiner rechten persönlichen Ueberzeugung, zu keiner Widerstandskraft gegen Einwürfe und Angriffe von Außen; auch die lautersten ersten Eindrücke schwinden allmählig vor dem Mißfallen der Verwandten, dem Spott der Genossen, dem Einfluß der heidnischen Priester und andern gewohnten Auctoritäten in Glaubenssachen wieder hinweg. Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Missionar, um bleibend auf das Herz des Hindu zu wirken, zuerst seinen Verstand wecken und ihm durch Mittheilung der allgemeinen Kenntnisse, die den Götzendienst in seiner Albernheit blosstellen und allmählig seinen

feinern Irrthum ans Licht bringen, die reineren Grundsätze christlicher Sittenlehre und die sittigenden Einflüsse christlichen Lebens näher bringen muß. Nach diesem Grundsatze haben die Missionare bei den Tameln auf Ceylon gehandelt und es ihr Erstes seyn lassen, tüchtige Bildungsanstalten zu errichten.

Die Americaner verfuhren dabei mit weitsichtiger Wachsamkeit und stellten ein wohl durchdachtes Ganzes auf: das Ergebniß zweihundertjähriger mühsamer Erfahrung unter Heiden jeder Farbe in jedem Erdtheil. *) Es wird daher ein Gegenstand nicht blos für die Freude des Christen, sondern auch für tieferes Nachdenken, wenn man den Proceß durch seine Stufen verfolgt, und beobachtet wie die Mittel nach einander auf den trägen Hindugeist weckend wirkten, alte Gedankenwege störten; wie vom Gedanken aus Eindrücke möglich wurden, die auf das Herz gingen; wie der erste Zweifel herandämmerte, allmählig der Trug vorsichtig enthüllt wurde; wie dann das bisherige Glaubensgebäude durchgangen, das unlautere Wesen erkannt, der Irrthum verworfen wurde und eine Sehnsucht nach der Wahrheit sich hervordrängte. Auch das ist wichtig, wenn gleich nicht so angenehm, die Fälle des Mißlingens zu beschauen, sey es ein gänzliches oder nur theilweises; die Stumpfheit, den Widerstand der Gewohnheit, das Abstoßen des Stolzes, die Undurchdringlichkeit des Vorurtheils, die unbezähmbare Allgewalt des Trugs.

In der Hauptsache schlugen die drei Missionsheere in Jaffna: die Americaner, die englische Kirche, die Wesleyaner — ganz denselben Weg ein, sowohl in ihrem Auftreten als

*) Es ist nicht recht klar, wie der Verfasser das meint. Denn die Americaner hatten doch keine zweihundertjährige Erfahrung hinter sich. Wohl im eigenen Lande konnte man das zur Noth sagen, hinsichtlich der Indianer. Allein dort war gerade das Schulwesen nicht eben vorzüglich betrieben worden, und „in jedem Theil der Welt" lagen doch diese Indianermissionen nicht. Auch in den „Farben" ist eine Uebertreibung. Es waren wohl Kupferrothe und Schwarze im Lande; aber an den Letztern wurde bekanntlich so gut wie nichts gethan.

Der Herausgeber.

Prediger, wie als Lehrer. Seit dreißig Jahren traten diese edeln Männer in einer Missions-Vereinigung von Zeit zu Zeit zusammen, um ihre Erfahrungen auszutauschen und weitere Kriegsplane zu entwerfen. Deshalb war ihr Verfahren ein ganz gleichartiges, und sie vermieden gänzlich in den Augen der Tameln den Schein von streitender Eifersucht der evangelischen Gemeinschaften, der im Süden bei den Singhalesen bis zu einem gewissen Grade ein Hinderniß der Mission wurde. Bei Allen war das Lehramt tägliche Aufgabe; als kirchliche Geistliche glaubten sie vorsichtig gehen und Gelegenheiten lieber ergreifen als schaffen zu sollen. Sie hielten mehr auf vertrauliche Unterredungen als auf förmliche Predigt; sie wandten sich lieber recht von Herz zu Herzen an Wenige, als daß sie in große, gemischte Haufen hineinredeten.

Die erste Säuglingsstufe der Bildung geben die Dorf-Freischulen, die durch das ganze Land zerstreut sind, und worin die Tamelkinder in ihrer Muttersprache die einfachsten Elemente von Kenntniß und Bildung empfangen. Sie lesen aus übersetzten christlichen Büchern; sie schreiben ihre eigene Sprache, indem sie zuerst die Buchstaben in den Sand zeichnen, und dann sie mit dem Eisengriffel auf die zubereiteten Blätter der Palmyra-Palme schreiben. Wie weit dieses unterste Werkzeug der Bildung greift und wie beharrlich es angewandt wurde, zeigt die Zahl von 4000 Schülern, wovon ein Viertheil Mädchen, die in den americanischen Dorfschulen täglich unterrichtet werden und die von 90,000 Kindern, d. h. die Hälfte der ganzen Bevölkerung der Halbinsel, die seit dem Anfange darin gewesen sind. Die englisch-kirchlichen Schulen haben 600, die wesleyanischen 700 Kinder. Die Letztern haben dann noch 1400 in andern Provinzen.

Dies ist jedoch nur die unterste Stufe. Von Anfang an wurde es eine Hauptaufgabe, Schüler, die sich dazu hergaben, in Kostschulen aufzunehmen und sie dadurch ganz vom Einfluß des Götzendienstes abzusondern. Lange Zeit wollte es nicht gehen, weil die Eingebornen den Aufwand an Zeit, Mühe und Geld für diesen Zweck von Seiten der

Fremdlinge aus bloßer Wohlthätigkeit rein unbegreiflich fanden, und daher allerlei schlimme Absichten dahinter suchten. Allmählig schwand aber die Furcht, und jetzt besteht auf jeder Hauptstation eine wohl gefüllte Erziehungsanstalt.

Hier war die Hauptschwierigkeit der Kastenunterschied. Der Widerwille, seine Kinder unter das Dach der christlichen Lehrer zu geben, kam viel weniger aus der Sorge, sie möchten bekehrt, als aus der Furcht, sie möchten durch den Verkehr mit Kindern geringerer Kasten befleckt werden. Die Missionare überwanden den Uebelstand, und zwar nicht durch Losziehen gegen den Unsinn dieser Unterschiede, sondern durch gänzliches Hinwegsehen darüber, wo nicht besondere Fälle ihr Eingreifen forderten. So weit die Vorurtheile der Tameln an sich unschädlich oder für Andere nicht verletzend waren, ließ man sie ganz ruhig gewähren; aber mit dem Wachsen der Einsicht, mit der Kräftigung der Denkkraft und Erweiterung des Verstandes verschwanden allmählig die schrofferen und schlimmeren Gebräuche von selbst und fast unmerklich. Im Jahr 1847 trat ein römisch-katholischer Knabe von niederer Kaste aber mit bedeutenden Fähigkeiten in das wesleyanische Seminar zu Jaffna. Die Zöglinge der höhern Kasten wollten mit ihm nicht auf der gleichen Bank sitzen, und der eingeborne Lehrer wollte sie dazu weder zwingen noch bereden. Fünfzig Zöglinge, an ihrer Spitze ein Bramine, verlangten, man solle den neuen Ankömmling wegschicken. Auf die Weigerung des Vorstandes verließen sie die Anstalt und errichteten eine eigene mit dem jungen Braminen als Lehrer, und verbannten aus derselben alle christlichen Bücher; ja sie hielten am Sonntag Schule, recht um ihren Aerger an den Tag zu legen. Der Versuch mißlang aber; ein Schüler um den andern kehrte zu Missionar Percival zurück; der Bramine erhielt ein Amt, und sein Nachfolger, obgleich ein Heide, machte die Wiedereinführung der Bibel zur Bedingung seiner Annahme.

Als die erste americanische Anstalt dieser Art in Batticotta errichtet wurde, mußte man ein eigenes Speisehaus auf dem Boden eines heidnischen Nachbarn errichten, weil

die Schüler nicht unter dem Dache des Christen essen wollten; aber ein Jahr nachher aßen sie alle ganz ruhig im Speisesaale der Anstalt. Eine neue Schwierigkeit erhob sich. Einige der jungen Leute hoher Kasten wollten sich des gemeinsamen Hausbrunnens nicht bedienen; sie durften sich selbst einen anschaffen, der ganz für sie vorbehalten blieb. Allein nachdem sie einen Tag daran gearbeitet hatten und es ihnen nicht gelungen war, fanden sie selbst, daß sie nur immer das vorhandene Wasser wegschöpfen müßten, um das nachfließende als ganz reines für sich zu bekommen, und hielten sich an den alten Brunnen. *)

Den tamelschen Freischulen und Erziehungsanstalten folgte als weitere Stufe die englische Schule mit höherem Unterricht. Damit fingen die Americaner im Jahr 1830 an und es bewies hinreichend, wie groß ihr Einfluß bereits war und wie hoch das Volk ihre Arbeiten schätzte, daß sie von den Schülern dieser englischen Lehranstalt ein Schulgeld verlangen und sogar ohne irgend eine Veränderung der Schülerzahl eine durch und durch christliche Schulordnung einführen konnten. Man braucht kein Christ zu seyn, um aufgenommen zu werden. Aber einmal eingetreten muß der junge Hindu der Religion, die ihm die Wohlthat des Unterrichts bringt, so viel äußerliche Achtung erweisen, daß er die Abzeichen seines Götzendienstes von sich thut. Er darf

*) Der würdige Verfasser scheint mir hier auch zu sehr ins Loben zu gerathen. Die Missionare, welche zu sehr dem Kastenwesen Respect bezeugten, indem sie sich selbst beredeten, es sey ein blos bürgerlicher Unterschied, den das Christenthum eben so wenig aufheben wolle, als den zwischen Armen und Reichen, zwischen den Nationen und Geschlechtern, haben es bisher schwer genug zu büßen gehabt. Denn sie behielten bei aller Verstandesüberzeugung gegenüber der alten Religion und Mythologie das Heidenthum selbst in ihren Christengemeinden; sie hatten den praktischen Mittelpunct desselben, das Kastenwesen, nicht überwunden; sie hatten eine Kirche gebildet wie die katholische des Mittelalters, die auch das Heidenthum nicht außer sich gesetzt, die daher einer Reformation erst noch bedurfte. Damit ist das Schwerste und Wichtigste in der Mission noch ungethan. Die Erfahrung der neuern indischen Missionen und ihre Erfolge sprechen gegen diese Nachsicht. Der Herausgeber.

das Aschenzeichen auf der Stirne nicht in die Schule bringen, und jeder Schüler, Heide oder Christ, muß am Sonntag den Gottesdienst besuchen, und in der Schule die Heilige Schrift mitlesen und Religionsunterricht empfangen.

Merkwürdiger Weise fürchten die Eltern davon nichts und widersetzen sich gar nicht. Ja es zeigt noch mehr die wunderliche Mischung, die jetzt in dem seltsamen Hinduvolk stattfindet, daß in einer kürzlich von Braminen in der Nähe von Jaffna errichteten rein heidnischen Schule die Hindus selbst die Vorsteher zur Einführung des Bibellesens als eines unerläßlichen Unterrichtszweiges nöthigten.

Auch die anglicanischen und wesleyanischen Sendboten haben diese höhere Stufe ihrem Schulwesen angefügt, so weit ihre Mittel es zuließen. Die Erstern haben sechs englische Schulen mit 250 Schülern; sie haben aber auch noch im übrigen Ceylon ihre Missionen, und die tamelschen sind nur ein einzelner Zweig, der bis neuestens nur von zwei Geistlichen in Nellore und Tschundically geleitet wurde. Die Wesleyaner zählen 170 englische Schüler. Bis es auf diese Höhe kam waren manche Jahre dahin gegangen, und da erhob sich dann die ernste Frage, ob man ohne kräftige Mithülfe der Eingebornen selbst noch viel weiter gehen könne.

Die Schulen und Stationen vervielfachten sich, und es bedurfte der Lehrer und Gehülfen. Woher sollte man zuverlässige Leute dazu nehmen? Gegen heidnische Schullehrer ließ sich viel sagen, obwohl bis heute noch die Bischöflichen und die Methodisten derselben nicht ganz entrathen können. Aus Europa weitere Hülfe zu erwarten, war unmöglich, und ganz abstehen mußte man unter diesem Klima von dem Gedanken, durch vieles Reisen und künstliche Arbeitstheilung die vorhandenen Kräfte zu vervielfachen, um die durch die bisherigen Arbeiten und Erfolge erzielten weitern Bedürfnisse zu befriedigen. Man hatte in reichem Maaße für Elementarunterricht gesorgt, aber es bedurfte dessen noch mehr, und bloßer Elementarunterricht kann zwar für die Aufgaben des gemeinen Lebens tüchtig machen, aber noch nicht den Geist der Nation heben und gar zur Ueberwindung des

Götzentruges und Ergreifung der christlichen Wahrheit ausrüsten. Hiefür bedurfte es noch eines weitern Ruckes in der Bildung, nicht blos in ihrem Umfange, sondern in Geist und Art ihrer Mittheilung. Wollte man vermittelst der Landessprache der Nation ans Herz kommen, so bedurfte es einer gründlichen Erkenntniß der Tamel-Sprache und einer Vertrautheit mit Sitten und Denkweise des Volkes, wie sie der fleißigste und scharfsichtigste Europäer nur langsam erwirbt, wie sie aber ein aufgeweckter Jüngling aus dem Volke selbst schon tüchtig besitzt. Wer nur an europäisches Gedankenwesen gewöhnt ist, dem wird es immer unmöglich bleiben, Anschauungen in eine fremde Sprache ganz richtig zu übertragen, deren Ausdrücke bei dem Schein völliger Angemessenheit dennoch dem Hörer nur alte, heimische Ideen und Bilder in der Seele wecken, wie sie der Redende nicht im Mindesten beabsichtigt hat. Spricht man von Gott, so denkt der Hindu an eine seiner Gottheiten, die sich die schändlichsten Dinge erlaubten und sie daher auch ihren Anbetern gestatten; redet man von Sünde, so ist das dem Hindu Befleckung durch einen Fehler im Ceremonienwesen, oder gar nur ein Mißtritt in einer frühern Geburt, für den er nicht verantwortlich ist; nennt man die Hölle, so denkt er an eine vorübergehende Strafe; weist man zum Himmel, so steht vor seinem Geiste die Verschlingung der Person in die Allheit. Alles wird verdreht und in sein wahres Gegentheil verwandelt. Und wie viel schwerer noch ist es, die feineren Gedankenschattirungen auszudrücken, von denen oft Alles abhängt!

Darum galt es, um über die Stufe blos anbahnenden Unterrichts hinaus zu kommen, um die Missionsschulen in Anstalten zu verwandeln, von welchen die ersten Angriffe gegen die falsche Naturanschauung und Geisteslehre, gegen die Irrthümer des Götzendienstes ausgehen könnten, — um die Arbeit und Mühe, die man auf sie verwendet hatte, durch eine reiche Ernte von Lehrern und Predigern, die sie lieferten, zu vergelten, noch höhere Anstalten zu gründen, aus welchen tüchtige Eingeborne hervorgehen sollten, die ihre

Kraft mit der der Missionare vereinigten, um die Wiedergeburt ihres Landes zu bewirken.

Von dieser Ueberzeugung gingen die verschiedenen Missionen aus, als jede derselben zur Einrichtung einer höhern Lehranstalt schritt, in welcher die fleißigsten und begabtesten Schüler der Elementarschulen weiter in europäisches Wissen eingeführt werden sollten. Dr. Duff sagt: „Zehn Zöglinge „in einer solchen höhern Schule versprechen für Indien mehr „als tausend in Elementarschulen, ja Ein höheres Seminar „mehr als eine beliebig große Zahl niederer Volksschulen." Die anglicanischen Missionare eröffneten ihr Collegium zu Nellore, versetzten es aber später nach Tschundically. Das wesleyanische wurde 1834 auf dem großen Viereckplatze zu Jaffna errichtet und das der Americaner liegt zu Batticotta, eine Stunde Wegs von der Festung, inmitten einer reich angebauten Landschaft nahe am Meere. Es wurde vor 1823 eröffnet, und zwar mit fünfzig Zöglingen aus den Landschulen, die hier acht Jahre lang einen gründlichen Studierlauf zu machen haben. Um sie zu tüchtigen Kämpfern gegen allen Irrthum des Bramanen-Systems heranzubilden, werden sie tüchtig in geschichtliche und altclassische Studien eingeführt, durch die höhere Mathematik und Naturwissenschaft hindurchgeleitet und mit der theologischen Lehre des Christenthums vertraut gemacht.

Dieses Seminar ist eine ganz christliche Anstalt. Die Studirenden wohnen hier mit ihren Lehrern stets unter demselben Dache. Zwar bedarf es auch hier vor dem Eintritte keiner förmlichen Absage des Heidenthums, keiner öffentlichen Annahme des Christenglaubens; aber es gehört zur Schulordnung, daß jeder Zögling an den Morgen- und Abendandachten, so wie an den Gottesdiensten in der Capelle des Collegiums Theil nimmt. Sich an irgend einem Götterdienste der Hindus zu betheiligen ist streng verboten, und es fällt den Zöglingen nicht ein, dies als despotische Einmischung in ihre Gewissensfreiheit zu betrachten; vielmehr ist es ihnen nur eine wohl verstandene Bedingung ihrer

Aufnahme in eine christliche Anstalt, der sie sich freiwillig unterziehen, um den Gewinn des Unterrichts zu erlangen.

Die Anstalt hat Raum für 100 Zöglinge, die da wohnen und in Einem Saale speisen, wozu sie sich nach der Landessitte niedersetzen. Mehrere Jahre lang gab die Mission den gesammten Unterhalt der Zöglinge. Jetzt aber ist das Verlangen nach Bildung so allgemein, daß um jede offene Schülerstelle Meldungen genug eingehen, und daß die Leute sehr gern alle Kosten auf die ganze Bildungszeit vorausbezahlen. Dasselbe findet bei den Wesleyanern statt.

Gegen sechshundert Eingeborne sind in die Anstalt zu Batticotta seit ihrer Eröffnung eingetreten, und wohl vierhundert haben den ganzen Cursus in ihr durchlaufen. Mehr als die Hälfte derselben haben sich offen für das Christenthum erklärt, und Alle sind mit seiner Lehre vertraut und von seinem Geiste mehr oder weniger ergriffen. Die Meisten stehen in geachteten Aemtern auf der ganzen Insel umher. Viele befinden sich im Dienste der Mission selbst als Lehrer, Katechisten, Prediger und Schulaufseher; Manche haben Rufe in ähnliche Stellen auf dem indischen Festlande erhalten; noch Andere sind in den Dienst der wesleyanischen oder der englisch-kirchlichen Mission auf Ceylon übergetreten; und von denen, die in weltliche Aemter gekommen sind, kann ich versichern, daß sie nach Fähigkeit, Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit zu den besten Beamten der Colonie gehören. Auch die Wesleyaner und Anglicaner hatten sich gleicher Erfolge zu erfreuen. Von den Erstern stehen 180 ehemalige Zöglinge in Aemtern und Würden; von den in Tschundically Gebildeten sind wenigere ins Heidenthum zurückgefallen, als von irgend einem andern Seminar. Manche ordinirte Geistliche der englischen Kirche auf der Insel sind ehemalige Seminaristen der Wesleyaner.

Eine Hauptarbeit der Missionare, und zwar die, worin sie am glücklichsten waren, ist die weibliche Erziehung. Angesichts der sprüchwörtlichen Eifersucht der Morgenländer gegen Alles, was sich auf ihre Frauen bezieht, erforderte es ungewöhnliche Umsicht und ungemeinen Muth, die

Schwierigkeiten zu überwinden und sich etwas von Errichtung weiblicher Schulen zu versprechen, ja sogar Mädchen-Erziehungsanstalten, worin die Zöglinge von ihrer Familie und ihren Freunden getrennt leben sollten, durchzusetzen. Nichts wurde in der ersten Kampfzeit der Mission strenger von den Eingebornen getadelt und erweckte mehr Widerwillen gegen die ganze Sache, als der Anblick der hohen Stellung, welche die europäischen Frauen in ihrer Familie einnehmen, die sogar mit den Männern zu Tische sitzen durften. Diese Anmaßung des Weibes stieß gleichsam alle Gewohnheiten und jegliche Vorstellung von Schicklichkeit bei den Hindu vor den Kopf.

Mit der gesellschaftlichen Anschauung der Dinge, die das Weib in Indien zur niedrigsten Unterwürfigkeit herabsetzt und zum bloßen Arbeitsleben im Hause verdammt, hängt natürlich die entschiedene Feindschaft gegen weibliche Erziehung zusammen, weil man überzeugt ist, daß damit die Stellung des Weibes in der Gesellschaft gestört, und sein Gefühl rein leidender Unterwerfung unter das andere Geschlecht vernichtet werden muß. Diese Ueberzeugung ist so allgemein, daß, als die Americaner ihre Mädchenschulen in Jaffna anfingen, keine Eingeborne lesen und schreiben konnte. Nur die Tempelmädchen, die eine mit Recht verachtete Classe bilden, wurden unterrichtet, um die schlechten Götterlieder abschreiben zu können. Darum hing sogar ein übles Gerücht an dem Unterrichte des weiblichen Geschlechtes.

Die ersten Schulmädchen der Americaner zu Uduwille waren durch kleine Geschenke an Putzsachen herbeigelockt, und durch die Aussicht auf kleine Belohnungen für jeden Fortschritt, so wie durch das Versprechen einer Ausstattung von 5—6 Pfund (60—72 Gulden) festgehalten, wenn sie bis zu ihrer Verheirathung mit Genehmigung der Lehrerin darin blieben. Allein trotz dieser Lockungen wurden die Eltern, die ihnen nachgegeben hatten, oft mit Vorwürfen über ihre Thorheit überhäuft, und die Kinder selbst schämten sich sehr, als sie zum ersten Male den Leseunterricht erhielten.

Allein es galt hier ein viel höheres Ziel, als man auf den ersten Anblick denken sollte. Trotz der niedrigen geistigen Stellung und der gänzlichen Unterwürfigkeit der Frauen hatte doch die Hindusitte in Jaffna in Betreff der Heirathen und Mitgifte den Weibern einen Anspruch an Eigenthum gegeben, der in der Wirklichkeit in hohem Maaße den Einfluß und die Bedeutung ihnen zurückgab, von welchen das Vorurtheil und die Unwissenheit sie ausschlossen. Es ist eine gewaltige Ehrensache für tamelsche Eltern, ihren Töchtern durch großes Heirathsgut annehmliche Parthieen zu verschaffen. Entweder geben sie ihnen Ländereien oder Geld, wofür diese zum Pfande stehen, und da das ceylonische Gesetz der Frau ein volles Eigenthumsrecht auf dieses ihr eigenes Gut zuerkennt, so ist allmählig ein sehr großer Theil alles Landbesitzes in Frauenhand gerathen, und den Frauen zugleich ein bedeutendes Gewicht in der Vermögensverwaltung zugefallen.

Aber auch ohne diese Einrichtung, die jedoch selbst noch dazu mithilft, hat die Frau als Gattin und Mutter einen rechtmäßigen Einfluß, der zum Guten und Bösen in Hinsicht geistiger und religiöser Verbesserung sehr groß werden kann. Ein in einer Missionsschule gebildetes Kind, mag es noch so viel gelernt haben, kann sich schwerlich je aller Früchte seiner Bildung erfreuen, wenn es zu Hause ganz der Leitung einer götzendienerischen Mutter anheimgegeben bleibt. Der Zögling eines der höhern Seminarien steht in furchtbarer Gefahr, seine ersten Eindrücke sich verwischen zu sehen und in seiner Neigung zum christlichen Sittenleben lahm zu werden, wenn er eine Hindufrau heirathet und vielleicht seine Kinder in ihrer Religion erziehen muß, während im Gegentheil ein christlich gebildetes Mädchen die bessern Strebungen ihres Gatten stärken und beleben, und für ihre Kinder denselben Segen christlicher Zucht und Bildung bringen würde, den sie aus eigener Erfahrung werthschätzen gelernt hat. Es ist schwerlich übertrieben, wenn man behauptet, die wohl gelungene Erziehung Eines Mädchens sey unter diesen Umständen mehr werth, als die von fünf Knaben.

Von der Wahrheit und dem Gewicht dieser Thatsachen kräftigst überzeugt, wendeten die Missionare von Anfang ihre Mühe an Errichtung von Mädchenschulen, vor Allem aber an Mädchenanstalten, wo die Kinder von früh auf leben und unbefleckt bis zu ihrer Verehelichung mit Zustimmung ihrer christlichen Vormünder bewahrt werden sollten. Diese große Aufgabe wurde glücklich vollbracht, und zwar in so trefflicher Weise, daß jede Person von mäßigem Gefühl, welche die Missionsanstalten zu Nellore und Jaffna, so wie die reizende kleine Niederlassung der Americaner zu Uduwille besucht und das frohe Leben und die geistige Bildung der jungen Bewohnerinnen anschaut, die innigste Theilnahme an den wohl geleiteten Arbeiten des ächten Missionsgeistes mit sich nehmen, und mit Dank und Freude der edeln Menschen gedenken muß, die diesen Triumph der Wohlthätigkeit und des Christenthums auf Ceylon erkämpft haben.

Das Dörfchen Uduwille liegt inmitten eines reichen Culturlandes, und das Gebäude der Americaner ist ursprünglich von den Portugiesen zu einer römisch-katholischen Kirche aufgeführt worden, bei welcher ein Franciscaner-Mönch wohnte. Es ist ein schönes Fleckchen, ganz in Bäumen versteckt, und alle seine Felder und Gärten sind mit höchster Sorgfalt und Aufmerksamkeit in schöner Ordnung gehalten.

Im Jahr 1824 wurde die Anstalt mit 30 Schülerinnen zwischen 5 und 11 Jahren eröffnet, die höchste Zahl, die man nach achtjährigem Bitten und Bemühen aus der ganzen Provinz hatte zusammenbringen können. Die Schwierigkeit ist längst überwunden; statt Bitten und Versprechungen, um Zöglinge herbeizulocken, müssen die Missionare jetzt die Beschränkung auf 100 Mädchen anwenden, weil das Haus nicht mehr faßt, und die Eingebornen sind jetzt so sehr auf die Erziehung ihrer Töchter bedacht, daß kurze Zeit vor meinem dortigen Besuche, da es einige offene Plätze auszufüllen gab, über sechszig Familien in gespannter Erwartung standen, ob ihre Töchter unter den siebenzehn Glücklichen seyn würden, welche das Local aufzunehmen erlaubte.

Die ersten Zöglinge waren arm und von niederen Kasten; jetzt sind es meist Töchter angesehener und zum Theil sehr reicher Familien.

Der Unterrichtsgang ist den gesellschaftlichen Bedürfnissen des Volkes gemäß. Gründliche Schriftkenntniß, tüchtige Einleitung in die christliche Wahrheit, alle Zweige weiblicher Bildung, Tamel und Englisch, machen ihn aus. Dazu kommt sorgfältige Erziehung nach dem Landesbrauch in Uebung und Kenntniß des Hauswesens und Familienlebens. Von 250 in Uduwille erzogenen Mädchen sind mehr als die Hälfte an Christen verheirathet und theilen ihren Kindern das Gute mit, das sie selbst in gesegneter Erfahrung kennen lernten.

Außer dem wohlthuenden Bewußtseyn gelungener Arbeit hatten die Americaner noch die Freude, ihren Mitarbeitern den Weg geebnet zu haben. Den Wesleyanern wurde es viel leichter, eine gleiche Anstalt in Jaffna zu errichten; und als im Jahr 1842 die englisch kirchlichen Missionare in Nellore zu demselben Schritt sich entschlossen, waren sie, statt um Zöglinge sich umzusehen, nur durch die große Zahl der Anmeldungen und durch die Schwierigkeit in Verlegenheit gesetzt, mit der wenigst möglichen Unannehmlichkeit für die Abgewiesenen die Auswahl zu treffen. Ihre Anstalt zählt 30 Mädchen von 6 — 12 Jahren, die ganz dieselbe geistige und öconomische Bildung erhalten, wie sie sich in Uduwille so schön bewährt hat. —

Ich hielt mich so lange bei dem Schulwesen der Tamel-Mission auf, weil es auf die höchste Aufmerksamkeit als ein factischer Beleg Anspruch macht, wie man nicht auf willkürliche Annahmen, sondern auf tiefe Erfahrung hin das Christenthum bei einem Heidenvolke einführen kann, und weil ich auch vom politischen Gesichtspuncte aus die tiefsten und dauerndsten Einflüsse auf die gesellschaftliche und materielle Glückseligkeit dieses Theils der Insel davon erwarte. In den dreißig Jahren, daß es im Gange ist, hat es Jahr auf Jahr die Zahl gründlich gebildeter Lehrer gemehrt, die sich in die Masse der Bevölkerung mischten,

um ihr die eigenen Kenntnisse mitzutheilen und sie durch den Thatbeweis zu reizen, daß Kenntnisse die Kraft zu glücklicher Ausübung jedes weltlichen Berufes erhöhen. Mittlerweile wurde in den zahllosen Dörfchen und Weilern die Zahl der Familien rasch gemehrt, worin eines der Eltern oder beide in den Grundsätzen und Vorschriften des Evangeliums unterrichtet und durch tüchtige Hausbildung für die Genüsse und Lebensart gesitteter Völker gewonnen worden und nun bemüht sind, ihre höhere Gefühlsweise und Einsicht in ihren Kindern fortzupflanzen.

Einer wichtigen hierhergehörigen Anstalt ist noch zu gedenken: der americanischen Druckerpresse zu Manepy, nicht weit von dem Fort Jaffna. Wie sonst, so hat man auch hier die alte Kirche und andere Gebäude der Portugiesen benützt, die auf Kosten der Mission ausgebessert und erweitert wurden. Am schönsten fällt ein hübscher Kirchthurm in die Augen, der erst kürzlich durch freiwillige Gaben der mit der Anstalt verbundenen Eingebornen errichtet wurde und nun über die Bäume aufragend, manches liebe Heimathbild in die Seele ruft. Ueberhaupt ist es ein schlagender Beweis von der warmen Liebe zum Christenthum, wenn man die reichlichen Gaben an Geld, Baustoffen und Arbeit sieht, welche die Hindus zur Herstellung der alten gothischen Kirchen darbringen.

Das erste Bedürfniß der Missionare waren Bücher, und um diesem Mangel abzuhelfen, schrieb man zuerst kleine Tractate und Schulaufgaben auf Olas oder Streifen des Palmyra-Blattes, die der Missionar an Schnüre faßte und um sie zu vertheilen, um den Hals seines Pferdes hing. Die Druckerei hat nun seit vielen Jahren stets über achtzig Arbeiter, lauter Zöglinge von Missionsschulen, beschäftigt, die auf diese Art ein nährendes Berufsgeschäft erlernten. Natürlich werden nur religiöse und Schulbücher gedruckt; aber es zeugt von dem Sporn, den das geistige Leben der Nation durch die Mission erhalten hat, daß diese seit sieben Jahren eine Zeitung „der Morgenstern" herausgeben

konnte, die 700 Abnehmer, wovon fünf Sechstel Tameln, zählt.

In all diesen Arbeiten ist der schönste Hauptzug der protestantischen Missionare in Jaffna das neidlose Verlangen, nur der Sache zum immer größeren Gedeihen zu verhelfen, ohne irgendwie engherzige Eifersucht für die eine oder die andere Kirchenpartei zu verrathen. Die Americaner selbst sind Geistliche von zwei verschiedenen Kirchenabtheilungen, die mit Layen zusammen am Missionswerke stehen. Sie arbeiten in herzlicher Liebe mit den andern Sendboten, mit denen sie sich in der Provinz getheilt haben. Mit Freuden geben sie wohlgerathene Zöglinge als Lehrer an die Wesleyanerschulen ab; ihre Druckerei steht den beiden andern Missionen zu Dienste; sie leben auf freundschaftlichem Fuße mit der römischen Priesterschaft, die ihrerseits noch nie Feindschaft gegen sie an den Tag gelegt hat, und sie haben längst den Widerspruch der Bramanen zum Schweigen gebracht, die, so ungern sie im Stillen den Fortgang der Missionsarbeit sehen, doch und hauptsächlich durch den Einfluß der vielen christlich erzogenen Frauen, genöthigt sind, sich jedes offenen Entgegentretens zu enthalten.

Aus diesem raschen Ueberblick läßt sich ersehen, daß in dem Sturm, den die Missionare auf das Götzenthum der Tameln unternehmen, die Laufgräben durch das Schulwesen eröffnet wurden, obwohl auf jeder Stufe des Werkes die Verkündigung der göttlichen Wahrheit und die Entwicklung der Wahrheiten des Christenthums stets das Hauptziel bleiben, das mit Ernst und ausdauernder Frömmigkeit im Auge behalten wurde. Ein flüchtiger Beobachter könnte zu dem Urtheil versucht werden, man habe hier weltlichen Unterricht unbillig vor dem religiösen begünstigt; aber ein Augenblick ruhigen Nachdenkens wird ihm sagen, daß der Geist des bramanischen Aberglaubens selbst die Angriffsweise eingegeben hat, weil er über die gewohnte Gränze theologischen Systemwesens hinausgreift und auf seine verwickelten Glaubenslehren den unklugen Ehrgeiz hinaufbaut, naturwissenschaftliche Kenntnisse mit der Majestät und Unwider-

sprechlichkeit göttlicher Offenbarung mitzutheilen. Denn das ist ja gerade ein Hauptcharakterzug der Hindureligion, daß sie nicht innerhalb der theologischen Linien bleibt, sondern jegliche Art der Kenntniß, sey es Grammatik oder Geographie, Naturlehre oder Rechtskunde, Medicin oder Metaphysik als einen eben so wesentlichen Theil ihrer selbst behandelt, wie irgend eine Religionsfrage. Sie hat vor Jahrhunderten schon in den Schastras die Gränzen des Wissens für immer festgestellt und dabei muß es bleiben; jeder Zweifel ist Abfall, jeder Fortschritt, jede Verbesserung ist Gotteslästerung und Verbrechen. Diesem Stand der Dinge ist nicht anders mit Erfolg entgegenzutreten, als mit wissenschaftlicher Beweisführung, wie ein americanischer Missionar es richtig so ausdrückt: „In jeder Frage des „Geistes geht man auf Wort und Zeugniß zurück; wo es „sich aber um Gesetze und Thatsachen der Natur handelt, „die zu einem falschen Religionssysteme verkehrt werden, „da geht die Berufung an die Wissenschaft. Daher die „große Aufmerksamkeit, welche die Missionare auf Mathe„matik, Astronomie und Naturlehre gewendet haben." — „Wohin immer", sagt Dr. Malcolm, der Abgesandte der americanischen Baptisten-Missionsgesellschaft nach dem südöstlichen Asien — „das Christenthum in Indien kommt, „muß eine neue Erd- und Himmelskunde Eingang finden. „Der Missionar darf hieran nicht vorübergehen und Christum „den Gekreuzigten predigen. Seine Zuhörer dulden es nicht. „Das Land, aus dem er kommt, existirt gar nicht nach ihrem „System, und die Schastras und Schagawat müssen fallen, „wenn das seinige wahr ist. Er wird deshalb angegriffen „werden. Es wird als ein Theil seiner Religion betrachtet „und ihre Weltentstehungslehre muß weggeschafft werden, „wenn sein Glaube Eingang finden soll."

Die Missionare haben übrigens bei ihrer emsigen Sorge für den Schulunterricht die Predigt keineswegs bei Seite gelegt. In ihren Seminarien und bei denen, die sich fest an sie halten, predigen sie unablässig und zusammenhängend; aber der großen Volksmasse und den eigentlichen Studirenden

gegenüber erklären die Americaner, durch lange Erfahrung zu der Ueberzeugung gelangt zu seyn, daß eigentliche Predigten, und wäre es auch vor großen Zuhörerschaften, weniger ausrichten, als stete Aufforderung zum Nachdenken, als Hinwerfen eines Zweifels oder Wegräumung einer Schwierigkeit für einen Einzelnen. Die Hütte und der Palmenhain, die Straße und der Bazar sind ihnen eben so sehr Arbeitsposten als die Schulstube und die Kirche, und in der letztern geht ihre Predigt auf Auslegung der einfachsten christlichen Wahrheiten ohne allen Streit über Principien und mit sorglichster Vermeidung aller Verhandlungen über Kirchenform und Kirchenverwaltung aus, wie sie die verschiedenen Gemeinschaften trennen. Nach ihren Amts-Instructionen haben sich die americanischen Missionare „nicht als einen Verein für Verbreitung der Civi„lisation, Litteratur oder Kunst, sondern für die Seelen„rettung" zu betrachten; ihre Aufgabe ist nicht „die besondern „Lehren einer Kirchenpartei zu verbreiten, sondern das Evan„gelium so zu verkündigen; daß die Menschenseelen dadurch „selig werden", und man muß ihnen das Zeugniß geben, daß sie im ganzen Umfange ihrer Thätigkeit dieser Regel getreu geblieben sind.

Eines Abends, als ich vom Besuche einer ihrer entfernteren Stationen nach Jaffna zurückkehrte, ging ich auf der Straße an dem Prediger Spaulding vorbei, der nun fast der Vater ihrer Mission heißen kann, da er bereits dreißig Jahre in Ceylon sich befindet. Ein kleiner Malabarenknabe ging mit der Laterne hinter ihm her, die nach Einbruch der Nacht angezündet werden sollte. Er ging zu Fuße, mit raschem Schritt, das Auge gedankenvoll an den Boden geheftet, einem Dorfe zu, wo er heute noch Besuche machen oder predigen wollte. Er trug keinerlei auszeichnende Kleidung, aber die Grüße der Eingebornen, die ihm begegneten, ließen einen Mann erkennen, der ihnen bekannt war und den sie verehrten. Ich war von seinem milden und gescheidten Gesichte und dem ernsten bescheidenen Wesen betroffen und ich dachte in dem Augenblicke, daß ich

nie zuvor das Ideal eines freien und ächten Missionars des Evangeliums so leibhaftig vor mir gesehen habe.

Außer den gewöhnlichen Sonntagsgottesdiensten legen die Wesleyaner viel Gewicht auf ihre abendlichen Versammlungen bei Lampenschein, da die tamelschen Bauern, frei von ihren Feldarbeiten, in die Schulstube eilen, um die Lehren des Christenthums zu besprechen und die Schrift verlesen zu hören. Auch die englisch-kirchlichen Missionare sind, außer den hergebrachten sonntäglichen Gottesdiensten für ihre christlichen Gemeinden, unermüdliche Prediger unter den Heiden; aber ungeachtet die Gegend, wo sie arbeiten, von 30,000 Tameln dicht bevölkert ist, haben sie doch dabei selten über zwanzig Zuhörer.

Ich komme nun zu der Frage: **Was war die praktische Wirkung all dieser Arbeiten in Herz und Wandel der eingebornen Tameln Ceylons?**

Wende ich mich hier wieder zuerst nach der americanischen Mission als der umfassendsten und erfahrensten auf der Insel, so muß ich sagen, daß die sichtbare Frucht ihrer Mühe weit hinter dem zurückbleibt, was man nach der Stärke der Arbeit und dem Eifer dieser Männer etwa erwarten möchte. Es ist wahr, wo es Umwandlung von Völkern gilt, da sind die mächtigsten Triebkräfte nicht die, welche dem ersten Anblick gleich auf der Oberfläche sich sichtbar machen, sondern sie gehen still und unwiderstehlich strömend in der Tiefe fort. So ist es auch mit den Wirkungen der Mission unter den Hindus nach meiner festen Ueberzeugung. Der Sauerteig wirkt noch immer still, fast unsichtbar fort, aber er wird sicher und bald den ganzen Teig durchsäuert haben.

Ueber ihren Erfolg in eigentlicher Bekehrung der Hindu auf Ceylon zum Christenthum sprachen sich die americanischen Sendboten selbst nur sehr demüthig und schüchtern, ohne alle Selbstzufriedenheit, aber mit zuversichtlicher Hoffnung aus. Sie reden mit weit mehr Nachdruck von den Schwierigkeiten, die ihnen im Wege stehen, als von ihrem Glück in Besiegung derselben. Da sie den namenchristlichen

Bekenntnissen wenig Werth beilegen, so halten sie über den nachherigen Lebenslauf ihrer Zöglinge Register, um zu wissen, ob die Wahrheit bei ihnen in Herz und Wandel gedrungen ist.

So gewissenhaft sind sie in diesem Puncte, daß sie nach dreißigjähriger Hingabe und Mühe nur 680 Bekehrungen aufzählen, von welchen jetzt noch 357 Seelen als Gemeindeglieder übrig sind. Es ist ein schlagender Beweis dafür, wie wenig bei den Tameln das Predigen nützt, wenn ihnen nicht vorher der Verstand geöffnet ist, daß in allen dreißig Jahren nur 200 Abendmahlsgenossen außer denen gesammelt wurden, die in ihren Anstalten und Schulen aufwuchsen. Von der Gesammtzahl mußte ein Siebentheil wegen Rückfalls ins Heidenthum wieder ausgeschlossen werden und selbst von dem Reste bekennen die Missionare bescheidentlich, „nur Gott könne wissen, wie viele davon wahre „Christen seyen". Wenn es so steht bei diesen ausgezeichneten und unermüdlichen Männern, so läßt sich denken, wie es mit den großen Zahlen beschaffen ist, die oft von Missionsstationen nach Hause berichtet werden. *)

Mit gleicher Demuth äußern sich die englisch-kirchlichen Sendboten über ihre Arbeit und bekennen offen, daß das Werk mehr in der Zukunft als in der Gegenwart seinen Schwerpunct habe. Sie zählen 150 Communicanten; die Wesleyaner haben in Jaffna 147, in der östlichen Provinz Batticaloa und Trincomalli 179. Dagegen sind auch von der kleinen Zahl, die den Muth hatte, offen herauszutreten, nur Wenige zurückgefallen und Viele haben im Tode das Zeugniß ausharrenden Christenglaubens abgelegt.

So schwach aber auch die Gegenwart seyn mag, man hat desto bessern Grund, Gutes für die Zukunft zu hoffen.

*) Damit soll kein Verdacht unwahrer Berichterstattung ausgesprochen seyn, sondern nur Hindeutung auf eine mögliche verschiedene Betrachtungsart. Wahre, innere Herzensbekehrung ist der seltene Fall, draußen wie daheim. Aber ein Grad oder eine Art der Beherrschung vom Christenthum, wie sie, abgesehen von den Instituten in Staat und Kirche, auch bei uns nur der Fall der Meisten ist, findet sich allerdings in manchen Missionen bei Tausenden. Der Herausgeber.

Es ist eine wichtige Thatsache, daß, seit die Hindus tägliche Gelegenheit hatten, das fleckenlose Leben der Missionare zu sehen und Zeugen des geselligen Glückes zu seyn, das durch theilweises Eingehen in ihre reinere Lehre geschaffen wurde, unter den Hindus in Jaffna eine neue Classe von Gurus (geistlichen Führern, bramanischen Beichtvätern) entstanden ist, die Christliches in ihre Lehre mischen und es für den reinen Ausfluß ihrer alten Religion ausgeben.

Sollte je das christliche Bildungswesen unter den Hindus die Wirkung nicht haben, die es übrigens in hohem Grade bis jetzt gehabt hat, daß die Nation wirklich zur christlichen Bekehrung heranreift, so dürfte ein Mittelschlag wenigstens seine sichere Folge seyn, ein Volk, das mehr dem Deismus angehört, aber doch der Bibel großen Beifall schenkt, und diese Zwischenstellung zwischen Heidenthum und Christenthum wird dann abermals die Einwirkung von Letzterm begünstigen. Bereits bestehen die Ansätze zu dieser Uebergangsstufe, indem sich ein Verein gebildet hat, der in einem Schiwa-Tempel zusammenkommt, um das Neue Testament im Zusammenhange mit Hülfe englischer Commentare zu lesen. Im Gegensatze davon haben die Bramanen ein Seminar eröffnet, worein nur Hindus aufgenommen werden können, dessen Aufgabe die Vertheidigung des Götzenthums ist, und dessen Vorlesungen gleichfalls im Schiwa-Tempel gehalten werden.

Die größere Masse des Volkes hat unter diesen Umständen den Eindruck gewonnen, der noch zur Ueberzeugung werden kann, daß das Christenthum nicht ohne Wahrheit, daß es eine gute Religion und voraussichtlich die einst herrschende in Ceylon sey. Von alten Leuten hört man oft, wenn ein Missionar in sie dringt, die Antwort: „Verlanget „nicht von mir, daß ich übertrete. Ich bin zu alt und „muß den Weg meiner Väter gehen. Aber da sind meine „Kinder. In ihrer Zeit wird doch das Christenthum herr„schen, und wenn sie wollen, können sie ja jetzt gleich Chri„sten werden."

Damit ist nicht blos Eins und ein Wichtiges gewonnen, nämlich die Erschütterung des Zutrauens der Leute zu ihrer Landesreligion, sondern das geht noch weiter. Die klugen und aufmerksamen Tameln haben längst gemerkt, daß die Bekenner des Christenthums auch in weltlichen Dingen etwas voraus haben, und daß dem Christenthum die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens gegeben ist. Sie sehen, daß ihre christlich gebildeten Landsleute brauchbarer geworden sind, als die andern, und daß es ihnen besser geht. Sie sehen die feinere Lebensart, die erhöhte geistige Gewandtheit derselben und sind Zeugen davon, wie diese ihnen den Weg zu Beförderungen bereiten. Die christlich Erzogenen unter den Heiden sind nicht mehr gleichgültig gegen Tugend und Laster, sie sehen nicht mehr über jegliche Lügenhaftigkeit und Liederlichkeit weg. Der gute Ruf ist eine Sache von Werth; das Ehrgefühl zieht seine Schranken.

Die Tameln sind gescheidt genug zu merken, daß diese veränderte Weltansicht vom geistigen Verkehr mit dem Christenthum und den Christen herrührt; sie sehen vor ihren Augen eine Umwandlung der sittlichen und geselligen Welt. Haben doch die Tameln von Jaffna in den letzten 14 Jahren über 2000 Pfund Sterling (24,000 Gulden) nur für ausgezeichnete englische Litteraturwerke, durch die Wesleyaner verschrieben, ausgegeben, und die tamelsche Litteratur wird sich nicht nur binnen Kurzem einer vortrefflichen Bibelübersetzung von dem tüchtigsten Tamelkenner in Ceylon, Missionar Perceval, zu rühmen haben, sie zählt auch treffliche Uebersetzungen religiöser Schriften aus dem Englischen und Bengalischen, und eine Menge brauchbarer Lehrbücher der Arithmetik, Erdkunde, Sternkunde und der allgemeinen Wissenschaften.

Durch dieselben Ursachen ist der verderbliche Einfluß des Kastenwesens geschwächt, und der Reisende wird sogleich durch die freie Mischung der Volksclassen in Jaffna betroffen, die gegen die Gebundenheit des Lebens bei den Tameln des Festlandes so stark absticht. Nicht daß man gleichgültig

Alles in einander mischte und keinen Rang mehr achtete, aber die sclavische Unterthänigkeit unter die Gurus und Bramanen findet sich nicht; man sieht mehr Selbstgefühl und Selbstschätzung, der gegenüber dann angemaßte Priesterherrschaft an Macht verliert. Allerdings gilt dies nicht von allen Tameln, aber doch von sehr vielen und immer mehrern; und wenn der Geist, der dieses schafft, durch immer weitere Ausdehnung christlicher und wissenschaftlicher Bildung noch weiter greift, so wird es sicher zuletzt zur Herrschaft des Christenthums und der dasselbe unausbleiblich begleitenden Gesittung kommen.

Als ich im Jahre 1848 nach Jaffna kam, ging mein erster Besuch in die Anstalten und Schulen der verschiedenen Missionsgesellschaften. Gleich am Abend nach meiner Ankunft, sobald der Sonnenuntergang das Ausgehen möglich machte, fuhr ich nach der Druckerei zu Manepy, einem etwa zwei Stunden vom Fort gelegenen Dorfe, das in einem üppigen Baumwuchse verborgen liegt, und über das der hübsche Kirchthurm aufragt. Ich traf Alles in voller Thätigkeit, die Pressen in Bewegung, die Buchbinderwerkstätten in lärmender Arbeit, den Buchladen gedrängt voll auf Brettern geordneter Bände und bis zur Decke hinangethürmter Säulen ungebundener Werke. Alles das war für die verschiedenen Missionsschulen und zur fast unentgeltlichen Verbreitung unter den Tameln bestimmt.

Nur eine Stunde von Manepy liegt die Mädchen-Erziehungsanstalt zu Uduwille. Es war eben der Anfang der Ferien und die Zöglinge daher nicht zu Hause; aber sie wohnten nicht weit weg, und kaum hatte sich die Nachricht von unserm beabsichtigten Besuche verbreitet, so eilten sie herbei, um uns unsern Zweck nicht verfehlen zu lassen. Es waren höchst ansprechende Kinder, 6—12 Jahre alt, in weiße Gewänder gekleidet und mit all dem Gold- und Silberschmuck behangen, den die Hindus so gerne an ihren Kindern sehen. In ihrem sanften und heitern Benehmen, wie

in der Reinlichkeit und dem Anstand ihrer Kleidung stachen sie auf höchst angenehme Weise gegen die fast unschickliche Tracht der sonstigen Frauen in Jaffna ab. Was mich aber am meisten interessirte war die Anwesenheit einer Anzahl junger Frauen, ehemaliger Zöglinge der Anstalt. Sie machten alle gar fröhliche Gesichter, die den Ausdruck des Stolzes auf ihre Angehörigkeit an ein Haus trugen, das ihnen so wohlthuende Erinnerungen weckte. Sie bezeugten die freudigste Theilnahme an Allem was vorging, besonders an der Prüfung der Zöglinge. Sie warteten mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Antworten und drückten ihre Freude durch ein Lächeln aus, wenn eine ihrer jungen Freundinnen eine gute Antwort gab. Nach den Schularbeiten sangen die Kinder ein tamelsches Lied nach einer klagenden Hindu-Melodie, und ich glaube nicht etwas so Rührendes je gehört zu haben, das mir einen so lieblichen Eindruck hinterlassen hätte, als die holden Stimmen des kleinen Sängerchors.

Vor einigen Tagen erfreute mich ein ähnlicher Besuch in einer wesleyanischen Mädchenanstalt auf der Esplanade des Forts und des Erziehungs-Institutes der Anglicaner in der hübschen alten Kirche zu Nellore, die hiezu neuerlich wieder hergestellt worden war. In beiden Häusern zeigten die Zöglinge dasselbe heitere, verständige Wesen, dasselbe bescheidene, anziehende Benehmen, das in Uduwille so wohl thut, und das mehr als alle andern Zeichen des Fortschrittes die zuversichtliche Hoffnung auf endlichen Erfolg der zweckmäßigen Arbeiten für Ceylons Gesittung verstärkt.

Die americanischen Stationen liegen sämmtlich in einem Kreise nahe beisammen; ich besuchte sie fast alle und fand überall denselben Hauptzug: die schönen alten Trümmer der römisch-katholischen Gebäude hergestellt und neu belebt, oft die großen Kirchenschiffe durch Abtheilungen in Schulen und Missionswohnungen verwandelt, niedliche, sauber gehaltene Gärten daneben, und im Schatten des dichten Laubwerks

die broncefarbigen kleinen Gestalten fröhlicher Kinder. Baldäus hat in seinem fast 200 Jahre alten Folianten wunderliche Ansichten dieser Bauwerke gegeben, die man aber weder in den hergestellten Kirchen noch in den Ruinen der andern wieder erkennen würde.

Batticotta, das Hauptlager der Mission, liegt 2½ Stunden westlich von Jaffna, inmitten wohl angebauter Reisfelder und schöner Haine der Palmyra- und Kokos-Palme. Es ist ein höchst interessanter Platz, ein unvergeßlicher Anblick, wenn man die gewohnten Scenen eines Collegiums im Contraste sieht mit der ungewohnten Erscheinung und Kleidung der Zöglinge; wenn man an den Oeconomie-Gebäuden das Gepräge morgenländischer Sitten scharf abgedruckt findet. Schlafgemächer, Speisesaal und Küche sind ächt indisch, aber Alles äußerst reinlich. Welcher Gegensatz, wenn man in den Lehrsaal mit astronomischer Uhr, Planetarium und Instrumenten der Sternkunde, in das Laboratorium mit Retorten, electro-magnetischem Apparat und chemischen Präparaten tritt; wenn man das Museum mit seiner geologischen Sammlung aus Ceylon und seinen Korallen beschaut. Das Schönste aber war der Saal, wo auf den Bänken die Studenten in weißen Gewändern saßen, wo die beturbanten Häupter in gespannter Aufmerksamkeit aufwärts gehoben „Gottes Ebenbild, aus „Ebenholz geschnitzt," sehen ließen. Man prüfte in unserer Gegenwart über Geschichte, Naturwissenschaft, Optik, Astronomie und Algebra. Die Kenntnisse der Zöglinge waren erstaunlich, und ich übertreibe nicht, wenn ich sage, das Collegium zu Batticotta lasse sich nach Umfang und Höhe der wissenschaftlichen Leistungen recht wohl neben eine europäische Universität stellen.

Ein paar Tage nachher war ich bei einer ähnlichen Prüfung im wesleyanischen Collegium zu Jaffna, wo Herr Perceval, einer der gründlichsten Kenner des Tamel in ganz Indien, prüfte. Die classischen und allgemein wissen-

schaftlichen Studien waren dieselben und die Leistungen nicht geringer, als in Batticotta. In den Anstalten zu Batticotta und Uduwille werden viele Zöglinge auf Kosten eines fernen Missionsfreundes (jährlich fünfzig Gulden) erhalten und unterrichtet, dessen Namen dann der Zögling zu dem seinigen annimmt. Da hört man in Uduwille die Namen americanischer Frauen, und in Batticotta heißt jetzt gar einer William Tennent.

Außer den vielen ehemaligen Zöglingen von Batticotta, die jetzt in Aemtern stehen, wohnen Manche auch ganz in der Nähe in ihren Dörfern und treiben Ackerbau, und es darf wohl neben den Bemühungen der Behörden als Frucht dieser Anstalt und ihres civilisirenden Einflusses betrachtet werden, daß jetzt in den Dörfern umher, wo vor 15 Jahren nicht Ein Bauernwagen sich fand, ihrer 150 gehen; daß statt Eines Brunnens jetzt zehn gegraben sind; daß ein Drittheil mehr Land angebaut wird, und daß Nebenstraßen und Wege in allen Richtungen in die Hauptstraßen nach Jaffna münden.

Es ist dies freilich nicht ausschließlich die Wirkung des Unterrichts der Missionare. Allein wenn man die Gegenden, wo sie nicht wirken, mit denen vergleicht, wo ihr Einfluß waltet, so läßt sich nicht mehr zweifeln, daß sie die Bemühungen des von der Regierung aufgestellten Agenten wesentlich unterstützt haben. Mir ist es rein unmöglich zu denken, daß diese Anfänge wieder verschwinden könnten; daß Eindrücke, die einmal so tief gehen und zwei Generationen überlebt haben, je wieder gänzlich verwischt werden; daß sie nicht leiblich und geistig die Wohlfahrt des Tamelvolkes in noch höherem Grade fördern sollten, als bisher.

Fünfter Abschnitt.

Der Buddhismus und Dämonendienst. — Nationalcharakter der Singhalesen. — Gleichgültigkeit gegen alle Religionen. — Der Buddhismus und sein Ursprung. — Sein Alter und sein weites Herrschaftsgebiet. — Lebensgeschichte des Gotama Buddhu. — Seine Menschwerdung. — Seine Religion. — Seelenwanderung. — Buddhistische Naturansicht. — Buddhistische Lehre vom Zustand nach dem Tode. — Lehre vom Schicksal und der Nothwendigkeit. — Priesterschaft und ihre Privilegien. — Verschiedene Buddhistensecten. — Dämonenverehrung und ihr Ursprung. — Religiöse Gebräuche und Priester.

Von dieser Uebersicht des Bramanismus und den Bemühungen zu seiner Verdrängung durch das Christenthum wende ich mich zu den rein singhalesischen Gebieten der Insel, wo die Einwohner ganz anderer Abstammung und Sprache sind, einen ganz andern Charakter haben und einer ganz andern Form des Götzenthums anhängen.

Im Geist und der Lehre des Bramanenthums liegt eine Widerstandskraft gegen jede andere Religion; im Süden Ceylons hat das Christenthum in der Stumpfheit und völligen Gleichgültigkeit der Buddhisten einen noch schlimmern Gegner zu bekämpfen. Jenes ist ausschließend und fanatisch, sehr zur Verfolgung geneigt. Der Buddhismus dagegen in der Kraft seiner Selbstgerechtigkeit erweitert seine schlaffe Weitherzigkeit über jeden Religionsglauben und zeigt eine laodicäische Lauheit gegen seinen eigenen. Während der Bramanismus ein Wissen ist, das nur einer geweihten Priesterschaft anvertraut ward, weshalb die Weden und Schastren, die seine Lehren enthalten, mit sorgsamer Eifersucht vor dem Anblick des gemeinen Volks verwahrt bleiben, freut sich der Buddhismus seiner Universalität, will Religion der Masse seyn und öffnet seine heiligen Bücher rückhaltlos für Jedermann, ja er erklärt ihre Lesung für ein Allen zugängliches Verdienst. Die despotischen Bramadiener hüllen sich in das Gewand heiliger Geheimnisse, und ihre Worte

sind tiefe Göttersprüche; — die Priester Buddhas wollen nur Sittenlehrer seyn und machen wenigstens in der Lehre des Laotse in China und Tibet auf den Namen „Lehrer der Vernunft" Anspruch.

Im Nationalcharakter der Singhalesen spiegelt sich in hohem Grade der Geist ihrer Religion ab. Wenn in jenem die leidentliche Ruhe und die Liebe zu bequemem Daseyn die thätige Anstrengung in den Geschäften des Lebens hemmt, so liegt in dieser das Wesen der Tugend in Enthaltung, das des Gottesdienstes in stiller Betrachtung, nur unter Zugabe so vieles Ceremoniells, als nöthig ist, um die Andacht in die Augen fallen zu lassen. Dieselbe Ruheliebe, die Schlaf und Empfindungslosigkeit als die höchsten Segnungen dieses Lebens erscheinen läßt, erwartet eine Erstarrung, die an Vernichtung gränzt, als höchste jenseitige Seligkeit. Mit allen Völkern der Erde halten die Buddhisten irgend eine Art religiöser Anbetung für unerläßlich; aber im Widerspruch mit den Meisten, kümmern sie sich wenig darum, worin sie besteht. Das überlassen sie der zufälligen Verkettung der Umstände, der Oertlichkeit und dem Einfluß der Freunde, des Vortheils und Gewinnes. Dennoch sind sie in der Hand des christlichen Missionars nicht der bildsame Thon, den diese Schilderung erwarten läßt, dem man jede Gestalt geben kann, der jeden zufälligen Eindruck festhält; eher sind sie ein zerfließender Brei, der die Gestalt des Gefäßes annimmt, in das er gegossen wird, ohne sich dadurch in seinem Wesen zu verändern.

Aus dieser reizlosen Gleichstimmung des Volks und der hohen Moral, welche seine Glaubensartikel bildet, entspringen Erscheinungen, die seit mehr als drei Jahrhunderten die Bemühungen Aller vereitelt haben, die auf den Umsturz des eingewurzelten Aberglaubens und die Pflanzung des Christenthums an seine Stelle hinarbeiteten. Die Vorschriften des Letztern, getrennt von ihrem göttlichen Ursprung, schienen auf den ersten Anblick der eigenen Lehre so nahe verwandt, daß der Buddhist seine höhere Stellung zu erkennen nicht geneigt war. Forderte das Christenthum Keuschheit und

Wahrhaftigkeit, Mäßigkeit, Redlichkeit, Wohlwollen: — so hatte Buddha diese Gebote schon lange mit demselben Nachdruck verkündet. Das Wort: du sollst nicht tödten — hatte der Buddhismus in noch weiterem Umfang gegeben; denn der Priester darf überhaupt kein Lebendiges tödten; der Laye soll es auch nicht thun; doch gibt es für ihn zulässige Ausnahmen. Bringt der Priester zufällig das kleinste Insect ums Leben, so verfällt er einer vorgeschriebenen Büßung (Pachitta). Bringt er einen Menschen um, oder hilft zu einem Mord, oder begünstigt er einen Selbstmord, so verfällt er der Ausstoßung aus dem Morder, einer Art von Todsünde (Paratschika). Der Laye darf animalische Nahrung genießen, nur muß er nicht selbst das Thier getödtet haben. Dennoch aber hat das „schlachte und iß" des Neuen Testaments den größten Anstoß gegen die Verbreitung des Christenthums gegeben. Wie weit die Buddhisten darin gehen, zeigt die Sitte der Priester, Nachmittags nicht zu essen, in der Dunkelheit nicht zu trinken, um nicht unbewußt ein kleines Insect zu verschlucken, und eine Bürste mit sich zu führen, womit sie jeden Sitzplatz reinigen, um keines zu erdrücken. Einige binden sich sogar ein Tuch vor den Mund, um kein Thierchen einzuathmen. Wenn das Gesetz und das Evangelium gleichermaßen gebieten: Liebe deinen Nächsten als dich selbst, — so besteht der Buddhismus auf der Liebe als Grundlage der Gottesverehrung und heißt seine Angehörigen „dem Zorn durch Sanftmuth begegnen und „das Böse durch Gutes überwinden."

Die äußere Uebereinstimmung des Christenthums mit ihrer eigenen Religion in diesen Puncten hat die Eingebornen mehr verwirrt, als der Gegensatz beider in anderer Hinsicht. Zuletzt klammern sie sich zu schüchtern für den Zweifel und zu schwach zur Untersuchung mit hülfloser Zähigkeit an den eignen Aberglauben und wenden sich doch dem neuen Glauben zu, indem sie ihn an den alten anhängen.

Diesem Zustande der Unentschlossenheit trat nun noch ein schweres Hinderniß in der Verschiedenheit der christlichen

Glaubensformen bei, die nach einander das Christenthum nach Ceylon brachten. In der Verfolgung der römischen Katholiken durch die Holländer, der nachherigen Verdrängung der holländischen Kirche durch die englische, der mehr oder minder hervortretenden Reibungen der Bischöflichen und Presbyterianer, den Eigenthümlichkeiten, welche die Baptisten von den Wesleyanern scheiden, die Alle ihre Missionen und Vertreter auf der Insel haben, kann der Singhalese kaum etwas Anderes sehen, als daß man ihm etwas noch Zweifelhaftes und Unfestes anbeut, gegen das er seinen herkömmlichen Aberglauben daran geben soll. In dem Bewußtseyn über Dinge zu entscheiden, worüber ihre weisesten europäischen Lehrer nicht einmal im Reinen seyen, zögern sie gegen etwas sichtlich Unentschiedenes ihren von Uralters her mit zweifelloser Zuversicht festgehaltenen Glauben auszutauschen, der die Würde der Alterthümlichkeit an sich trägt; und selbst wenn die Wahrheit glücklich ihren Volksglauben überwunden hat, bringt sie die Wahl zwischen den christlichen Gemeinschaften in die äußerste Noth. —

Vom Buddhismus ist es schwer in Kürze eine deutliche Vorstellung zu geben, nicht allein weil seine massenhafte heilige Geschichte und Sage von Dunkelheit bedeckt ist, sondern noch vielmehr, weil die Verwirrung seiner an jedem Orte wieder andern Formen und die Verschiedenheiten der Ansicht über seine Vorschriften und Lehren in Verwirrung bringt. Er ist so uralt, daß noch über seinen Ursprung und seine geschichtliche Beziehung zum Bramanismus die Wolke der Zweifel hängt. Ob er in Hindustan oder in westlicheren Landen entstanden, ob der Buddhismus die Urreligion und der Bramanismus nur seine Entartung, oder ob der Bramanismus älter und der Buddhismus ein Versuch ist, ihn zu ursprünglicher Reinheit wieder herzustellen — das sind Fragen, die heute noch die Untersucher der morgenländischen Religionsgeschichte beschäftigen. So lange man blos aus bramanischen Sanscritquellen schöpfte, erhielt der Bramanismus die Palme des höhern Alters; seit aber die Pali-Schriften und die heiligen Buddha-Bücher im westlichen

Indien, in Ceylon und Nepal übersetzt wurden, ist das größere Gewicht, wo nicht des höheren Alters, doch der gleichzeitigen Entstehung und Entwicklung auf die Seite des Buddhismus gefallen. Die Gründe für jenes hat Mountstuart Elphinstone so zusammengestellt:

„Wenn man beide Systeme aus Einer Wurzel ableitet, „wozu allerdings die Aehnlichkeit ihrer Lehren drängt, so „dürfte auf die bramanische Seite das Hauptgewicht für „höheres Alter zu liegen kommen. Das Buddhasystem kann „nicht wohl das erste seyn. Denn die ersten Ahnungen „Gottes gehen doch wohl aus der Wahrnehmung seiner „Macht hervor. Die Idee eines ruhenden Gottes kann „nicht wohl älter seyn, als die Verehrung der Sonne oder „der Elemente; noch weniger wird der Mensch mit der Ver„gottung von Heiligen beginnen, weil Heiligkeit selbst nur „denkbar ist, wenn schon eine Religion da ist, an der sie „gemessen wird. Die Hindu-Religion beginnt mit der An„betung der Naturgewalt und kommt so zu Theismus; — „dieser sank dann bei den Gelehrten zum Scepticismus „und bei der Masse zur Heldenverehrung herab, womit „der Atheismus der Buddhaleute und die Heiligenvergötte„rung zusammenstimmen. So dürfte der Buddhismus aus „dem uralten Bramanismus hervorgewachsen seyn, als „dieser seine höchste Höhe erreicht oder schon wieder zum „Sinken sich geneigt hatte."

Der tiefste Kenner des Buddhismus in Ceylon, Missionar Gogerly, ist der Ansicht, daß derselbe uralt und schon längst gepredigt, ja wieder vergessen war, als Gotama sein neuer Stifter wurde. Der berühmte Tempel von Somnath war ursprünglich ein Buddhatempel, und in dem wilden Dienste des Dschaggernath, zu dem, gegen die indische Sitte, alle Kasten zugelassen werden, liegt buddhistischer Einfluß wo nicht Ursprung klar zu Tage. Ja der große Buddha-Zahn zu Kandy soll ehemals in dem Tempel zu Kalinga in Orissa, wo Dschaggernath herrscht, aufbewahrt gewesen und erst im vierten christlichen Jahrhundert nach Ceylon gekommen seyn. Soviel ist durch sichere historische Beweise klar, daß viele

Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung die Buddhalehre mit Begeisterung in Centralindien verehrt und später noch in Behar (Magadha, Maga-Land in der alten Geographie der Hindu) galt, indem ja schon der Landesname ein Wihar (Buddhistenkloster) bezeichnet. Von da verbreitete er sich über das indische Festland und in die Ostländer; vor mehr als zweitausend Jahren wurde er in Ceylon und dem indischen Archipelagus herrschend, und seine Lehre gilt jetzt über den ungeheuren Erdraum zwischen Sibirien und Siam, vom bengalischen Golf bis an die Westgestade des großen Oceans.

Seine jetzige Herrschaft über wenigstens dreihundert und fünfzig Millionen Menschen, mehr als ein Viertheil des Menschengeschlechts, läßt die Behauptung nicht als übertreibend erscheinen, daß Buddha's Religion die verbreitetste ist, die je seit der Menschenschöpfung auf Erden gelebt hat. Wie tief er seine Spuren überall gelassen hat, zeigt schon die Neigung der Gelehrten, scandinavische Religion und englische Denkmäler des höchsten Alterthums, persische Mythologie und den Propheten Daniel, die Kimmerire und Druiden auf den Buddhismus zurückzuführen, während freilich andrerseits seine reinern Lehren aus der Zerstreuung Israels oder gar aus der Predigt der Apostel Thomas und Bartholomäus erklärt werden.

Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit des Buddhismus, wenn man ihn mit dem bramanischen System vergleicht, ist seine bestimmte Unterscheidung der Legende von der Geschichte. Die ungeheuerliche Zeitrechnung und die wunderreiche Kleinlichkeit in seinen ältesten Jahrbüchern schreibt er selbst der Ueberlieferung und Sage zu, während er die Geschichte nur in den sorgfältig bewahrten Büchern seit der Buddhawerdung Gotama's anerkennt. Sagenhaft und dunkel ist ihm Alles, was jenseits des Endes des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts liegt, als Fürst Siddhato, der Sohn des Königs von Magadha (Behar) sein Reich der Rechtschaffenheit und Weisheit unter dem Namen und Charakter des Gotama-Buddhu begann. Die Thaten früherer Buddha's sind für

die sichere Geschichte gänzlich verloren. Gotama oder Sakya, der letzte, der jetzt noch als Buddha verehrt wird, wurde zu Pataliputra (Patalibothra bei den Griechen), dem jetzigen Patna, 623 vor Christo geboren, erreichte die Vollkommenheit, durch die er Buddha wurde, im Jahr 588, und starb 80 Jahre alt im Jahre 543 vor Christo. Er durchzog Indien um seinen Glauben zu verbreiten und kam zwei Mal nach Ceylon; aber erst zwei Jahrhunderte nach seinem Tode (307 vor Christo) wurde die Insel bleibend zu seiner Religion durch Makindo, den Großenkel des Königs Tschandragupta (Sandracottus, als Zeitgenossen Alexanders des Großen) bekehrt, bis wohin die Religion der Singhalesen Dämonen- und Schlangendienst, der älteste bekannte Aberglaube, gewesen war. Zwischen 104 und 76 vor Christo wurden die Lehren Gotama's in der Pali-Sprache von den buddhistischen Priestern auf Ceylon mit einem Commentar in der alten Landessprache niedergeschrieben, und diese noch vorhandenen heiligen Bücher sind dieselben, die seit uralter Zeit in Siam und Burmah in Uebersetzungen bestehen. Die alten historischen und philosophischen Werke auf Ceylon sind im Pali, die in Nepal, die noch älter seyn sollen, in Sanskrit abgefaßt; dagegen hat man auch in Ceylon die wissenschaftlichen Abhandlungen über Mathematik, Astronomie, Medicin, Chemie und Kunst nur in letzterer Sprache. Die historischen Pali-Bücher reichen vom sechsten Jahrhundert vor Christo ununterbrochen bis zur portugiesischen Eroberung, und gründliche Forscher haben sie nicht blos in sich zuverlässig und bis ins Kleinste genau, sondern als tüchtige Quellen für die gleichzeitige Geschichte Indiens erfunden.

So weit die indische Sage zurückreicht, wurde der Kampf zwischen den Religionen Buddha's und Brama's mit fanatischer und hartnäckiger Erbitterung geführt. Etwa um den Anfang der christlichen Zeitrechnung überwog der Bramanismus, und einige Jahrhunderte später wurden die Buddhisten aus Hindustan vertrieben; genau weiß man nicht, wann dies geschah, denn in Behar behauptete sich der Buddhismus noch bis in die Zeit zwischen dem siebenten und zwölften christlichen Jahrhundert.

Daß der Buddhismus in seiner Zerstreuung über Ost- und Mittelasien ein thätiges Werkzeug höherer Gesittung für die Nationen wurde, die ihm zufielen, läßt sich nicht bezweifeln. Seine Einführung in China fiel um die Zeit Christi mit dem ersten Aufschwung der Civilisation und Kunst bei diesem merkwürdigen Volke zusammen. Doch muß auch andererseits zugegeben werden, daß nicht nur schon zwei Jahrhunderte früher die Chinesen im Handel bis ins westliche Asien reichten, sondern auch schon im sechsten Jahrhundert vor Christo die Laotse oder Vernunftlehrer im westlichen China wirkten, ja daß von Uralters her eine Wechselwirkung in Einführung buddhistischer Lehren nach China und ein Herüberwirken der Laotse nach Indien stattfand, woraus allein die Aehnlichkeit der „Vernunftlehren" mit dem Buddhismus sich erklärt. Schon 217 vor Christo kam der Buddhistenpriester Tschilifang nach der chinesischen Provinz Schansi, die also, wie die unzweifelhafte Heimath chinesischer Civilisation, so auch der erste Anhaltpunct des Buddhismus wurde. — Auf die Stämme Thibets übte der Buddhismus gewaltigen Einfluß: er wurde das Werkzeug zur Vermenschlichung der Mongolen; er war mehr oder minder das Mittel um die furchtbaren Verwüstungszüge aufhören zu lassen, in welchen die östlichen Horden in der ersten christlichen Zeit über das westliche Kaiserreich herstürzten.

Die Singhalesen und wahrscheinlich auch die Nationen des östlicheren Asiens verdankten dem Buddhismus das Alphabet und eine Litteratur; ja, was wir von sicherer Geschichte dieser Völker wissen, ist sein Werk. Noch mehr: was wir von männlicher Kraft im Charakter der nördlichen ihn bekennenden Nationen wahrnehmen, das hat er geschaffen, indem er ihre Eigenthümlichkeiten weckte, die sehr verschieden von der unkriegerisch feigen Weise der Singhalesen, sie in kräftiger Mannheit auf Eroberung und Macht ausgehen ließ. Denkt man an das Selbstgefühl, das er gebietet, an die Erhöhung des Verstandes, die er empfiehlt, an die vollkommene Tugend und Weisheit, die er für jedes erschaffene

Wesen erreichbar findet, so läßt sich leicht vorstellen, daß er im Verein mit andern erregenden Ursachen über die, welche sich ihm unterwarfen, einen Zauber ungewöhnlicher Kraft ausgoß, wohl geeignet, Kühnheit und Thatkraft in Jedem zu steigern, der bereits mit ehrgeizigen Planen umging. In Ceylon dagegen, wozu die abgeschlossene Insellage beigetragen haben mag, blieb der Buddhismus über 2000 Jahre so unverändert in seinem Wesen, wie unter seinem Einfluß der Volksgeist in seiner Leblosigkeit verharrte. Die Singhalesen sind die lebendigen Mumien vergangener Jahrhunderte; sie sind in ihrer unbeweglichen Gleichförmigkeit die Verwirklichung der morgenländischen Legende von der Stadt, deren Einwohner in Marmor verwandelt wurden. Wenn irgend etwas anders geworden ist, so bestand der Wechsel nicht im Verlassen der Grundsätze, sondern in verschlechterter Ausübung des Buddhismus. In Kunst, Litteratur und Gesittung zeugen allerdings die alten Geschichtsbücher und die Trümmer der Denkmale, daß die Singhalesen herabgekommen sind wie jede Nation, die nicht unter den veredelnden Einfluß des Christenthums getreten ist.

Wenn ich von den Lehren des jetzigen Buddhismus spreche, so meine ich immer nur den ceylonischen, mit Ausschluß der zahllosen Umformungen, die er anderwärts erhalten hat. Schon vor dem Tode des letzten Buddha waren Spaltungen unter seinen Anhängern in Indien eingerissen. Das Mahawanso (heilige Buch) klagt über achtzehn Ketzereien aus den ersten zwei Jahrhunderten nach seinem Tode, und es lassen sich jetzt dort vier Hauptsecten unterscheiden, die sich sämmtlich Buddhisten nennen.

In seinen Wanderungen, seit er vom Bramanismus verdrängt ward, hat er die manchfachsten Zwittergestalten angenommen. Die Dschaina oder Dschanas (Jains) in Guzerat und Radschputana, die im sechsten oder siebenten christlichen Jahrhundert entstanden, im elften auf ihrer Höhe standen, vom zwölften an sanken, sind sehr verschiedene Buddhisten von den mystischen Lama's in Thibet, und beide stehen wieder weit ab von der abgezogenen Metaphysik der

buddhistischen Mönche in Nepal. In Japan hat der Buddhismus eine noch gewaltigere Umschmelzung erlebt, und in China haben ihn der Rationalismus Laotse's und die gesellschaftliche Dämonenlehre des Confucius wesentlich verändert. Die wesentliche Grundanschauung des Systems aber besteht gleichermaßen bei all diesen Abwandlungen fort. Während der Bramanismus ohne das Daseyn eines weltschöpferischen und welterhaltenden Geistes zu läugnen, doch im Leben von seiner Macht und seinem Einflusse nichts weiß, ist der Buddhismus stolz auf seine Idee unendlicher Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen, der die höchste Seligkeit durch unwandelbare Uebung jeder denkbaren Tugend erreichen kann. Er steigert das weise Individuum in eine absolute Erhabenheit über alle bestehenden Wesen hinauf und macht den kühnen Versuch, eine atheistische Sittenlehre aufzustellen. Denn was man auch immer gegen einen ursprünglichen Atheismus der Buddhalehre einwenden mag, in Ceylon wenigstens und auch in China kümmert sich die jetzige Priesterlehre und das religiöse Volksleben nicht im mindesten um das Daseyn Gottes. Buddha selbst wird nicht als ewige Gottheit, nicht als ein jetzt noch bestehendes gütiges und mächtiges Wesen verehrt; er wird nur angebetet als herrliche Erinnerung, deren ausstrahlende Reinheit spätere Geschlechter zum Ringen nach demselben Ziel anregen und darin leiten soll. Es gibt nur Einen Vorzug in ihm, Güte und Weisheit, und da Buddha den höchsten Gipfel derselben durch fleckenlose Reinheit seines Thuns, durch völlige Unterjochung seiner Leidenschaften, durch irrthumslose Genauigkeit unbegränzter Erkenntniß erreicht hat, so wurde er zur Huldigung Aller berechtigt, während er sie Niemandem schuldig war.

Aeußerlich stimmt die Buddhareligion mit dem Bramanismus darin zusammen, daß das Awatar des Buddha der Menschwerdung des Brama entspricht; allein der Unterschied tritt nur desto stärker darin auf, daß jener gar nicht als wirklicher Ausfluß, als Offenbarung der Gottheit, sondern als Führer und Muster der selbst gewirkten Tugend

angebetet wird, durch die der Mensch in eigener Kraft und ohne höhere Hülfe die Vollkommenheit und ewige Seligkeit erreichen soll. Beide lehren, aber in sehr verschiedenem Sinne, die geheimnißvolle Seelenwanderung. Die verschiedenen Einleibungen sollen die Seele des Hindu einen Schritt näher zu der endlichen Seligkeit der Verschlingung in Brama's Wesen, der Vergottung, bringen. Ziel und Ende der buddhistischen Wanderung ist, den gereinigten Geist zum Nirwana, d. h. zu einem Seyn ohne Verlangen, ohne Inhalt, einem Seyn, das mit dem Nichts so ziemlich denselben Werth hat, zu bringen.

Ganz zusammenstimmend damit kann nach der Buddhistenlehre jeder in die Welt geborene Mensch die höchsten Grade von Herrlichkeit und Glück erreichen; hier weiß man nichts von der bramanischen Erhabenheit der „zwei Mal Gebornen" (Bramanen) über den Rest der Menschheit, nichts von der priesterlichen Herrscherwürde eines Geschlechts, sondern alle Herrlichkeit, die dort der selbstverherrlichende Bramane als Monopol in Anspruch nimmt, kommt hier dem Reinen und dem Weisen zu.

Die Buddha-Bücher verwerfen die Kastenherrschaft gänzlich. Obwohl im Verlaufe der Zeiten die spätern Geschlechter von dieser Lehre abgewichen sind, so schließt doch heute noch keine Herkunft eigentlich von der Priesterwürde aus. Buddha ist eine Gottwerdung des menschlichen Verstandes; darum läßt die Menschenliebe seiner Religion auch das ganze Menschengeschlecht seine Vortheile mitgenießen, und richtet das niedrigste Glied derselben durch die Zuversicht auf, daß es durch Tugend und Beharrlichkeit dem höchsten Geiste gleich werden kann. Da so die Weisheit das große Strebeziel des Daseyns, der große Gegenstand der Verehrung wird, so gestatten die Buddhisten auch weitherzig, daß die Tugend nicht blos den eigenen Religionsbekennern gelehrt wird, wenigstens sofern eine fremde Religion nicht das Tödten des Lebendigen zuläßt. Daher rührt auch großentheils die Gleichgültigkeit der Buddhisten über den Unterschied des Christenthums und ihrer Religion; da-

her die Leichtigkeit, mit der sie unter den Portugiesen, den Holländern und unter der brittischen Regierung die geheime Uebung der einen, das öffentliche Bekenntniß der andern Religion zu vereinigen wußten. Christus ist ihnen ein hoher Lehrer, der nur dem Buddha nachsteht, sofern der Letztere es zum Nirwana gebracht hat.

Was den Weltbau betrifft, so nehmen die Lehren der Buddhisten, obwohl meist von den Bramanen entlehnt, doch keine so hohe Stellung in ihrer Mythologie ein, und hängen weniger fest mit ihrem religiösen Systeme zusammen. Ihr Blick ist weniger auf naturwissenschaftliche, als auf metaphysische Forschungen gerichtet; ihre Weltentstehungslehre ist aber so wenig wahr als poetisch. Der Hauptpunct ist hier die Annahme einer ewigen Materie, die nach langen Weltaltern zerfällt und umgestaltet wird; aber dies, wie die Organisirung des thierischen Lebens, ist ihnen blos Wirkung der Selbstthätigkeit und Entwicklung, nicht eines allmählig schaffenden Willens.

Er hat etwas von der Welttheorie der Bramanen in der Vielheit und Uebereinanderstellung der Welten, in der Theilung der Erde in sich umschließende Festländer, zwischen denen immer Oceane fabelhafter Flüssigkeiten liegen. Seine geographischen Vorstellungen sind phantastisch und roh. Seine Zeitrechnung, auch aus den Schastra's entlehnt, erstreckt sich über unbegränzte Weltläufe, aber reiht der eigentlichen Geschichte nur das ein, was seit der Geburt des Gotama Buddhu geschah.

Die Buddhisten glauben an mehrere Loka's oder Himmel von verschiedener Herrlichkeit, jeder der zeitweilige Aufenthalt von Halbgöttern und Gottheiten, wie von Menschen, deren Vergeisterung erst angefangen hat, und die noch ferner in neuen Geburten wieder die Erde zu besuchen und in künftigen Wanderungen nach dem Nirwana zu ringen haben. Eben so gibt es mehrere Höllen, Wohnort der Dämonen oder Quälgeister, wo die Gottlosen zur Reinigung eingekerkert werden, ehe sie eine neue Erdenprüfung beginnen. Ihre Qualen stehen im Verhältniß zu ihren Vergehungen,

und obwohl nicht ewig, sind sie doch von einer fast gränzenlosen Dauer. Wer sich der Todsünden des Vatermordes, der Tempelschändung, der Verachtung des Glaubens schuldig gemacht hat, der muß in Ewigkeit einen Martertod nach dem andern leiden und wird sogleich wieder lebendig, um neuer Todesqual zu verfallen. Einer der seltsamsten Widersprüche ist es, daß neben der Selbstkraft und dem Streben nach Vervollkommnung, worauf der Buddhismus verweist, er doch bis zu einem gewissen Grade das Schicksal, die eiserne Nothwendigkeit predigt, sofern ihm widrige Erlebnisse die unabwendbaren Wirkungen von Akusala oder Sündenfällen in einem frühern Daseyn sind. Diesen Glauben, der zu den Grundideen gehört, haben die Buddhisten dem Ganzen ihres Systems so angepaßt, daß sie die leitende Macht keinem höchsten Wesen zuschreiben, sondern sie als eine der Eigenschaften der Materie, als ein Gesetz ihrer beständigen Wandlungen betrachten.

Wie alle Hauptlehren des Buddhismus, so wird übrigens auch diese unter allerlei mildernden Formen und bequemen Abweichungen vorgetragen. Nur ein Theil des menschlichen Thuns soll dem Schicksal unterworfen seyn. Moralische Fehler und tugendhaftes Handeln sind ihm nur die Producte unausweichlicher Nothwendigkeit; und während die Leiden und Freuden der Menschen als die Folgen ihres Thuns in einer frühern Geburt betrachtet werden, so wird selbst da noch eine Ausnahme gestattet, sofern die Glückswechsel auch theilweise wieder vom Handeln in diesem Leben oder von der Einwirkung Anderer, gegen die ihn sein eigenes Verdienst nicht zu schützen vermag, abhängen. Der Hauptartikel aber, von welchem nimmermehr abgegangen wird, ist der, daß man weder im Himmel noch auf Erden den Folgen seines eigenen Thuns entgeht; daß das sittliche Leben eine wirksame Ursache ist, ohne Mithülfe einer höheren Macht. Sündenvergebung und Versöhnung sind daher Ideen, die in dem despotischen Dogma des Buddhismus rein keine Stelle finden.

Die Feinheiten der Priester in der Lehre von der Seelenwanderung in ihrem Unterschiede vom Volksglauben in Ceylon zu erörtern, wäre langweilig. Der Lohn der Tugend und die Strafe des Lasters sind in dieser Welt erreichbar: je nachdem der Mensch sich in seiner irdischen Gegenwart verhält, wird seine Stufe in der nächsten Geburt seyn.

Lohn und Strafe sind auf diese Weise gleichermaßen unausweichlich festgestellt. Allein die unausbleibliche Vergeltung des Bösen kann durch zwischeneintretende Tugendhandlungen, durch ein Opfer, eine Anbetung für Buddha, ja selbst nur durch ein heißes, gläubiges Gebet zu ihm, für lange Zeit aufgeschoben werden, und der ärgste Verbrecher mag durch einen Act der Verehrung im Sterben noch auf unbestimmte Zeit die jenseitigen Folgen seiner Schandthaten zurückschieben. Daher die Stumpfheit und der ganz charakteristische Gleichmuth, mit der singhalesische Verbrecher zur Hinrichtung gehen.

Der Menschheit im Ganzen wollte Buddha nur ein Freund und Berather seyn; für seine Priesterschaft ist er Gesetzgeber und Herrscher. Die Eitelkeiten und Begierden der Welt verschmähend lehrte er sie keinen andern Lohn suchen, als die Verehrung des Menschengeschlechts für ihre Dienste als Lehrer der Erkenntniß und Muster des Wohlwollens. Da ihm die bloße, kahle Idee vollkommener Einsicht und makelloser Tugend die Gottheit ist, so ehrt er Alle in dem Grade, als sie der höchsten Weisheit und der Vernichtung aller menschlichen Begehrungen und Leidenschaften näher gekommen sind. Da aber die Erreichung dieses Zieles in einem Leben weltlicher Sorge fast als hoffnungslos gilt, so entsagen die Buddhapriester bei ihrer Einkleidung und Tonsur allen irdischen Beschäftigungen; sie leben von Almosen, nicht in Geld, sondern in Nahrungsmitteln; sie weihen sich dem Nachdenken und der Selbstverläugnung, und so als die, welche mit der meisten Aussicht nach dem Nirwana streben, nehmen sie die Huldigung gemeiner Sterb-

licher in Anspruch, erkennen nichts über sich auf Erden und grüßen auch Niemanden, als die Mitglieder ihres eigenen Ordens.

Die Priesterschaft besteht aus zwei Classen: diejenigen welche die erste Weihe empfangen haben, heißen Samanaros (Samanäre nannte der Gesandte des Königs Seleucus an den König von Behar um 300 vor Christo die dortigen Buddhisten, und Samana nennt Clemens von Alexandria im zweiten und Porphyrius im vierten christlichen Jahrhundert diese asiatischen Weisen); sie können erst nach langer Zeit mit der höchsten Weihe und Würde der Upasampada (Ziel) geschmückt werden. Armuth, Enthaltsamkeit, Kopfscheeren und das gelbe Kleid sind die Ordensregeln, denen der Eintretende sich unterwirft, und diese muß der Priester lebenslang halten und das Priesterkleid als vom Buddha geliehen tragen, weil er nichts Eigenes besitzen darf. Wer es ablegt, der verliert seine Priesterwürde; selbst wenn es ihm mit Gewalt vom Leibe gerissen, gestohlen oder von ihm auf unschuldige Weise verloren wäre, darf er sich mit keinem andern Gewande auch nur für den Augenblick decken, ohne auf so lange seiner Weihen beraubt zu seyn, bis ein Act der Wiederaufnahme stattgefunden hätte.

Abgesehen davon, daß es keine Kaste der Priester gibt, hindern noch mancherlei Vorkehrungen das Anwachsen der Priesterschaft zu einer Hierarchie und zu einem überwiegenden Einfluß im Staate. Der Priestercharakter ist nicht unzerstörbar; man kann zu besondern Zwecken Priester werden, und wenn sie erreicht sind, wieder austreten. Die Meisten werden als Kinder schon von den Eltern dem Tempeldienst geweiht und verlassen ihn wieder sobald sie seiner müde werden oder Lust haben einen andern Beruf zu ergreifen. Andere werden Priester, weil sie einen Zug zu abgeschiedenem Leben und Studium haben, und kehren, wenn sie dessen satt geworden, oder aus bloßer Veränderungslust, ins thätige Leben zurück. Einige verlassen den Priesterorden, weil sie erben oder heirathen wollen, und da jeder das thun kann, ohne an Achtung und Ehre einzubüßen, so

kommt es immer vor und dient sehr, um jede ausschließliche geistliche Würde der Priesterschaft unmöglich zu machen.

Im Ganzen leben die Buddhistenpriester in Ceylon wirklich nach der Regel der Armuth, die das Ordensgelübde auflegt. Einige zwar erwerben heimlich Eigenthum oder werden durch die Einkünfte der größern Tempel reich; die meisten aber sind bettelarm, hängen ganz von den Gaben der Leute ab und folgen eher dem Volksgefühle, als daß sie es leiten. Sie sind kaum besser unterrichtet, als die stattlichern Bauern; nur in religiöser Ueberzeugung sind sie vollkommene Sclaven des Aberglaubens, den sie zu lehren berufen sind.

Trotz der Befehle Buddha's, daß man die Priester verehren soll, hilft Alles dieses zusammen, um sie in den Augen des Volkes niedrig zu stellen. Man ehrt sie äußerlich, so lange sie das gelbe Kleid tragen; aber man gibt auf jede Weise zu verstehen, daß der Respect dem Kleide, nicht der Person gilt.

Die Priester wissen recht gut, wie wenig ihr Einfluß besagen will, und sehen sich daher nach allerlei Mitteln zu ihrer Verstärkung um. Sie verbinden die Arzneikunde oder Astrologie mit ihrem Berufe, und das Geheimniß, mit welchem diese umgeben sind, erhöht dann allerdings ihre Geltung. Aber woher auch ihr Ansehen rührt, es kommt selten ein Fall von Mißbrauch desselben vor, und selbst in ihrem Verkehr mit den christlichen Missionaren habe ich selten gehört, daß sie Feindschaft oder hindernde Thätigkeit gezeigt hätten.

Die allgemein sittlichen Vorschriften Buddha's, wie sie dem Menschen als solchen gelten, stehen nur gegen die christliche Sittenlehre zurück, und erheben sich über jedes heidnische System, selbst über das des Zoroaster. Sie verbieten die Tödtung auch des geringsten Thieres, Unmäßigkeit, Unenthaltsamkeit, Unredlichkeit und Lüge, alles Laster, die auf die furchtbaren Seelenfeinde Rago (Lust), Doso (Bosheit) und Molo (Unwissenheit und Thorheit) zurückgehen. Damit sind wieder ihre Unterarten, Heuchelei und

Zorn, Unfreundlichkeit und Stolz, unedler Argwohn, Habsucht in jeder Gestalt, Uebelwollen, Geheimniß-Verrath, Verläumdung untersagt. Jegliche Tugend wird dagegen dringend empfohlen: Verzeihung erlittenen Unrechts, Menschenliebe, Hochachtung der Tugend, zarte Pflege des Gelehrten, Gehorsam, Ehrfurcht vor den Eltern, Sorge für die eigene Familie, ein ehrlicher Beruf, Zufriedenheit und Dankbarkeit, Unterwerfung unter Tadel, Mäßigung im Glück, Ergebung im Unglück, Fröhlichkeit unter allen Umständen. „Wer das thut," sagt Buddha, „und sich vom „Bösen nicht überwältigen läßt, der wird vollkommen selig „werden und den höchsten Ruhm haben."

Aus dieser Zeichnung geht hervor, daß der Buddhismus mehr eine philosophische Schule als eine Religion ist. Sein Gottesdienst besteht in einer Berufung an die Vernunft, und nicht in prunkvoller, ceremonieller Aufregung der Einbildungskraft. Das Heil hängt nicht von Uebung todter Gebräuche, von Wiederholung der Gebete und Lieder, von Anrufung angeblicher Götter, sondern von sittlicher Tüchtigkeit ab, die hier und dort glücklich und selig macht. Dies ist sein ursprüngliches Wesen. In späterer Zeit allerdings, da er in dieser reinen Gestalt durch bloße Gründe ohne sonstige Beihülfe das Volk nicht für seine Uebung gewinnen konnte, versuchte man seine Anhänger durch Ceremonien und Processionen anzuregen und zu begeistern. Aber das gilt als Neuerung der Priesterlist, und die Singhalesen, obwohl sie an diesen Dingen Theil nehmen, werfen sich dagegen als weltliche Sachen und sagen, besonders das Perrehera, ihr höchstes Jahresfest, sey gar nicht zu Ehren Buddha's, sondern zu Ehren der Könige von Kandy, als der höchsten Beschützer ihres Glaubens, eingeführt worden. Schon im fünften Jahrhundert wurden in Khotan die Processionen ganz auf bramanische Weise in gekehrten, mit Wasser bespritzten, geschmückten Straßen, die Häuser mit Fahnen und Teppichen behängt, der achtzehn Fuß hohe Götzenwagen, ein wandelndes Zelt voran, gehalten, und indische Gottheiten standen darauf neben dem Buddha. Ja

in der Hauptstadt Mittel-Asiens sah man zwanzig solcher Wagen dabei.

Alle Aenderungen, die der Buddhismus in Ceylon erfahren hat, kommen von Außen, und zwar von seiner seltsamen Verschmelzung mit seinem alten Gegner, dem Bramanismus. Aber es ist doch keine eigentliche innerliche Verschmelzung, nur Vergesellschaftung und äußerer Anschluß, und eben jetzt ist eine Art Reformation mit dem Streben, zur alten Reinheit, mit Beseitigung der hindu'schen Elemente, zurückzukehren, im Gange. Die malabarischen Könige, die vor alter Zeit einmal, als das eingeborne Königshaus ausgestorben war, Herren der Insel wurden, führten die Verehrung Wischnu's und Schiwa's in demselben Tempel mit der des Buddha ein. Diese Neuerung blieb stehen, und noch jetzt findet man die Bilder dieser widersprechenden Gottheiten unter demselben Dache. Die Dewalis (Götterhäuser) der Bramanisten stehen in demselben Hofraume mit den Wihares der Buddhisten, und die Diener der Altäre der einen Götter stehen neben denen der andern. Auch in China hat der Buddhismus diese Weitherzigkeit gegen die Hindugötter, und zwar nicht nur Brama, Indwa und Ischwara, sondern gegen wohl zwanzig derselben geübt; ja der Buddha fehlt in zahllosen chinesischen Tempeln, wo die Geisterbilder aufgestellt sind. Allein all der moralische Schmutz und die Grausamkeit, die sonst an den Diensten dieser Hindugötzen hängen, sind in Ceylon nirgends zu sehen, und die Bramanen bringen offenbar durch die Unterlassung derselben der höhern Reinheit der Religion ihre Huldigung dar, mit welcher die ihrige so zufällig sich vergesellschaftet findet. Auch die Kastenvorurtheile wurden in jener alten Zeit dem einfachern und edlern Gemeinschaftsleben der Buddhisten eingeimpft, und erst neuerlich hat man sich bemüht, sie zu sprengen.

Einige der singhalesischen Könige, die nachher ihre Herrschaft wieder einnahmen, schickten im elften Jahrhundert Gesandte nach Siam, um ihren Volksglauben von dort her zu erneuern, aber ohne erheblichen Erfolg. Im

Jahr 1684 nahm die holländische Regierung einen außerordentlichen Antheil an einem ähnlichen Plane, als man eben das Wiedererwachen portugiesischen Einflusses durch die römische Priesterschaft zu fürchten hatte. Durch Bürgerkrieg und Verwirrung war die höchste Priesterclasse der Upasampada fast auf der Insel ausgestorben, und da sie allein die niedere Classe der Samanaros weihen konnte, so liehen die Holländer ihren Beistand zur Sendung einer Abordnung nach Arrakan, um die nöthige Zahl von Würdenträgern zur Erhaltung des Buddhismus zu holen und damit eine kräftige Schranke gegen den wachsenden Einfluß der römischen Priesterschaft aufrichten zu helfen. Eine ähnliche Gesandtschaft ging 1753 von Kirti Sri Radscha Singha, dem Könige von Kandy, nach Siam, weil abermals neue Upasampada-Priester nöthig waren. Auch dies Mal wurde der Orden wieder hergestellt, aber die Hauptschäden blieben im Gange. Die Könige von Kandy, welche sehr an den bramanischen Vorurtheilen hingen, stützten stets Vielgötterei und Kastenwesen und ließen Niemanden, der nicht wenigstens zur Wellali-Kaste gehörte, in die höhere Priesterordnung eintreten.

Im Jahr 1798 wußten die Priester der untern Kasten im Meerdistricte und besonders die Tschallia's im Süden, empört über diese unrechtmäßige Verdrängung, eine neue Sendung zu den rechtgläubigen Buddhisten in Burmah für die Herstellung des Glaubens zu veranstalten. Es glückte ihnen sehr. Der Sanga Radscha zu Amarapura, das Haupt der buddhistischen Nationalreligion in Burmah, nahm sie äußerst freundlich auf; der Kaiser ließ ihre Weihung mit königlichem Pompe feiern, und fünf birmanische Geistliche kamen 1802 mit ihnen nach Ceylon, wo sie die Stifter der Amarapura-Secte wurden, die seitdem die größten Anstrengungen zur Ausrottung der mit Zustimmung der siamesischen Priester im religiösen Volksleben eingeschlichenen Ketzereien und Mißbräuche beharrlich gemacht hat.

Die beiden Parteien sind sehr erbittert auf einander; — jede schreibt der andern die schlimmsten Irrthümer zu und

spricht ihr die mögliche Erreichung des Nirwana ab. Die Priester von Amarapuda haben jedoch im Mandistrict beträchtlichen Eingang gefunden und auch im Berglande Saffragam sich festgesetzt, das wegen seiner Nachbarschaft bei dem heiligen Berge Adams-Pic von jeher ein Bollwerk des Aberglaubens war. Die Reformen worauf sie bestehen, sind: die Vertreibung des hinduischen Gottesdienstes aus den Buddhatempeln, die Vernichtung des Kastenwesens, die Ausschließung aller weltlichen Beschäftigungen, wie Heilkunde und Astrologie, vom Priesterstande. Sie verwerfen das Recht der weltlichen Herrscher, irgend etwas Gottesdienstliches einzuführen; sie erkennen die Oberherrlichkeit der Oberpriester in den Collegien von Kandy nicht an; sie lesen und erklären die heiligen Bücher Jedermann ohne Unterschied, während die Siamesen etliche Stellen nur den Upasampada's zugänglich lassen; sie nehmen eine andere Kleidung an, als ihre Nebenbuhler, indem sie den gelben Talar den ganzen Leib bedecken lassen, während jene eine Schulter frei lassen, und unterscheiden sich noch in manchen kleinern Ritualpuncten von ihren Gegnern. Es sind Kleinigkeiten unter diesen Streitfragen, aber sie reichen hin, um eine weite Kluft in die religiöse Gemeinschaft zu reißen.

Vergleicht man den Buddhismus mit andern herrschenden Religionen, wie sie Asien unter sich theilen, so erreicht er seine Ueberlegenheit nicht nur durch seine reine Sittenlehre, sondern auch durch seine Freiheit von der fanatischen Unduldsamkeit der Muhammedaner und seinem Abscheu gegen die empörenden Gebräuche des Bramanismus. Aber so mild und menschenfreundlich er sich auch ausspricht, seine Theorieen haben doch nicht vermocht das Reich der Tugend aufzustellen, das er verkündet. Schön ist wohl seine Lehre, aber es fehlt ihr die Lebenskraft und Seele, ohne die sie nimmermehr im Leben herrschen wird. Die kalte Philosophie, die dürre Abstraction mag wohl die Denkkraft von Einsiedlern und Büßern in Bewegung setzen, aber sie ist zu schwach, um den Menschen im rennenden Lauf der Leidenschaft und weltlichen Bestrebsamkeit anzuhalten. Das kühne

Unternehmen, das Herz der Menschheit zu beherrschen, ihr Leben zu leiten, ohne den Regeln äußerer Schicklichkeit und gegenseitiger sittlicher Abhängigkeit die mächtigere Triebfeder höherer Hoffnung und einen in die Ewigkeit dringenden Glauben mitzugeben, hat sich hier recht in seiner Unmacht und hoffnungslosen Unausführbarkeit gezeigt. Die Einprägung geselliger Tugenden als Mittel zu zeitlicher und ewiger Seligkeit ist wohl anziehend genug für die große Menge, aber der Buddhismus weiß die Wege nicht zu zeigen, auf welchen das Ziel zu erreichen ist. Er baut auf die bloße Kraft des Menschenverstandes, auf die begeisternde Selbstkraft und den festen Entschluß des Menschenherzens; aber er gibt kein Schutzmittel gegen die mächtigen Versuchungen, denen der gewöhnliche gute Wille nicht gewachsen ist; er bietet keine tröstende Stütze bei den überwältigenden Leiden, die den Geist niederwerfen und erdrücken, wenn ihm die Lebensmacht eines reinern Glaubens und das Vertrauen in göttliche Kraft nicht zur Seite tritt. Der Buddhist thut keinen Blick in die Wirklichkeit eines endlosen künftigen Lebens; niedrig und eng ist seine Hoffnung und seine Furcht; der Lohn, den sein Glaube vorhält, reicht nicht hin, ihn zum Guten zu reizen; seine Strafen liegen zu fern, um ihn vom Bösen abzuschrecken. Unzureichend für die Zeit, die Ewigkeit verwerfend, bietet seine Religion höchstens den Triumph, ohne Furcht zu leben und ohne Hoffnung zu sterben.

Sowohl auf die Gesellschaft im Ganzen als auf das Einzelleben hat sie in Ceylon nur dahin gewirkt, eine Stumpfheit, die an gänzlichen Unglauben gränzt, zu schaffen. Selbst für ihre Glaubenslehren zeigt die Masse der Bevölkerung die tiefste Unwissenheit und die ehrfurchtsloseste Gleichgültigkeit. Im täglichen Verkehrsleben sind Sittlichkeit und Tugend so wenig das Herrschende, daß sie vielmehr kaum als Ausnahme vorkommen. Weder Hoffnung noch Furcht hat sich als hinreichende Schranke bewährt, um die gewohnheitsmäßige Verletzung all der Grundsätze der Menschenliebe und Redlichkeit, der Keuschheit und Wahrheit zu verhüten, die das Wesen der Buddhalehre bilden, und je mehr diese

mißachtet werden, desto weniger kümmert man sich um die Priester, desto mehr läßt man die Tempel verlassen stehen und in Trümmer gehen. Gerade so steht es mit den großartigen Gebäuden auch in China: — sie zerfallen, weil Niemand mehr sich um sie bekümmert. So zahlreich dort die stolzen, vier bis fünfstöckigen Pagoden sind, man findet sie regelmäßig halb zerfallen. Der atheistische Buddhismus ist in Selbstauflösung begriffen.

Kein nationales Religionssystem, kein herrschender Aberglaube, den ich je beobachtet, steht so trübselig und so einflußlos auf seine Nation da, als der Buddhismus in Ceylon. Er hat seine Schaaren von Angehörigen, aber sie sind keine Anhänger, weil dies an Wärme und Herzenstheilnahme denken läßt, wovon man in Ceylon nichts weiß. Der Singhalese glaubt oder meint zu glauben, weil er die Religion seiner Väter hat. Aber er betrachtet den verschiedenen Glauben der religiösen Gemeinschaften um sich her mit stumpfer Kälte, die am besten ausspricht, wie wenig Werth er auf seinen eigenen legt. Die ernste Glut des Christenthums, selbst in seinen entartetsten Formen, die fanatische Begeisterung des Islam, die stolze Ausschließlichkeit des Bramanismus, selbst die eifrige Wärme anderer nordischen Glaubensweisen sind sämmtlich Gemüthsbewegungen, die dem ceylonischen Buddhisten fremd bleiben.

Und dennoch, sonderbar genug, brennen unter all der Eiseskälte dieser dürren Religion die unerloschenen Feuer eines andern, noch finsterern Aberglaubens, deren Flammen die Eisgipfel buddhistischer Philosophie überlodern und in der Einbildungskraft des Singhalesen einen tiefern Schauer der Ehrfurcht erwecken. Wie die Hindus im Verlaufe der Zeit ihren erhabenen Brama-Gedanken, ihren menschenfreundlichen Wischnu-Eigenschaften diese gräßlichen Träume und Furchtideen zugefügt haben, wie sie in dem schauerlichen Schiwadienste sich darstellen und in den Anrufungen zur Besänftigung des Zerstörers herausbrechen, so haben auch die Buddhaleute, unbefriedigt mit dem Wahn unerreichbarer Vollkommenheit, niedergeschmettert durch das tiefe Gefühl

der Sünde und Unzulänglichkeit, und um sich, statt des Reiches allgemeiner Seligkeit und der Vergötterung des Verstandes und der Weisheit, nur die Verwüstungen des Verbrechens und die Leiden der Unwissenheit erblickend, mit dem Instincte der Angst sich zur Versöhnung der bösen Mächte gewendet, die allein solches Elend bringen sollen; sie haben die Dämonen und Quälgeister angebetet, denen ihr Aberglaube eine begränzte Macht auf Erden zuschreibt.

Ehe Mahindo den Buddhismus in Ceylon einführte, herrschte der Dämonendienst. Zu ihm treibt, wie es scheint, die Natur des ungesitteten Menschen zuerst und ursprünglich in den rohesten Religionsahnungen hin, wie sie an der Wahrnehmung von Grausamkeit und Schmerz, den Heimsuchungen von Leiden und Tod, der Anschauung furchtbarer Naturgewalten, der Stürme, Ströme, Vulcane und Erdbeben sich gestalten. Die Versöhnung dieser Mächte scheint, wenn sie nicht verdrängend nachfolgt, der Anbetung der menschenfreundlichen Macht voranzugehen, welche die Welt schafft und erhält und die Menschen glücklich macht. Im Geiste des Ceyloners hat dieser alte Aberglaube seine Herrschaft trotz der Einführung und scheinbaren Herrschaft des Buddhismus behauptet; denn der letztere verbietet, ohne das Daseyn böser Geister zu läugnen, ihre Anbetung, weil ihm jeder böse Einfluß, den sie auf den Menschen üben können, nur Folge seiner Sünden ist, weshalb der Tugendhafte sie nicht zu fürchten braucht. Die Dämonen sind noch von einer Art von Halbgöttern zu unterscheiden, die unter dem Namen Jakschja's im Wasser und an den Seiten des Götterberges Meru wohnen, und die sich nicht blos durch Güte und Menschenfreundlichkeit, sondern auch durch ihre Verehrung Buddha's auszeichnen, der in einer seiner frühern Geburten als Jakschja in der Welt war und mit seinesgleichen als Tugendlehrer durch die Welt zog. Eine Abtheilung dieser Halbgötter jedoch, die Rakschja's, sind zornig und boshaft, und gleichen in dieser Hinsicht den gefürchteten Jakka's oder Dämonen der Singhalesen, und spucken, wie die Gaul's

der Muhammedaner, auf den Begräbnißplätzen, treiben sich, wie die Dryaden und Hamadryaden der Alten, in den Wäldern umher, wohnen in besondern Bäumen, aus welchen sie herausfahren und die Vorübergehenden ergreifen. Reisende, die von Point de Galle nach Colombo durch ein Land von Gärten und Kokospflanzungen reisen, werden an vielen Fruchtbäumen um den Stamm Blätter gebunden finden. Dies bedeutet, daß der Baum einem Dämon geweiht ist. Auch dem Wischnu oder einem Buddha-Tempel oder einer römisch-katholischen Capelle weiht man sie so. Es soll die Umbindung die unreifen Früchte vor Dieben schützen; sind sie reif, so werden sie der Gottheit, welcher der Baum geweiht ist, geopfert. Dabei wird der Teufel gern von den Eigenthümern betrogen, indem sie nur die besten Früchte opfern, die andern für sich behalten. Das Oel der Kokospalmen von diesen Bäumen brennt man gern vor den Altären. So lang das Blätterband am Baume ist, wird nicht leicht ein Dieb sich daran wagen. — Die Buddhistenpriester drücken gegen dieses Unwesen die Augen zu, weil sie nichts dagegen machen können, und die rechtgläubigsten Singhalesen halten sich bei allem Zugeständniß, daß es nicht seyn sollte, doch in aller Noth und Angst daran.

Außer den Jakka's (bösen Geistern), von denen allerlei Uebel kommt, kennt der Singhalese noch einen Dämon (Sanna) für jede Krankheit, den man gegen sie anruft. Andere, die sich des Elends der Menschen erfreuen, werden vor jedem Schritt im Leben, auf den sie schlimmen Einfluß üben könnten, versöhnt. Bei allen häuslichen Ereignissen sucht man die Dienste der Kattiada oder Teufelspriester, und die Gebräuche, die dann vollzogen werden, sind barbarisch genug, um den empörenden Beweis zu liefern, daß die Singhalesen noch ein uncivilisirtes Volk sind. In Krankheit und Gefahr ist der Teufelstänzer unentbehrlich. Ein Altar, mit Blumengewinden geschmückt, wird vor den Augen des Kranken errichtet, und darauf ein Thier, meist ein Hahn, geopfert. Der Sterbende muß durch Berührung dem bösen Geiste die wilden Blumen, den Reis, das Fleisch weihen,

die als Opfer um Sonnenuntergang, um Mitternacht und Morgens dargebracht werden. Dazwischen machen die Tänzer ihre Beschwörungen in Masken und Verkleidung, um den Dämon als den Urheber der Leiden des Kranken vorzustellen. In der Wuth dieser aufregenden Bewegungen stellt der Kattiada den Anfall seiner Besitzung durch den Dämon dar und wird von den Freunden des Leidenden gefragt, worauf er die Krankheit nennt und Tod oder Genesung vorhersagt. Bei Sonnenaufgang endet die Ceremonie mit Absingung von Zauberformeln, um die durch sie herbeigezogenen Dämonen zu verscheuchen; die Teufelstänzer gehen mit dem Opfer fort und singen auf dem Wege den Schlußgesang, „daß das Opfer angenehm sey und der „Kranke noch lange lebe."

Außer dem ächt ceylonischen Jakkadienste gibt es noch eine Verehrung anderer Dämonen, die offenbar auch der Verkümmerung hinduischer Götzendienste angehört, die der Singhalese nur etwas gemildert hat. Die Kapua, welche diesen Dienst vollziehen, stehen im Range über den Kattiada, und hängen mehr oder weniger mit den Dewali oder bramanischen Tempeln zusammen. Sie haben es mit lauter in Ceylon fremden Dämonen zu thun. Der Kattregam und Patine sind aus der Hindu-Mythologie entlehnt, andere sind die Genieen des Feuers und anderer Elemente, noch andere vergötterte Helden; die meisten aber gelten als Urheber von Seuchen und Hunger, und werden versöhnt, um ihre Bosheit abzuwenden.

Die Ceremonien dieses Dienstes sind wieder vielartig bei verschiedenen Anläßen. Die Hauptfeier, in welcher die Verehrung der ganzen Körperschaft der höllischen Gottheiten zusammenfließt, ist das Dewolmaduwa, das oft für ein ganzes Dorf stattfindet, um Cholera oder Fieber zu vertreiben. Man begeht es in einer Maduwa oder Laubhütte, die mit weißen Tüchern und Gewändern geziert wird. Meist dauert es sieben Tage, an denen Blumen und Früchte, Reis und Geld geopfert werden, welches letztere nach der Versicherung der Kapua die Tempel-Elephanten in die Berge

tragen, wo sich der Schatz der Dämonen befindet. Vorher werden die Priester durch Enthaltung von verbotenen Speisen (deren Verzeichniß fast mit dem der Juden zusammenfällt) gereinigt; dann beginnt die Feier mit Waschungen und Sprengung von Saffranwasser, worauf Tag für Tag dieselben Ceremonien mit Tänzen und Zauberformeln, mit Opfern auf verschiedenen Altären wiederholt werden, wozu die Tanitara's brummen und Harz verbrannt wird, um Donner und Blitz nachzuahmen. Zwischenhinein finden Spiele statt, die allerlei Geschäfte darstellen, wie den Elephantenfang, das Binden des Büffels, das Flechten von Matten, und nach jedem dieser Abschnitte wird ein Segen über die dargestellte Berufsart gesprochen. Nachdem das Alles vorüber ist schließt das Fest damit, daß die Kapua die heilige Purrawa (ein irdenes Gefäß) an den nächsten Fluß tragen, sie dort zerbrechen und die Scherben ins Wasser werfen.

Die Macht dieser abergläubigen Culte und die Seltsamkeit ihrer Verbindung mit der Buddhareligion, denen Gott die vollkommene Weisheit und Menschenfreundlichkeit ist, lassen uns eines der Haupthindernisse wahrnehmen, auf die das Christenthum beim Versuche seiner Verbreitung durch Ceylon stieß. Die portugiesischen Priester entdeckten bald, daß, so geneigt die Singhalesen auch zur Annahme des Christenthums schienen, sie doch mit scheuer Aengstlichkeit an ihren alten Dämonenglauben sich klammerten. Die holländischen Prediger sprachen sich in ihren Klagen über das Fehlschlagen ihrer Missionsversuche wiederholt darüber aus, daß die Eingebornen bei aller Neigung, den Irrthum des Buddhismus abzuschwören, sich durch kein Mittel bewegen lassen, ihre Angst vor den Geistern zu überwinden oder sich der Unsitte zu entschlagen, nach welcher sie in allen Fällen sich an den Firlefanz der Kapua's und die gräulichen Ceremonien der Teufelstänzer hielten. Die Wesleyaner, die Baptisten und andere Missionare, die in späterer Zeit sich die abgelegenen Dörfer Ceylons zum Arbeitsfelde wählten, haben alle mit gleich schmerzlicher Ueberraschung

wahrgenommen, daß bis heute noch die Dorfbewohner durch diesen starken Aberglauben mächtig festgehalten seyen und die Zaubermittel zum Schutz vor dem bösen Blick des Dämons an sich tragen, bei jeder Gelegenheit die Kapua und Astrologen fragen, unter ihrer Leitung heirathen, sie zur Geburt ihrer Kinder ins Haus laden und nicht selten Mutter und Kind den bösen Geistern besonders weihen lassen. Viele der Namenchristen, die wegen Rückfalls ins Heidenthum von den Missionaren von der Gemeinde ausgeschlossen wurden, ließen sich in Zeit von Krankheit und Schrecken zum Abfall verleiten, indem sie vom Schrecken betäubt und von den Bitten ihrer Umgebung gedrungen endlich die Berufung des Teufelstänzers zugaben und ihn seine Sachen machen ließen. In gesunden Tagen sind sie stark genug, den Unsinn zurückzuweisen; aber wenn Leib und Seele von Krankheit niedergedrückt sind, werden sie von den Jugendeindrücken überwältigt und kehren hülflos zu dem sonst verachteten Aberglauben zurück. Einen kräftigern Beweis für den Missionar von der Macht des Christenthums gibt es nicht, als wenn die Leute in solcher Lage voll Angst und Furcht, und von den Ihrigen mit Bitten bestürmt, doch fest an ihrem Glauben hielten und die Hülfe der Kattiada zurückwiesen.

Anhang.

1. Der heilige Buddha-Zahn.

Die Delada oder der heilige Zahn ist die kostbarste religiöse Reliquie des Morgenlandes. Lange vor der christlichen Zeitrechnung wurde er in dem buddhistischen Dschaggernath-Tempel in Orissa verehrt. Erst im vierten christlichen Jahrhundert kam er nach Ceylon, und die heiligen Bücher erzählen aufs Genaueste seine Schicksale. Jetzt ruht er in Kandy, und von ferne her, aus allen Theilen Indiens, aus

Burmah und Siam wird zu ihm gepilgert. Einige Zweifel an der Aechtheit und die Meinung, die Reliquie selbst sey von den Portugiesen vernichtet worden, beachtet man nicht. Gewiß ist, daß die Delada ein Stück eines farbigen Elfenbeins ist, und kein Fürstenzahn. Sie ist zwei Zoll lang und ähnelt sehr dem Hauer eines Wildschweins. In einem hübschen Tempel, der an dem Königspalast von Kandy steht, wird sie sorgsam gehütet, nicht blos wegen ihrer Heiligkeit, sondern auch um der Edelsteine willen, die das Gemach schmücken. Das Gemach ist mit Goldstoffen, den Weihgeschenken der Indochinesen, behangen; ein Tisch von gediegenem Silber in schöner getriebener Arbeit trägt die heiligen Gefässe, in deren innerstem der Zahn in einem goldenen Kokosblatte ruht. Der äußere Reliquienschrein oder Dagoba, der die Gefässe deckt, wie ein Obelisk auf einem Kuppeldome ruhend, ist mit goldenen Ketten behangen, worin die reichsten der ceylonischen Juwelen strahlen, nämlich Saphyre und Smaragde von ungewöhnlicher Größe, Katzenaugen, die man dort Brillanten gleich schätzt, Rubinen, Amethyste und Perlen. Das Gemach wird nur in Gegenwart des Dewa Nilleme, eines der höchsten Kandy-Fürsten, geöffnet, der mit dem Oberpriester sich in die Huth des Heiligthums theilt, und einer der Schlüssel ist in den Händen des höchsten dortigen Regierungsbeamten, des Agenten für Kandy. Wer den Zahn als Palladium besitzt, ist Herr von Kandy. In Badakh verehrte man im fünften Jahrhundert auch einen Buddhazahn nebst einem Gefässe, worein der Heilige gespuckt hat. Auch bei Ghasna in Afghanistan wurde ein Buddhazahn verwahrt, während in einem nahen Kloster die Mönche seine abgeschnittenen Haare und Nägel zeigten. Am merkwürdigsten aber war sein Schatten, den man zu Nakia zeigte, von dem der buddhistische Reisende, der ihn sah, selbst eingesteht, daß er sich dessen Aufbewahrung nicht denken könne.

2. Wie die Buddhisten über das Bekenntniß zweier Religionen mit sich ins Reine kommen.

Missionar Gogerly sagt hierüber: „Die christliche „Moral scheint den Buddhisten mit ihrer eigenen zusammen „zu fallen, weshalb sie ohne Heuchelei beide Religionen „glauben bekennen zu dürfen. Die Lehre von der Versöh- „nung Christi durch seinen Tod steht nicht im Widerspruch „mit ihren gewohnten Anschauungen, denn ihre Bücher sa- „gen: wenn alles Blut, das Buddha in all seinen Wan- „derungen zum Besten der fühlenden Wesen vergossen habe, „zusammengesammelt würde, es würde mehr seyn als der „Ocean. Bis das Christenthum eine angreifende Stellung „einnahm, betrachteten es selbst die Häupter des Buddhis- „mus mit Achtung und seinen Stifter mit Ehrfurcht. Ein „Buddhistenpriester in Matura sagte vor etwa 15 Jahren „in einer Streitschrift, Christus sey wahrscheinlich in seinem „frühern Daseyn ein Gott gewesen, der in einem der sechs „Himmel wohnte, wie Buddha, und der blos aus Men- „schenliebe als Mensch geboren wurde, um die Wahrheit zu „offenbaren, so weit Er sie erkannte; Er sey deshalb der „Ehrfurcht würdig. Wenn daher nur der höhere Rang „Buddha's und seines Glaubens zugestanden wurde, so „schien es den Buddhisten ganz zulässig, beide Religionen „zu haben, den Buddhismus als Gipfel der Tugend und „Weisheit, das Christenthum als Annäherungen dazu, wie- „wohl mit manchem Irrthum."

Kürzlich wurde mir erzählt: „Ein singhalesischer Häupt- „ling kam vor einiger Zeit zum Vorsteher eines Regierungs- „Seminars in Colombo, um seinen Sohn in die Anstalt „aufnehmen zu lassen, und hatte gar keinen Anstand, daß „derselbe am Lesen der heil. Schrift, an Gottesdienst und „Andachten Theil nehme. Er versicherte, Christenthum und „Buddhismus gleich hoch zu schätzen. „Aber," sagte der „Vorsteher, „wie können Sie mit Ihrer Bildung und Ein- „sicht so zwischen zwei Ansichten stehen bleiben und sich dem „Widerspruch hingeben, zwei sich bestreitende Religionen zu

„bekennen?" — „Sehen Sie," antwortete der kluge Häupt-
„ling, und legte seine Hand auf den Arm des Europäers,
„indem er zugleich nach einem Boote hinsah, das einen
„langen Balken als Laufbaum hatte, und in dem eben ein
„Fischer in die See stoßen wollte, „sehen Sie die Bauart
„dieser Boote, worin unsere Fischer auslaufen, und daß jene
„Stange fast für einen zweiten Kahn gilt, der den ersten
„am Umschlagen hindert? So ist's gerade mit mir. Ich
„nehme Ihre Religion dazu, um die meinige im Gange zu
„halten, denn das Christenthum scheint mir ein vortrefflicher
„Laufbaum für den Buddhismus zu seyn."

3. Buddhistenlehre von der Seelenwanderung und dem Nirwana.

Die meisten Buddhisten in Ceylon sind hierin nicht rechtgläubig, weil sie meinen, dieselbe Seele wandere in verschiedene Leiber. Dies ist aber nicht Buddha's Lehre, was die gelehrteren Priester wohl wissen; aber sie wagen nicht den Irrthum zurecht zu weisen, weil der Gegenstand zu hoch für die Ungelehrten sey. Er lehrt eine Reihe von Existenzen, was er mit Baum und Lampe anschaulich macht. Der Baum trägt Frucht, aus dieser geht ein anderer Baum hervor und so geht es fort. Der letzte Baum ist nicht der erste, aber er kommt vom ersten und wäre nicht ohne ihn. Der Mensch ist der Baum, seine Frucht ist der Wandel, die belebende Kraft der Frucht ist das Verlangen. So lange dieses dauert, geht die Existenzenreihe fort: das gute oder böse Thun gibt der Frucht ihre Beschaffenheit, und wie diese ist, so wird der neue Baum, das neue Leben werden, glücklich oder elend. Der jetzige Leib, die jetzige Seele des Menschen haben nicht schon einmal existirt, sondern eine frühere Persönlichkeit hat, durch das Verlangen getrieben, gut oder schlecht gehandelt, und daraus geht nach dem Tode jener Person ein neuer Leib und eine neue Seele hervor. — Eine Lampe wird an der andern angezündet; sie sind verschieden, aber die zweite würde ohne die erste nicht brennen.

Daraus erklärt sich das Nirwana. Es ist nicht die Vernichtung eines seyenden Wesens, sondern das Aufhören seines Seyns. Es ist nicht Verschlungenwerden in ein höheres Wesen, wie die Bramanen lehren; auch nicht Rückzug in einen Ruheort, frei von weiteren Wanderungen; auch nicht eine gewaltsame Zerstörung eines Wesens, sondern völliges, gänzliches Aufhören der Existenz. (So Gogerly.)

Man hat gefragt, ob „Vernichtung" oder was sonst, abgesehen von absoluter Vernichtung, unter der Seligkeit der vollkommenen Heiligen zu verstehen sey. Die Buddhisten und Dschenas nennen es Nirwana (völlige Ruhe). Es heißt eigentlich: „ausgelöscht", wie bei einem Feuer, von der Verneinungssylbe Nir und Wa (Blasen), wie es vom Winde gebraucht wird (Nichthauch). Es ist die völlige Empfindungslosigkeit. Das ist die höchste Zeit, die Seligkeit des Buddhisten, des Dschena und des indischen Wedantisten. (So Colebrooke.)

4. Die Weltlehre des Buddhismus.

Das Sakwala oder Weltsystem ist ein ungeheurer Kreis, dessen Umfangslinie in einem Felsengürtel besteht, der 82,000 Jodun (ein Jodun hat 16 singhalesische Meilen) oder 984,000 Stunden hoch über das Meer aufragt. Dieser Gürtel mißt 37,324,200 Stunden.

Im Mittelpuncte liegt Maha Meru (der Götterberg), von dem 840,168 Stunden Höhe unter dem Meere liegen, eben so viel über dem Meere, und der eben so lang und breit ist. Halb so hoch und groß ist Jugandhara; überhaupt umgeben sieben concentrische Felsen, von denen jeder halb so hoch ist als sein Vorgänger, den Meru. Sie sind von einander durch Meere getrennt und nur von Göttern und Dämonen bewohnt.

Zwischen dem siebenten und letzten Felsenkreis und dem äußersten Weltgürtel befinden sich vier Festländer, worunter das südliche, Jambudwipa, von uns bewohnt wird.

Es gibt sechs Himmel: der Sternhimmel ist so hoch über der Erde, als der Jugandhara hinanragt; einer ruht auf der Spitze des Meru, und vier sind noch höher, zu denen man auf Stufen hinansteigt. Ueber diesen Himmeln allen erheben sich die sechszehn Bramawelten, eine über der andern; dann vier Arupawelten. Unter der Erde, dem Meere und dem Maha Meru sind die Wohnungen der Apura oder Titanen (Weltriesen), die der Naga und die Höllen. Unter der festen Erde befindet sich ein Ocean, der über fünf Millionen Stunden tief ist, und unter diesem eine Atmosphäre, noch einmal so tief.

5. Buddhistenlehre von Schicksal und Nothwendigkeit.

Der Stoff und die daraus gestalteten Wesen sind ewig, gehen aber durch eine unendliche Reihe von Zerstörungen und Wiederherstellungen. Die Wesen theilen sich in vier Classen; die erste: die empfindenden Wesen bis hinauf zum höchsten Geiste; die zweite: die Elemente, Pflanzen u. s. w.; die dritte: Erde, Wasser, Luft, Berge u. s. w., auf welche die Jahreszeiten wirken; die vierte: das Ursachlose, nämlich der unendliche Raum und das Nirwana. Alle unorganischen Substanzen, die Welt, die Erde, der Luftkreis sind der Auflösung am Ende einer Weltzeit (Kalpa) unterworfen, und erzeugen sich nur rein durch ihre inwohnende, unveräußerliche, ewige Zeugungskraft. Um einem einmaligen Anfang dieses Processes zu entgehen, stellt man ihn als Ring oder Rad dar, die weder Anfang noch Ende haben. Eben so verhält es sich mit dem stetigen Absterben und Wiedererstehen der Pflanzenwelt. In den empfindenden Wesen ist der Stoff ewig, die Empfindung endlich, im Nirwana geht sie unter. Von einem Schöpfer, einer Schöpfung aus Nichts weiß der Buddhismus nichts, er verwirft sie, er weiß blos von dem „Verlangen", aus dem jede Existenz hervorgeht. Das Nichtwissen der Wahrheit, aus dem ein „Verlangen" nach Gegenständen entsteht, bringt so die See-

lenwanderung hervor, bis die höchste Erkenntniß erreicht ist und das Nirwana eintritt. So lange noch irgend ein Grad von Nichtwissen der vollkommenen Buddhalehre besteht, kommt es zu unvermeidlichen Handlungen, die gut oder schlecht sind und Seligkeit oder Unseligkeit bringen. Beim Tode erwacht ein neues Bewußtseyn, wie man eine neue Lampe anzündet. Der Anzünder ist der sittliche Gehalt des bisherigen Lebens, der nun den folgenden Zustand bestimmt. Alles ist hier von unausweichlicher Nothwendigkeit aus moralischen Ursachen beherrscht, aber kein fremder Wille wirkt darin. Ob man in eine der Höllen kommt oder wieder geboren wird als Insect, als Mensch, als Held, das ist durch das vorherige Leben so unabänderlich bestimmt, wie die Pflanze durch den Samen.

Sechster Abschnitt.

Sittlicher und gesellschaftlicher Zustand der Singhalesen. — Fortschritte des Christenthums. — Die Baptisten-Mission. — Die Wesleyaner. — Die englisch-kirchliche Mission. — Ergebnisse. — Aussichten in die Zukunft.

Es muß dem Leser klar seyn, daß der christliche Missionar bei den Singhalesen am Buddhismus einen ganz andern Gegner vor sich hat, als am Bramanismus bei den Tameln im Norden der Insel. Er muß dem gemäß verfahren, weshalb die Mission im Süden sich sehr von der im Norden unterscheidet.

Der Unterschied tritt hauptsächlich in der Anwendung der Predigt oder Schulbildung als überwiegendes Mittel hervor. Wir haben gesehen, warum gegen die bramanische Natur- und Weltanschauung vorzüglich durch letztere gewirkt werden muß. Der Buddhismus, der mehr auf Metaphysik ruht, verlangt bei aller Forderung, die auch hier die Schule darbietet, in viel höherem Grade die Verhandlung durch Gegengründe und unmittelbare Angriffe. Hier

gilt es, in den zerstreuten Dörfern umher zu predigen und die Schriften, welche den Trug des Götzenthums aufdecken und die Grundwahrheiten des Christenthums darstellen, so weit als möglich zu verbreiten.

Dabei stößt der Prediger auf stumpfe Gleichgültigkeit gegen jede Religion, wie sie das schwache sittliche Gefühl des Eingebornen mit sich bringt, als auf den gefährlichsten Feind. Selbst die höheren Ansätze der eigenen Religion kennt er gar nicht, und von den Priestern sind nur wenige so tief in die eigenen heiligen Bücher eingedrungen, um denen wahre Hülfe zu leisten, die ganz auf ihre Leitung gewiesen sind. Sie wissen über einige todte Formeln hinaus nicht mehr als diejenigen, welche sie lehren sollen. In den Händen dieser ungebildeten Menschen haben sich die unendlichen Weisheitsschätze, die in jenen Büchern liegen sollen, als eben so kraftlos gezeigt „zur Strafe und Besserung", wie sie in der That ungenügend sind „zur Züchtigung in „der Gerechtigkeit."

Freilich liegt ein Gefühl für Gutes und Böses in jedem Menschen, und selten wird es ganz erstorben seyn; aber nirgends findet man es in höherem Grade verkehrt, erstarrt und wirkungslos, als bei dem ungebildeten Singhalesen. Von bösem Gewissen weiß er kaum; denn dazu ist es noch gar nicht hinreichend geweckt, und selbst wenn es gelingt es anzuregen, gibt es der Wahrheit nur einen dumpfen Wiederhall. Von Scham und Zerknirschung merkt man nur selten etwas; nur die Sinne sind rege, die Seele schweigt; das Geistige und Ferne hat für ihn keine Triebkraft; Tugend und Laster sind Ausdrücke, denen nur das Interesse und die Leidenschaft des Augenblicks einen Inhalt gibt.

In seinem sittlichen Charakter spiegelt sich durchaus der Mangel an sittlichem Gefühl. Fremden erscheint der Singhalese meist höflich und sanft; er hat den Schein der Theilnahme, Menschenliebe und Dankbarkeit in seinem äußeren Wesen. Aber wer in die abgelegenen Dörfer gedrungen ist und sich in sein Gemeinschaftswesen eingelebt hat, dem tritt

ein viel unschöneres Bild entgegen. Eifersucht, Verläumdung, Zank und Rachgier herrschen in einem Grade, den er nicht erwartet hätte. „Jede Haushaltung hat ihren innern Zwist, jeder Kreis seine unverholenen Fehden und „Feindschaften. Die Weiber besonders sind Erzzänkerinnen, „und fallen mit lautem Spott, heftigem, giftigem und „schmutzigem Schimpfen wüthend über einander her. Sie „haben nur wenige ekelhafte Laster oder thierische Unarten; „aber in einem singhalesischen Dorfe ist Sittenlosigkeit so „allgemein, daß sie Niemand mehr tadelt, und der Haß so „ungezähmt, daß Morde nicht selten sind." So sagt der Baptistenmissionar Davies.

Lüge, dieser sichere Anzeiger innerer Verkommenheit, herrscht durchgängig. Auch vor den Gerichten geht, nach dem einstimmigen Zeugniß aller Richter, der Meineid auf beiden Seiten so im Schwange, daß der Richter viel eher aus den Umständen die Wahrheit errathen, als sie aus den Zeugenaussagen entnehmen wird. Die Schwierigkeit der Rechtsanwälte für die Krone oder für Privatleute ist immer nur die Wegräumung der Hindernisse gegen die Gerechtigkeit, welche die Neigung ihrer eigenen Zeugen, die Wahrheit durch Erfindungen zu bestätigen, in den Weg wirft.

Der Diebstahl, diese thätige Lüge, ist gleichfalls alltäglich; Betrug in jeglicher Gestalt, Fälschung und Hintergehung, Bestechung und Ehrenschändung ist so sehr die Gewohnheit des ungebildeten Volkes, daß das Gefühl des Zutrauens völlig unbekannt ist, und in den vertrautesten häuslichen Verhältnissen bietet das Band der Bruderschaft oder Freundschaft, das zwischen Eltern und Kind, durchaus nicht die mindeste Bürgschaft für redliche Gesinnung der Parteien gegen einander dar.

Das Wort des Epimonides gegen die Kreter („sie sind „stets Lügner" Tit. 1, 12.) läßt sich vollkommen auf die niedere Volksclasse in Ceylon anwenden. Diese empörende Neigung zur Unwahrheit läßt sich aber mehr oder weniger auf eine politische Quelle zurückführen, und bietet in verschiedener Hinsicht eigenthümliche Modificationen dar. Es

gibt nämlich Fälle, wo die Entdeckung der Unwahrheit den Lügner dem Tadel preis gibt; aber auch andere, und zwar sehr viele, in denen die Lüge, wo nicht als lobenswerth, doch als gänzlich tadelfrei gilt. Während ihre Allgemeinheit der ruhigen Duldung zuzuschreiben ist, unter der sie wuchert und sich ausbreitet, hängt sie theilweise in ihrem Ursprung an den nationalen Verhältnissen, an dem Despotismus, worunter sie von Uralters her unter ihren Herren geseufzt haben, und selbst — ich bedaure es sagen zu müssen — an ihrer bürgerlichen Stellung unter den christlichen Gebietern. Die Unterwerfung unter die absolute Feudalherrschaft ihrer Ober- und Unterhäuptlinge, die Mittel, durch welche man die Regierungseinkünfte erhöhte, die eifersüchtigen Monopole und willkürlichen Steuerlasten auf dem Landesertrag, haben die Singhalesen zu listigen Schlichen getrieben, um sich zu schützen, und eine Lüge zum Nutzen Aller sogar zu einer ritterlichen That in den Augen der Meisten gestempelt. Täuschung eines Vorgesetzten, glücklicher Betrug, den man der Regierung oder ihren Beamten spielt, ist nicht eine Niederträchtigkeit, sondern eine pflichtmäßige Handlung. Lug und Trug gegen einander läßt man so hingehen; aber wer der Obrigkeit gegen den Vortheil seines Dorfes die Wahrheit sagen würde, der wäre der Verachtung seiner Volksgenossen gewiß.

Unter ihnen, in ihren geheimen Beziehungen, besteht ein großer Grad von Wahrhaftigkeit, ohne den ihr ganzes Gesellschaftsleben auseinander fallen müßte, und außerdem bedürfen sie desselben in ihrer gemeinsamen Sache gegen ihre Gebieter. — Ein eingeborner Herr von Rang aus Kandy, ein Banda oder Edelmann aus einem Häuptlingsgeschlechte, wurde kürzlich des Eidbruches schuldig befunden in einer Sache, wobei er blos einem Andern, der zufällig sein Freund war, zu helfen gesucht hatte. Er wurde zur üblichen Geld- und Gefängnißstrafe verurtheilt. Jene wollte er gern zahlen, aber um Befreiung von dieser kam er bei der Regierung ein, weil er doch so ein Geringes verschuldet habe, indem Lüge und Betrug die wohl bekannten Charakterzüge seines

Volkes seyen, die bei ihm gar nicht als Verbrechen gelten. — Der schwache Keim von Ehrlichkeit, der im gegenseitigen Verkehr der Eingebornen wahrzunehmen ist, entwickelt sich oft so weit, daß Lüge bis zu einem gewissen Grad tadelnswerth erscheint, und dann von der Gemeinschaft eine gewisse Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit ausgeht, wenn auch das Ehrgefühl des Einzelnen gar schwach seyn mag. Die Erfahrung hat gelehrt, daß derselbe Mann, der den Fremden ohne Schranke belügt, wenn er nicht in seinem Dorfe ist, der sich ohne Scrupel und Leidenschaft vor Gericht von Meineid zu Meineid versteigt, doch vor seinem Dorfnachbar zurückschrickt, dessen Anwesenheit ihm einen Wahrheitsfunken entlockt, nachdem die Macht der Obrigkeit und der Schrecken der Strafe umsonst ihn auszupressen gesucht haben. Doch sind auch diese Fälle nur seltene Ausnahmen; Lüge bleibt die allgemeine Regel. Ihre Häufigkeit tödtet im Innern alles sittliche Gefühl, ihre Käuflichkeit jedes Ehrgefühl nach Außen, und in diesem Zustande liegt die tiefste Versunkenheit des Volkes, das schwerste Hinderniß gegen den Sieg des Evangeliums.

Diesem Feinde tritt ein anderer, nicht minder furchtbarer, zur Seite: die Stumpfheit und Starrheit des Geistes, wie sie die Frucht Jahrhunderte langer Vernachlässigung ist, und, durch physische und gesellschaftliche Ursachen verstärkt, jegliche Anstrengung von Leib und Seele fast zur Unmöglichkeit macht.

Die lethargische Trägheit der Singhalesen übertrifft weit Alles, was sich dieser Art sonst bei den südlichsten Asiaten findet. Der Fleiß des Menschen ist immer die Ergänzung für die Freigebigkeit der Natur. Wo sie Alles darbeut oder Alles versagt, da verliert der Fleiß Antrieb und Lohn und der Mensch versinkt in Ueppigkeit oder Verzweiflung. Aber in der reichen Mitte, wo die Erde ihre Gaben liefert oder zurückhält, wie man sie sucht und herausarbeitet, da bringen die Menschen unter dem Doppeleinfluß der Noth und der Hoffnung die geistigen und leiblichen Kräfte zur Reife, von welchen Erfindung und Thatkraft

herrührt, die aber unentwickelt im Schlummer liegen, wenn üppige Verschwendung oder hoffnungslose Unfruchtbarkeit der Natur die Triebkraft oder den Lohn entziehen und die Arbeit überflüssig oder vergeblich machen.

Die Eingebornen Ceylons befinden sich in dem ersten dieser beiden äußersten Fälle. Für sie hat die Natur so viel gethan, daß der Mensch in schlaftrunkener Behaglichkeit nichts weiter wünscht und sucht. Jedem Wunsche kommt das milde Klima und der reiche Boden entgegen. Keine Civilisation hat künstliche Bedürfnisse geschaffen, keine Uebervölkerung erschwert die Befriedigung der von der Natur eingepflanzten, und der Mensch ist da nur in den wenigen Fällen energisch und fleißig, wo der Zufall ihn der Vortheile beraubt hat, die ihm Anstrengung unnöthig erscheinen lassen. Unter der großen Volksmasse sind die Regungen des Unternehmungsgeistes, Wetteifers und Ehrgeizes noch gar nicht erwacht, die sonst der Einsicht einen Stachel gaben und den Fortschritt bestimmten. Ihr Land zeigt keine Spuren der Kunst, ihre Litteratur keine Thaten des Geistes, und so massenhaft und kleinlich die Meldungen ihrer Geschichte von Alters her sind, sie erzählen doch fast nichts als die Wechsel ihres National-Aberglaubens, und keine Heldenthaten als den plumpen Bau riesiger Teiche und Kanäle für die Bewässerung der Reisfelder.

Selbst die Thatkraft und der Erfindungssinn, ohne die sie nicht hätten ersonnen, und der kleine Verstand, ohne die sie nicht hätten ausgeführt werden können, ist längst aus Ceylon verschwunden. Ja man war schon lange zu träge für die geringe Arbeit, die ihre Erhaltung gefordert hätte, und diese großartigen Ueberreste, die noch immer den Reisenden als Zeugen einer entschwundenen Gesittung in Staunen versetzen, haben weite, einst von Menschenleben wimmelnde und noch immer die Spuren früherer Fruchtbarkeit und früheren Anbaues tragende Gegenden in pesthauchende Sümpfe verwandelt.

Die seit langer ungewisser Zeit abnehmende Bevölkerung Ceylons hat dem zurückbleibenden Rest die Befriedigung

seiner Bedürfnisse leicht gemacht. Nichts drängt die jetzige Bewohnerschaft zu Verbesserungen, und damit ist die Trägheit, der sich ihr Verstand längst gefügt hat, eine eingewurzelte, erbliche, kaum überwindbare Gewohnheit geworden. Niedrige Schliche in ihrem Geldinteresse, schlaue Windungen, um Schutz zu erlangen, scheinen die höchsten Schwünge zu seyn, deren ihr Geist noch fähig ist. Ihr Verstand, scharf und eindringend, so weit es ihren häuslichen und bürgerlichen Angelegenheiten gilt, scheint sogleich zusammenzusinken, wenn es sich um höhere Sachen und tiefere Ideen handelt. Ueber den engen Kreis hinaus, auf den sie gewohnt sind ihre Gedanken zu beschränken, sind sie unbegreiflich stumpf, und mit Ausnahme der Stadtbewohner, die durch die Reibung mit Europäern etwas geschärft sind, scheint es bei ihnen unmöglich, auch nur der einfachsten Wahrheit Eingang zu verschaffen.

Dieser Geisteszustand ist dem Christenthum höchst ungünstig. Es verkündet höchst erhabene Lehren, die auf den tiefsten Gedanken ruhen, und es fordert eine über das Vermögen des schlaffen Singhalesen gehende Geistesanstrengung, sie nur aufzunehmen, geschweige denn an die Stelle hergeerbter Wahnvorstellungen zu setzen. Bloße leidentliche Bildsamkeit, ohne Willensbewegung und Anstrengung, reicht hier nicht aus. Wer finden will, muß erst suchen wollen; sieht man, wie schwer und ungern der Singhalese sich nur zum Hören versteht, so muß es als ein rein Unmögliches erscheinen, das Nachdenken zu wecken, wodurch der gleichgültige Zuhörer zuletzt ein besonnener Erforscher und am Ende ein überzeugter Anhänger der neuen Religion werden kann.

Die Aufgabe und der Boden der Missionsarbeit im Osten in unsern Tagen ist in vielfacher Hinsicht, und besonders darin von denen der ersten christlichen Apostel sehr verschieden, daß die Letztern unter eine von längst erschöpftem Aberglauben bereits zum Fragen nach Wahrheit erwachte Völkermasse hineintraten. Die Weisheit und Sittenlehre Griechenlands hatten ihre Lichter auf das westliche Asien

geworfen und die rohe Mythologie der Römer und der ihnen zinspflichtigen Völker gestört. Der lange stehende See des Menschengeistes war endlich in Bewegung gerührt. Die Philosophie hatte der Denkkraft eine edle Dehnung gebracht und eine energische Verachtung gegen den Unsinn der Heidenbräuche verbreitet. Die Satyre hatte ihre Spottpfeile im Volkswitz verschossen, und die Beredtsamkeit den von der Wissenschaft geleiteten Anstoß zur Entlarvung des Irrthums und zum Suchen nach Wahrheit gegeben. Dann gab es damals neben diesen großen socialen Erscheinungen zwei mächtige Bundesgenossen für die Verbreitung des Christenthums in der Zerstreuung der Juden mit ihren heiligen Büchern und religiösen Alterthümern über die ganze Westwelt, und in der Wanderung griechischer Litteratur und Sprache über das südliche Römerreich, wo die Griechen vor ihrer endlichen Unterjochung ihre zahlreichen Colonieen von den Gestaden des Hellesponts bis an die Gränzländer des Atlas gepflanzt hatten.

So weit der Zug der Apostel reichte, ging demnach auch die Vorbereitung für den Sieg ihrer Aufgabe. Diese Wegbahnung aber müssen ihre schwächeren Nachfolger in Ost-Asien in unserer Zeit überall langsam und mit Mühe erarbeiten, im Kampfe mit gewaltigeren Hindernissen und feindlicheren Einflüssen als die Gefahren, welche den Pfad der Apostel umgaben, oder die eigentlichen Verfolgungen, die über ihre frühesten Schüler hereinbrachen. Statt des heißen theologischen Kampfes haben jene die Kälte völliger Gleichgültigkeit zu überwältigen, und die Erfahrung hat gelehrt, daß man mit der Dialektik der Zweifelsucht leichter fertig wird, als mit dem Starrkrampf der kalten Unwissenheit.

Diesen entmuthigenden Hindernissen treten die Missionare bei den Singhalesen des Südens mit denselben Mitteln, nur in anderer Ordnung und Zusammenstellung, entgegen, wie sie von ihren Mitarbeitern unter den Hindus im Norden gehandhabt werden: — Schulbildung, Predigt und Druckerpresse. Mit der letztern wollte es bis

jetzt nicht gelingen. Ehe wir den Erfolg der beiden andern Mächte schildern, müssen wir uns auf die im Volksleben liegenden Ursachen für ein anderes Verfahren einlassen.

Die Presse hat bis jetzt als Bekehrungsmittel in Ceylon aus nahe liegenden und leicht durchschaubaren Ursachen nur wenig geleistet. Vor der Niederlassung der Baptisten-Missionare in Serampore (Bengalen) hatte überhaupt der Bücherdruck für die Eingebornen Indiens in ihren zahlreichen Sprachen sich nicht über die Herausgabe von Sprachlehren und unbedeutenden Elementarbüchern hinaus gewagt. In Ceylon führten die anglicanischen und die americanischen Missionare die Druckerpresse unter den Tameln in Jaffna ein. Die Wesleyaner brachten sie unter den Singhalesen in Anwendung, und erst 1841 stellten die Baptisten auch eine in Kandy auf, wo sie, eine neue Erscheinung, die Neugierde der Häuptlinge und des Volkes so anzog, daß Schaaren herbei strömten, sie im Gange zu sehen. Aber die geistigen Erfolge sind trotz alles Fleißes in Vervielfachung der Heiligen Schrift und ihr gemäßer Flugschriften und Schulbücher gering geblieben.

Eine wichtige Aufgabe hat die Presse nur noch wenig beachtet: die Erschaffung einer singhalesischen Litteratur statt der überladenen Legenden und abgeschmackten auf Palmblätter (Olak) geschriebenen Abhandlungen, wie sie die Buddhistenpriester ausgehen lassen. Volksaberglaube war von jeher innigst verwachsen mit der Volkslitteratur, ja sie werden durch die Ueberlieferungen und Lehren des Erstern allmählig und unmerklich Eins. So war es bei den Chaldäern und Aegyptern, den Griechen und Römern; so mit der Litteratur der Araber; später in Hindustan und Burmah, in China und Ceylon; und kein wesentlicherer Dienst könnte dem Gange des Christenthums auf dieser Insel geleistet werden, als die Hervorbringung eines Volksschriftenthums, worin die christlichen Ideen und Lehren dem Geschmack und den Vorurtheilen der Singhalesen faßbar gemacht würden.

Trotz der vielen örtlichen Hindernisse hat aber die Presse dennoch, auch durch ihre unvollkommenen Arbeiten, viel gethan, um für einsichtige Frömmigkeit Grund zu legen und ein Bollwerk gegen die Angriffe des Irrthums für die Zukunft aufzubauen. Allein die Schriften waren noch meist Uebersetzungen aus europäischen Sprachen, und deshalb voll von Ideen, die den Gewohnheiten und der Denkweise der Singhalesen ferne lagen, und deren Darstellung und Form nicht vertraulich und faßlich zu ihnen redete. Kein Volk des Morgenlandes ist kritischer hinsichtlich des Styles, und empfindlicher über der Wahl der Ausdrücke, als die Ceyloner, und die wohlklingende Zusammenreihung der Sätze hat für sie weit mehr Anziehungskraft, als irgend eine Trefflichkeit des Inhalts. Unglücklicher Weise hat es an diesem Lockruf noch ziemlich gefehlt, und die Fremden, die ihre Sprache erlernten, um sie zur Uebersetzung zu verwenden, konnten sich des besondern Tons und der Anmuth der Schreibart noch nicht bemeistern, die allein sie herbeiziehen würden.

In der Bibelübersetzung der Anglicaner und in ihrem Kirchengebetbuch hat man sich noch überdies eine Neuerung erlaubt, mit der sich Ohr und Geschmack des Singhalesen noch lange nicht ganz versöhnen werden. Ihre Sprache ist so geschmeidig und hat sich so künstlich drehen und biegen gelernt, um die verschiedensten Stellungen zwischen den Redenden und Angeredeten zu fügen, daß der Ceyloner mit feinstem Takte nicht weniger als zehn oder zwölf Grade der Ehrerbietung oft nur durch die Wahl verschiedener Fürwörter auszudrücken vermag, woraus sich jedesmal der Rang dessen ergibt, zu dem man redet. Das geht von einer an Verachtung gränzenden Vertraulichkeit Stufe auf Stufe bis zu einem Respect und einer Ehrfurcht, wie sie eigentlich allein dem höchsten Wesen gebühren. In der anglicanischen Bibelübersetzung, die zu Cotta erschien, sind alle diese feinen Unterschiede übersehen. Es ist das ehrende „Wokansa“ weggelassen und die Gottheit stets mit dem vertraulichen „to“ (Du) angesprochen. Dies hat den heftigsten Tadel der vor-

nehmeren Eingebornen und der Vielen hervorgerufen, die wie sie, in der allgemeinen Verehrung des Ranges aufgewachsen sind, welche der Buddhismus gewissermaßen als Ersatz an die Stelle des Kastenunterschiedes gestellt hat. Sie haben den Gebrauch von Beiwörtern für die Gottheit, die, an einen aus ihrer Mitte gerichtet, als Beleidigung aufgenommen würden, geradezu gotteslästerlich gefunden. Sie standen kürzlich einmal Alle mit einander auf und verließen eine Kirche, wo man die anstößige Uebersetzung gebrauchte, und sie erklärten, wenn man auf einer so unschicklichen Neuerung beharren würde, in einer andern christlichen Gemeinschaft die Rücksicht auf ihre Gefühlsart suchen zu wollen, die in ihrer eigenen vermißt werde.

Man konnte bei diesem Vorfall sehen, wie fest sich, trotz der langen Gewohnheit an das christliche Bekenntniß, bei den Vornehmeren noch Kasten- und Ranggefühl eingenistet hält. Sie wendeten sich an den Bischof von Colombo mit einer Vorstellung, worin sie sagen: „Wenn von unserm „Gott und Heiland eine geradezu beleidigende und nach unserer Ansicht herabwürdigende Sprache gebraucht wird, so „können wir unseren Abscheu blos dadurch bezeigen, daß „wir uns augenblicklich entfernen, um sie nicht zu hören; „wir können nur mit tiefstem Schmerze, statt der Gefühle „der Andacht, die ganz entgegengesetzten in uns wahrnehmen, wenn wir anhören müssen, was uns geradezu Gotteslästerung heißt."

Sie verlangten das Recht, bis eine neue angemessene Uebersetzung fertig sey, in jeder Gemeinde diejenige zu gebrauchen, die ihrem Gefühl entspreche. Als der Bischof darauf nicht einging, erklärten sie ihm, wiewohl in der anständigsten Weise, daß, wofern er es nicht bei dem Herkommen, wie er es angetroffen, belasse, — wofern nicht jeder Geistliche zum kirchlichen Gebrauch der von der Gemeinde gewünschten Uebersetzung ermächtigt und genöthigt werde, sie sich an die höheren staatskirchlichen Behörden bis hinauf zur höchsten wenden, und erst dann, wenn sie kein Recht erhielten, mit Schmerz den Austritt aus der englischen

Kirche als das einzige Rettungsmittel ihrer Gewissen ergreifen würden.

Ein anderer Umstand, der die Wirkung der Presse unvermeidlich aufhielt, war die natürliche Wirkung des bisherigen Büchermangels, daß der Eingeborne aus Mangel an Uebung und Fertigkeit viel zu langsam und mühselig liest, und daher das Lesen ihm kein Genuß, sondern eine Arbeit wird, um so mehr, als Inhalt und Form der bisher gedruckten Bücher ihn nur wenig anzieht. Manche, die ihre eigenen, mit dem Eisengriffel auf Palmblätter geschriebenen Bücher leicht weglesen, werden auch verwirrt, wenn sie dieselben Buchstaben auf Papier gedruckt sehen, und es ist ein seltsamer Charakterzug der niedern Volksclasse, daß sie das Lesen für eine Art von Zauberei halten, vermittelst welcher Gedanken durch das Aussprechen der geheimnißvollen Zeichen des Buches aus der Ferne herbei gerufen werden.

Das Lesen ist dem Singhalesen langweilig, und ich fürchte, das gilt von den meisten Asiaten, sogar den Chinesen. Selbst die tüchtigsten Zöglinge der Missionsschulen lesen selten aus eigenem Antrieb für sich, und es ist nicht zu verhehlen, daß der Geschmack für diese geistige Beschäftigung als Vergnügen oder Trost dem Ceyloner noch ganz fremd ist. Daß er auf dem indischen Festlande Wurzel gefaßt hat, kann man aus der Errichtung heidnischer Druckereien schließen. Das wird in Ceylon erst kommen, wenn es mehr Bücher und Schulen gibt.

Niemand, der mit eigenen Augen die Erfolge von Missionsarbeiten unter den uncivilisirten Völkern beobachten konnte, wird anstehen zu bezeugen, daß die wirksamsten Bekehrungsmittel, Schulbildung und Predigt, in wohl berechnetem, untrennbarem Zusammenhange mit einander waren. Die Predigt ist die uranfängliche und befohlene Verbreitungsweise des Evangeliums. Allein so deutlich auch die Worte sind, in welchen sie den Aposteln aufgetragen wird, so müssen doch die, welche ihrem Beispiel folgen, aber die Mittel nach den Zwecken einrichten wollen, die ganz verschiedenen Umstände erwägen, wie sie das Arbeitsfeld der Apostel von

dem ihrigen unterscheiden. Dort war die Bahn bereitet, die Schularbeit überflüssig. Die Juden standen zwar in allgemeiner Bildung gegen die Griechen und Römer zurück; aber den Lehrern, welche unter ihnen mit der Verkündigung der neuen Heilsanstalt aufstanden, waren sie darin gleich. Der jetzige Missionar hingegen geht aus den erleuchtetsten Ländern in die finstersten. Diese Ueberlegenheit bringt eine Pflicht, eine von seiner Hauptaufgabe verschiedene, aber damit genau zusammenhängende Pflicht. Wo immer sein Hauptgeschäft gelungen ist, da kam mit dem Christenthum die Civilisation. Selbst wo sich die Zusammengehörigkeit beider weniger schlagend darlegte, ist der Proceß doch angefangen, wenn auch nur schwach. Die Gesittung bahnt nicht nur den Weg für die Aufnahme der Wahrheit, sondern sie legt den festen Grund, der so nöthig ist, soll das neue Gebäude Bestand haben. Wo die Schulen auch nicht eine einzige Heidenbekehrung bewirkt haben, da brachten sie doch die allgemeinere Einsicht, diesen sichern Vorläufer derselben, und deshalb sind sie unerläßlich. Die Einwendung gegen bloße weltliche Bildung mag in so weit gelten, als sie in einzelnen Fällen dazu dienen kann, die Leute im Bösen weiter zu bringen und ihren Scharfsinn für schlechte Streiche zu erhöhen. Aber in weiterem Kreise hat die Schulbildung diese Wirkung noch nie gehabt; sie hat nie die traurigen Zustände eines Volkes verschlimmert, nie die allgemeine Verschlechterung beschleunigt. Im Gegentheil, während Unwissenheit die lasterhafte Sitte verewigt und der Entartung Dauer gibt, führt tüchtige Bildung durch Weckung persönlicher Energie und Anreiz zur Veredlung in der Minderzahl zuletzt immer zur Aufklärung und Hebung ganzer Völker.

Treten wir den Interessen des Christenthums selbst näher, so muß gesagt werden, daß die Unwissenheit stets der ungünstigste Zustand für seine Annahme und der ärgste Gegner seiner Herrschaft ist. Wer es mit Einsicht ergriffen, mit Kraft entwickelt, bleibend begründet sehen will, der muß sich die wegbahnende Arbeit der Schulen gefallen las-

sen. Nur durch praktische und wissenschaftliche Schulbildung dürfen wir hoffen, allmählig die falsche Philosophie zu untergraben, auf der der Buddhismus wie der Bramanismus ruht. Sie ist in den Augen der Eingebornen so mit diesen falschen Religionen verwachsen, daß sie erst weg muß, ehe die christliche Wahrheit findet, wo ihr Fuß stehen mag. Andererseits kann, um den Sieg des Christenthums zu bestätigen und seine Herrschaft über den Irrthum bleibend zu machen, die Schulbildung allein die Befähigung schaffen, auf seine Beweise einzugehen und die Leute, wie dort die Juden zu Beröa, zu lehren, daß sie „forschen, ob „sich's also hielte."

Das Christenthum begann seine Laufbahn in den gebildetsten Kreisen, unter den geistig gefördertsten Völkern der damaligen Zeit. Es wollte „alle Völker lehren", und sein Triumphzug war da am herrlichsten, wo ihm die höchste Bildung schon voraus gegangen war. Seine ersten Gemeinden wurden in den hoch gebildeten Regionen Klein-Asiens und Griechenlands gepflanzt. In den abgelegenern Bezirken und Dörfern war sein Gang vergleichungsweise so langsam, daß vier Jahrhunderte nach der Geburt seines Stifters die letzte Zuflucht des Heidenthums bei den Dorfbauern oder paganis war.

Aber es sind nicht allein die gesittetsten Völker die ersten, welche das Christenthum annahmen; sie halten es auch am längsten in seiner ursprünglichen Reinheit fest. Weder die Geschichte noch die neuere Erfahrung liefert ein Beispiel von langer Reinerhaltung des Christenthums bei einem rohen Volke. Bei allen europäischen Nationen seit dem zweiten Jahrhundert nahm es die Farbe und Gestalt des gesellschaftlichen Zustandes an, in den es hineintrat; es erscheint unbefleckt oder verunreinigt oder verderbt, je nach der Aufklärung, der Unwissenheit oder Versunkenheit derer, die es zuerst annahmen.

Zur Reformationszeit war der Fortschritt des gereinigten Glaubens ganz gleichzeitig mit der Herstellung der Wissenschaften, und traf mit dem Fortgange der Gelehrsamkeit

zusammen. Dies war Luther's scharfem Auge nicht entgangen und gab ihm die hohe Ueberzeugung von der Wichtigkeit der Verbreitung tüchtiger Erkenntniß.

In Ceylon und Indien besteht nach Allem, was die Europäer geleistet, die Missionare errungen haben, noch eine weite Kluft zwischen dem Glauben und dem gesellschaftlichen und geistigen Zustande der Heidenchristen, die nicht bleiben darf. Entweder sinkt das Christenthum entartet zu ihnen herab, wie sie sind, oder es hebt ihren Volkscharakter auf seine eigene Höhe empor. Jetzt wird es bei ihnen lediglich durch die Anwesenheit und Wachsamkeit der Fremden, die es gepflanzt, rein erhalten. Denken wir aber an eine Zeit, die wohl kommen wird, da die europäische Missionshülfe ausbleibt, da Indiens Eingeborne ganz auf ihre eigenen geistigen Mittel gewiesen werden, so wird die Frage zur Lebensfrage: Wem soll dann das Christenthum in Indien zur Beschützung und Ausbildung übergeben bleiben? soll es in den Händen eines Volkes seyn, das sittlich und geistig tiefer steht, als andere Asiaten standen, unter denen es welkte und verschwand? oder in denen eines Volkes, das zu der Höhe der europäischen Nationen herangebildet ist, die es seit 2000 Jahren gepflegt und mehr oder minder in der Reinheit behalten haben, in der es von seinem göttlichen Stifter und seinen Jüngern der Menschheit mitgetheilt wurde?

Ich habe schon mehr als ein Mal auf die besondern Eigenthümlichkeiten im Bau des Buddhismus und Bramanismus hingedeutet, die, während sie beide für die Vereinigung von Schulbildung und Predigt angreifbar sind, es nöthig gemacht haben, diese beiden mächtigen geistigen Angriffsmaschinen in verschiedenen Verhältnissen gegen den Einen und den Andern zu gebrauchen. Deutlicher gesagt handelt es sich darum, daß die Bramanenreligion auf einer genauen Naturwissenschaft und auf einer Masse falscher Philosophie und fabelhafter Geschichte ruhen will, die sich dann in alle ihre Glaubenslehren eingedrängt haben; daß hingegen der Buddhismus, der ähnliche Ansprüche macht, doch in langem Zeitlaufe nicht allein Neuerungen in sein

Natur= und Geschichtssystem eingelassen, sondern, verliebt in seine metaphysischen Spitzfindigkeiten, seiner Sittenlehre ein Uebergewicht gegeben hat, woran die Hindureligion nicht denkt, und das ihn für Vernunftgründe viel zugänglicher macht.

Ferner ist unter den Buddhisten, so gewohnt auch die Ausdrücke ihres wissenschaftlich seyn wollenden Unsinnes den Ohren noch seyn mögen, so wenig Lernen und Forschen, so gänzliche Unwissenheit und Unbekanntschaft mit ihren eigenen Theorieen und Combinationen verbreitet, daß selbst die beste Nachweisung ihrer Irrthümer in einzelnen Fragen die polypenartige Lebenszähigkeit in dem Reste ihres Gewohnheitsglaubens nicht leicht zerstören dürfte. Derselbe Grad von Offenlegung der inneren Unwahrheit ihrer Grundlehren, der dem Glauben eines Hindu an seine Religion den Todesstoß gäbe, wird schwerlich die Zuversicht eines Buddhisten erschüttern, und darum haben die Missionare in Ceylon sich mehr von der Wirkung der Predigt versprochen, wenn sie durch die Thätigkeit der Schule und des Seminars unterstützt wird.

Aber ohne die Predigt waren die Erfolge bloßer Schulbildung in Indien, selbst unter den günstigsten Umständen, nur äußerst ärmlich hinsichtlich der Bekehrung zum Christenthum. Sie hat sehr viel gethan, um auf das Evangelium vorzubereiten: sie hat Irrthumsgebäude erschüttert, die Herrschaft des Aberglaubens aufgehalten, allgemeinere Kenntnisse über das Christenthum verbreitet, verständigere Zuhörer für die Stimme der Wahrheit zugerichtet; aber als Bekehrungsmittel für sich allein hat sie ganz und gar nichts geleistet. Eine Menge der Hinduchristen sind in den Missionsschulen heran gewachsen, aber ihre Bekehrung ging in fast allen Fällen von besondern Anregungen außerhalb der Schule aus.

In Jaffna hat die Schularbeit der americanischen Missionare fast eine gesellschaftliche Umwälzung hervorgebracht, und doch zählen sie von 90,000 ehemaligen Schülern nur 600 Bekehrte. Von diesen kann vielleicht die Hälfte ihre

Bekehrung blos von der Schule ableiten. Dagegen sind die Fälle gar nicht selten, daß die Schüler ihren Lehrern die saure Mühe damit vergalten, daß sie durch Zweifelsucht und entschiedenen Unglauben noch gefährlichere Feinde der Wahrheit wurden, als das Heidenthum selbst.

Der Prediger Howard Malcolm aus Boston in Nord-America, der im Jahre 1836 eine Untersuchungsreise bei den Missionen in Indien und Burmah, in Siam, Malaya und China machte, beschreibt zuerst, wie weit man mit christlicher Erziehung gegangen sey, und faßt dann den geringen Erfolg für eigentliche Bekehrung in den Worten zusammen: „Das Verhältniß der Bekehrungen zu diesem großen Heer von Schülern ist sehr klein. Herr Reichardt in „Calcutta, der lange im Dienste der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft gearbeitet hat, versicherte mich, daß von „vielen Tausenden von Knaben, die durch die Schulen der „Gesellschaft gegangen, nur fünf oder sechs bekehrt seyen. „Zu Wepery, einer Vorstadt von Madras, wo die Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß hundert Jahre „lang die Schularbeit fortsetzte, zu Trankebar, wo seit 130 „Jahren christliche Schulen bestanden, war der Erfolg nicht „besser. In der ganzen Stadt Madras, wo Tausende von „Kindern die Missionsschulen besuchen, weiß man nur ein „halbes Dutzend Bekehrte zu nennen. Im englisch-chinesischen Collegium zu Malacca, das seit zwanzig Jahren „besteht, sind zwar zwanzig bis dreißig zum Christenthum „übergetreten, aber nur einige wenige wahrhaft bekehrt worden. In Ceylon, wo seit 26 Jahren Schulen, und zwar „mit mehr Rücksicht auf Religion, als sonst in Indien, bestanden, hat es vor 1830 wenige Bekehrungen gegeben, „und die seitdem vorgekommenen sind mehr Wirkung der „Predigt und anhaltender Besprechungen, als des Schulunterrichts gewesen. Aus der schottischen Schule in Calcutta, die sechs Jahre lang immer 400 Schüler unter zwei „sich ihnen ganz widmenden Missionaren hatten, sind fünf „oder sechs Bekehrte hervorgegangen. Nicht mehr haben „die Baptistenschulen in Bengalen von den Tausenden in

„ihren Schulen gewonnen. Die zu Tschittagong, in der „seit 16 Jahren ein Missionar regelmäßig selbst unterrichtete, „und die immer 200 Kinder zählte, erfreut sich nur zweier „Bekehrungen. In Arracan hat man gar keinen. Unter „allen bekehrten Birmanen, von welchen ich weiß, verdankt „nicht Einer sein christliches Leben der Schule. Bei den „Karenen sind viele Schulkinder bekehrt worden; aber man „ging auch weit mehr darauf, denn auf bloßen Unterricht „aus. Wo man am längsten und stärksten durch die Schule „gearbeitet hat, da haben allerdings viele Hindus das Hei„denthum verlassen, aber ohne das Christenthum anzuneh„men. Sie sind hochmüthige Ungläubige, schlimmer als die „Heiden, geworden. Viele von ihnen haben Aemter oder „Stellen in Handelshäusern bekommen, und üben starken „Einfluß zu Ungunsten aller Frömmigkeit."

Der Schluß ist unwiderstehlich, daß der Schulmeister weder fähig noch dazu verpflichtet ist, den Missionar zu ersetzen. Aber die Schulbildung hat auch die gebührende Werthschätzung nicht verloren, weil sie nicht zu Stande gebracht hat, was ihre Aufgabe gar nicht war. Als Bahnbereiter und Bundesgenossen können die Schulen nie zu hoch geachtet werden. Als unabhängige Macht werden sie die Erwartung nur täuschen. Die Predigt, als der eigentliche Schwerpunct der bekehrenden Thätigkeit, kann durch nichts Anderes ersetzt werden, auch nicht durch das Schulwesen. Wenn auch die Schulen allgemein wären und die Bücher ins Endlose vermehrt würden, das lebendige Wort bliebe doch unentbehrlich, um die Aufmerksamkeit zu wecken und die allgemeine Wahrheit in die rastlos wechselnden Verhältnisse des Lebens dringen zu lassen.

In dem Theil Asiens, wo die Predigt zuerst auftrat, wurde sie nicht mit besonderer Rücksicht auf den bestehenden Zustand der Gesellschaft geübt. Sie paßt für die Fassungskraft der menschlichen Natur in jedem Gesellschaftszustande, in jeder Gegend der Erde, in jedem Wechsel der Zeiten, weil sie auf das Wesen der Religion selbst und auf die Natur des Menschen gegründet ist. Sie hat sich von allen

Mitteln als das mächtigste erwiesen, um die Theilnahme eines ungebildeten, rohen Volkes zu wecken und sein Nachdenken zu leiten. Merkwürdig genug war die Predigt von jeher ein Hauptgeschäft der Priesterschaft Buddha's. Jeder Tempel hat eine Kanzel, um die sich die Hörer sammeln, denen da die heiligen Bücher ausgelegt werden. Eine Stelle wird im Pali vorgelesen, dann liest ein anderer Priester die singhalesische Erklärung dazu. Den Eingebornen gibt das Anhören nicht blos die erwünschte Bequemlichkeit, sich des Lesens zu überheben, sondern das Interesse, mit dem sie beiwohnen, hat sie mehr oder weniger auf das Anhören öffentlicher Mahnreden der Missionare in ihren Dörfern zubereitet. So klein auch der Erfolg dieser Arbeit war, so darf man doch kecklich sagen, daß von der Gesammtzahl der wahren Bekehrungen in Ceylon immer fünf durch die Predigt entstanden sind, bis Eine durch Schulen oder andere Mittel zu Stande kam.

Die Mission der Brüdergemeinde in Grönland ist ein schlagendes Beispiel von dem Mißlingen der Bekehrungsversuche durch bloßen Schulunterricht. Es war freilich nicht eigentlich Schulwesen, was sie dort einrichteten, aber sie wollten, und zwar unter den günstigsten Umständen und mit erstaunlicher Beharrlichkeit, durch den Verstand aufklärende Besprechungen wirken; aber nicht Einer der Eingebornen verließ seinen häßlichen Aberglauben. Nach Jahre langer vergeblicher Arbeit, weil die Grönländer von den absichtsvollen Unterredungen nichts wissen wollten, griffen sie zu der einfachen, deutlichen Predigt, und augenblicklich zeigte sich der Erfolg. Die nordischen Barbaren wurden sanfte und gelehrige Menschen. Redet man mit den Singhalesen von Sünde und Erlösung, von Zeit und Ewigkeit, so merken sie auf und sind viel zugänglicher, als wenn man mit ihnen über sittliche und häusliche Fragen des Alltagslebens redet.

Wenn aber von Predigt vor den Heiden die Rede ist, so wird freilich der Europäer einen ganz andern Begriff damit verbinden, als der Missionar in Ceylon. Die Mis-

sionspredigt hat gar wenig mit der feierlichen Rede gemein, die man bei uns an die Gemeinde richtet. Die Zuhörer werden da stets mit Mühe bewogen, aus Neugier oder auf Zureden zu hören. Auch dann sind es nicht leicht mehr als zehn, zwanzig Personen auf einmal, und auch diesen ist der Gegenstand so neu, ja so unfaßlich, daß sie nicht leicht horchen, noch weniger darüber nachdenken. Das Leben des Wald-Missionars in Ceylon ist voll Verläugnung und Anstrengung, Gefahr und Krankheit, Täuschung und Abweisung. Es kann kaum besser als mit den Worten eines der am meisten apostolischen Lehrer Indiens, des verstorbenen Baptisten-Missionars Daniel, geschildert werden, der am Ende einer langen und segensreichen Laufbahn die kleinen Weiler und Walddörfer zum Schauplatze seiner mühseligen aber nicht unglücklichen Arbeit machte. Nachdem er in ergreifender Weise den Schmerz geschildert hatte, sich bei jedem Versuche, Gehör bei den Bauern zu gewinnen, kalt abgewiesen zu sehen, weil sie nichts Erregendes, Ergötzliches, Erstaunliches zu hören bekommen, — nachdem er die häufigen, höhnischen Spottantworten genannt, mit denen die Bitte um Gehör erwiedert wird, spricht er folgendermaßen von seinem täglichen Leben und Treiben bei Durchwanderung dieser Waldeinöden: „Ich betrete ein Dorf, gehe von Haus „zu Haus und setze mich irgendwo nieder, wenn ich einen „Stuhl dazu bekommen kann; wo nicht, so breite ich meine „Matte auf den Boden und suche in der einfachsten Sprache, „mit den am meisten aus dem Leben gegriffenen Gleichnissen „den Weg des Heils darzulegen. Oft, wenn ich sie um „Aufmerksamkeit bitte, sagen die Singhalesen: „Was zahlen „Sie uns dafür? wollen Sie uns Arrak geben, wenn wir „Ihnen zuhören?“ Sind sie nicht so grob, so ersinnen sie „einen Vorwand um wegzugehen, und schickt man sie etwa, „um ihre Freunde herzuholen, so gehen sie um nicht wieder „zu kommen. — Wir gehen zu einem andern Hause, und „nachdem wir so das Wort in einem Dorfe geredet, wandern wir ins nächste. Wir finden oft nichts als Verachtung, Widerspruch und Hohn, und jeder Tag in der Woche,

„außer dem Samstag, der dem Studium gewidmet ist, wird „so zugebracht. O! daß ich von verhältnißmäßigem Erfolge „reden könnte! aber der ist uns jetzt noch versagt. Jedoch „wer in Thränen säet, hat die Verheißung einer Freuden„ernte, und wahrscheinlich streuen wir jetzt den Samen für „eine vielleicht späte, herrliche Erntezeit.“

Der edle Mann, der dieses schrieb, gehörte zu der ersten Mission, die nach der brittischen Eroberung ihre Arbeit auf der Insel begann: der Baptisten-Mission, die im Frühjahr 1792 in England eine Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums stiftete, und deren Laufbahn auf dem ostindischen Festlande stets denkwürdig in den Jahrbüchern des Christenthums bleiben wird. Sie trug das Evangelium in viele Länder des Ostens, sie übersetzte die Bibel in fünf und vierzig Sprachen, sie druckte eine Million Bibeln und dreißig Millionen andere christliche Schriften zur Vertheilung unter die Götzendiener, sie hat jetzt 9000 Kinder in ihren Missionsschulen und zählt 38,000 Bekehrte als Mitglieder ihrer Kirche in verschiedenen Ländern der Erde. Ihren ersten Besuch in Indien machte sie 1793, und zwanzig Jahre später sandte sie ihren ersten Vertreter in der Person des Hrn. Chater nach Ceylon, dessen Andenken schon durch sein Bemühen erhalten werden wird, die singhalesische Sprache für Europäer durch eine Grammatik zugänglicher zu machen, neben welcher er noch für die Bibelübersetzung arbeitete, das Neue Testament ins Portugiesische übersetzte und sonst noch manche Schriften herausgab, Alles als Vorbereitung für einstige Bibelverbreitung im Lande.

Im Jahr 1814 folgten die Wesleyaner, 1816 die Americaner, 1818 die englisch-kirchlichen Missionare. In der Wahl der Arbeitskreise sahen sie alle darauf, so wenig als möglich die Arbeiten der andern zu stören, und sich mit der Bekanntmachung der großen Wahrheiten des Christenthums innerhalb ihrer Gränzlinien zu begnügen, ohne einen Blick des Neides oder schroffen Parteigeistes auf Andere zu werfen. Die Americaner wandten sich nach Jaffna und nahmen die Arbeit unter den Tameln auf. Die Baptisten

hatten bereits die Arbeit unter den Buddhisten im Süden angefangen und schlugen ihr Hauptquartier zu Colombo auf, von wo sie sich allmählig über die nahen Dörfer ausdehnten und östlich bis nach Kandy und dem reichen Matelle-Thal vordrangen. Auch zu Matura im Süden haben sie eine Station. Die Methodisten nahmen die Seeküste von Negombo südwärts bis Matura ein. Die Geistlichen der englischen Kirche ließen sich etwas mehr nach Juan in den Dörfern von Baddagamma, etliche Meilen nördlich von Galle und zu Cotta, der alten Hauptstadt des Tieflandes, nieder. An beiden Orten machten die Letzteren die Schulbildung zur Hauptsache und besonders gründeten sie zu Cotta eine der für die Insel wichtigsten Normalschulen für Lehrerbildung und Erziehung von Predigtgehülfen.

Es ist bereits auf die auffallende Thatsache hingewiesen worden, daß im Kreise der Buddhisten jede Spur des Christenthums bald nach dem Untergang der holländischen Herrschaft verschwunden war. Die Gegenwirkung war so stark, daß bei Ankunft der englischen Missionare die Leute im Anfange nicht zu bewegen waren ihnen zuzuhören, und daß nach dreijähriger entmuthigender Arbeit auch noch nicht Ein Singhalese auch nur Mißtrauen gegen das Götzenthum verrieth.

Ein Buddhistenpriester, der durch die Baptisten bekehrt wurde und den Namen Theophilus empfing, war der Erste, der übertrat. Nach etlichen Jahren folgte ihm ein zweiter, der zu einem der Tempel in Kandy gehörte. Es waren dies Leute von scharfem Verstand und verhältnißmäßiger Einsicht, und die Missionare haben es seitdem auf gemachte Erfahrung hin ausgesprochen, daß, je mehr die Buddhisten ihre eigene Religion genauer kennen, desto mehr denken sie über das Christenthum nach, was dann für sie allerdings mehr Hoffnung der Bekehrung gibt, als für ihre phlegmatischen, schlaffen Landsleute. Unter ihnen ist auch der Einfluß der Presse thätig und die Verbreitung eines trefflichen Buches des Methodistenmissionars Gogerly: „Beweis für das Christenthum für Buddhisten", hat viel

Gutes gestiftet. Auch dies gibt Hoffnung für die Buddhisten, und der große Maaßstab der Verbreitung christlicher Schriften auf der Insel, deren Seitenzahl sich im Jahr 1848 auf fünf Millionen belief, wovon 3,657,300 der Baptistenpresse zu Kandy angehören, spricht stark dafür.

Allein trotz dieser ausgesprochenen Neigung zum Nachdenken über das Christenthum war der Fortschritt der Baptisten im Bekehrungswerke ein langsamer und fand nur in beschränktem Kreise statt. Nach zehnjähriger harter und banger Arbeit erfreuten sie sich nur dreier kleiner Dorfgemeinden und zählten acht Schulen mit 300 Schülern. Auch da stand die Eigenheit der Singhalesen im Wege. Die Stadtnachbarn schlagen die Schulbildung hoch genug an, besonders wenn sie so viel englischen Unterricht mit umfaßt, als man bedarf, um etwa eine Anstellung bei der Regierung zu erlangen. Aber auch diese nimmt man nicht ohne Bedenken aus christlichen Händen an. Die Kaste, obwohl von den heiligen Büchern verworfen und vom Volke selbst, so oft man davon spricht, verabscheut, besteht doch in andrer Weise durch die unbedingte Verehrung gegen jeden angebornen oder erworbenen Rang. Jeder District, jedes kleinste Dorf hat seinen Häuptling, dem mehr Geburt als Vermögen diese Stelle gibt, und von ihm herab geht eine Stufenleiter der Verwandtschaft und Verbindung, die auch den Grad des Einflusses bestimmt. In den Dörfern ist diese Gewohnheit so allgemein und das Bedürfniß, sich in Classen zu theilen und zu irgend Jemandem als dem Höheren emporzublicken, so tief gewurzelt, daß es durch alle Stufenunterschiede des Lebens und der Beschäftigung durchgreift; ja in etlichen Dorfschaften mußten die Missionare zwei Schulmeister anstellen, auch wenn für Einen nicht genug zu thun war, weil alles Lehrergeschick den Mangel an Rangeinfluß nicht ersetzen konnte, weshalb dem gewandten Lehrer ein anderer von Rang an die Seite gestellt werden mußte. War in einem Dorf kein brauchbarer Lehrer zu gewinnen, so half es nicht, einen andern aus der Ferne zu holen. Er hatte hier keinen Einfluß und konnte keine Schüler herbeiziehen.

Ja die Macht der Kaste wurde offen ausgesprochen. Die Kinder eines Wellala (einer Adelsfamilie) durften um keinen Preis in die Schule eines Lehrers von geringerer Kaste gehen. Das sind Hindernisse, die heute noch in ursprünglicher Kraft fortdauern; und in den rein singhalesischen Districten in Matura ist der Zwang der Kaste so despotisch, daß keine Fähigkeit des betreffenden Mannes hinreicht, um den Mangel des Ranges aufzuwiegen.

Herr Chater starb nach langem nützlichem Wirken 1829. Ihm folgte der bereits genannte treffliche Mann, Herr Daniel. Auch damals war die Erbschaft an Missionserfolg, die er antrat, gering genug, um ihn fast verzweifeln zu lassen. Kaum waren 400 Kinder im Unterrichte gewesen. Herrn Daniels erster Versuch war die Bekehrung der Mohren (Muhammedaner) in Colombo, für die er ein eigenes Handbuch des Christenthums schrieb. „Aber von „Erfolg war nichts zu merken. Die vornehmen Muhamme„daner wiesen das Büchlein stolz von sich, die Geringeren „warfen es mit Verachtung weg, und bis heute hat es in „Ceylon kaum entschiedene Bekehrungen vom Islam zum „Christenthum gegeben."

Zehn Jahre wirkte der edle Mann mit der Predigt des Evangeliums und Errichtung von Schulen in den Dörfern um Colombo. Besonders wurde weibliche Erziehung hier eben so wichtig gefunden, als bei den Tameln von Jaffna. Die Frauen der Singhalesen stehen zwar anscheinend eine kleine Stufe höher in der Gesellschaft, als die der Hindus, aber groß ist der Unterschied nicht, obwohl sie nicht ganz vom Verkehr ausgeschlossen sind. Die Bauernfrauen haben gar keinen Unterricht empfangen, die der Reicheren kaum einen Vorgeschmack davon in den geringsten Anfangsgründen. In ihren Häusern abgeschlossen und ohne Gelegenheit über den engen Kreis der paar weiblichen Bewohner eines Singhalesen-Dörfchens hinaus etwas zu sehen, wissen sie fast nichts von der allgemein herrschenden Glaubensunsicherheit. Sie klammern sich daher zäh an die Buddhalehre; sie wenden der Priesterschaft jeglichen Schutz zu; sie

besitzen fast Alle rohe Buddhabilder, die sie mit Andacht als Schutzgötter des Hauses anbeten. Ihre frühen Heirathen, der bloße Handel, durch den dieselben abgeschlossen und die Leichtigkeit, mit der sie wieder aufgelöst werden, ihre niedrige Stellung in der Familie des Gatten, wie in der der Eltern — Alles drückt sie selbst bei den Vornehmeren tief hinab. In den Dörfern und Weilern schleppt sich das Weib mit der Haus- und Feldarbeit fast allein; sie müssen auf den Markt laufen und das Wasser aus den Brunnen ziehen, sie das Brennholz sammeln, die Nahrung kochen und die Männer bedienen, wenn sie essen. Zwischen hinein müssen sie auf den Reisfeldern helfen, durch den Koth der gewässerten Aecker waten, den Reis, wenn er über das Wasser heraufwächst, jäten und in der Ernte das Gesammelte heimtragen. Der unermüdliche Missionar sah den Werth der Bildung für ein so vernachlässigtes Geschlecht, und nach drei Jahren war es ihm gelungen, in mehrern Dörfern Mädchenschulen zu errichten und eine höhere Schule für die Vornehmeren beim Fort von Colombo zu eröffnen, die durch seine eigene Frau besorgt wurde.

Der Rest der Lebensgeschichte gleicht ganz der so mancher hingebenden Männer, die dem Christenthum und ihrer Heimath im fernen Osten Ehre gemacht haben. Mitten in einer segensreichen Laufbahn sank die Gesundheit seiner Kinder. Eine Rückreise nach England wurde unerläßlich. Seine Gattin starb auf der Seereise und der vereinsamte alte Mann, als hätte ihn das Unglück nur kühner für neue Anstrengung gestählt, vertauschte bald nachher wieder die Gesittung der englischen Hauptstadt mit der Waldeinöde. Er brachte zwei Jahre in rastloser Wanderung von Dorf zu Dorf zu und durchzog die Küstenlande im Osten Colombos in heißer Arbeit. Er kehrte nach der Stadt zurück, nahm seine Schularbeiten wieder auf, predigte und ließ drucken und starb 1844 reich an Verehrung und an Jahren. Seine letzten Augenblicke waren durch die Liebe aller Redlichen auf der Insel und durch den Dank der Singhalesen für seine menschenfreundliche Arbeit erleichtert.

Zur Zeit seines Todes war der Erfolg seiner Arbeit und der der Mitverbundenen im Amte, daß in 44 Schulen seiner Mission 1000 Kinder lernten; aber nach mehr als dreißigjähriger Predigt waren nicht über 200 Eingeborne eigentlich übergetreten. Seitdem ist das gute Werk, durch den Anstoß seines eigenen Erfolges ermuthigt, weiter gegangen. Die Presse hat immerfort Ströme der Belehrung ausgehen lassen; ein Seminar zu Bildung eingeborner Prediger ist hinzugekommen und die Predigt des Evangeliums in jedes zugängliche Dorf gedrungen. Auch in die traurigen Schlupfwinkel wußte sie den Weg zu finden, wo sich die Aussätzigen verbargen, um den Anblick ihrer Verstümmelung den schaudernden Blicken der Leute zu entziehen, und in der ekelhaften Gemeinde der Gahalaya's, der erblichen Henker der Kandy-Könige, hat sie Gehör und Wiederhall gewonnen. Es ist dies ein ganzes Dorf am Mahawillaganga-Flusse, nahe bei Kandy, wo sich diese Leute seit undenklicher Zeit angesiedelt haben, weil sie zu unrein sind, um in den Gravet (Umkreis der Festung und ihrer Ländereien, singhal. Cadawetta, portugies. Garvetta, holländ. Gravitta) geduldet zu werden.

Daniel's Nachfolger waren Dawson und Davies, der Letztere auch schon an der furchtbaren Seuche der Insel, der Ruhr, hinweggestorben, ein edler, himmlisch gesinnter Mann. Die Mission schritt unter ihrer Leitung stetig fort. Jetzt umfaßt sie 130 Dörfer, besorgt von drei europäischen und elf eingebornen Missionaren; sie zählt 35 Schulen mit 850 Schülern und 451 Abendmahlsgenossen. Sie sind äußerst vorsichtig mit der Taufe und Aufnahme: sie warten, bis der Wandel sicheres Zeugniß von der Aechtheit des Glaubens gegeben hat; daher sind in ihren Gemeinden die Rückfälle ins Heidenthum selten gewesen, und leben die Meisten ihres Bekenntnisses würdig, oder sind unbewegt im Glauben gestorben. Den größesten Schaden haben der Mission die bloßen Namenchristen gethan, deren Leben ihr Bekenntniß verhöhnt, deren Thaten Andere abschrecken, Christen zu werden. Unter denen, die von ihnen den Unterricht im

Evangelium und seinen Lehren und Geboten empfangen haben, stehen jetzt viele in Ehrenstellen und einträglichen Aemtern, oder in Privatgeschäften, und haben, obwohl sie selbst nicht mit offenem Uebertritt sich zu Christo bekannten, doch die Verehrung gegen dasselbe unter ihren Volksgenossen verbreiten geholfen, die sie selbst eben so sehr dem Beispiele als dem Unterrichte der Baptisten-Missionare verdankten.

Nach den Baptisten traten die wesleyanischen Methodisten auf Ceylon ein. Bei ihrer Ankunft (1814) wurden sie von den englischen Geistlichen, die als Caplane gedient hatten, herzlich begrüßt. Die Oberbehörde, in der Hoffnung, durch ihre Arbeit dem allgemeinen Abfall der Eingebornen begegnet zu sehen, besoldete sie als Lehrer und förderte ihre Zerstreuung im Lande, um an den Hauptorten der nördlichen und westlichen Provinzen Schulen zu errichten. Sie thaten es bei den Tameln von Jaffna, Trincomalli und Batticaloa, und bis zum Jahr 1819 hatten sie schon Schulen in allen größern Orten von Negombo bis Galle. — Zwanzig Jahre lang ging ihr Schulwesen in den Meerprovinzen fort, bis es 1834 an die Regierung überging. Sie ließen sich nicht auf höhere Anstalten ein, weil durch das Regierungs-Collegium in Colombo für die Erziehung der Häuptlings- und Adelssöhne gesorgt war, sondern warfen sich in den Dörfern mit ganzer Kraft auf christliche Elementarschulen.

Gegen Mädchenunterricht stießen auch sie auf die gewöhnlichen Einwürfe; aber sie wurden bald überwunden, und schon früh war es bei ihnen ein Hauptplan, den sie durchführten, auf die Singhalesen durch ihre eigene Muttersprache bildend einzuwirken. Es wurde eine Regel der Beurtheilung ihres Erfolges, ob blos Schulkinder und Männer zu ihren Predigten kamen. „Sobald," sagen sie, „die „Frauen einmal mit Interesse Theil nehmen, haben wir gute „Hoffnung; sind sie einmal die Hälfte oder gar mehr unse„rer Zuhörerschaft, dann glauben wir unsere Sache so gut „als gewonnen."

Der Unterricht in der Landessprache war bis zu ihrer Ankunft ausschließlich in den Händen der Buddhistenpriester gewesen. Sie lehrten in jedem Tempel (Pansela) auf Ola's (Palmblätter) schreiben und die Legendengeschichten ihrer Religion lesen. Das war aber eine äußerst armselige Schulmeisterei. Denn sie selber stand nur gar wenig über ihren Schülern. Sie haben keine wissenschaftliche Bildung erhalten; sie wissen von Geschichte nichts, als was an der Religion hängt; ihre Heilkunde ist blos aus den alten Sanskritbüchern geholt; ihre Sternkunde, zur träumerischen Astrologie herabgesunken, wird von den Priestern und, sonderbar genug, neben ihnen von den Tamtam-Schlägern (Borrawajo), einer der niedersten und verachtetsten Kasten auf der Insel, getrieben.

Im Jahr 1817 fingen die Wesleyaner mit dem Unterricht in der Landessprache an, in der Hoffnung, die Buddhistenpriester aus diesem Geschäft zu verdrängen. Es ging auch so gut, daß sie noch vor Ende des Jahres über 1000 Schüler zählten, zwölf Monate später diese zu 4000 angewachsen sahen, und seit dreißig Jahren jetzt 21,000 Kinder, Knaben und Mädchen, durch ihre vielen Schulen gegangen sind. Man verlangt für den Eintritt in die Schule keinerlei religiöses Bekenntniß, und während des Aufenthaltes darin keine Theilnahme am christlichen Gottesdienst. Die Bedenken der Eltern wurden geachtet, sobald sie ausgesprochen wurden; aber selten wurden von ihnen oder den Priestern dergleichen nur vorgebracht.

So nachdrücklich aber und weitreichend auch die Arbeiten der Wesleyaner waren, ihre gesammte Wahrnehmung und Erfahrung schließt sich in der Ueberzeugung zusammen, daß, so Schönes die Schule als Vorläufer und Wegbahner des Christenthums leisten mag, sie doch neben der Predigt für die Erwachsenen nur die zweite Stellung einnimmt, indem nur das lebendige Wort der letztern und das schriftliche der Presse den Geist erweckt. Es haben daher die Wesleyaner auch die tiefsten Studien über den Buddhismus und sein Wesen gemacht, sind mit seinen heiligen Büchern am

vertrautesten geworden und haben sich die vollkommenste Kenntniß der Landessprache, so wie der heiligen Sprache, erworben.

Diese gewonnenen Einsichten und Kenntnisse verwandten sie schriftstellerisch aufs Sorgfältigste für das Volk, indem sie in eigenen Schriften die Irrthümer des Buddhismus beleuchteten, und Wahrheit und Kraft des Christenthums ins Licht stellten. Die übrigen Missionare in Ceylon haben es laut und rühmend anerkannt, wie viel die gute Sache des Evangeliums diesen Leistungen der Wesleyaner verdanke.

Die wichtigste, für die Einpflanzung christlicher Erkenntniß möglichste Wirksamkeit sind die Besuche der eingebornen Predigtgehülfen. Ein solcher bringt den ganzen Tag unter den Dorfbewohnern zu, ist ihr Berather in allen Anliegen, ihr Genosse in allen Bestrebungen, ihr Schiedsrichter in allen Streitigkeiten, ihr Freund in jeder Noth; er gewinnt ihr Vertrauen durch seine geistige Ueberlegenheit, und bewahrt ihre Liebe durch die Uebung seiner Liebespflichten. Ich habe oft solche Männer auf meinen Reisen im Lande gesprochen, und durch Niemanden gewann ich einen so tiefen Blick in das Volksleben, seine Gewohnheiten und Bedürfnisse. Es gibt auch keine Arbeiter der Mission, auf die wir mit gleichem Vertrauen hinblicken können, nicht nur für die Verbreitung des Christenthums durch die Insel, sondern auch für die Einprägung der Lehren und das Beispiel der Grundsätze und des Wandels, die selbst denen Achtung für die Religion abnöthigen, welche sonst sie nicht leicht auf sich wirken lassen.

Ueber den Erfolg ihres Wirkens im Ganzen sprechen sich die wesleyanischen Sendboten mit derselben Vorsicht und Bescheidenheit aus, die überhaupt die neueren Missionen vor dem täuschenden und selbstrühmerischen Wesen der Portugiesen und Holländer so schön abstechen läßt. Die Gesammtzahl der eigentlichen Gemeindeglieder ist bei ihnen etwas über 1000; aber sie machen einen großen Unterschied zwischen ihnen und den bloßen Zuhörerschaften, die weit zahl-

reicher sind. Die Letztern brauchen nur äußerlich sich für das Christenthum zu erklären und mit Andacht in den Gottesdiensten zu erscheinen. Von den eigentlichen Gemeindegliedern dagegen wird ein praktischer Beweis ihres Glaubens in einem Leben erwartet, das nicht blos vom Heidenthum sich abgewendet hat, sondern auch der bekannten Wahrheit gemäß ist.

Was die Zahl der Bekehrten betrifft, so wird es allerdings auch bei ihnen nicht an Betrügern fehlen; aber die Methodisten, wie die Baptisten, haben in ihrer kirchlichen Einrichtung Mittel, wodurch dieselbe so klein als möglich wird. Einmal ist kein Geldgewinn im Spiele, denn sie haben keine Aemter zu vergeben, die etwa zur Heuchelei anlocken möchten; auch in Hinsicht auf Rang und Stellung würde das Gewicht eher auf Seite der andern Kirchen fallen, die durch ihre Verbindung mit der Regierung in den Augen der Eingebornen den Vortheil des Schutzes und der Macht haben. Als ein Hauptbeweis aufrichtiger Angehörigkeit an die gewählte Gemeinschaft ist es sicher zu betrachten, wenn die Bekehrten Opfer an Geld für dieselbe bringen, und dies geschieht in bedeutendem Maaßstabe bei den Wesleyanern und Baptisten. Sie geben viel für Erbauung von Capellen und Predigtschuppen in den Dörfern, und sie zahlen die Kosten dieser einfachen Gottesdienste. So klein im Ganzen die Summe dieser freiwilligen Beiträge seyn mag, sie haben einen höheren Werth, weil sie die Religion als Volkssache erscheinen lassen, während sie geringer geschätzt wird, wenn Alles umsonst gegeben und nur von Fremden eingeführt wird.

Die englisch-kirchliche Mission fing ihre Arbeit in Ceylon im Jahr 1818 an, und von damals an bis jetzt haben zwanzig ordinirte Sendboten ihre Kraft, einige auch schon ihr Leben derselben hingeopfert. Ihr Erfolg war eben so ausgezeichnet unter den singhalesischen Buddhisten, wie unter den Tameln von Jaffna. Zu gleicher Zeit mit der Ankunft der Missionare unter den Hindus im Norden ließen sich zwei gleich thatkräftige Männer, die Herren Mayor

und Lambrick (Letzterer der Uebersetzer der in Cotta erschienenen singhalesischen Bibel), unter den Buddhisten von Colombo und Point de Galle nieder. Von dort begab sich Herr Lambrick noch 1818 nach Kandy, um in diesem alten Königreiche, das kürzlich England zugefallen war, die Wiedereinführung des Christenthums zu beginnen, wo seine Kenntniß und fast sein Gedächtniß seit der Vertreibung der Portugiesen (1658) erloschen war.

In keinem Theile Ceylons war der Fortschritt des Christenthums so langsam, oder die Stumpfheit und Gleichgültigkeit des Volkes so entmuthigend, als unter den Bauern der Kandy-Berge. Selbst die wissenschaftliche Weltbildung, die im Niederlande als Mittel Anstellungen zu finden willkommen geheißen wird, hatte für diese Bergbewohner wenig Anziehendes, und es ist seltsam, aber wahr, daß von 200,000 Menschen, die in diesem Hochlande wohnen, nur 159 in den Staatsschulen sich befinden, von denen überdies nur drei und zwanzig Kandyer sind, die übrigen Malayen, Mohren, Singhalesen oder von europäischer Abkunft.

Es brauchte vier Jahre seit Ankunft des ersten kirchlichen Missionars in Kandy, bis man nur an Erbauung eines Schulhauses sogar in der Hauptstadt der neuen Provinz denken konnte, und in dieses kamen nicht die Kinder der Eingebornen, sondern die von Fremden und Ansiedlern. Die ersten Gegenstände der Seelsorge waren die Kaffern beim Schützencorps von Ceylon, und die singhalesischen Gefangenen im Kerker von Kandy. Nur selten ließ sich ein eigentlicher Kandyer zum Hören der Predigt herbei. Zehn Jahre vergingen, bis es nur etwas besser aussah, und selbst da blieb die Zahl der Kinder in den paar Schulen der nahen Dörfer noch klein, und jede Kleinigkeit reichte hin, sie am Kommen zu hindern. In diesen hohen Bergketten sind die tropischen Regen eine Erscheinung, die über jede Vorstellung der Europäer durch die Masse und Häufigkeit des Regens hinausgeht. Die Verdunstung des arabischen Meeres und des weiten bengalischen Golfes, vor den hoch ragenden Gipfel Ceylons gesammelt, stürzt in plötzlichen



Strömen herab, und jedes Bächlein schwillt zum Strome, der weithin die Thäler überfluthet. Während dieser Regengüsse, oder wenn einer derselben droht, geht nicht leicht ein Kandyer aus dem Hause; die Kinder bleiben daheim und die Schulen stehen leer.

Zu andern Zeiten gibt die Reisernte und andere Feldarbeit genügenden Vorwand zum Wegbleiben, und diese Hindernisse mit der entschiedenen Feindschaft der Buddhistenpriester machten die erste Arbeit dieser Mission zu einer entmuthigenden Aufgabe.

Noch langsamer war, aber aus tiefer liegenden Ursachen, der Gang der Bekehrungen. Die Kandy-Könige waren von jeher die entschiedensten Schutzherren des Buddhismus gewesen, und ihre Politik hatte stets das Land so sehr den Europäern verschlossen, daß hier der alte Glaube noch unerschüttert waltete.

Die Gränzen Kandys wurden durch dichte Wälder gedeckt, welche von ihren Bewohnern durch alljährliche Pflanzung einer Anzahl Bäume, einer mit Dornen dicht bedeckten Palmenart, unzugänglich erhalten werden mußten, während jeder Durchgang durch sorgfältige Pflege der wunderbaren Schlinggewächse verschlossen wurde, die in den ceylonischen Wäldern so häufig sind, und aus deren zahlreichen Knoten lange Spieße, scharf wie ein Habichtschnabel, hervorwachsen.

Diese und andere ähnliche, von der Natur mit Vertheidigungswaffen ausgestatteten Pflanzen bildeten die natürlichen Befestigungen Kandys, und in jedem der aus dem Niederland in die Berge hinauf führenden Pässe waren neben den Dornenpforten Wachen ausgestellt, die nach der Beschreibung von Cox, der selbst neunzehn Jahre lang innerhalb dieser Pforten als Gefangener lebte, mit von oben herabhängenden Klappthüren geschlossen wurden und nur gehoben werden durften, um des Königs Leute durchzulassen. Die Pfade aus dem Tieflande herauf waren gewundene Engwege, überall von Höhen beherrscht, und noch im Jahr 1815 ging die einzige Straße von Colombo nach

Kandy auf weitem Umwege über Flüsse voll Alligatoren, die man nur auf übergelegten Baumstämmen passiren konnte. In diese düstern Reviere fand selten ein Europäer Einlaß, und bis zum Jahr 1818 war die christliche Regierung gegen Missionsversuche im Innern, weil sie wußte, wie wenig Schutz sie den Sendboten dort zu gewähren vermochte.

So, hinter sichere Bollwerke verschanzt, übten die Buddhistenpriester eine unbestrittene Herrschaft über die Gemüther der Kandyer, und die Letztern, von jeder Berührung mit fremden Lehrern abgeschlossen, blieben in starrer Anhänglichkeit an den Volksglauben. Sie sind heute noch reine Buddhisten, und unter ihnen weiß man fast nichts von der Lauheit, die den singhalesischen Niederländern möglich macht, den widersprechenden Namen „christliche Buddhisten" zu führen. Bei ihrer eigenen Unwissenheit und Unbildung konnten die Bauern in Kandy bei der Ankunft der Missionare nicht begreifen, was ihren Kindern der Schulunterricht nützen sollte. Da das Christenthum keinen Eingang in die Dörfer fand, so war es unmöglich dort Schulen zu errichten, weil keine christlichen Lehrer zu finden waren und kein noch so brauchbarer Fremder eine Schülerzahl zusammengebracht hätte. Auch sind die Dörfchen zu klein, um für eines eine Schule zu brauchen, und zu entlegen von einander, um zu mehreren einen Mittelpunct mit Schule zu haben.

Im Jahr 1813 hatte man es erst auf fünf Schulen mit 127 Kindern gebracht. Aber die Ausdauer der Missionare und der nicht ausbleibende Erfolg trieben es doch auf dreizehn Schulen und etwa 400 Schüler.

Unter solchen Hindernissen gar an das Wichtigste, die Mädchenerziehung, zu denken, schien geradezu hoffnungslos. Bei den Knaben war wenigstens der armselige Vorgang da, daß der Kandyer seinen Sohn zum Priester in den Tempel schickte. Daran dachte Niemand für die Töchter; und woher nun auch eine Lehrerin für sie nehmen? In der Provinz-Hauptstadt Kandy gelang es erst nach zehn Jahren, eine Mädchenschule der Mission zu eröffnen, und

ein Missionar sagt: „Kenntnisse waren unter dem weiblichen „Geschlechte etwas so Ungewohntes, daß, als einmal ein „kleines Mädchen aus dieser Schule in ein Dorf sechs „Stunden von Kandy kam und lesen konnte, die Weiber „des Orts sich in Haufen um sie sammelten, um das Wunder „anzuschauen.“

Doch der Versuch wurde gemacht und gelang. Im Jahr 1830 wurde die Mädchenschule angefangen, und acht Jahre nachher hatte sie zwanzig bis dreißig Schülerinnen. Die wenigsten freilich waren aus Kandy, die meisten Fremde, zum Theil Europäerinnen. Sie besteht noch und ist in stetiger nützlicher Thätigkeit. Herr Oakley, der Missionar, mit seiner Gattin, pflegen sie mit sorglicher Aufmerksamkeit. Mit gründlicher Kenntniß der Landessprache ausgerüstet, gingen die Missionare in die abgelegenen Dörfer, um den Eingebornen die christliche Lehre zu verkündigen. Der Reiz der christlichen Sittenlehre, lebendig dargestellt am Muster ihrer Lehrer, hat zwischen den Bauern und den Sendboten des Evangeliums ein gegenseitiges Vertrauen, das an herzliche Freundschaft gränzt, geschaffen. Aber immer noch ist der Einfluß der Priester im Verein mit der Macht der Häuptlinge groß genug, um nur Wenige zu eigentlichem Bekenntnisse des Christenthums heraustreten zu lassen.

Eine auffallende Thatsache ist es, daß die redlichsten und zahlreichsten Frager nach Wahrheit und nach christlicher Erkenntniß die Priester selbst sind. Herr Oakley hat sie fleißig in ihren Tempeln aufgesucht und oft ihrer fünfzig auf einmal den Glauben und die Gebote des Evangeliums ausgelegt. Sie sind in Schaaren in seine Wohnung gekommen, um weitern Unterricht zu suchen; aber man mußte dennoch einsehen, daß ihre Fragen mehr von theologischer Wißbegier als von Besorgniß für ihre eigene Religion oder gar von ernstlichem Zweifel an ihrer Aechtheit herkamen.

Allein das Werk des Unterrichts schreitet fort und breitet sich aus. Es gibt jetzt schon viele einzelne Lehrer in den Dörfern. Schulen gibt es in verschiedenen Revieren, wo die Eingebornen sie freundlich ansehen. Wenn gleich

nur wenige Kandyer darin sind, so hat doch der Strom der Erkenntniß seinen Lauf und findet seinen Weg nach allen Richtungen hin.

Europäische Ansiedler haben sich seit 10 — 12 Jahren in großer Zahl im Berglande niedergelassen und die dichten Urwälder, die Behausung des wilden Elephanten und des Elenthiers, in große Kaffeepflanzungen umgewandelt. Die Gesittung ist an die Gränzmark jedes Kandy-Dorfes gerückt und damit der Unterricht wichtig geworden, weil die Pflanzer wohl erzogene Gehülfen und Knechte eifrig suchen.

Diese gesellschaftliche Umwälzung hat freilich mancherlei Reibung mit dem singhalesischen Bauern den in seine Einsamkeit gedrungenen und seine alten Sitten angreifenden Fremdlingen gebracht; aber sie hat in noch höherem Maße gute Folgen gehabt. Sie hat der Mission eine Bahn gebrochen und einen Schutz geboten, und ich glaube, die Aufklärung wird bei der großen geistigen und leiblichen Spannkraft des Bergvolkes einen noch viel raschern Weg gehen, als sie ihn im Niederlande gegangen ist.

Von den Missionsstellen der kirchlichen Gesellschaft im Niederlande war die erste, wenn auch nicht die größeste und wichtigste, die zu Baddegamma, einem Dorfe im Süden etwa vier Stunden nördlich von Point de Galle. Trotzdem, daß hier seit 200 Jahren Europäer wohnten, sind die Leute in diesem Theile der Insel bis heute noch durch die Zähigkeit des Festhaltens am heimischen Aberglauben ausgezeichnet. Der District Matura, östlich von Galle, ist noch das Bollwerk des Buddhismus, und mehr gegen Norden herrscht der Dämonendienst und die Teufelstänzerei in außerordentlichem Grade und war immer eine Verlegenheit für die christlichen Missionsarbeiten von den Portugiesen und Holländern an bis zu den Britten herab.

In diesem so hoffnungsarmen Lande wurde die erste für die Singhalesen allein bestimmte bischöfliche Kirche auf Ceylon von der Mission erbaut. Im Jahr 1824 weihte sie Bischof Heber von Calcutta ein und das Dorf

Baddegamma, in dem sie sich erhob, war seit mehr als dreißig Jahren der Schauplatz unablässiger Bemühungen ihrer Prediger.

Neben ihren eigenen Schulen übernahmen die Missionare die Aufsicht über solche, die die Regierung gründete. Ihre Befähigung zu wirken wurde erhöht, ihre Berührung mit den Eingebornen vermehrt, und während sie mit Kraft und Erfolg ihr eigenes Werk trieben, gaben sie auch den Arbeiten Anderer Nachdruck und Schwung.

Im Jahr 1822 hatten sie 160 Schüler, wovon mehr als ein Drittheil Mädchen waren. In den sieben folgenden Jahren wuchs die Zahl auf 275 Kinder. Ein Theil derselben erhielten als Kostschüler ihre ganze Erziehung von den Missionaren und gediehen so, daß mehrere der tüchtigsten Studenten des Collegiums in Cotta aus der Schule zu Baddegamma hervorgegangen waren. Bischof Turner von Calcutta, der im Jahr 1831 hinkam, war von der eigenthümlichen Fassungsgabe der Singhalesen in ihrer Kindheit überrascht. Leider pflegt diese schöne Eigenschaft gegen das männliche Alter hin zu verschwinden. Der Missionar, der den Bischof herumführte, sagte: die Jungen seyen zum Theil „spitzig wie Nadeln" und geben viele Hoffnung für die Zukunft.

Die gesellschaftliche Umgestaltung, wie sie das Werk der Schule wurde, zeigte sich dort so bemerkenswerth, wie sonst auf der Insel. Es hatte schon vor der Ankunft der Missionare, von der Regierung unterhalten, ein Schulwesen dem Namen nach bestanden, aber es war oberflächlich und ungründlich gewesen. Die Schulmeister nahmen ihre Gehalte ein und ließen das Amt liegen. Vom Mädchenunterricht hatte man so wenig gewußt, daß „vor der Ankunft der „Missionare keine Nadel im District gesehen worden war". Nach vierzehn Jahren war das Volksschulwesen zu den umliegenden Dörfern vorgedrungen; die Schüler lasen gedruckte Bücher so fertig als ihre Olah-Handschriften; fünfhundert Kinder sammelten sich täglich in den Schulen; viele Tausende hatten die Grundlehren des Christenthums

inne und die Mädchen im Seminar waren so geschickt, daß der Verkauf ihrer Näharbeiten einen Theil der Kosten der Anstalt deckte.

Der Mudliar oder eingeborne Districtbeamte spricht sich (1840) über diese Veränderungen so aus: „Zwar sind die Leute noch immer unwissend und gleichgültig, und meinen, „die eine Religion (das Christenthum) sey so gut wie die „andere (der Buddhismus); aber im Ganzen steht doch „Alles besser. Die in der Schule gewesenen sind zwar „nicht Alle fromm, aber sie bauen bessere Häuser, sie be„nehmen sich besser, sind fleißiger, werden von den Leuten „mehr geachtet, werden bessere Ehemänner und auch mit „mehr Zartheit von ihren Weibern behandelt."

Ungeachtet all dieser Einleitungen zur Bekehrung gibt es aber doch wenige Bekehrte. Ein Fragen ist rege. Die Priester besuchen die Missionare und laden sie in ihre Tempel ein, um sich in Streitfragen über das Christenthum mit ihnen einzulassen. Die lebendig Ueberzeugten sind selten und das Häuflein der Communicanten ist klein neben den Schaaren, die der Predigt zuhören.

Von den Stationen der kirchlichen Mission ist die wichtigste zu Cotta, einem volkreichen Districte, nur eine Stunde Weges von Colombo, dem ehemaligen Sitze eines Fürstenhauses, das vor der portugiesischen Eroberung im sechszehnten Jahrhundert dieses ganze Niederland-Gebiet beherrschte. Im dichten Buschwalde findet man noch die Trümmer ihrer Paläste und Gebäude, während die dichte Bevölkerung, die einst der Herrschersitz um sich sammelte, noch jetzt in den zahlreichen Dörfern und Weilern wimmelt. Die Priester errichteten unter dem pflegenden Schutze der Könige von Cotta mehrere größere Niederlassungen in der Nähe. Manche stehen noch, und der Buddhismus zeigt hier eine Miene ernsthafter Ueberzeugung und reger Thätigkeit, wie sonst nirgends im Westen der Insel. Die Bewohner der umliegenden Ebene sind meist „christliche Buddhisten" und bekennen die „Regierungs-Religion". Herr Lambrick erzählte, daß er einmal einen Bewohner von Cotta nach

seiner Religion gefragt habe. Er antwortete, es sey die Religion Buddha's. „Ihr seyd also kein Christ?" — „O ja, freilich bin ich einer; ich bin ein Christ und zwar „noch von der reformirten holländischen Religion." Als Bischof Heber (1825) wegen Uebelstandes der Taufen heidnischer Kinder um eine amtliche Vorschrift gefragt wurde, erklärte er dieselbe auch in dem Falle für unzulässig, wenn diese Eltern christliche Erziehung versprechen, ohne dafür gehörige Bürgschaft zu geben. Wenn der Vater ein Christ, die Mutter Heidin sey und die Leute in außerehelichem Umgange leben, räth er, die Taufe nicht zu verweigern, wenn Jener christliche Erziehung zusage, weil er ja noch zugänglich für die Gnadenmittel sey, während er zweifelt, ob dasselbe auch im umgekehrten Falle thunlich wäre, wenn nur die Mutter eine Christin sey. Das Kind mußte in solchem Falle von einem christlichen Pathen oder Freunde erst an Kindesstatt angenommen werden. Seyen es Kinder aus gemischter Ehe von Heiden und Christen, so hänge viel vom Character und Wandel des christlichen Theils der Eltern für die Entscheidung über Zulässigkeit der Taufe ab. Wenn die Eltern Christen aber heidnischem Aberglauben ergeben seyen, so sey die Taufe nicht zu weigern, besonders wenn ein christlicher Pathe für die Erziehung verantwortlich gemacht werden könne. Bloße Unwissenheit und Gleichgültigkeit der Eltern dürfe noch weniger hindern. Wiedertaufe römisch-katholischer Kinder, deren Eltern zur evangelischen Kirche übertreten, wird eben so wenig verlangt, als die Taufe solcher Kinder auf Verlangen der katholischen Eltern verweigert werden darf.

Die oben geschilderten Vortheile ließen Cotta als geeigneten Ort einer Arbeitsstelle erscheinen und sie wurde im Jahr 1823 besetzt. Die Gegend ist herrlich. Das Dorf liegt gerade an den großen Zimmtgärten, die Colombo umgeben. Ein Arm des durch die Ebenen ziehenden Flusses dehnt sich hier zu einem See aus, dessen ruhiger Wasserspiegel von Wäldern und schönen Gewürznelken und Kokospalm-Pflanzungen umgeben ist.

Hier begann die Mission ihre Arbeit mit Oeffnung einer Schule und mit Predigt in den Dörfern umher. Im Jahr 1828 waren der Kinder 297, und man durfte es wagen, auch eine Mädchenschule zu gründen, die 25 Schülerinnen zählte. Auch hier war die Stumpfheit der Erwachsenen, die durch die furchtbarsten Drohungen des göttlichen Wortes nicht erschüttert, durch die lieblichsten Verheißungen nicht angelockt wurden, das erste Hinderniß. Da für die Aufnahme in die Schule kein christliches Bekenntniß gefordert wurde, so litt der Schulbesuch an unaufhörlichen Unterbrechungen durch die Dorffeste und buddhistischen Feierlichkeiten.

Im Jahr 1834 waren es 350 Schulkinder, ein Sechstheil davon Mädchen. Bald hatten die Eingebornen den Nutzen des Unterrichts für die Letzteren so gut eingesehen, daß in mehrern Dörfern auf ihren Wunsch Mädchenschulen entstanden, in welchen neben dem gewöhnlichen Unterricht auch Nähen und Spitzenmachen gelernt und die Vorbereitung für die glückliche Führung des Hauswesens gegeben wurde. Es ging Alles so schön voran, daß sechszehn Jahre nach dem Anfange der Mission über 900 Knaben und 400 Mädchen täglich in den Schulen sich sammelten und zwar in neunundzwanzig Dörfern um Cotta her. Im Jahre 1840 waren es 1700 Kinder, und jetzt wird die beharrliche Arbeit der Missionare durch den Anblick von 2000 Kindern, worunter 500 Mädchen, in 71 Schulen belohnt. *)

In Verbindung mit der Mission und als ein ihr unentbehrliches Glied wurde (1827) ein Collegium für höhern Unterricht zur Bildung von Schulmeistern und Predigtgehülfen gestiftet. Die Zöglinge sollen aus den hoffnungsvollsten Schulknaben aller Stationen gewählt werden und eine höhere Bildung erhalten. Sir Edward Barnes legte den Grundstein, und 1829 fing die Anstalt ihre Thätigkeit mit zehn Studenten an.

*) Auch diese Zahl ist seitdem schon wieder überschritten, es sind jetzt 2400.

Von damals bis jetzt hat „die christliche Anstalt" von Ceylon ihre Laufbahn im Segen beschritten und auffallend glücklich und erfolgreich gewirkt. Von allen Puncten der Insel her, wo immer die Missionare wirkten, sammelten sich ihre Zöglinge. Die Tameln von Jaffna, die Singhalesen des Niederlandes, die Kandyer aus den Bergen sind hieher gekommen, um Schätze von Wahrheit und Licht zu gewinnen, und mit Einsicht befrachtet heimzukehren und sie ihren Landsleuten zuzuführen. Ich habe den Prüfungen der höhern Classen beigewohnt, und war nicht weniger erfreut als erstaunt über die Erfolge, die ich sehen durfte. Die Studenten dieses morgenländischen Collegiums legten einen Umfang wissenschaftlicher Kenntnisse, eine Tüchtigkeit in geschichtlicher und classischer Bildung zu Tage, wie sie selten von weit berühmteren europäischen Anstalten übertroffen wird.

Die Geistlichen, die seit dreißig Jahren den bisher geschilderten Arbeiten oblagen, legten zuweilen die Früchte ihrer Forschungen über Sprache und Litteratur Ceylons dar, und einige der ausgezeichnetsten Kenner beider gehörten in ihre Reihe. Die Presse half dem Schulzimmer, und eine Druckerei, die an Umfang nur gegen die americanische in Jaffna zurücksteht, war lange zu Cotta thätig und lieferte Millionen von Blättern voll Licht und Belehrung für die Eingebornen.

Hier wurde die „Cotta-Uebersetzung" der Heiligen Schrift gefertigt, die durch ihre Ausdrücke die Gefühle der höhern Classen der Singhalesen so sehr dadurch verletzte, daß sie die Ehrennamen wegließ, die dort jeder Rangstufe beigelegt werden.

Zu den Aufgaben der anglicanischen Mission bei Tameln und Singhalesen gehören sowohl englische Schulen, als solche in den Landessprachen und Kostschulen, wo der Unterricht noch weiter geht, weil er auf die Anstalt in Cotta vorzubereiten hat. Auch hier hat sich die Gleichgültigkeit der Eingebornen gegen Unterricht in ein eifriges Streben ver-

wandelt, ihren Kindern ihn zuzuwenden, so daß sie mit Freuden Schulgeld dafür zahlen, während Anfangs fast keine Schüler zu bekommen waren. Man könnte so viele Anstalten mit Zöglingen füllen, als nur die Mittel der Missionsanstalt errichten könnten.

Eigentliche Feindseligkeit von Seiten der Buddhisten oder ihrer Priester kommt nicht vor. Obwohl die Letztern neuerdings sich mehr aufgerafft, um Tempel zu bauen, Feste zu feiern, so gilt dies doch viel mehr der Wiederbelebung und Ausbreitung des eigenen Glaubens, als einem Angriff gegen das Christenthum. Grobe Unsittlichkeit verschwindet allmählig, nicht blos in den Dörfern bei Cotta, sondern so weit die Wirkung der Mission reicht. Es ist eine allgemeine Wahrnehmung, daß Trunkenheit und andere Laster anfangen mit Verachtung angesehen zu werden, daß der Diebstahl abnimmt, die Lüge weniger im Schwange geht, weil man sich ihrer zu schämen beginnt. In den Kerkern zu Colombo waren nur 16 Verbrecher, die lesen, 68, die lesen und schreiben konnten, und 221, die gar nicht unterrichtet waren. Von 300 Gefangenen waren 30 Protestanten, 40 römische Katholiken, 33 Muhammedaner, 39 Hindus, 158 Buddhisten. Von 200 Gefangenen, die lesen und schreiben konnten, waren nur 31 in Schulen der Regierung, nur 26 in den Missionsschulen, 5 in den Schulen anderer Leute, aber 138 in denen der heidnischen Schulmeister und Buddhistenpriester gewesen.

Von einer bleibenden ehelichen Verbindung hatten die Singhalesen vorher nichts gewußt. Vielmännerei, die jetzt nur noch in abgelegenern Gegenden und in Kandy besteht, war noch vor nicht gar langer Zeit in den Meer-Provinzen allgemein. Noch immer zwar wird die Ehe nicht ihres Wesens würdig behandelt; aber sie gilt jetzt doch als eine heilige und dauernde Verbindung. Abgeschiedene Frauen und verlassene Kinder werden selten. Die zarteren Beziehungen des Familienlebens werden in einem Grade werthgeschätzt, wie dies den Vorfahren des gegenwärtigen Geschlechts unbekannt war.

Der gewerbliche und materielle Fortschritt der Singhalesen in der Nähe christlicher Gemeinden ist unbestreitbare Thatsache. Allein da er sich besonders in der Nähe der europäischen Ansiedlungen zeigt, so wirken hier noch andere Ursachen neben dem Christenthum, obwohl andererseits nicht zu läugnen ist, daß die Wirkung des letztern nur zu oft durch die Unsittlichkeit und das verderbliche Beispiel gewissenloser Europäer gelähmt wird.

Für die Erhöhung des Lebensgenusses und die leibliche Verbesserung haben europäisches Capital und brittische Unternehmung viel gethan. Von den Städten und Colonieen ist dieser Einfluß in die entlegenern Dörfer gedrungen. Neue Arbeitswege sind eröffnet, neue Kräfte entwickelt worden. Jeder Missionar, im Norden wie im Süden, hat diese Veränderungen wahrgenommen. Aber es gibt noch andere Wechsel derselben Art, die blos von der Missionsarbeit herrühren. Die Missionare haben die Singhalesen gelehrt, die dargebotenen Gelegenheiten zu benützen; von ihnen lernt der Eingeborne Mäßigkeit und Ersparniß in der Haushaltung, vernünftigen Genuß an die Stelle unsinniger, üppiger Verschwendung zu setzen. Es ist ein besonderer Charakterzug des Singhalesen, daß er sich leicht in Schulden stürzt, und es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, daß die Hälfte der Zeit damit zugebracht wird, am einen Orte Geld zu entlehnen, um am andern Schulden damit zu zahlen. Die großen Anlässe dazu sind Hochzeiten und Feste, bei welchen unverhältnißmäßige Summen vergeudet werden. Nicht selten wird der Festgeber in Folge derselben sein Leben lang mit Gläubigern und Schuldanwälten, mit rasch anwachsenden Wucherzinsen, mit Verlegenheiten, Advocaten, Rechtsstreiten und Ruin zu kämpfen haben. Gegen diese Unart haben die Missionare viel gethan, indem sie, so weit ihr Wort Einfluß übte, Sparsamkeit empfahlen und unsinniger Verschwendung entgegen traten. So hat das Christenthum sich eben so heilsam für die körperliche wie für die geistliche Hebung des Volkslebens gezeigt; es hat gelehrt, daß Gewöhnung an vernünftiges Nachdenken und aufmerksame

Beobachtung die besten Gehülfen des Fleißes sind; es hat neue Anregungen zur Thätigkeit, und dem Ertrag der Arbeit Werth und Sicherheit gegeben. Es hat den albernen Hochmuth vermindert und die Selbstachtung gehoben; statt der trägen Abneigung gegen das Neue hat es Lust zur Verbesserung gebracht, und es gibt keine Missionsstation im Innern, in deren Nähe man nicht die erwachende Thatkraft des Volkes in der Verschönerung der Wohnungen, dem Entstehen von Straßen, der Erweiterung der Gärten, der allgemeinen Ausdehnung des Landbaues wahrnimmt.

Die Erfolge der Arbeit für die Verbreitung des Christenthums sind weit nicht so unbefriedigend, als sie der blos gelegentlichen Beobachtung scheinen mögen, die blos auf handgreifliche Erfolge sieht; denn so klein auch der zählbare Gewinn in der Anzahl eigentlicher Bekehrter seyn mag, die Bewegung ist einmal im Gange und wird auch hierin Neues leisten. Es sind lebendige Kräfte ins Volk gepflanzt, die eben so sehr höher angeschlagen werden müssen, als die handgreiflichen Erfolge, als der Baum mehr werth ist, denn seine Erstlingsfrüchte.

Uebrigens sind selbst die eigentlichen Erfolge nicht so klein, wenn man das Alter und die Macht des Aberglaubens in Betracht zieht, der vorher den Boden besetzt hielt; wenn man an die früheren mißlungenen Versuche der Christianisirung und an den Volkscharakter der Singhalesen, an die beschränkten Mittel und die geringen Hülfsquellen denkt, womit die Missionen ins Feld rücken mußten. Die gewonnene Erfahrung ist auch für etwas zu rechnen. Die Missionare werden sich nicht mehr den Täuschungen hingeben, durch welche ihre Vorgänger irre geführt wurden. Sie kennen ihre Gegner genau und wissen nun die Waffen zu wählen; sie sind klar darüber, auf welchem Wege man zum Ziele kommt.

Noch mehr aber: der alte Aberglaube ist untergraben; das Fundament der Volksirrthümer ist erschüttert; die Thatsache ist über allen Zweifel erhoben, daß man zwar veraltete Ansichten wieder auffrischen kann, aber ein veralteter Aber-

glaube nicht zum zweiten Male eine lebendige Macht wird; denn auf ihm liegt der schmachvolle Schatten entdeckten Betrugs. An die Stelle des Götzenthums tritt nur allzu oft der Unglaube; aber das Heidenthum selbst, einmal entlarvt und um seine Achtung gebracht, gewinnt seine Herrschaft über die Gemüther nie wieder.

Die Gesammtzahl der Bekehrten in Ceylon mißt nicht den Grad der Fortschritte des Christenthums; sowohl darum nicht, weil sie gar nicht das einzige Kennzeichen ist, als darum nicht, weil das Verfahren mit der Aufnahme in die Gemeinde und die nachherige Kirchenzucht in verschiedenen Kirchen und Missionsgesellschaften, ja bei den Missionaren einer und derselben Gesellschaft, sehr verschieden sind. Außerdem sind die Missionare selbst gar nicht blind gegen die Thatsache, daß unter ihren Heidenchristen sich Viele befinden, deren Leben und Gesinnung mit ihrem Bekenntnisse im Widerspruch stehen, und die zwar nicht den Namen Betrüger verdienen, aber doch auch nicht wahre Christen heißen dürfen. Hinsichtlich dieser darf man nicht vergessen, aus welcher Gesellschaft sie nur kaum eben herausgerissen wurden und welche sittlich faule und unreine Luft sie zu athmen gewohnt waren. Das christliche Leben und seine Characterzüge wachsen viel langsamer als christlicher Glaube und das Christenbekenntniß. Noch lange nach der Erscheinung einer wahren, aufrichtigen Bekehrung treten üble Gewohnheiten, die zugleich volksmäßig und erblich sind, treten abergläubige Ansichten, die sich mit der einfachen Wahrheit durchaus nicht vertragen, hervor. In England sind noch jetzt die Spuren des Heidenthums nicht verschwunden, das dem Christenthum vorausging. Wir brauchen daher nicht zu erschrecken, wenn die Singhalesen neben den neu ergriffenen christlichen Lehren oft ihre langgewohnte Ehrfurcht gegen die uralten Buddhasitten verrathen oder noch vor dem Schrecken des Dämonendienstes schaudern.

Politische Wechsel geschehen gewöhnlich rasch und sind das Werk einer einzigen Ursache; sittliche Umgestaltungen entwickeln sich nach und nach und aus zahllosen zusammen-

wirkenden Kräften. Das Naturgesetz in allen den großen Naturwirkungen ist allmähliges Wachsthum. Die Philosophie, die Naturwissenschaft, die Kunst, alle sittlichen und geistigen Entwicklungen des Menschen gehen Schritt für Schritt, und unter dem Einfluß des Christenthums selbst geht der Gang der Gesittung, obwohl durch seine Macht geleitet und überwacht, seinen sichern Weg nach den ewigen Gesetzen gesellschaftlicher Entwicklung, wie sie die Allmacht Gottes festgestellt hat.

Der Schritt mag langsam und ungleich seyn, aber es geht vorwärts und der Erfolg kann rasch am Ziele anlangen. So wird es, das ist meine feste Ueberzeugung, mit der jetzigen Bewegung nicht allein in Ceylon, sondern in ganz Indien gehen. Ein großer Theil der bisherigen Arbeit war nur anbahnend; aber bereits nimmt man die Wirkungen wahr, und nach allen bekannten Gesetzen gewinnt eine einmal in Bewegung gesetzte Kraft durch ihren eigenen Lauf an Geschwindigkeit und Nachdruck der Wirkung. Wenn einmal die Zeit da seyn wird, da sich die gewaltigen Massen Indiens zugleich in volle Bewegung setzen, dann läßt sich der Erfolg nicht berechnen. Aber beim Blick auf die Größe der Operationen, die schon lange im Gange sind, auf die Macht und Zusammenwirkung der ins Feld gerückten Kräfte, darf man wohl annehmen, daß die letzten Siege des Christenthums unvergleichlich schneller vor sich gehen werden, als die ersten Kämpfe und Eroberungen; daß der Pflüger den Säemann einholen und das Prophetenbild verwirklicht werden kann von einer Nation, die an Einem Tage geboren wird.

Ich kann mich nach längerem Verweilen bei dem Gegenstande nicht von ihm trennen, ohne mein entschiedenes Nein den erschreckenden Ansichten des Abbe Dubois entgegen zu rufen, der das indische Götzenthum für unveränderlich hält und aus dem bisherigen geringen Erfolge der Missionsarbeit auf dem indischen Festlande den verwegenen Schluß zieht, das Christenthum habe seine östliche Gränze bereits erreicht, die Zeit der Bekehrung sey vorüber und Gottes Wort hinsichtlich der Hindus schon erfüllt. Ich schaudere



unwillkührlich vor dem grauenhaften Gedanken hoffnungsloser Verwerfung von hundert Millionen menschlicher Wesen in unserm indischen Herrschergebiete zurück, und was ich um mich her in Ceylon werden sehe, das gibt mir Gründe genug, diese Ansicht abzuweisen. In der Geschichte des Bramanismus selbst kommen Neuerungen vor; in dem jetzigen Götterdienste der Hindus sind unzweifelhafte Spuren verschiedener Wechsel, die er durchgelebt hat. Ehemals gab es Thieropfer für Brama, jetzt darf kein Lebendiges getödtet werden. In dem berühmten Heldengedichte Ramajana, das die Eroberung von Ceylon feiert, wird sogar des Kuhopfers gedacht. Auch der Buddhismus enthält solche Spuren, und nicht immer war es mit der Heilighaltung des physischen Lebens wie jetzt. Ein früherer Buddha, Sakya Muni, soll nach einem der heiligen Bücher an Unverdaulichkeit durch den Genuß von Schweinefleisch gestorben seyn; ja er soll sich in einen gebratenen Hasen verwandelt haben, um den Hunger eines Bramanen zu stillen.

Blicken wir aber blos auf Ceylon, so ist unläugbar, daß der Racen-Unterschied die Religion vor Verschmelzungen mit andern Religionen schützt, weil kein Tamel je Buddhist wird, kein Singhalese sich zum Bramanismus bekehrt; — daß aber dennoch beide mehr oder weniger dem Einflusse des Christenthums nachgegeben haben und ihr Götzendienst nichts weniger als unveränderlich ist.

Nur so viel kann dem Abbe zugegeben werden, daß von allen asiatischen Religionen, nur den Islam ausgenommen, der Bramanismus am kühnsten dem Christenthum die Spitze bietet. Aber vom Buddhismus kann, wenigstens wie es jetzt in Ceylon aussieht, nicht dasselbe gesagt werden. Der Buddhismus hat die unreine Mythologie der Hindus von sich geworfen und den Verhack der Kaste aus seinem Wege geräumt, hinter dem der Bramane die Einfachheit des Christenthums verhöhnt und sich vor seiner Liebesthätigkeit schützt. Die Kaste ist, besonders in Kandy, weniger im Niederlande, ein Hinderniß für den freien Lauf der Bekehrung; aber der bekehrte Buddhist hat auch von

dieser Seite nicht die furchtbare Strafe des Abfalls zu fürchten, wie der Hindu, der mit Einem Schlage Verwandtschaft und Freundschaft, Besitz und Erbrecht, ja jegliche Stellung in der gesitteten Gemeinschaft verliert. Der Buddhist, wenn er die heiligen Bücher des Christen aufschlägt, bebt nicht, wie der Hindu, unwillkührlich schon davor zurück, daß der Stifter desselben der Sohn eines Zimmermanns und der Freund von Fischern war; er schaudert nicht, wenn er liest, daß das erwählte Volk den Tempel Jehovahs mit dem Blute von Ochsen und Farren heiligte und daß der Patriarch das heilige Kalb schlachtete, um es den Engeln vor seinem Zelte vorzusetzen.

Während der Hindu in der Versunkenheit seines heilig gesprochenen Sinnenlebens die geistige Keuschheit des Evangeliums verachtet, ist der Buddhist für seine höhere Sittenlehre schon gewonnen, auf den Anspruch seines göttlichen Ursprungs vorbereitet. Er entsetzt sich nicht bei dem Gedanken, mit dem Pariah und dem Kastenlosen in denselben Himmel zu kommen; auch sind in ihm die zartern Menschengefühle nicht durch die Unmenschlichkeit eines Glaubens erkaltet und verjagt, der alle geselligen Gefühle auswurzelt, um Vorurtheil und Verachtung zu religiösen Tugenden zu erhöhen.

Was geschehen ist und noch geschieht, das beweist, daß der Götzendienst nicht unbesiegbar ist und daß das Christenthum, statt seine Sendung schon erfüllt zu haben, zu keiner Zeit so sicher auf dem Wege zum Triumph war.

Die Mittel dazu sind schon vor die Augen des Lesers getreten: schriftmäßige Bildung der Jugend, geistige Veredlung der Erwachsenen, die Wirkung der Predigt und Druckerpresse auf Alle. Keines allein wird die Wirkung thun, sie müssen zusammentreffen. Besonders reicht bloße geistige Anregung nicht aus; es muß die Einführung in das Evangelium nebenher gehen. Um dieses Zusammenwirken zu ermöglichen, sind eingeborne Arbeiter unentbehrlich, und um diese zu bekommen, muß man mit der Schulbildung auf den Punct gehen, wo aus dem Schüler der

Lehrer wird. Die Hirten, welche die Apostel über die bei den Heiden gepflanzten Gemeinden setzten, waren Eingeborne des Landes. Das Christenthum hörte dadurch auf ein fremdes Gewächs zu seyn, es wurde eine Landesanstalt und als solche gehegt und gepflegt. Nur Angehörige können dem Hindu das lebendige Muster des practischen Christenthums vor Augen stellen, das der europäische Missionar nur in Umrissen zu zeichnen vermag; nur sie wissen so genau den Gewohnheiten der Zuhörer sich in ihrer Predigt anzuschmiegen, als man muß um ihr Vertrauen zu gewinnen und auf ihre Anschauungen und Lebensansichten einzuwirken. Nur ein Lehrer aus dem eigenen Volke und mit der Sprache desselben vertraut, kann dieselbe so gänzlich beherrschen, daß er ihre metaphysischen Philosophieen zurückweisen und die Nichtigkeit ihres beschaulichen Götzendienstes darzuthun vermag. Ein Europäer bedarf vieljährigen Sprachstudiums, ehe er es wagen kann, mit ihnen auf die feinen und unklaren Unterschiede einzugehen, die sie zwischen der Schöpfung und dem Hervorgehen der Welt, dem Wesen und den Eigenschaften des Stoffes, der Vernichtung und dem Erlöschen des Geistes zu machen pflegen, und doch hängt an diesen und ähnlichen Feinheiten das Gesetz und die Weisheit des Buddhismus. Die apostolischen Reformatoren der Neuzeit haben sämmtlich die großen Siege ihrer Lehren unter solchen erstritten, deren Sprache ihnen vertraut war. Europäer und fremde Missionare können einzelne Bekehrungen bewirken oder den Weg für größere Glaubensumwandlungen bahnen, aber wenn je ein Luther und Wickleff der asiatischen Reformation in Ceylon erstehen wird, so kommt er sicherlich nicht von den europäischen Universitäten, sondern aus den Erziehungsanstalten von Jaffna oder den Seminarien von Cotta und Colombo.

Missions-Zeitung.

Die den Gesellschaften beigesetzten Jahreszahlen zeigen das Jahr ihrer Entstehung oder des Anfangs ihrer Missionsthätigkeit an.

Die Zahlen zur Seite der Namen der Missionare oder Stationen u. s. w. in der Missions-Zeitung deuten auf die Gesellschaft zurück, welcher dieselben angehören. Die mit * bezeichneten Missionare sind Zöglinge der Basler-Anstalt.

Evangelische Missionsgesellschaften im Jahr 1851.

Deutschland & Schweiz.

1. Brüdergemeinde. 1732.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 286

Stationen:		
	Grönland	4
	Labrador	4
	Nordamerica	5
	Westindien	38
	Mosquitoküste	1
	Guiana	8
	Südafrica	9
	Neu-Holland	1
		70

Einnahmen im J. 1850: 137,394 fl.
Ausgaben: 121,359 fl.

2. Ostindische Missions-Anstalt zu Halle. 1705.

(Hat keine eigene Mission mehr.)

3. Evangelische Missionsgesellschaft zu Basel. 1816.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 54
Katechisten: 26

Stationen:		
	Ostindien	11
	West-Africa	2
	China	2
		15

Einnahmen im J. 1850: 123,843 fl.
Ausgaben: 119,136 fl.
Zöglinge in der Missionsanstalt 28
" " " Voranstalt 18

4. Rheinische Missionsgesellschaft zu Barmen. 1828. *

Arbeiter und Arbeiterinnen: 63
Nationalgehülfen: 23

Anmerkung. Von den mit * bezeichneten Gesellschaften ist Mangels neuen Berichtes der vom vorigen Jahr wieder aufgenommen worden.

Stationen:	Süd-Africa	16
	Borneo	4
	China	1
		21

Einnahmen im J. 1850: 68,826 fl.
Ausgaben: 59,542 fl.

5. Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden, in Berlin. 1824.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 29
Stationen: Süd-Africa 9
Einnahmen im J. 1850: 42,868 fl.
Ausgaben: 40,863 fl.

Frauen-Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande, in Berlin.

6. Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden, in Berlin. 1822.

(Kein Bericht).

7. Evangelischer Missionsverein zur Ausbreitung des Christenthums unter den Eingebornen der Heidenländer (sonst Pred. Goßner's) in Berlin. 1836. *

Arbeiter: 47

Stationen:	Ostindien	9
	Neu-Holland	1
	Tschatham-Insel	1
	Nord-America	3
		14

Einnahmen im J. 1850: 12,383 fl.
Ausgaben: 11,926 fl

8. Berliner Missionsverein für China. 1850.

Arbeiter: 1
Station: China 1

9. Lutherische Missionsgesellschaft in Leipzig. 1836.

Arbeiter: 7

Stationen:	Ostindien	7
	Nord-America	1
		8

Einnahmen im Jahr 1850 auf 1851: 30,725 fl.
Ausgaben: 21,963 fl.
Ueberschuß: 13,984 fl.

10. Norddeutsche Missionsgesellschaft in Bremen. 1836. *

Arbeiter: 9

Stationen:	Neuseeland	3
	West-Africa	1
		4

11. Chinesische Stiftung in Cassel. 1849. *

Arbeiter: 1
Station: China 1
Einnahmen im J. 1850: 1481 fl.
Ausgaben: 1145.

Niederlande.

12. Niederländische Missionsgesellschaft zu Rotterdam. 1797.

Arbeiter: 21

Stationen:	Molukken	4
	Celebes	8
	Java	3
		15

Einnahmen: 89,981 fl.
Ausgaben: 81,626 fl.
Ueberschuß: 8,355 fl.

England.

13. Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß. 1647.

(Kein Bericht).

14. Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums. 1701.

(Kein Bericht).

15. Baptisten-Missionsgesellschaft. 1792.

Missionare:	40
Eingeborne Prediger:	118
Hülfslehrer:	176

Stationen: Ostindien 57
Westindien 80
West-Africa 3
Europa 1
141

Einnahmen: 228,780 fl.
Ausgaben: 221,508 fl.
Schuld: 69,018 fl.

16. Allgemeine Baptisten-Missionen. (General Baptists.) 1816.

Europäische Arbeiter: 10
Eingeborne Prediger: 14
Stationen: Ostindien 5
China 1
6

Einnahmen: 24,202 fl.
Ausgaben: 15,852 fl.

17. Wesley - Methodisten - Missionsgesellschaft. 1786. *

Arbeiter: 415, wovon 205 hauptsächlich unter Heiden, Negern und Bekehrten aus dem Heidenthum, und 210 unter Europäern und brittischen Colonisten.
Stationen: in Irland, auf dem europäischen Continent, in West-Africa, Süd-Africa, Indien, Australien, Neuseeland, Inseln der Südsee, Westindien, Nord-America.
Einnahmen i. J. 1850: 1,255,940 fl.
Ausgaben: 1,365,206 fl.

18. Londoner Missionsgesellschaft. 1795.

Arbeiter: 168
Stationen: Süd-Africa 31
Mauritius 2
Westindien 12
Guiana 12
Indien 20
China 4
Inseln der Südsee 26
107

Einnahmen: 816,345 fl.
Ausgaben: 787,508 fl.

19. Kirchliche Missionsgesellschaft. 1800.

Europäische Missionare 135, eingeborne 21; sonstige europäische und eingeborne Arbeiter und Arbeiterinnen 1597.
Stationen: West-Africa 17
Ost-Africa 1
Mittelmeer 3
Indien 52
China 4
Neuseeland 22
Westindien 1
Guiana 1
Nord-America 6
107

Einnahmen: 1,347,035 fl.
Ausgaben: 1,256,818 fl.

20. Londoner Juden - Missionsgesellschaft. 1808.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 84, worunter 47 bekehrte Israeliten.
Stationen: England 3
Palästina und Egypten 5
Nord-Africa 1
Asiatische Türkei 2
Europäische Türkei 4
Oestreich u. Italien 3
Polen 4
Herzogthum Posen 2
Preußen 4
Schlesien 1
Schweden und Dänemark 1
Rheinprovinz 3
Holland 2
35

Einnahmen: 386,812 fl.
Ausgaben: 352,538 fl.

21. Brittische Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums unter den Juden. 1843.

Arbeiter: 17.

Missionen in England, Frankreich, Holland, Rußland und Deutschland.

Einnahmen: 47,904 fl.
Ausgaben: 48,592 fl.

22. Kirchliche Mission für Borneo. 1846.

Arbeiter: 1.
Station: Borneo 1.

23. Patagonische Missionsgesellschaft. 1851.

Arbeiter: 2.
Station: Feuerland 1.

24. Schottische Missionsgesellschaft. 1796.

Kein Bericht.

25. Mission der vereinigten presbyterianischen Kirche Schottlands. 1847.

Arbeiter: 25.

Stationen:	Westindien	8
	Süd-Africa	3
	Persien	1
		12

Ausgaben im J. 1850: 123,069 fl.

26. Mission der schottischen Staats-Kirche. 1824.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 13.
Stationen: Ostindien 4
Einnahmen: 63,518 fl.
Ausgaben: 40,014 fl.

Judenmission:

Arbeiter: 6.

Stationen:	Cotschin	1
	London	1
	Deutschland	4
		6

Einnahmen: 33,515 fl.
Ausgaben: 24,696 fl.

27. Mission der freien Kirche Schottlands. 1843.

Missionare: 25.
Eingeborne Prediger: 11.

Stationen:	Ostindien	5
	(Nebenstationen 10)	
	Süd-Africa	3
		8

Einnahmen: 185,775 fl.
Ausgaben: 207,532 fl.

Judenmission.

Arbeiter: 18.

Stationen:	Pesth	1
	Lemberg	1
	Amsterdam	1
	Constantinopel	1
		4

Einnahmen: 68,060 fl.
Ausgaben: 55,755 fl.

28. Missionen der reformirten presbyterianischen Kirche Schottlands. 1845.

(Kein Bericht.)

29. Welsche und ausländische Missionsgesellschaft. 1840.

(Kein Bericht.)

30. Mission der irländischen presbyterianischen Kirche. 1840.

Arbeiter: 6. Nationalhelfer: 2.
Stationen: Ostindien 3.

Judenmission:

Arbeiter: 4.

Stationen:	Deutschland	2
	Damascus	1
		3

Für die Heidenmission:
Einnahmen: 24,097 fl.
Ausgaben: 22,862 fl.

Für die Judenmission:
Einnahmen: 13,754 fl.
Ausgaben: 15,338 fl.

31. Frauengesellschaft für weibliche Erziehung im Auslande. 1834.

Lehrerinnen: 14.

Stationen:	Süd-Africa	3
	China	1
	Singapor	1
	Ostindien	5
		10

Einnahmen: 17,568 fl.
Ausgaben: 15,702 fl.

Frankreich.

32. Missionsgesellschaft zu Paris. 1824.*

Arbeiter: 19.

Stationen:	Süd-Africa	13
	Westindien	1
		14

Einnahmen: 50,583 fl.
Ausgaben: 66,107 fl.

Dänemark.

33. Dänische Missionsgesellschaft. 1821.

(Kein Bericht.)

Schweden.

34. Schwedische Missionsgesellschaft in Stockholm. 1835.*

Arbeiter: 7 (5 Schullehrer und 2 Reisekatecheten).

Stationen (Schulen): in Lappland 5.

Einnahmen: 9717 fl.
Ausgaben: 5373 fl.

35. Missionsgesellschaft in Lund. 1846.

(Kein Bericht.)

Norwegen.

36. Norwegische Missionsgesellschaft in Stavanger. 1842.

Arbeiter: 4.

Stationen; Süd-Africa 2

Einnahmen von 1849/50: 5,706 fl.
Ausgaben: 16,920 fl.
Vermögen: 15,032 fl.

Nord-America.

37. Baptisten-Missionsgesellschaft. 1814.

Europ. Missionare außer Europa: 41

Nationalprediger u. Gehülfen: 96.

Außerdem eine Anzahl Lehrerinnen nebst den Frauen der Missionare.

Stationen:	China	2
	(Nebenst. 4)	
	Hinterindien	9
	(Nebenst. 60)	
	Vorderindien	4
	West-Africa	1
	(Nebenst. 2)	
	Nord-America	11
	(Nebenst. 8)	
	(Nebenst. 74)	27

38. Americanische Missionsgesellschaft. 1810.
(Board of Foreign Miss.)

Arbeiter und Arbeiterinnen: 402, (worunter 15 Aerzte).

Eingeb. Prediger u. Gehülfen: 158.

Stationen:	West-Africa	4
	Süd-Africa	11
	(Nebenst. 6)	
	Griechenland	1
	Unter den Juden	2
	" " Armeniern	5
	(Nebenst. 11)	
	Syrien	5
	(Nebenst. 3)	
	Assyrien	2
	Nestorianer	3
	Ostindien	28
	(Nebenst. 9)	
	Borneo	1
	China	3
	Sandwichinseln	19
	(Nebenst. 3)	
	Nord-America	26
	(Nebenst. 34)	110

Einnahmen: 687,256 fl.
Ausgaben: 712,076 fl.
Schuld: 109,998 fl.

39. Missionsgesellschaft der bischöflichen Methodisten-Kirche im Norden. 1819.

Arbeiter (?).
Stationen unter den Indianern Nord-Americas, in Oregon und Californien, in Deutschland, Süd-America, China und Liberia.
Einnahmen: 316,178 fl.
Ausgaben: 329,158 fl.

40. Missionsgesellschaft der bischöflichen Methodisten-Kirche im Süden. 1845.

Arbeiter: 212, unter Deutschen, Indianern, Gefarbten, in China und Californien.
Stationen: unter den Indianern 27.
China 1
28
Einnahmen: 159,658 fl.
Vorschuß: 51,487 fl.

41. Mission der bischöflichen Kirche in Nord-America. 1835. *

Arbeiter (?)
Stationen: Griechenland 1
West-Africa 5
China 1
7
Einnahmen: 94,256 fl.
Ausgaben: 97,803 fl.

42. Mission der presbyterianischen Kirche. 1837.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 144, worunter auch Eingeborne.
Stationen: Nord-America 8
West-Africa 5
Ostindien 10
Siam 1
China 3
Judenmission 3
30

Einnahmen: 347,711 fl.
Ausgaben: 350,214 fl.

43. Freiwillens-Baptisten-Mission. 1833. *

Arbeiter und Arbeiterinnen: 4.
Stationen: Ostindien 2.
Einnahmen i. Jahr 1850: 11,083 fl.

44. Südlicher Baptisten-Missionsverein. 1845.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 28.
Stationen: China 2
West-Africa 10
12
Einnahmen: 54,462 fl.
Ausgaben: 35,400 fl.

45. Siebenter-Tag-Baptisten-Missionsgesellschaft. 1842.

Arbeiter: 2.
Station: China 1.
Ausgaben: 9932 fl.

46. Missionsverein für die Indianer. 1842.

Arbeiter: 33.
Stationen: Nord-America 6.
Einnahmen: 50,614 fl.
Ausgaben: 49,534 fl.

47. Americanischer Missionsverein. 1846.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 43.
Stationen: West-Africa 1
Jamaica 5
Nord-America 3
Sandwichinseln 1
Siam 1
11
Einnahmen: 86,660 fl.
Ausgaben: 85,946 fl.

48. American. lutherische Mission. 1837.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 7.
Stationen: Ostindien 4.

49. Mission der presbyterianischen Kirche in Neuschottland. 1848.

Arbeiter: 1.

Stationen: Neue Hebriden 1.

50. Presbyterianische Mission von Jamaica.

Arbeiter: 2.

Stat.: Alt-Calabar (West-Africa) 1.

51. Australische Missionsgesellschaft in Sydney. 1851.

(Kein Bericht.)

Nachrichten aus den Missionsgebieten.

China. Die Missionare (4) haben in dem sehr volkreichen Bezirk Sankiu, zuerst durch Nationalgehülfen, dann durch ihren eigenen Besuch, seit etwa zwei Jahren eine kleine Gemeinde gesammelt, mit Einschluß des Gehülfen aus 20 Personen, nämlich 8 Männern, 9 Frauen und 3 Knaben, bestehend.

Hinterindien und Archipelagus.

Die Karenenmission. (37) Den vergleichungsweise raschen Gang dieser Mission beschreibt einer der in dem Werke betheiligten Missionare, wovon Folgendes ein kurzer Auszug ist. „Vor 23 Jahren war Maulmain noch eine Wildniß. Die Karenen waren damals für den weißen Fremdling ein unbekanntes Volk. Nicht Einer aus diesem zahlreichen Geschlecht an der Tenasserimküste hatte wohl je einen Schimmer des göttlichen Lichtes erblickt oder einen Laut der frohen Botschaft vernommen. Die Provinzen von Amherst, Tewoy und Mergui, deren Flächeninhalt 30,000 Quadratmeilen (engl.) beträgt mit einer Bevölkerung von mehr als 100,000 Seelen, außer den Schaaren, die in den Schluchten des weitentfernten Jomagebirges wohnen, waren noch ganz von der dicken Finsterniß des Aberglaubens und der Abgötterei umhüllt. — Man gehe jetzt südlich über den Ji, den Tewoy und den langen Tenasserim, und man wird finden, daß allen diesen Flüssen entlang, von der Mündung bis zur Quelle, nebst fast allen ihren Nebenflüssen, das Evangelium wirksam gepredigt, Gläubige getauft, Gemeinden gestiftet, Kirchen gebaut, Gehülfen versandt, Waldschulen errichtet und wie wir hoffen Seelen gerettet worden sind. Auf den nahen Inseln, den siamesischen Bergen und im Thungjinthal sind ebenfalls Viele zu Gott bekehrt worden. Die tiefen finstern Schlünde waren Zeugen mancher Taufhandlung und haben oft vom Lobgesang der Christen wiederhallt. Beide Stämme dieses wilden Geschlechts haben eine Schriftsprache erhalten nebst einer bedeutenden Zahl werthvoller Bücher. Im Seien-Karen ist das Neue Testament nebst einem Sechstheil des Alten Testaments vollendet. — Die Karen-Mission hat drei Hauptstationen: Maulmain, Tewoy und Mergui, auf denen zehn Missionsfamilien und ein lediges Frauenzimmer vertheilt wohnen. Zwei thätige Missionsgesellschaften sind mit der Karenmission verbunden: eine in Tewoy, die andere in Dong-Jahn, einer großen Pwo-Niederlassung, 25

Meilen nördlich von Maulmain. Waldschulen sind's etwa 30, Kost- oder Vorbereitungsschulen 3, und 2 theologische Seminare. Es sind gegen 30 geordnete Gemeinden mit 15 oder mehr verbundenen Stationen, zwischen 30 und 40 Gehülfen und 6 ordinirte Pastoren. — Außer dem, was für die Karenen geschehen ist, wurde auch unter den Selongs eine Gemeinde von 42 Gliedern gesammelt, ihre Sprache in Schrift gebracht und einige Elementarbücher für sie gedruckt. — Jetzt sind mit der Karenmission etwa 1664 getaufte Gläubige verbunden, und in Rangun und Umgegend noch weitere 1500." — Bei der Jahresversammlung der Karen-Pastoren im December 1850 fand sich, daß es damals nicht weniger als 44 Gemeinden gab, unter der Pflege von 48 eingebornen Predigern. Im Lauf des Jahres waren 529 Personen getauft worden — meist von den Karen-Pastoren. Nur 14 waren von der Gemeinschaft ausgeschlossen worden, während 151 in ihre ewige Ruhe eingegangen waren. 123 Personen sehen der Taufe entgegen. Außer diesen Gemeinden gibt es noch viele hin und her zerstreute Christenhäuflein. Sonntagsschulen sind unter ihnen eingerichtet, und Alle helfen mehr oder weniger zum Unterhalt ihrer eigenen Prediger.

Miss. Kincaid (37) in Rangun schreibt unterm 11. August 1851: „Wir haben Ursache Gott zu danken für die Gunst, die Er uns vor den Heiden hat finden lassen, und daß Er ein weites Thor für die Predigt des Evangeliums vor uns aufgethan hat. Im April war noch Alles dunkel und düster; die schlimmsten Befürchtungen schienen nur zu wohl begründet. Was könnten auch Missionare unter einer Regierung thun, die sich gegen alle Fremden so unerbittlich hart erzeigt? Wie könnten wir hoffen für das Evangelium zu arbeiten, wenn selbst fremde Kaufleute unaufhörlich belästigt, einige in ihren eigenen Wohnungen gefangen gehalten, andere in den gemeinen Kerker geworfen werden? So dachten Alle, als wir in Maulmain ankamen. „Ihr lauft in des Löwen Rachen!" sagten uns Viele, als wir nach Rangun gingen. Dies schien sich auch bei unserer Ankunft hier ganz zu bestätigen. Die Tyrannei in ihren häßlichsten Formen erschien hier als die Regel, nicht als Ausnahme. Man erklärte mich für einen Gefangenen, und zu reden und ohne Begleitung eines burmanischen Beamten auszugehen war mir untersagt. Natürlich beachtete ich dieses Verbot nicht. So stand es am 20. April. Am 1. Mai waren wir in unsrer eignen Miethwohnung, hatten unsre Bücher ausgelegt und unsre Apotheke geöffnet; wir begannen unsre Krankenheilungen, predigten das Evangelium und lehrten Alle die kamen. Am 3. Mai kam ein königliches Schreiben, das uns willkommen hieß und die Hoffnung aussprach, wir möchten geneigt seyn im Lande zu bleiben. Von diesem Tage an haben wir ohne die geringste Belästigung gearbeitet. — Am 1. Juli gingen wir in des Statthalters Wohnung und trafen da etwa 25—30 Beamtete und Diener im Audienzsaal. Sie fingen unter sich über den Zweck

unsrer Sendung, den Character unsrer Bücher und die Eigenthümlichkeiten unsrer Religion zu reden an und sagten allerdings viel Wahres. Dann fingen sie an uns Fragen vorzulegen, unter andern die: ob wir nicht Jesus-Christus-Leute seyen? „Das sind wir," erwiederte ich — „und nun will ich euch auch sagen warum." Hierauf gab ich ihnen in etwa 20 Minuten die Grundzüge der christlichen Religion an, ohne im Geringsten unterbrochen zu werden." —

Von den christlichen Karenen, welche östlich von Rangun wohnen und unter großen Bedrückungen schmachten, sagt Miss. Kincaid unterm 28. August: „In allen ihren Wohnungen halten sie Morgen- und Abendandacht und haben sonntäglich in jeder ihrer Kirchen vier Mal Gottesdienst. Ung Bau ist der einzige ordinirte Geistliche östlich vom Irawaddi, und sein Bezirk erstreckt sich von Prom bis ans Meer, etwa 100 Stunden lang von Nord nach Süd. In diesem Bezirk sind 30 Kirchen und etwas über 1000 Gemeinglieder mit 10 Hülfspredigern. Ung Bau muß alle diese Gemeinden besuchen um zu taufen, das Abendmahl zu halten und die Kirchenzucht zu beaufsichtigen." — In Bezug auf das, was noch für die Karenen gethan werden sollte, sagt derselbe Missionar: „Ein ordinirter Geistlicher sollte mit 4 oder 5 Gehülfen sich in der Nähe der Stadt Tung U. etwa 45 Stunden nordöstlich von hier niederlassen. Die Karenen sind in jener ganzen Gegend ungemein zahlreich und haben wiederholt um Lehrer gebeten. Ein anderer ordinirter Geistlicher mit mehreren Helfern sollte in der Provinz Prom seyn, um das Evangelium in jener Gegend und nördlich bis an den Salwenfluß hin zu verkündigen. Jetzt haben sie einen Helfer in jener Provinz und zwei Kirchen. In der westlichen Provinz Dalla, innerhalb 8 Stunden von Rangun, und bis 50 Stunden gegen Bassein hin gibt es viele Karenen. Aus dieser Gegend kommt ein Bote um den andern mit der Bitte um Lehrer, da sie von dieser vom Untergang der Sonne hergebrachten Religion gehört haben und ihre Landsleute sie gerne annehmen. Die Felder sind weiß zur Ernte, aber der Arbeiter sind wenige. Die erwähnten Felder umfassen ein Gebiet von 100 Stunden Länge und 35 St. Breite, und sind nicht in den Pantanau- und Bassein-Provinzen inbegriffen, die sich zwischen dem Irawaddi und dem Joma-Gebirge hinziehn. Dort sind die Kirchen zahlreicher und wirksamer und seit einigen Jahren weniger gedrückt. Es sind dort 4 oder 5 ordinirte Geistliche und etwa 25 Helfer. — Seit wenigen Wochen sind 50 Karenen getauft worden. Von allen Seiten ergeht der Ruf: Kommt herüber und helft uns." —

Unt. 21. Aug. schreibt Dr. Dawson: „Unsere Stellung ist gegenwärtig so gut, als wir sie nur hoffen durften. Die Leute kommen immer noch haufenweise zu uns. Dabei geben sie nicht die mindeste Furcht zu erkennen, sondern kommen und gehen, wie es ihnen beliebt. Die öffentlichen Beamten gehen ihnen hierin sogar mit ihrem Beispiel voran. Viele von diesen besuchen uns mit ganzen

Zügen von Begleitern und mit ihren Amtsabzeichen. Auch besuchen uns zuweilen mehrere ihrer angesehnsten und einflußreichsten Priester, jeder mit einem Gefolge von Schülern." — Unterm 8. Oct. schreibt Kincaid: „In meinem letzten Briefe erwähnte ich nur kürzlich den Umfang des Gebietes, die Zahl der Gemeinen und Glieder auf der Ostseite des Irawaddi. Die Zahl der Kirchen (Gemeinden) auf der Westseite des Flusses ist 46 mit eben so vielen Predigern. Keine Gemeinde hat weniger als 150 Mitglieder, mehrere haben über 300. — Der Statthalter einer Provinz zwischen Bassein und Dana-Bo ist nach Ava gegangen und hat mit dem König eine Besprechung gehabt in Bezug auf die Bedrückung der Karenen um der Religion willen. Er berichtete, die Karenen seyen nicht zu bewegen, ihre „weißen Bücher" und ihre Religion aufzugeben, und durch Bedrückung zwinge man sie nur zur Auswanderung, wodurch die Regierungseinkünfte beeinträchtigt werden. Der König befahl, die Karenen nicht zu belästigen und ihre Prediger Abgabenfrei zu halten. Seitdem hätten Geldbußen und Verpfändungen in diesem Bezirk gänzlich aufgehört." — „Ich habe so eben nach Maulmain um vier Kisten Bücher geschrieben, indem Alles was wir hatten bereits fort ist." — Die Missionare Kincaid und Dr. Dawson bereiten sich zu einer Reise nach Awa, wohin sie ihrer Instruction zufolge nach der Regenzeit zu gehen hatten, vor.

Celebes. (12) Missionar Rooy begleitete voriges Jahr Missionar Riedel auf einer seiner jährlichen Reisen zu den Strandorten seines Districts, wo Christengemeinden aus den Alfuren sind. Er erzählt viel Erfreuliches von dieser Reise. Vor allen ausgezeichnet fand er den Ort Kombei, von dem er sagt: „Die Gemeinde von Kombei zeichnet sich aufs günstigste unter den Strandgemeinden aus. Dafür gebührt der Dank vornehmlich dem wackern Häuptling und dem frommen Lehrer. Letzterer, noch in der Blüthe des Lebens, widmet seine besten Kräfte der Ausbreitung des Reiches Gottes, dem er selbst mit Leib und Seele angehört. — Wirklich auffallend ist der Unterschied zwischen Kombei, wie es noch vor wenigen Jahren war und wie es jetzt ist. — Als Bruder Riedel den Ort zum ersten Mal besuchte, war auch noch keine Spur von Gesittung zu sehen. Die Menschen lebten beinahe wie die Schweine, welche sie ziehen, fast ohne Kleidung und in allem Schmutz, zudem in geistlicher Finsterniß und im dummsten Aberglauben. Wenn jetzt zur einfachen Bretterhütte getrommelt wird (eine Kirche ist im Bau) um den Weg zur Seligkeit zu vernehmen, so erscheint Alles mit gereinigtem und aufgeputztem Haar, in reiner schwarzer, blauer oder weißer leinener Kleidung, theils baarfuß, Einige aber auch mit Schuhen oder Pantoffeln an den Füßen, in der einen Hand ein reines weißes Tuch, in der andern ein Gesangbuch oder das Neue Testament. Damals, bei Br. Riedels erstem Besuch, konnte selbst das Dorfoberhaupt ihm keine andere Ruhestätte anweisen als den

bloßen Boden. Tritt man jetzt in ihre Wohnungen, so ist keine, in der Einem nicht ein Stuhl oder eine Bank, wenn auch der einfachsten Art, angeboten werden kann, keine, wo nicht ein Tisch zu finden wäre, und obschon unsre Gesellschaft aus zehn Personen bestand, die hier und dort ihren Einzug hielten — Alle fanden eine anständige Schlafstelle. So ist es in ihren äußeren Umständen. Noch größer aber ist die Veränderung im Geistigen." — In Ranawanko ward Riebel durch den Anblick einer seit dem vorigen Jahre ohne sein Wissen errichteten Kirche sehr angenehm überrascht, die er dann auf das dringende Verlangen der Gemeinde durch Halten des Abendmahls einweihte. Auch taufte er dort 30—40 Erwachsene und Kinder.

Ober- und Nieder-Indien.

Calcutta. (27) Am 12. Nov. 1851 ist den drei ältesten eingebornen Katechisten: Dschagad Iswar Bhaidiargja, Prosunna Kumar Tschattergja und Lal Behari De, in feierlicher Versammlung das Predigtamt übertragen worden — nachdem sie zuvor ein sehr ehrenhaftes Examen in Hebräisch, Griechisch, Kirchengeschichte und Theologie bestanden und die vorgeschriebene Zahl von Reden vor dem Presbyterium zu großer Zufriedenheit gehalten hatten.

Missionar Ewart (27) schreibt von einer Preisaufgabe, welche ein junger Babu (Hindu) ausgeschrieben „über die Vorzüge des Christenthums und die Unhaltbarkeit des Hinduismus". „Der Gegenstand der Aufgabe wurde den Mitbewerbern erst an dem zur Eingabe anberaumten Tage bekannt gemacht, und außer Papier, Tinte und Federn und Lichtern des Abends, wo es nöthig wäre, wurden ihnen keine Hülfsmittel zugestanden. Das Ergebniß war: mehrere sehr vorzügliche Aufsätze, außer einer Anzahl noch sehr ehrenhafter, wovon einige die Arbeit von Zöglingen der zweiten Jahresclasse des Collegiums. Der beste Aufsatz war von Bischwambhar Tschandra, der noch kein Christ ist; und die zweitbesten von Schiba Tschandra Banurdschja, einem der christlichen Zöglinge, und von Radschandra Tschandra Tschandra, welchen dreien Jedem ein Preis zuerkannt wurde. Keiner der Mitbewerber ließ dem Hinduismus die geringste Schonung widerfahren. Alle, vornehmlich die drei genannten, setzten seine Albernheiten ohne alle Verhüllung blos. Alle gestanden der Religion der Bibel unbedingt die Krone zu, — und zwar keineswegs ohne Angabe der Gründe, sondern auf solche Beweisgründe hin, die sie für geeignet erklärten, allen vernünftigen und redlichen Forderungen zu entsprechen, und auf Grund seines Lehrsystems, welches alle Bedürfnisse des gefallenen Menschen mehr als jedes andre befriedigt."

Dacca. Missionar Bion* (15) schreibt unterm 31. October 1851 an seine Gesellschaft: „Es muß Ihnen bekannt seyn, daß der HErr meine schwachen Bemühungen, Seelen für Ihn zu gewinnen, gesegnet hat, und daß ich vor vier Jahren eine Gemeine von 40 Seelen hatte. Nach unserer Taufe verließen uns

jedoch Alle und schienen entschlossen zu seyn, nie wieder zu uns zurück zu kehren. Es macht mir daher Freude, Ihnen melden zu können, daß die meisten um Wiederaufnahme gebeten haben. Ihrer vier wurden im letzten Februar getauft, und am 12 dieses war es mir vergönnt, fünf weitere bei meiner Nebenstation Dajapur im Fluß unterzutauchen. Noch sind 8 bis 10 Taufbewerber in Dajapur, von denen Alle, nur Einer ausgenommen, zu meiner vorigen Gemeinde gehörten.

Vorderindien. Madras. Am 30. Sept. 1851 taufte Missionar Grant (27) drei der älteren Schülerinnen der Hindu-Mädchenschule. Eine andere, älter als diese, hatte sich mit ihnen um die Taufe beworben, wurde aber von ihren Eltern in Gewahrsame gehalten und dann von Madras entfernt. Auch die Getauften hatten, wie gewöhnlich in solchen Fällen, von ihren Verwandten schwere Anfechtungen zu bestehen, in denen sie aber glücklich überwanden.

Am 12. Dec. 1851 ertheilten die Missionare (27) den drei eingebornen Katechisten Radschagopahl, Wenkataramia und Ettaradschulu die Ordination zum Predigtamt.

Am 30. October tauften die Missionare der Kirche Schottlands (26) vier Hindumädchen von den geförderteſten Schülerinnen, was wie immer die Folge hatte, daß der Schulbesuch sofort bedeutend abnahm, nämlich bei den Mädchen um etwa ein Viertel, meist der ältern, und wohl noch in größerm Verhältniß bei den Knaben.

Manaargudi (17) Zwei Mal war die Schule der Wesleyaner durch gottlose Hand in Asche gelegt worden. Dann aber erhielten sie ein dauerhaftes Gebäude von Backsteinen von einem Eingebornen geschenkt, wie folgender Brief desselben an den Missionar Little bezeugt: „Manaargudi, den 22. Nov. 1851. Geehrter Herr! Da das mit Stroh bedeckte Schulhaus Ihrer Mission schon zwei Mal verbrannt worden ist, so entstand der Wunsch in mir, an dessen Stelle ein dauerhaftes mit Ziegeln bedecktes Gebäude zu errichten, das für hundert Knaben Platz gewährte, welche Englisch und Tamel lernen wollen. Darum habe ich dies Gebäude aus Beiträgen von mir und einigen Andern vollenden lassen, und habe nun das Vergnügen dasselbe der Wesleyanischen Missionsgesellschaft zu übergeben, die es, wie ich hoffe, für ihre Mission gebrauchen wird. Seine Länge ist 55 Fuß, seine Breite 30 Fuß. — Ihr ergebener T. Runglah." —

Die Station Combaconum ist von der Londoner Missionsgesellschaft an die lutherische Mission von Leipzig übertragen worden. Die Station zählt etwa 150 Seelen. Im Bericht von dieser Uebernahme heißt es: „Durch den Gewinn dieser Station ist nun die Verbindung aller unsrer Missionsplätze am Kaweristrom hergestellt; von Tritschinopoli bis Trankebar und Poreiar reicht eine lutherische Missionsgemeinde der andern die Hand, und Combaconum, als einer der Hauptsitze des Bramanismus, mit seiner ungemein stark bevölkerten

Umgebung, ist so recht eigentlich der Mittelpunct einer bedeutungsvollen und aussichtsreichen Missionsarbeit. Bereits hat auch in mehrern Dörfern um Combaconum die Mission festen Fuß gefaßt, und zwei derselben sind schon mit Capellen und Schulgebäuden versehen. Die Gemeinde (150 Christen) selbst hat gegen ihren bisherigen Missionar den Wunsch ausgesprochen, der Mission in Trankebar übergeben und somit ihrer alten Mutterkirche wieder einverleibt zu werden." —

Armenier. (38) Miss. Schneider in Aintab schreibt in seinem Tagebuch unterm 24. September 1851: „Die Brüder, die nach Marasch gingen, sind so eben von da zurück gekehrt. Kurz vor ihrer Ankunft daselbst hatte eine Anzahl angefangen sich im Freien zu versammeln. Am ersten Sonntag waren es sechs, am folgenden 30, am dritten 60. Als die Armenier diese rasche Zunahme bemerkten, ließen sie mehrere dieser Leute schlagen und ihrer drei wurden in den Kerker geworfen, aber nach einigen Tagen wieder frei gegeben. Nach Allem was ich vernehme, ist die Zahl derer, die das Evangelium lieben, groß, und Viele sehnen sich nach Gewissensfreiheit. Zehn Personen haben sich in einer Bittschrift an den Statthalter als Protestanten unterschrieben." — Es werden zwei Missionare gewünscht um in Marasch Posten zu fassen. Auch von andern Orten kommen fortwährend erfreuliche Nachrichten von Ueberhandnahme evangelischer Erkenntniß.

Missionar Dwight besuchte im October 1851 von Constantinopel aus Nicomedia und Adabasar. Sonntags den 26. October predigte er in Nicomedia und sagt bei diesem Anlaß: „Die Aufmerksamkeit der Zuhörer (etwa 100) war sehr groß. Mehrere ehrwürdige Greise waren zugegen. Unter diesen war Einer mit einem langen Bart, den ich noch nie gesehen hatte, da er erst seit meinem letzten Besuch den Protestanten beigetreten ist. Er war ein Wartabed der armenischen Kirche und eine Zeitlang agirender Bischof von Arabkir gewesen. Während seines Dortseyns nahm er auf Befehl des Patriarchen Matteos seinen Leuten alle protestantischen Bücher weg, deren er habhaft werden konnte; einige verbrannte er, andere aber behielt und las er; und durch diese gingen ihm die Augen über die Irrthümer seiner Kirche auf. Bald darauf legte er seine dortige Stelle nieder, kam nach Nicomedia, trat auch sein Wartabed-Amt ab, und schloß sich als demüthiger Schüler der Wahrheit an die Gläubigen an. Er hält sich nun seit zwei Jahren zu den Protestanten und nährt sich durch Handel."

Syrien. Im October 1851 besuchte Missionar Thomson (38) von Sidon aus die Protestanten des Dorfes Raschajah und sagt davon in seinem Tagebuch unterm 14. October: „Wir hatten gestern Abend ein Zimmer voll aufmerksamer Zuhörer. — 15. October. Ich besuchte unter andern F. R. und unterhielt mich eine Stunde mit dem Alten und seinen vier Söhnen über das Evangelium. Hier hauste vor fünf Jahren der große griechische Patriarch, als er

die Protestanten zu vernichten und den Fortgang des Evangeliums aufzuhalten kam. J. N. war damals seine rechte Hand im Werke der Verfolgung — jetzt sind er und seine Söhne erklärte Protestanten, und in demselben Zimmer, in welchem der Patriarch mit seinen Trabanten sich über die wirksamsten Mittel berieth, das Evangelium von Hasbaia auszurotten, war es mir nun vergönnt, dieser Familie Christum zu verkündigen." — Während Thomson in Raschajah war, gaben 58 Männer, die sich seit Kurzem als Protestanten bekannten, dem Emir eine Bittschrift ein, daß sie gesetzlich als solche anerkannt werden möchten.

Unterm 25. November schreibt Thomson, es seyen 30 neue Namen als Protestanten in Hasbaia unterzeichnet worden. In Ibel hätten 62 eine Bittschrift unterzeichnet, als solche anerkannt zu werden, und noch Mehrere seyen bereit, ihnen nachzufolgen.

West-Africa. Goldküste. M. Freeman (17) in Cape Coast erzählt in seinem Schreiben vom 19. Juli und 13. Oct. 1851 eine Begebenheit, welche gesegnete Folgen verspricht. In dem kleinen Dorfe Assafa am Meeresstrande hatte sich durch die Wirksamkeit eines eingebornen Christen, welcher drei Jahre zuvor dort seine Wohnung aufgeschlagen hatte, nach und nach eine kleine Gemeinde von 30 Gläubigen gebildet. Ein Theil derselben hatte zwischen Assafa und Mankasim, und in unmittelbarer Nähe des heiligen Waldes, ein Stück Land angebaut, in dessen Mitte sie ein sogenanntes Pflanzerdörfchen, aus einigen Hütten bestehend, anlegten. Vor einigen Monaten nun begingen sie die Unklugheit, in dem nahen Fetischwalde einen Pfahl umzuhauen. Sofort beschloß der Häuptling von Mankasim, von den Fetischpriestern angestachelt, für diesen Frevel am Heiligthum der Fetische Rache zu nehmen. Er ließ die Christen durch eine bewaffnete Schaar überfallen, schlagen, gefesselt in Gewahrsam bringen, das Pflanzerdörfchen in Asche legen und ihr Eigenthum zerstören. Die Regierung in Cape Coast schlug sich jedoch ins Mittel, zog den gewaltthätigen Häuptling von Mankasim zur Verantwortung, erlegte ihm eine Buße auf und ließ die gefangenen Christen in Freiheit setzen. Einige begaben sich hierauf nach Cape Coast, Andere in das benachbarte Dorf Anamaba, wo eine Christengemeinde ist. — Bald brach durch Anstiften der Fetischpriester gegen die nach Anamaba Geflüchteten eine neue Verfolgung aus. Die zwei Angesehensten unter ihnen wurden in der Nacht mißhandelt und mit Gewalt aus ihren Wohnungen und aus dem Dorfe vertrieben. — Der Oberhäuptling von Mankasim, Eddu, wurde abermals mit einigen seiner Unterhäuptlinge nach Cape Coast beschieden, und ihm ein Ersatz für den den Christen von Assafa zugefügten Schaden auferlegt. Anfangs verweigerte er trotzig den Gehorsam gegen seine Obrigkeit. Erst als er nach einigen Wochen Widerstands mit einem militärischen Ueberzug bedroht wurde, legte er sich

ans Ziel und erschien mit einer Schaar Bewaffneter in Cape Coast zur Verantwortung. Die verfolgten Christen und viele Beamtete und Häuptlinge erschienen zu gleicher Zeit vor dem Statthalter zum Verhör. Es ergab sich nun, daß nur drei der Christen ohne Mitwissen der andern den Pfahl im Fetischwalde umgehauen hatten, ein Verbrechen übrigens, das von Heiden schon oft ungerügt begangen worden war. Als die Verfolgten befragt wurden, gaben ihrer viele die Gründe an, warum sie Christen wurden. Unter ihnen war ein bekehrter Fetischmann, Namens Edumazi, welcher sagte: „Ich wär selbst ein Fetischmann und verstehe alle geheimen Bewegungen der Fetischleute, und es gibt keinen Gott, der das Leben geben oder nehmen kann, außer dem großen Jehovah, der alle Dinge geschaffen und die Menschen mit Heilmitteln versehen hat. Daß ich mein Fetischgeschäft wohl zu verrichten verstand, können Alle bezeugen, die mich in meinem vorigen tollen Lauf gekannt haben; daß aber Götter im Walde bei Mankasim waren, glaubte ich in der That.“ — Hierauf erzählte er weiter, wie er zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt sey, und berief sich dabei auf einen anwesenden Fetischmann, seinen Freund, Namens Kwasi-Kuma, welcher dann, ebenfalls zum Reden aufgefordert, das von Edumazi über die Schliche und Kniffe der Fetischpriester Gesagte bestätigte. Er sagte, er sey selber ein Fetischmann und kein Christ, er habe sich aber über das Verfahren seiner Mitbrüder und über die Art und Weise, wie sie Eddu zur Verfolgung der Christen und zu seinem Widerstreben gegen die Obrigkeit gereizt hätten, so entsetzt, daß er sich vorgenommen habe, zur Enthüllung von Handlungen behülflich zu seyn, an denen er sich selbst nur zu lange betheiligt habe. Dann meldete er, wie diese Priester seit ihrer Ankunft in Cape Coast mit Eddu angelegentlichst die Vergiftung von drei Personen in Cape Coast und Anamabu besprochen hätten, die er mit Namen nannte, angesehene Leute, die sie nur darum aus dem Wege schaffen wollten, weil sie ihren Uebelthaten entschieden entgegen traten. — Diese Enthüllung verursachte unter den anwesenden Haufen eine außerordentliche Aufregung. — Das Urtheil gegen Eddu war, daß er, außer dem Buß- und Ersatzgeld für die Christen, als Bürgschaft für seinen Gehorsam gegen die Obrigkeit und für den Frieden mit den Christen 15 Unzen Gold (2160 Gulden) für drei Jahre im Schloß von Cape Coast zu hinterlegen habe. — In Folge des Zeugnisses von Kwasi Kuma von der Verschwörung der Fetischpriester wurde fast der ganze Trupp derselben in Verhaft genommen und am 29. August zum Verhör gezogen. Dies geschah im Beiseyn von Eddu und der Häuptlinge. Kwasi Kuma's Aussage fand volle Bestätigung, und mehrere dieser Volksbetrüger wurden, nachdem sie selbst bekannt hatten, daß das ganze Fetischwesen nur Betrug sey, wegen der großen Verbrechen, deren sie schuldig befunden wurden, verurtheilt, öffent-

lich gepeitscht zu werden und fünf Jahre lang in Ketten zu arbeiten. Die anwesenden Häuptlinge, so unerwartet über ihren bisherigen Glauben an die Fetische enttäuscht, gaben ihre herzliche Beistimmung zu dem Urtheil. Sie sagten: „Was sollen wir nun thun wenn wir krank werden?“ „Das Beste wäre wohl, wir gingen Alle in die Schule.“ — Als Folge dieser Begebenheit bemerkt Missionar Freeman: „Der heilige Wald, zuvor Gegenstand der tiefsten Verehrung, wird jetzt als ein Schauplatz gräulicher Betrügereien angesehen. Die Verfolgten haben frohen Muthes ihr Dörfchen wieder zu bauen angefangen und singen in ihren Pflanzungen von Plantanen heilige Siegeslieder. — Eddu begab sich bald nach seiner Rückkehr nach Mankasim bei einem gewissen Anlaß in den Fetischwald unter dem Vorwand, wie gewöhnlich den großen Fetisch zu befragen. Er that wie gewöhnlich Fragen und erhielt Antworten; und während dies vorging, fielen eine Anzahl Männer, die sich hinter der Stelle, von wo die Antworten kamen, versteckt hielten, über die Redenden her und nahmen sie gefangen.

In einem spätern Brief vom 6. Dec. schreibt Miss. Freeman: „Der Einfluß des Fetischs scheint gänzlich zu Grunde gerichtet. Wir werden genöthigt sein, nächstes Jahr mehrere neue Stationen in jenem Theile des Districts anzulegen, um dem geistigen Bedürfniß von Hunderten und vielleicht Tausenden, die jetzt ihre Götzen wegwerfen, zu entsprechen.“

Süd-Africa. Miss. **Livingston** (18) der vor zwei Jahren den großen See **Ngami** im Innern von Africa (zwischen dem 19ten und 20sten Grad südlicher Breite) entdeckte, ist im vorigen Jahr (1851) noch weiter gegen Norden, bis an den großen Strom Seschcke und zu der Stadt desselben Namens (17° 28′ südl. Br.) vorgedrungen. Miss. Livingston beschreibt diese Gegend als von vielen Flüssen durchschnitten, und sagt: „Allen diesen Flüssen nach wohnt eine dichte Bevölkerung eines kräftigen schwarzen Menschengeschlechts. Das Land ist reich an Korn und Honig und die Leute zeigen viel mehr Fertigkeit in Eisenarbeit, Flechtwerk und Töpferei als irgend ein südlicher Stamm.“ Leider hatten seit einem Jahre die Portugiesen von Westen her den Sclavenhandel zu betreiben begonnen. Livingston meint aber, daß wenn ein Missionar sich bleibend unter ihnen niederließe, es ihm leicht gelingen würde, die Leute zu Verzichtung auf diesen Handel zu veranlassen. Eine eigenthümliche Plage dieses Landes ist ein sehr giftiges Insect, Zizi genannt, dessen Biß dem Rindvieh tödtlich ist.

Labrador. (1) Im vorjährigen Bericht von Labrador heißt es von **Hebron**: „Aus der Zahl der aus Säglek hinzugekommenen Heiden erhielten mehrere im Frühjahr die heilige Taufe, nach welcher sie ein herzliches Verlangen bezeugt hatten.“ Die große Veränderung, die sich mit den Leuten von Säglek überhaupt zugetragen hat, machte den Brüdern viele Freude. — (Siehe M.-Ztg. 1849, Heft 1, S. 140. und 1850, Heft 1, S. 186—187.)

Nord-America. Neufundland. Missionar J. Brewster (17) in Twillinggate erzählt in seinem Brief vom 30. October 1851 von einer über mehrere Theile der Insel sich verbreiteten Erweckung, die in einer Fischer-Familie angefangen hatte, welche durch das Vorlesen der Bibel unter Ermahnung und Gebet eines in derselben angestellten Netzflickers zur Erkenntniß ihrer Sünden und des Heils in Christo gekommen war.

Guiana und Westindien.

Surinam. (1) Diese Mission hat in der letzten Hälfte des vorigen Jahres sehr schwer am herrschenden gelben Fieber gelitten, woran auch acht Missionsarbeiter, vier Brüder und vier Schwestern, aus der Zeit gingen. Während dieser Trübsalszeit aber durften die Brüder am 12. October 33 erwachsene Neger durch die Taufe in die christliche Gemeinschaft aufnehmen und am Sonntag darauf empfingen 25 Kinder die heilige Taufe.

Jamaica. Miss. John Vaz (17) in Port Antonio schreibt unterm 8. Januar 1852 von drei Personen, die er neulich durch die Taufe in die Kirche Christi aufgenommen habe. Zuerst einen jungen Israeliten, dann einen Muhammedaner und eine heidnische Negerin.

Neuseeland. Missionar Thomas Buddle (17) in Auckland schreibt unterm 9. Oct. 1851: „Die Anstalt für Eingeborne in den Dreikönigen ist eine der interessantesten Gegenstände in unserer ganzen Mission. Herr Reid ist für dieses Werk ganz vorzüglich geeignet; ich fürchte nur er überarbeite sich. Außer seinen Unterrichtsgeschäften hat er ein großes Landgut zu beaufsichtigen und die Schüler zur Arbeit anzuhalten. Sie haben im Laufe des Jahres 106 Morgen Landes eingefriedigt; mehrere der älteren Knaben können pflügen und eggen, graben und einhecken, und andere lernen das Zimmerhandwerk: sie haben die nöthigen Bauten aufgeführt. Die Mädchen machen, flicken und waschen unter Frau Reids Aufsicht sowohl der Knaben als ihre eigenen Kleider. Der Ruhm unsrer Anstalt ruft manche angesehene Besuche herbei, und Einige bezeugen, sie allein sey schon der Reise nach Neuseeland werth."

Inseln der Südsee. Die americanische Missionsgesellschaft (37) hat unlängst eine neue Mission auf den Mikronesischen Inseln, südwestlich von den Sandwichsinseln, nahe am Aequator, angefangen, wo das Evangelium noch nie gepredigt worden ist. Die Eingebornen sollen ein sanftes friedliebendes Volk seyn, bei dem das weibliche Geschlecht höher gehalten wird als unter allen andern Heiden. Sie haben keine Götzen, keine Tempel, weder heilige Tage noch Priester, sondern verehren nur die Geister ihrer Ahnen. Sie haben von Schiffern gehört, welche große Veränderungen auf den Sandwichsinseln stattgefunden haben und um Missionare gebeten, die kommen und ihre Lage verbessern sollten.

Judenmissionen.

Im Blick auf die Vertreibung der Missionare (27) aus Ungarn und Galizien (Miss.-Ztg. 1851, H. 4, S. 182) heißt es im Bericht der Committee: „Nie stand es bei diesen Missionen hoffnungsvoller, als zur Zeit da sie gewaltsam unterdrückt wurden. In Pesth war der Betsaal gedrängt voll der andächtigsten Zuhörer, und in den letzten paar Monaten hatten sich 7 oder 8 Personen an die Gläubigen angeschlossen. Erst am Vorabend der Abreise der Missionare zeigte sich's, bis zu welchem Grade Gott ihr Werk gesegnet hatte, indem da sehr erfreuliche Bekehrungen an den Tag kamen und sich bei sehr Vielen ein großes Bedauern über die Entfernung der Lehrer kund gab. Noch lebt diese Mission in einer großen blühenden Schule. Auch in Lemberg hatte die Mission festere Wurzeln zu schlagen begonnen; und Manche, die den Tag der Heimsuchung versäumt hatten, suchten angelegentlich noch mit dem Botschafter Christi zu sprechen, nachdem er den Befehl zur Abreise erhalten hatte.“

Die Missionare der schottischen Staatskirche (26) in Deutschland haben sich in eine Conferenz vereinigt, in der Absicht, ihre Arbeiten um so wirksamer betreiben zu können, und sie sind ermächtigt worden, eine gleiche Zahl von Pastoren zu ihrem Beistand zu erwählen, nämlich für jeden ihrer Districte Einen. Die Conferenz soll jährlich drei Mal zusammen kommen zu gemeinsamer Besprechung und Gebet, und um Gelegenheit zu haben einander ihre Erfahrungen mitzutheilen und ihre Brüder in schwierigen Vorkommenheiten um Rath und Hülfe anzusprechen.

Inhalt

des ersten Heftes 1852.

Lith. v E. Kaufmann in Lahr.

DIE STADT BATHURST AUF DER INSEL St MARY IM GAMBIA - FLUSS.

Jahrgang 1852.

Zweites Quartalheft.

Die Entwicklung

der

evangelischen Missionen im westlichen Africa.

Dritte Abtheilung.

Die Mission in Sierra Leone

und ihre Tochter-Missionen.

(Mit einer Abbildung von Bathurst im Gambia.)

Erster Abschnitt.

Ursprung der wesleyanischen Mission. — Ihr Anfang in Sierra Leone. — Verfehlte Fula-Mission. — Erste Missionare auf der Halbinsel. — Feste Arbeit. — Der fromme Statthalter. — Die Götzen im Sacke. — Tamba's Bekehrung. — Ablösungen. — Zunahme der Gemeinde. — Arbeitsvertheilung. — John Crown. — Freudiger Empfang der Missionare. — Todesfälle und rasche Wechsel der Arbeiter. — Wirkung derselben. — Negergebet für die Missionare. — Der Morgenstern Africas. — Hoffnung und Erfüllung. — Schatten. — Bekehrung eines Muhammedaners. — Todesfälle und abermalige schnelle Wechsel. — Ausdehnung der Gemeinde.

Die Wesleyaner oder englischen Methodisten konnten bei dem regen Eifer und der warmen Liebe, die in den Angehörigen dieser evangelischen Partei von jeher brannten, gegen ein Elend, eine Hülfsbedürftigkeit und eine Möglichkeit der Hülfe nicht gleichgültig bleiben, wie sie der Anblick von Sierra Leone zugleich dem Christenherzen entgegenbot. Mission war schon seit 1769 die Losung dieses christlichen Vereines gewesen, und John Wesley und Dr. Coke hatten schon Oceane durchkreuzt, um den Heiden oder verkommenen Christen das Wort des Heils zu bringen, lange ehe man an Gesellschaften und regelrechte Missionsarbeiten in der englischen Heimath dachte. Schon 1763 waren Wesleyaner nach America gegangen und hatten mit großem Erfolg dort gepredigt; 1769 wurde es zur ernsten Frage, wen man dorthin senden solle, um die Arbeit zu erweitern.

Dies war der Anfang der Missionen dieser Abtheilung der evangelischen Kirche. Im Jahr 1786 segelte Dr. Coke mit drei Missionaren nach Neuschottland hinüber — die erste eigentliche Aussendung. Stürme trieben ihn nach Westindien und die Negermission der Wesleyaner trat ins Leben. Daß von den Negern im Westen des atlantischen Oceans der Blick und die That zu denen im Osten desselben gelenkt wurde, ist leicht begreiflich. Doch kam der Anlaß für die Arbeit in Sierra Leone von anderer Seite.

Wir sahen, daß die Neger-Colonie in Sierra Leone einen starken Bestandtheil aus Neuschottland (Nova Scotia) im brittischen Nord-America erhielt und daß dieser Zusatz der Bevölkerung ein schlimmes Element der Unzufriedenheit und lange dauernden Gährung in dieselbe brachte. Doch waren unter diesen Neuschottländern auch fromme Seelen, durch die wesleyanischen Sendboten in Nord-America bekehrt. Sie schlossen sich gleich nach ihrer Ankunft (1792) zu einer wesleyanischen Gemeinschaft zusammen, hielten Gottesdienste nach der Weise derselben und wählten aus ihrer Mitte einige Prediger. Der Wandel und die Predigt blieben nicht ohne Wirkung. Die Zahl der Angehörigen wuchs, und bald wurde ein Predigthaus nöthig, das 400 Zuhörer fassen konnte. Eigentliche Mitglieder waren es damals 223, und von ihnen gingen Bitten auf Bitten an die Leute der wesleyanischen Gemeinschaft in England, besonders den feuereifrigen Dr. Coke, um einen Missionar für die Halbinsel. Ihm lag jetzt dieselbe und überhaupt Africa so am Herzen, daß er es zu einem beständigen Strebeziel machte für diesen Erdtheil zu thun, was er für America gethan und noch immerwährend that. Sein Streben ging auf eine Mission im Fula-Lande, außerhalb der Colonie, und es gelang ihm (1796) etliche wohlunterrichtete Handwerker aus der Zahl der Wesleyaner für die Sache zu gewinnen. Allein man war damals noch zu wenig geübt in der Wahl der Personen, noch zu wenig bekannt mit den richtigen Wegen zur Arbeit unter den Heiden; es war auch in der ganzen Sache noch zu wenig Nachdruck, indem nicht die Conferenz der Wes-

leyaner, sondern ein Verein aus verschiedenen religiösen Gemeinschaften an der Spitze stand. Man wollte eine Colonie bei den Fula-Negern gründen, sie Ackerbau und Handwerke lehren, und wählte daher die Arbeiter zu sehr nach dieser äußerlichen Rücksicht. Sie reisten mit dem trefflichen Statthalter Macaulay nach der Colonie, und dieser wollte sie sogar an den Ort ihrer Bestimmung im Fula-Lande begleiten. Allein schon auf dem Reisewege war über ihren christlichen Charakter gegründeter Zweifel entstanden, und als es galt, Sierra Leone zu verlassen, da erklärten die Meisten, zum Theil durch ihre Frauen angeregt, weil man unkluger Weise verheirathete Männer zu diesem ersten Versuch gewählt hatte, nicht gehen zu wollen, und es zeigte sich überhaupt, daß die Wahl der Arbeiter keine glückliche gewesen, aber auch daß es zu solchen Missionen außerhalb Sierra Leone noch nicht Zeit sey. Die rückkehrenden Sendboten traf die verdiente Schmach, und nur Einer, der aber auch ganz allein gestanden hatte, rettete seinen Ruf als wahrer Christ durch diese Feuerprobe hindurch.

Dem edlen Dr. Coke „blutete das Herz aus allen Poren", wie sein Lebensbeschreiber sagt, über dieses Mißlingen. Aber er ließ die Hände nicht sinken, sondern trug der wesleyanischen Conferenz den Plan vor, eigentliche Missionsarbeit statt der Colonisirung in West-Africa zu beginnen. Er wurde angenommen und Archibald Murdock und William Patten dazu erwählt. Allein sie gingen nicht ab, sondern arbeiteten in Irland, Murdock später in Westindien. Bis zum Jahr 1808 wurde West-Africas nicht mehr ausdrücklich gedacht, und auch da wurde nur von der Nothwendigkeit eines Predigers für Sierra Leone, wenn der geeignete Mann sich finde, geredet. Es fehlte an Mahnungen nicht, denn die kleine Heerde von Sierra Leone bat wiederholt um Hülfe. Allein das frühere Mißlingen hatte ängstlich gemacht, und Niemand bot sich freiwillig an, in ein so gefährliches Klima wie Sierra Leone sich zu wagen. Erst 1811 gelang es, in Herrn George Warren (als Prediger) und dessen Gehülfen Rayner, Healey und Hirst

(als Schulmeister) die Männer zu finden, die mit Freudigkeit die Hand an den Pflug legen wollten. Glücklich angelangt, wurden sie von dem Statthalter und dem Caplan der Colonie, Herrn Ryländer, freundlich empfangen, am freudigsten aber von der kleinen Gemeinde, der ihr Erscheinen eine Gebetserhörung war. Ihre Capelle wurde gedrückt voll, als Herr Warren zum ersten Male darin predigte, und wurde bald zu eng. Sünder wurden zu Gott bekehrt, die Gemeinde wuchs nach innen und außen — aber leider starb Warren nach ganz kurzer Wirksamkeit. Seine Lücke blieb lange offen und war um so fühlbarer, als auch Rayner nach Europa heimkehrte und als kurz nachher der edle Dr. Coke auf seiner Reise nach Ostindien starb, wodurch Africa seinen wärmsten Fürsprecher verlor. Im Jahr 1816 wurde die Lücke durch Herrn William Davies wieder ausgefüllt, und er begann auch sogleich seine Arbeit an der Gemeinde. Ein Schulhaus wurde in Freetown gebaut und Frau Davies wirkte im Segen unter dem weiblichen Geschlechte. Allein nicht lange sollte der treue Missionar sich dieser edlen Gehülfin erfreuen: sie starb noch vor Ende des Jahres, während er selbst langsam vom Klimafieber sich erholte. Die erste merkliche Bekehrung eines Schwarzen war ein süßer Tropfen in diesen Leidenskelch. Durch die christliche Freundschaft des Herrn Butscher wurde dem Vereinsamten der Schmerz der Wittwerschaft erleichtert. Mit diesem edlen Streiter Christi ging Davies nicht selten früh Morgens aus der Stadt, um benachbarte Dörfer zu besuchen und stärkte sich mit ihm an den Stimmen des Gebets und der Danksagung, die aus den Hütten der Neger sich vernehmen ließen. Einmal ging der edle Statthalter Maccarthy selbst mit ihm nach Kisseytown und ließ die Leute zur Predigt zusammenrufen. Da unter einem Schuppen knieete während der Liturgie der Statthalter auf den feuchten Thonboden und sprach die Antworten, die in derselben der Küster zu sprechen hat, zum schönsten Beispiel für die Heiden. Einmal als Butscher und Davies zusammen in einem der Dörfer gepredigt hatten, ging der Häuptling

desselben von Haus zu Haus und sammelte die Grigris seiner Leute in einen Sack. Am Mittag brachte er sie, diese ledernen, hörnernen, papiernen Zaubermittel mit den arabischen Worten darauf herbei, ließ Reisig, Stroh u. dgl. zusammen tragen und verbrannte die ganze Wirthschaft. Ein Dorfbewohner klagte laut: „Wer mich jetzt machen „Grigri, mich zu bewahren?" Da sagte ihm ein alter Mann: „Schweig du! Mich denken, diese Dinge uns vor „groß Feuer schützen und können sich selbst nicht schützen „vor Verbrennen vor meinen Augen. Mich nicht länger „ein Thor. Mich weiß Mann Gott suchen, mich Massa „Jesus suchen mich zu bewahren." Es war ein schönes Verhältniß zwischen der englischen Kirche der Colonie unter dem weitherzigen Butscher und den Wesleyanern. Vereint genossen und reichten sie das heilige Abendmahl, in der Kirche und in der Capelle; wöchentliche Betstunden wurden in der wesleyanischen, der Baptisten-Capelle und in der der Lady Huntingdon gehalten. Die Schulen gingen in reichem Segen fort und es war ein herrlicher Tag, als Butscher und Davies an Einem Tage 105 Kinder der befreiten Africaner tauften.

Im Jahr 1816 kam Samuel Brown mit seiner Gattin dem überlasteten Missionar zu Hülfe. Es war Zeit, denn Davies hatte nicht blos in Freetown, auch in Leopold, Congo-Town und andern Niederlassungen zu predigen. Ein Besuch dieser Art, den er bei Johnson in Regentstown machte, hatte die Frucht der Bekehrung Tamba's, des von uns oft genannten nachherigen Gehülfen. Bei der Predigt weinte er laut und blieb in der Kirche als die Andern weggingen, sichtlich entschlossen nicht zu ruhen, bis er den Frieden Gottes erlangt hätte. Als ihm der Missionar am andern Morgen begegnete, fragte er ihn: „Nun, Tamba, wie geht „es dir heute? was fühlt dein Herz heute?" „Mein Herz", sagte Tamba, „mein Herz jetzt nicht hier leben." „Wo denn, „Tamba?" „O Massa, Herz nun ganz oben leben." —

Solche Erquickungsmomente waren, wie überhaupt in Sierra Leone, nur die kurzen Strahlen der Sonne aus

dunkeln Wolken. Bald sammelten sich diese wieder. Butscher starb; ihm folgte die treue Jüngerin Jesu, Frau Brown; Davies mußte krank nach England gehen (1818). Um jene Zeit schrieb Herr Brown nach Hause:

„Wir haben 150 förmliche Gemeindeglieder, 44 auf „Probe, die alle richtig wandeln. Etwa 90 gehören zu „den Neuschottländern, 20 zu den Maronen, 40 zu den be„freiten Negern; die Probeleute sind sämmtlich von den letztern. „Daß die Frömmigkeit der Africaner gleich erleuchtet, kräftig „und stetig ist, wie bei Europäern, kann und will ich nicht „sagen. Aber man darf auch nicht vergessen, daß sie nicht „von allen Seiten Lichtstrahlen des Evangeliums aufnehmen, „und der Morgenstern ist doch aufgegangen in ihren Herzen. „In der Soldatenstadt und der Portugiesenstadt haben wir „schöne regelmäßige Versammlungen; unsere Hauptcapelle „kann die Zuhörer nicht fassen und die Maronen bauen in „ihrem Quartier jetzt ein steinernes Kirchlein."

Er hatte allen Grund, um Verstärkung der Mission durch weitere Arbeiter zu bitten. Sie wurde ihm in der Person der Herren Baker und Gillison noch zu rechter Zeit zu Theil, ehe er selbst zusammen sank (1819), indem immer neue Fieberanfälle und allzu angestrengte Arbeiten ihn tief heruntergebracht hatten. Die wesleyanische Missionsgesellschaft faßte um jene Zeit den weisen Beschluß, die Missionare für Sierra Leone nur auf drei Jahre auszusenden und dann sie auf gesundere Stationen zu versetzen. So wurde Herr Brown, um sein Leben zu erhalten, für St. Vincent in Westindien bestimmt. Es wurde ihm, wie er selbst sagte, sehr schwer, sich loszureißen, denn nach seiner Thränensaat war jetzt eben eine Freudenernte in der wahren Bekehrung von 20—30 Heiden eingetreten. Allein er folgte dem Rufe seiner Vorgesetzten und ließ das Werk in den Händen der neu eingetretenen Brüder.

Als er das Feld verließ, war es in folgendem Stande

Fünf Plätze zu regelmäßiger Predigt befanden sich in Freetown und in zwei Africaner-Dörfern. Am östlichen Ende von Freetown befand sich das Haupt-Versammlungs-

haus, ein hölzernes Gebäude mit einem Grasdache, immer mit Bänken versehen, das 3 — 400 Zuhörer faßte. Der Grund zu Erbauung von Capelle und Predigerwohnung war im Besitz der Mission und der Bau der erstern schon angefangen, auch 200 Pfund Sterling (2400 Gulden) für den Weiterbau gesammelt. In jenem Hause wurde am Sonntag zwei Mal, am Mittwoch ein Mal gepredigt, am Montag ein Kindergottesdienst, jeden Morgen und zwei Mal auch Abends eine Betstunde gehalten. Hieher strömten die Neger aus den Dörfern und mußten oft in der heißen Sonne draußen sich niederlassen, um das Wort des Lebens zu hören. — Am westlichen Ende der Stadt wohnten die Maronen und die befreiten Africaner. Da wurde früh Morgens auf der Straße, später in der Hütte eines Negers gepredigt. Nicht wenige Seelen wurden da für Christum gewonnen. — Congotown ist eine Zahl zerstreuter Hütten, meist von Congo-Negern bewohnt, deren sich Herr Brown kräftig angenommen hatte. Sie selbst bauten eine Capelle, um Schule und Gottesdienst zu erlangen. Ein Eingeborner arbeitete an der Schule und die Predigt fand regelmäßig statt. Die Soldatenstadt umfaßte wohl 600 Erwachsene und war der Wohnort der freien Schwarzen, die im Militärdienste standen. Auch hier fing die Predigt unter freiem Himmel an und dauerte ein ganzes Vierteljahr so, bis ein bedeckter Ort gewonnen wurde. Die Stumpfheit der Heiden stellte hier große Hindernisse in den Weg, aber unablässige Arbeit der Liebe überwand sie. Lange stand der Missionar an, diese in grober Fleischeslust, in dumpfem Aberglauben, in grauenhafter Unwissenheit lebenden Menschen, unter die er oft hineintrat und bei denen es so äußerst schwer wurde, sich nur verständlich zu machen, zu taufen. Da kam Einer derselben, John Crown, einmal zu ihm und erzählte, wie bei der Taufe seines Kindes sein Herz ergriffen worden; wie er im Busche, in seinem Hause, wo er ging und stand, unablässig um Vergebung seiner Sünden zu Jesu gebetet habe; wie ihm Alles eingefallen sey, was er gethan; wie er vor Angst nicht mehr habe essen

und schlafen können; wie sein Weib und seine Kameraden ihm vergeblich zugesprochen, sich keine Sorgen zu machen; und wie er einmal vom Gebet im Busche heimkehrend, plötzlich von aller Angst los und mit Freude erfüllt geworden sey; daß er in seinem Lande Honig, im Lande der Weißen Zucker gegessen habe, aber das, was er erfuhr, viel süßer gewesen sey, als beide; daß er so etwas, seit seine Mutter ihn geboren, nie gefühlt und es ihm lieber sey, als wenn ihm der Statthalter ein ganzes Haus voll Kleider gegeben hätte. Er war voll Dankes, daß ihn Gott hieher gebracht. Er wurde ein gesegnetes Werkzeug für Viele um sich her, und eine Gemeinde wurde um ihn gesammelt.

Die Portugiesenstadt hat ihren Namen davon, daß ihre Bewohner aus den Händen der Portugiesen befreite Neger sind. Dorthin kam der Missionar, ließ eine kleine Glocke erschallen und sammelte dadurch die Neger um sich und predigte dann an einer Hütte unter freiem Himmel. Bald konnte er einen Predigtschuppen errichten und eine Schule bilden. Die Arbeit war gesegnet.

Im Ganzen brachte das Jahr 1817 nicht weniger als hundert feste Gemeindeglieder. Dieses schöne Arbeitsfeld betraten Baker und Gillison mit Freuden; aber bald hatte den Letztern das Fieber hinweg gerafft. Der einsame Baker aber stand in seliger Freude unter schweren Krankheitsleiden da, weil eine köstliche Erweckungszeit seinen Muth stärkte. Rasch wurde die Zahl der Gemeindeglieder auf 330, auf 400 gebracht, und in mancher Woche 20 — 30 Seelen zu Jesu Christo lebendig bekehrt. Ja Baker dachte, da eben damals in Gambia ein brittischer Posten angelegt wurde, an eine Mission in jener Gegend und reiste auch in der That dahin ab, als Missionar Huddlestone mit seiner Gattin und Herr Lane die schöne Arbeit in Freetown in ihre Hände genommen hatten. Der Letztere wurde zwar bald nach dem Gambia versetzt, aber er kam von dort wieder zurück — freilich fast nur um sein frühes Grab zu finden. Ihm folgte Huddlestone nach wenig Monaten (1823). Seine Arbeit war eine sehr gesegnete gewesen und die Zahl

der Gemeindeglieder war unter ihm gewachsen. Bei den Maronen und in der Portugiesenstadt waren stattliche Capellen erbaut worden. Eine Zeitlang war die Heerde nun verwaist, aber im Jahr 1824 kamen Piggott und Harte, deren Ankunft so geschildert wird:

„Nie konnten zwei Missionare freudiger empfangen „worden seyn; die Nachricht ihrer Ankunft war schnell ver„breitet; es war ein lieblicher Anblick, die armen Schwarzen „von einem Hause zum andern rennen zu sehen, um den „Brüdern und Schwestern die frohe Kunde zu bringen, „wobei sie Augen und Hände zum Himmel erhoben und „Gott lobten und priesen."

In die Stimmen des Lobes mischten sich jedoch noch vor Ende des Jahres die Thränen der Trauer. Der edle fromme Harte sank ins Grab. Aber Piggott schritt muthig im Werke fort, die gesunkene Zahl der Mitglieder zu heben und nach allen Seiten das Wort Gottes zu verkündigen. In Congotown errichtete er eine Sonntagsschule. Im April 1825 konnte er schreiben: „Der HErr war uns wieder „gnädig trotz meiner Einsamkeit und verdoppelten Sorge „und Mühe. Das letzte Vierteljahr hat uns wieder neun „Bekehrte gebracht, die ihren Glauben mit redlichem Wandel „zieren. Ich sehe bessern Tagen entgegen."

Missionar Dawson, der eigentlich für den Gambia bestimmt war, half ihm kurze Zeit das Netz ziehen und durfte Zeuge von der Taufe mehrerer Muhammedaner seyn, mußte aber auch in Freetown seine Gattin begraben. Er konnte im Jahr 1827 erst auf seine Station abreisen, während Piggott nach England heimkehrte und von den Missionaren Courties und May auf der Halbinsel abgelöst wurde.

So heilsam dieser rasche Wechsel für die Ersparung unschätzbarer Menschenleben und Kräfte für eine Gesellschaft war, die wie die wesleyanische Missionsgesellschaft dieselben auf so vielen Arbeitsstätten in der Heidenwelt oder auch in der Heimath verwenden konnte, so günstig sich für denselben die Lage der Dinge in Sierra Leone stellte, wo die englische

Sprache schnell die herrschende wurde und keine Zeit mit Erlernung schwieriger Landessprachen verloren ging, so hatte die Sache doch auch ihre Nachtheile. Der Missionar, der sich bewußt ist, nur für wenige Jahre an einen Ort gesendet zu seyn, wird wohl nicht weniger gewissenhaft in Verwendung von Zeit und Kraft seyn, wenn er überhaupt der rechte Mann ist, als wäre er für Zeitlebens in sein Feld gestellt; er wird sogar bei der Kürze seiner Arbeit trachten, den engen Zeitabschnitt recht mit Thaten des Glaubens auszufüllen; er wird wagen, was mancher Andre nicht wagen würde. Allein er wird andererseits den weit aussehenden, Jahrzehende fordernden Arbeiten der Mission, der Erziehung für das Lehr= und Predigtamt, der langsamen sittlichen, geistigen, bürgerlichen Umgestaltungen, die ein so wesentliches Element der Mission sind, sich weniger hinzugeben wagen, weil ihm die kurze zur Predigt des Evangeliums hier am bestimmten Ort vergönnte Zeit zu kostbar dazu ist. Er wird zwar bald den Neger in seinem gebrochenen Englisch nothdürftig verstehen, aber er wird nicht eben so fließend in dieser Sprache zu reden und sie allmählig durch Annäherung an das reinere Englische zu verbessern und zu veredeln wissen. Und so werden die vielen Sprachen, die sich hier in das Englische mischen: das Französische, Portugiesische, die Joloff, Mandingo, Fula, die Timmani, Serrawulli und Kru, und die fünfzig Dialekte des innern Africa doch ein Hinderniß seiner Wirksamkeit bleiben. Darum, es darf wohl gesagt werden, hat die wesleyanische Mission in Sierra Leone auch nie die volle Vergleichung mit der englisch=kirchlichen auszuhalten vermocht, bei der die Regel gilt, daß die Missionare zwar nach Zwischenräumen von vier bis fünf Jahren zur Erholung nach Europa zurückkehren, aber auch, daß sie Sierra Leone bleibend angehören.

Courties und May hatten jedoch ihre Frucht, denn während ihres kurzen Wirkens wurde die Zahl der Gemeindeglieder, die (gewiß nicht ohne Einfluß des raschen Wechsels der Arbeiter) sehr gesunken war, um mehr als 50 wieder vermehrt, und eine sichtbare Erweckungszeit war angebrochen. Allein wie kurzsichtig sind der Menschen Gedanken! wie

sicher schien für die ununterbrochene Leitung der Gemeinden gesorgt, da Courties und May, ohne vom Fieber ergriffen worden zu seyn, sich dem Ende ihrer Laufbahn in dieser Mission mit vollen Kräften näherten und ihre Nachfolger Munro und Peck schon auf dem Wege waren (1828). Nachdem sie glücklich in die Nähe ihres Bestimmungsortes gekommen, war die erste Kunde, die der Lootse an Bord brachte, daß May vor sechs Wochen gestorben sey. Peck erzählt von ihrer Aufnahme: „Nie werde ich das Gefühl „vergessen, das mich durchdrang, als ich zum ersten Mal „in einer schwarzen und farbigen Gemeinde stand und predigte. „Die Nachricht von unsrer Ankunft hatte sich schnell verbreitet „und wir waren von zahlreichen uns begrüßenden Negern „umringt. Courties forderte einige zum Gebete mit uns auf, „und die Einfalt und Innigkeit ihres Gebetes hätte härtere „Herzen als die unsrigen gerührt. Wir verstanden nicht Alles, „aber die Hauptsache verstanden wir wohl: „O HErr Jesu, „segne unsere neuen Prediger! Du hast Sadrach, Mesech „und Abednego im Feuerofen bewahrt; Du hast sie über „das große Wasser gebracht, segne sie, HErr; segne ihr „Leben, HErr, mache sie nützlich; segne ihre Väter und „Mütter, ihre Brüder und Schwestern und Freunde, die sie „verlassen haben. Segne die große Gesellschaft, die sie sendet. „Die große Gesellschaft für Africa beten, HErr; nun Africa „auch für sie beten u. s. w." —

Am folgenden Sonntag waren die Neuangelangten noch Zeugen von der rastlosen, freudigen Thätigkeit des Missionars, und Herr Peck fing seine Arbeit in der Portugiesenstadt und bei den Maronen an. Es war Zeit gewesen, daß neue Arbeiter kamen, denn eine Partei von Methodisten hatte den Negern gesagt: „Es kommen keine weißen Prediger „mehr, die Gesellschaft schickt keine mehr, weil sie alle sterben; „kommt lieber zu uns." Ein Neger bemerkte darüber: „Wie „werden ihre Herzen jetzt brennen; Gott sey Dank! Er uns „Prediger schicken, viele, viele." Peck knüpft an diese Erzählung die Bemerkung an: „Sollte je der Missionsgeist „so abnehmen, daß die Unglücksweissagung jener Leute

„wahr würde? Nimmermehr. Ich würde mehr als mein „armes Leben an diese Colonie wagen. Wilberforce nennt „sie den „Morgenstern Africas". Das ist sie: die Dämme„rung eines hellen, glorreichen Tages des Evangeliums „für das elende Africa; eine strahlende Sonne im Aufgang, „die ihr Licht nach allen Seiten gehen läßt. — Seelen „werden gerettet, die Pforten der Hölle fangen an zu zittern, „die Bosheit ist groß, aber der HErr wirkt mit Macht. „Wir haben alle Aussicht auf weitgreifende Erweckungen: „ein Geist des Gebets und der Erwartung geht durch die „Gemeinde. Es bedarf offenbar nur einiger entscheidender „Schritte und stärkerer Anstrengungen von uns, mit dem „Beistand des Glaubens und Gebets unsrer Freunde, um große „und herrliche Erfolge zu erleben. In einer Predigt Bruder „Munro's fand ein Mann den Frieden Gottes, und sein Lob „war so gewaltig, daß der Prediger aufhören mußte. „Ein Anderer wälzte sich im Sündenschmerz am Boden „so heftig, daß er Bänke umwarf. Diese Aeußerungen „des Gefühls sind freilich heftig und ungewohnt. Seit „den drei Wochen unseres Aufenthalts haben bereits Zwölf „die Vergebung ihrer Sünden gefunden. Wir haben sechs „Capellen, darunter drei von Stein gebaut, 160 Glieder, „vierzehn Classenführer und siebenzehn Classen. Die Führer „verfahren buchstäblich nach Wesley's Regel und sehen „wöchentlich alle ihre Pflegbefohlenen. Bleibt Einer von „der Classe weg, so gehen sie ihm nach, um zu sehen, „wo es fehlt, und ihr Eifer in Gewinnung neuer Mitglieder „ist erstaunlich. Jeden Morgen um 5 Uhr halten sie eine „Betstunde in den 6 Capellen. Wir haben 6 Hülfsprediger. „Einen derselben hörte ich über die Worte predigen: „Ihr „müsset von Neuem geboren werden". Er sagte: „Es heißt „nicht: ihr solltet von Neuem geboren werden, nicht: es wäre „besser, ihr würdet von Neuem geboren, nicht: ihr könntet „von Neuem geboren werden, sondern: „ihr müßt" — „und wenn es nicht geschieht, so kommet ihr in die Hölle." „Meine Arbeit ist folgende. Sonntag Morgens um 6 Uhr „gehe ich zu meiner Classe, fast eine Stunde von hier; um

„10 Uhr predige ich bald dort, bald in der Stadtcapelle;
„um 2 Uhr gehe ich in die Sonntagsschule, denn wir sind
„die einzigen Lehrer für etwa 50 Kinder; um 6 Uhr predige
„ich noch einmal. Am Montag lehre ich die Kinder singen;
„am Dienstag, Mittwoch und Freitag Abend predige ich;
„am Sonnabend bespreche ich mich mit den Classenführern.
„Bruder Munro hat so ziemlich das Gleiche. Dann haben
„wir noch zwei Wochenschulen zu beaufsichtigen."

Die freudigen Erwartungen, welche diese Mittheilung aussprach, wurden bald (schon im Anfange des Jahres 1829) erfüllt. Unter den Maronen entstand eine herrliche Bewegung und viele wurden lebendig erweckt; in der Portugiesenstadt wurden 21 erwachsene Africaner getauft. Nach allen Seiten wuchs das Werk, und die Missionare ernteten, was ihre Vorgänger gesäet hatten. Noch immer war Herr Courties in der Colonie, wartend auf Gelegenheit zur Heimreise. Sie kam, aber zu spät. Todtkrank wurde er an Bord gebracht und dort in sein Bette gelegt, in dem er bald starb. Das Schiff ging nachher unter. —

Eine besondere Freude der Zurückgebliebenen war die Bekehrung Momadu's, eines stolzen Muhammedaners, dessen Gewinnung die Negerchristen für unmöglich gehalten hatten, und doch war sie hauptsächlich das Werk ihrer einfachen Einwendungen gegen die Lehren des fanatischen Moslems.

Diese freundlichen Aussichten wurden plötzlich tief überschattet durch die in England angelangte Nachricht, daß Peck und Munro Beide von einer furchtbaren Fieberseuche weggerafft worden seyen. Sie starben unter brüderlicher Pflege der englisch-kirchlichen Missionare. In welchem Geiste diese jungen Männer starben, zeigt die Aeußerung Munro's, einige Tage vor seinem Tode, gegen seinen gleichfalls kranken Amtsgenossen: „Wenn der HErr uns Beide „wegnähme, ehe wir nach England zurückkämen, welches „herrliche Zusammentreffen würde das im Himmel geben!" „O ja," war die Antwort, „herrlich wäre das, da wollen „wir oft von Sierra Leone reden. Aber die armen Leute

„zu Hause werden sehr bekümmert seyn. Aber Gott wird „ja Alles recht machen."

So schwer dieser Schlag die Hoffnungen der Missionsfreunde in England traf, er vernichtete doch ihren Glaubensmuth nicht. Es war Regel, nur Freiwillige für Sierra Leone zu nehmen, und ein Solcher fand sich im Angesicht des Todes seiner Vorgänger an Missionar Keighbley, der im Februar 1830 auf der Colonie eintraf. Er traf die Gemeinde blühend und durfte damit beginnen, mit 200 Schwarzen und Farbigen das Mahl des HErrn zu feiern. Er schrieb im nächsten Jahre: „Ein Muhammedaner in der „Portugiesenstadt ist wahrhaftig zu Gott bekehrt worden. „Vor elf Monaten hatte ich sein Kind zu taufen, was ich „ohne Anstand that, weil seine Gattin zu unserer Gemeinde „gehörte. Als ich vor der Taufe die Eltern anredete, begann „der Vater zu zittern und war offenbar von der Macht „Gottes ergriffen. Seitdem bin ich dem Manne mit wach„samer Sorge nachgegangen und hatte immer die Freude, „ihn redlich zu finden. Er schien zuerst von seinem eigenen „Gefühle überrascht: „Schon sieben Jahre mich zu Momed „(Muhammed) beten und nichts fühlen, nichts sehen; mich „zu Jesus beten, mein Herz fühlen." Er fand vollen Frie„den mit Gott und behielt ihn." Im Jahr 1838 wurde er Classenführer, und im folgenden Jahre versank er im Strome, als sein Kahn (er war ein Fischer) von einem Windstoß umgeworfen wurde. Es waren ihrer Mehrere, alle Christen. Als er dem Versinken nahe war, sagte er den Andern, die noch gerettet wurden: „Ich gehe in die „Herrlichkeit."

Missionar Ritchie kam seinem Amtsgenossen um die Zeit zur Hülfe, und es ging im Segen fort, bis 1832 Keighbley nach Westindien, und an seine Stelle Herr Maer berufen wurde. Die Gesammtzahl der eigentlichen Gemeindeglieder war auf 4—500 gewachsen. Auch Ritchie ging, und Clarke trat an seine Stelle (1833). Damals fing man mit der Erweiterung dieser Mission an. Eine Schule wurde in Wilberforce eröffnet. In Wellington, das damals

3000 Seelen zählte und keinen Missionar hatte, wurde ein Arbeiter aufgestellt; für Wilberforce, Murray, Shilling wurde dasselbe gewünscht. Zwei neue Missionare wurden unerläßlich, ja mehr als dies, da Clarke (1834) starb. Ihm folgte Crosby im Amt, dem bald Herr Sanders nachfolgte. Während die Zahl der Zuhörer und Gemeindeglieder bis auf 11,000, die der Schulkinder bis auf 900 wuchs, mußte in Folge eines Streites die Capelle in der Maronenstadt aufgegeben werden. Herr Patterson war als dritter Missionar eingetreten. Allein jetzt zog das gelbe Fieber wie eine giftige Wolke über die Halbinsel, und sämmtliche Missionare, Maer, Crosby und Patterson, erlagen demselben, und nur Sanders blieb noch stehen, zu dem Dove, der früher im Gambia gewirkt, und Badger als Verstärkung kamen, doch nur um ihm', dem tief Geschwächten, die Heimkehr nach England möglich zu machen. Nichtsdestoweniger fanden sich immer neue Arbeiter, Männer und Frauen, die ihr Leben nicht theuer achteten um Christi und der armen Heiden willen. Herr Edwards ging hin, um bald zurückzukehren; Herr Fleet, der schon auf dem Wege seine Gattin verlor, folgte ihm bald; Frau Dove erlag dem Klima auf der Halbinsel; Herr Jehu ging gleichfalls in diese Arbeit, um fast sogleich ins Grab zu sinken. Dafür durften Dove und Badger vier Jahre lang dort fortarbeiten. Um jene Zeit besuchte Missionar Fox von Gambia die Colonie, und fand in Freetown, in Wellington, Hastings, Gloucester und Regent, sowie in andern Dörfern die Gemeinden blühend, die Gesammtzahl derselben in die Tausende gewachsen, und zu King-Towns-Point eine Anstalt zur Bildung eingeborner Prediger errichtet. Auch eine Presse, die eine Zeitung herausgab, trat damals in Thätigkeit.

Im Jahr 1843 kehrten die Missionare Dove und Badger nach Sierra Leone zurück, womit das bisherige Verfahren, die Arbeiter nicht wieder dahin zu senden, durchbrochen wurde. Ihnen folgten Raston, Wayte und Griffiths, während Missionar Quick und Amos von

da heimkehrten. Die Arbeiter waren jetzt nicht mehr in Freetown zusammen, sondern auf verschiedene Stationen vertheilt. Auch in York war eine Station errichtet worden. Jetzt war der Strom breiter geworden; fast jedes Jahr kamen neue Sendboten, theils um die von Tod und Krankheit gerissenen Lücken zu füllen, theils aber, um die Macht der Arbeit zu verstärken.

Wir schließen diese Mission, bei der wir die Einzelheiten, um nicht Aehnliches zu wiederholen, übergangen haben, mit der Darstellung des Standes der Mission im Jahr 1850.

Damals stand in Freetown und den Umgebungen an der Spitze der Station und der ganzen Mission auf der Halbinsel Thomas Raston, um welchen sich die Missionare Lewis, Hart, Wright und Garry, die Letztern Neger, schaarten; in Hastings, Wellington und Umgegend wirkte Charles Knight, ein eingeborner Missionar; in York, Plantanen-Inseln u. s. w. war H. Decker, gleichfalls ein Eingeborner, im Segen thätig.

Die Hauptschwierigkeit war damals, hinreichende Räume für den Gottesdienst zu gewinnen, weil die Gemeinden rasch anwuchsen. In Freetown waren 1200 Seelen, und kaum für 600 Raum in der Kirche; in Graßfield dasselbe Verhältniß für 1400 Angehörige; in der Gibraltar-Capelle dieselbe Noth. Die Eingebornen hatten 700 Pfund Sterling zusammengebracht, um ihr abzuhelfen, aber es reichte nicht. Die Anstalt für Nationalgehülfen stand in schöner Blüthe; in den 18 Sonntags- und 16 Wochen-Schulen waren über 3000 Schüler gesammelt, in den Gemeinden über 5000 Seelen in der Pflege der Mission, die Gotteshäuser von mehr als 8000 Negern besucht.

Zweiter Abschnitt.

Die Ausbreitung der Mission. — Tamba und Davis. — Die englisch-kirchliche Mission im Timne-Lande. — Land und Volk. — Hänsel's Reise und vergeblicher Missionsversuch. — Thompson's Spracharbeiten. — Neue Reisen. — Anfang der regelmäßigen Arbeit. — Versprechende Aussichten. — Bedeutende Hindernisse. — Sinken der Hoffnung. — Neue Möglichkeiten. — Der Gambia-Fluß. — Colonie und Missionsanfänge. — Eröffnung der wesleyanischen Mission. — Unterhandlung mit den Häuptlingen und Niederlassungssorgen. — Erste Bekehrung. — Todesfälle und Befestigung der Mission in St. Marys. — Erwerbung der Macarthy-Insel. — Wirkung auf Heiden und Muhammedaner. — Die neue Station auf Macarthys. — Die Civilisationsversuche der Quäker. — Fortgang in St. Marys. — Todesfälle. — Die Missionarwaise als Missionsprediger. — Neuer Anfang in Macarthys. — Der Lindoe-Verein. — Fortschritt. — Nationalgehülfen. — Mac Brair's und Fox's Arbeiten. — Gefährliche Predigtreise. — Seuche. — Tod und wilde Thiere. — Die Reise nach Bondu. — Das Bondu-Land. — Negerfürsten. — Wechsel. — Der Aufruhr. — Die Erziehungsanstalt. — Aus Fox's Tagebuch. — Kemmingtan. — Neue Arbeiten und Verstärkungen. — Fox's Heimkehr. — Jetziger Stand der Mission.

Rücken wir nun von dem Hauptlager in Sierra Leone aus mit den Kriegsschaaren fort, die in die Länder des Feindes ihre Einfälle machten und sich in denselben festsetzten.

Die ersten dieser Versuche hatte Johnson in der herrlichen Blüthezeit von Regentstown im Gebiete der Scherbro-Neger der Halbinsel gemacht, und wir haben dieselben bereits geschildert. Es waren William Tamba und William Davis recht zu dem Zwecke, ihre heidnischen Landsleute aufzusuchen (1819), in die Dienste der kirchlichen Missionsgesellschaft genommen worden. Man hatte dem Erstern folgende Fragen vorgelegt und seine Antworten darauf erhalten:

Frage. Wünschest du unter deine heidnischen Landsleute zu gehen?

Antwort. Ja.

Fr. Wozu?

A. Um Gott-Palawer zu reden.

Fr. Kannst du das thun?

A. Nicht aus mir selbst, nur wenn mir Gott hilft.

Fr. Denkst du, Er werde dir helfen?

A. Ja, wenn ich Ihn darum bitte.

Fr. Denkst du nicht, du habest es jetzt besser? Viele fromme Männer sind von der Welt mißhandelt worden. Du könntest gefangen und als Sclave verkauft oder gar umgebracht werden.

A. Ich weiß freilich nicht, was geschehen wird. Wenn sie mich tödten, so tödten sie mich. Ich weiß, warum ich gehe.

Fr. Glaubst du, es sey Gottes Wille, daß du gehest?

A. Ich kann das nicht beweisen, ich bin voll Furcht.

Fr. Was fürchtest du?

A. Ich bin voll Verlangen zu gehen und ihnen zu sagen, was Gott für mich gethan hat. Aber manchmal fürchte ich, es könnte aus meinem argen Herzen kommen und ich nichts Gutes stiften.

William Davis wurde ähnlich befragt:

Fr. Willst du unter deine Landsleute gehen?

A. Ja, ich möchte ihnen von Jesus Christus sagen. Wenn ich an den Zustand denke, worin sie sind und worin ich auch war, so bin ich traurig, möchte gehen und ihnen sagen; aber ich bin voll Zweifels.

Fr. Seit wann ist es dir so zu Muthe?

A. Seit Jesus zuerst auf mein Herz wirkte, seit zwei Weihnachten.

Fr. Wagst du allein unter deine Landsleute zu gehen?

A. Nein, in meiner eigenen Kraft kann ich es nicht.

Fr. Denkst du nicht, sie werden dich fangen und zum Sclaven machen?

A. Ja, das kann wohl geschehen; aber wenn Gott mit mir ist, so macht es mir keine Angst.

Fr. Wenn du in Noth kommst oder verachtet und verhöhnt wirst, kannst du es um Christi willen dulden?

A. Ja, das hat nichts zu sagen; ich kann schon von ihnen ausgelacht werden; wenn Christus mit mir ist, so kann ich es wohl ertragen.

Fr. Viele Jünglinge aus Africa sind in England gewesen und dort gebildet worden; wenn sie aber wieder heim kamen, wurden sie bald Heiden. Denkst du der Versuchung dazu widerstehen zu können?

A. Mit eigener Kraft nicht, aber mit Gott wohl.

Die leitende Committee in London gab dem Plane, auch außerhalb der Colonie zu arbeiten, ihre Zustimmung, aber mit dem Vorbehalte, daß Eingeborne nicht allein zu bleibender Niederlassung unter den Heiden ausgesendet werden.

Auch der von den Missionaren in der Colonie gefaßte Entschluß kam jedoch, da die schon geschilderten Nothzeiten über dieselbe hereinbrachen, und man nur aufs Nothwendigste für die bereits gesammelten Gemeinden zu sorgen vermochte, erst später in Ausführung.

Es war das Timmani- oder Timne-Land, welches zunächst (1833) ins Auge gefaßt wurde. Dieses Land gränzt unmittelbar im Osten, jenseits des Mündungsstromes Sierra Leone, an die Colonie, und seine Bewohner sind in beständigem Verkehr mit ihr. Major Laing, der es im Jahr 1822 bereiste, nimmt seine Erstreckung von West nach Ost auf 20 deutsche Meilen, die von Süd nach Nord auf 12 deutsche Meilen an. Nördlich stößt es an die Mandingo- und Limba-Lande, südlich an Bullom und Kuranko, östlich an das Letztere und westlich außer dem Meer und den Bullom an Sierra Leone. Es ist in vier Herrschaftsgebiete getheilt, deren Häuptlinge, ohne jedoch viel zu bedeuten, den Königstitel führen. Die Südseite des Sierra-Leone-Flusses mit den Zweigen desselben, die man Port Lokko und Rokelle nennt, sind von den Timmani bewohnt, das alte Gebiet der Bullom, in welches sie erst aus ihren mehr im Innern gelegenen Sitzen hervorgebrochen sind. Auch am Scarcies-Flusse haben sie sich erobernd niedergelassen.

Laing nennt sie ein versunkenes, lasterhaftes, träges und geiziges Volk. Der Timmani ist sprüchwörtlich ein

Schurke und Feind ehrlicher Arbeit, sein Weib eine liederliche Dirne. Daß sie so ungastlich sind, wie Laing behauptet, wird von Winterbottom widersprochen. Uebrigens mag auch durch den Sclavenhandel, der bei ihnen seit dem Besuche des letztern Reisenden sehr zugenommen hat, ihre Moralität noch bedeutend gesunken seyn und Laing doch Recht behalten. Mütter boten ihm ihre Kinder zum Kaufe an, je für 10 Stangen (Eisen, welches das Geld dort ist) oder 18 Gulden das Kind, und schimpften ihn, als er sie nicht kaufte. Die Religion der Timmani ist das bekannte Zauberwesen (Fetischismus). Jedes Dorf hat in einiger Entfernung sein Grigrihaus mit Schädeln, Muscheln, Bildern u. dgl., wo die bösen Geister wohnen. Man versammelt sich nach jedem Todesfalle im Palawerhause und untersucht seine Ursache; und fast immer ist Tod durch das rothe Wasser oder Sclaverei das Schicksal einiger Unglücklicher, welche die Zauberer als die Urheber bezeichnen. Seit Abschaffung des Sclavenhandels muß der Teufel der Mörder seyn, den man dann durch reichliche Opfer zu versöhnen sucht. Die Leiber verstorbener Häuptlinge werden in Todtenhäuser gebracht, die niemals geöffnet werden, in die man aber durch kleine Oeffnungen Lebensmittel und Palmwein wirft, um die Verstorbenen zu nähren. Man hält auch Todtenmahle, wobei ein Theil der Speisen und Getränke auf den Boden geworfen und dadurch geopfert wird. Glückliche Tage und Dinge und das Gegentheil, heilige Orte wie die dunklen Wälder auf den Bergen und das Wachen über ihre Haltung durch den geheimen Purrah-Bund durchziehen das Leben des Negers auch dort mit Furcht und Aberglauben. Auch ein Weiber-Bund besteht, das Bondu, dazu dienend, Verbrechen der Weiber ans Licht zu bringen, und die Gottesurtheile durch Gift spielen dabei eine große Rolle. Die Timmani gehen fast nackt. Tragen sie Kleidung, so ist es ein Stück Tuch, das sie selbst fertigen.

In dieses Land, unter dieses Volk war Miss. Hänsel im genannten Jahre beauftragt zu reisen, um für eine neue Mission den Ort da zu suchen. Er wurde von Pa Suba,

dem alten Häuptling von Magbelli, freundlich aufgenommen, und ließ sich bei ihm nieder, um die Landessprache zu erlernen. Er traf dort eine Anzahl Handelsleute aus Sierra Leone, die er sogleich zu einer geregelten Zuhörerschaft am Sonntag sammelte. Allein eigene Krankheit, unregelmäßiges Erscheinen der Zuhörer und der völlig heidnische Aberglaube der Muhammedaner, was die dortigen Timmani-Neger sind, ließ es zu nichts Rechtem kommen. Dazu kam, daß der alte Häuptling sich als gänzlich wortbrüchig und unzuverlässig zeigte; daß das Mißtrauen der Neger, die in ihm einen Gegner des Sclavenwesens erwarteten, ihm alle Hindernisse in den Weg legte, weil sie fürchteten, die Sclaven werden, einmal unterrichtet, zu nichts mehr taugen. Er mußte durch immer neue Geschenke sich die Möglichkeit des Bleibens auf dem neuen Posten erkaufen, konnte nur mit Mühe sich eine Art von Wirkungskreis offen halten, und wurde dabei durch schlechte Wohnung und Nahrung mit jedem Tage schwächer. Eine kürzere Rückkehr nach der Colonie stärkte zwar Muth und Kraft wieder so weit, daß er bis in die Mitte 1834 aushalten konnte; aber als ihm nun auch in längerer Wartezeit die lügenhafte Unsicherheit der Häuptlinge immer neu entgegentrat, als vollends seine armselige Wohnung mit andern Hütten des Dorfes von einer Feuersbrunst verzehrt wurde, da gab er das hoffnungsarme Unternehmen wieder auf.

Drei Jahre blieb diese Mission liegen. Endlich 1837 nahm die Committee der kirchlichen Missionsgesellschaft Hrn. W. C. Thompson in ihre Dienste, um einige Bücher der Heiligen Schrift in die Timmani-Sprache zu übersetzen, und solche Schriften in ihr und über sie abzufassen, die es dem Missionar erleichtern sollten, sich dieser Sprache zu bemächtigen. Ein Jahr später hatte er bereits die elf ersten Capitel des ersten Buches Mose zum Drucke bereit, eine Anzahl christlicher Lieder übersetzt, die kirchlichen Morgen- und Abendgebete druckfertig übertragen, ein Wörterbuch gesammelt. Man hatte den Eingebornen Stücke dieser Arbeiten vorgelesen, die wohl verstanden und mit Erstaunen aufgenommen

worden waren. Die Missionare Weeks und Graf, die Herren Stedman und Thompson reisten im Timmani-Lande und wurden überall freundlich aufgenommen, und Herr Thompson hielt sowohl in Freetown, als im Innern, wöchentlich mehrere Male religiöse Versammlungen für die Timmani, in denen ein Verlangen nach Büchern sichtlich geweckt wurde. Im Jahr 1840 war der unermüdliche Thompson mit seinem Wörterbuch in drei Bänden, seiner Sprachlehre und andern Arbeiten fertig, und unterrichtete die Missionare Schlenker und Denton nebst zwei Schulmeistern in dieser Negersprache. Noch im December fing er mit ihnen zu Port-Lokko, etwa 20 Stunden im Nordosten der Colonie, eine Mission an. Die Bevölkerung und die Lage des gewählten Mittelpunctes schien Gutes zu versprechen, denn er lag an der Straße vom Innern nach der Colonie, welche die Goldhändler einschlagen, und die Dörfer Port-Lokko, Robatt und Santugo, nahe beisammen, zählten 2500 Einwohner. Eine Schule mit Wohnhäusern der Missionare wurde gebaut. Natürlich war mit diesen Bauarbeiten, mit dem weitern Erlernen der Sprache, mit fernerer Uebersetzung der Heiligen Schrift und der englischen Liturgie das erste Jahr hingegangen, ohne daß Weiteres hatte geschehen können, als daß man 20—30 Kinder im Lesen und Schreiben unterrichtete und Gottesdienst in der Landessprache hielt, dem von den Durchreisenden Viele, von den Angesessenen Wenige beiwohnten. Die tiefste Wirkung hatten wohl die religiösen Gespräche mit Einzelnen gethan; aber sie gerade ließ sich am wenigsten ermessen und beschreiben. Es waren aufs Gerathewohl ausgestreute Samenkörner.

Im Anfang des Jahres 1841 wurde ein neuer König oder Ali Kali gewählt und gekrönt. Den Titel Ali Kali führt der jedesmalige Oberhäuptling. Mit ihm schloß der Statthalter von Sierra Leone einen Handelsvertrag gegen die Sclaverei. Im folgenden Jahre konnte man zwar von einer etwas gewachsenen Schülerzahl und besserer Ausrüstung der Missionare, von einer fortwährend freundlichen Auf-

nahme der Prediger, auch wenn sie in den Hofräumen der Häuptlinge vor versammeltem Volke ihr Zeugniß ablegten, aber noch nicht von Früchten reden; vielmehr trat der Islam, der hier herrscht, immer gewaltiger als zähes Hinderniß hervor. Herr Denton mußte (1842) diese Mission verlassen, und an seine Stelle Missionar Schmid treten. Er fand die Dinge noch in demselben Stande, und bei den genannten Predigten 50—60 Neger aufmerksam gesammelt. Ali Kali sagte einmal nach einer solchen Rede: „Alles, was „er sagt, ist sehr gut, und wenn wir jetzt nicht thun, was „er uns sagt, so werden wir einst uns wiedersehen und zu „einander sprechen: „Ach! warum haben wir nicht gethan, „was uns damals weiß Mann sagen?" Sie sind in dies „Land gekommen, weil sie Gottes Werk lieben, und darum „haben sie ihre Heimath verlassen."

In einem folgenden Jahre wurde von bedeutenden Hindernissen der Mission gemeldet; von der Nothwendigkeit, die Missionsgebäude auszubessern; von einem Streite der Timmani und Susu um ein Stück des Bullom-Landes; von der Masern-Seuche und von der nothgedrungenen Heimreise Schlenker's.

Erst im Jahr 1845, nachdem Schmid und Ehemann eine Reise durch die innern Gebiete gemacht, wurden dieser Mission ihre Erstlingsfrüchte in der Taufe zweier Schulknaben geschenkt. Die Zahl der Schüler hatte sich auf 48 gehoben. Ein muhammedanischer Priester, Soliman Bundu, war damals durch eifriges Forschen in der Schrift dem Reiche Gottes nahe gekommen, und Ali Kali fortwährend an den Pforten des Eingangs in dasselbe. Aber der Schritt über die Schwelle war Beiden zu schwer.

Seit einigen Jahren ist der Gang dieser Mission noch dunkler geworden. Die Gunst der Häuptlinge nahm ab, seit Ali Kali gestorben war; die Kinder wurden ohne Ursache aus der Schule genommen; der Muhammedanismus trat feindlicher auf; innerer Zwist störte immer von Neuem; es wurde immer klarer, daß man weit besser gethan hätte, im heidnischen, nicht im moslemischen Theile des Landes

sich niederzulassen. Man fing schon an über das Aufgeben dieses Postens zu berathen, als ein neuer Umstand davon abrieth. Schlenker erhielt (1850) eine Einladung der Häuptlinge vom Groß- und Klein-Scarcies-Flusse, zu ihnen zu kommen und Schulen zu errichten. Er reiste dahin und wurde zu Mungke von König und Volk recht herzlich aufgenommen, auch von dem Negerfürsten Satan Saib zu Wula freundlich bewirthet und weiter geleitet, von wo aus er nach Kambia kam und die Ueberzeugung mit nach Hause brachte, daß die zwei letztern Orte höchst einladende Plätze für eine Missionsstation seyen. So könnte diese Timmani-Mission noch ein Segen für jene Lande werden, und das lange Harren wäre nicht umsonst gewesen.

Wenden wir uns zu einer andern west-africanischen Mission, die von Sierra Leone ausging. Es ist die der Wesleyaner im Gambia, in dessen Nähe ihnen schon, meisteus für kürzere Zeit, die englisch-kirchliche vorausging.

Vom Gambia-Flusse kam die erste Kunde nach Europa im Laufe der Entdeckungen der Portugiesen an Africas westlicher Küste. Prinz Heinrich, der edle, fromme Entdeckungsfürst, sandte Cadamosto 1454 aus, um ihn zu erforschen. Allein der Negerhandel, den auch der Prinz noch begünstigte, weil er in demselben Irrthum hinsichtlich desselben lebte, wie die edelsten seiner Zeitgenossen, verderbte gleich die ersten Bemühungen. Man legte Forts und Factoreien an, theils um ihn menschlicher, theils um ihn schwunghafter zu betreiben. Die Portugiesen waren im Besitz des Stromes und bauten an ihm, weit ins Innere hinein, ihre Handelshöfe. Gold und Neger wurden gegen portugiesische Waaren eingetauscht. Im siebenzehnten Jahrhundert gelang es den Engländern, am Strome Fuß zu fassen. Seine Mündungsarme enthalten mehrere kleine Inseln, deren eine, St. James, 12 Stunden vom Meere, von ihnen besetzt wurde. Im Jahr 1688 eroberten sie die Franzosen und zerstörten die englischen Befestigungen. Die africanische Handelsgesellschaft nahm nachher diesen Posten wieder auf. Gegenüber der Insel auf dem nördlichen Flußufer liegt die handelsreiche Negerstadt

Dschillifri, und nahe derselben, etwas stromabwärts, die französische Factorei Albradar. Die englisch-americanischen Kriege am Ende des vorigen Jahrhunderts ließen den Besitz des Gambia zwischen den Engländern und Franzosen öfters wechseln; auch Goree und Senegal tauschten manchmal den Herrn. Der Handel im Gambia blieb in englischen Händen, und Fort James der Hauptort. Als 1816 die erstern Besitzungen an Frankreich bleibend zurückgegeben wurden, blieb der Gambia den Engländern, und eine neue, bessere Niederlassung wurde auf der kleinen, nur sechs Stunden im Umfang betragenden, vier Stunden vom Meere an dem Südufer des Stromes, von dem sie nur durch den schmalen Sarra oder Auster-Creek getrennt ist, gelegenen Insel St. Mary gegründet. Man kaufte sie von dem Könige von Combo, und die Kaufleute aus Goree siedelten sich sogleich hier an. Am nordöstlichen Ende der Insel wurde die Stadt Bathurst, zu Ehren des Colonialministers Lord Bathurst so genannt, oder vielmehr nur die Wohnung des Anführers der 50 englischen Soldaten und deren Kaserne, nebst etlichen leichten Kaufmannshäuschen, erbaut, an deren Stelle allmählig die schönen und geschmackvollen Gebäude traten, die jetzt diese Stadt unter den über den Häusern wehenden Palmbäumen so reizend erscheinen lassen. Fort James zerfiel jetzt in Ruinen. Im Jahr 1820 zählte Bathurst schon 1000 Einwohner, und Herr Hughes wurde als Geistlicher von Sierra Leone dorthin gesandt, nachdem längere Zeit Kapitän Grant selbst für seine Soldaten den Gottesdienst gehalten hatte. Schade nur war es, daß die Franzosen gegen den Vertrag die oben genannte Factorei bauten und von da den Sclavenhandel betrieben, den die Engländer auszuschließen gekommen waren. — Seitdem ist die Bevölkerung über 3000 gewachsen. Der edle Statthalter von Sierra Leone, Sir Charles Macarthy, empfahl den Ort der wesleyanischen Missionsgesellschaft zur Errichtung einer Station, und im Februar 1821 landete Missionar Morgan in der Colonie, wo er von den europäischen Beamten und Kaufleuten freundlich empfangen wurde, sogleich

zu predigen begann, aber von den Eingebornen einen so traurigen Eindruck erhielt, daß er geneigt war, „sie als un-„ter dem Menschen stehende Wesen zu betrachten, denen er „durch seinen Dienst nichts nützen könne.“ Er wünschte, lieber wieder heimkehren zu dürfen, als er einige Tage vergeblich versucht hatte, ihnen einen Begriff von dem Zwecke seines Kommens beizubringen. Allein die Ankunft seines Mitarbeiters Miss. Baker, der schon einige Jahre auf Sierra Leone im Segen gewirkt und sich das Negerenglische angeeignet hatte, hob seinen Muth, als er sah, wie dessen Worte in dem den Negern verständlichen Dialekte ihre Seelen ergriffen und sie als ein nichts weniger denn hoffnungsloses Feld erscheinen ließen. Es waren Auswanderer aus Sierra Leone darunter, und um diese bildete sich bald ein Kern von Seelen, die fragten: „Was muß ich thun, daß ich selig „werde?“

Tontabar, ein Negerdorf am Südufer des Flusses, war zur Station vorgeschlagen. Morgan reiste hin, weil Baker krank war, und erhielt von dem Häuptling die Erlaubniß, sich in seinem Lande anzusiedeln, jedoch mit dem bedeutsamen Zusatz: „Baue dein Haus so nahe an den Fluß, als „möglich, damit du gleich in den Kahn springen kannst, „wenn einer meiner Leute dir etwas zu Leide thun wollte.“ Das hieß doch wohl: „Ich kann dir keinen Schutz ver-„sprechen.“ Dem gemäß wurde dann auch ein anderer Ort gewählt. Sie wandten sich an den König von Combo, und brachten ihm ein mit einem Scharlachtuche ganz bedecktes Pferd zum Geschenke, worauf er ihnen die Niederlassung in seinem Gebiete gestattete. Aber nirgends wollten seine Unterthanen sie zu Nachbarn haben; sie drohten sogar wegzuziehen, weil „die Weißen Kinder stehlen und sie zu Scla-„ven machen.“ So wanderten die Missionare weiter, und kamen mit Einbruch der Nacht in Madanari an, wo ein alter Neger, der in der Colonie bekannt war, ihnen erlaubte, an seiner Hüttenthüre auf einem Lager von Palmblättern zu schlafen, ihnen aber nur ein wenig schmutziges Wasser als Nahrung bieten konnte. Nach einer durch die Moski-

tos schlaflosen Nacht erhoben sie sich rathlos, weil sie ohne Obdach und Heimath, die Regenzeit dem Einbruch nahe, unter wilden Menschen sich fanden. Doch wählten sie dort eine erhabene Stelle, nur 3 Stunden von Bathurst, zur Niederlassung. Sie holten ihre Werkzeuge, fällten Bäume und bauten sich mit Hülfe der Eingebornen ein Haus, während welcher Arbeit sie bei dem alten Neger wohnten. Sie schilderten ihr Thun und Lassen in einem Briefe so: „Wir „können noch nicht predigen, weil wir erst die Sprache ler„nen müssen. Jeden Samstag gehen wir im Kahne nach „Bathurst und kehren am Montag zurück. Dort halten „wir Versammlung unserer Classe, hören den Caplan pre„digen, halten selbst am Sonntag Nachmittags eine Predigt „vor etwa 100, und Abends vor 200 Zuhörern, besuchen „zwischen hinein die Armen und kaufen am Montag für „unsere Ansiedlung das Nöthige ein." Von den Mandanari-Negern sagt Baker: „Sie sind schlimm genug, als „Gebieter stolz, übermüthig und grausam, als Diener faul, „heuchlerisch und äußerst unredlich. Es scheint der Mu„hammedanismus hat sie vollends zu den schlechtesten Leu„ten gemacht, und die Meisten glauben sich vollkommen zu „Trug und Diebstahl an den Weißen berechtigt. In diesem „Königreiche hat man übrigens Gewissensfreiheit. Der „König ist Heide, und die meisten Bewohner des Dorfes „ebenfalls; aber ins Heidenthum sind die schlimmsten aber„gläubischen Ansichten des Islam gemischt." — Für das Land mußten sie 20 Dollars (50 Gulden) jährlich bezahlen. Ein Haus von Balken, Bambus, Zweigen und dann mit Lehm beworfen sollte ihr Schulhaus seyn; sie bauten es mit eigenen Händen. — Herr Morgan erzählt, daß er damals in Bathurst von einer armen Negerin besucht worden sey, die ihm sagte: „O Massa! mein Herz sehr in Angst, ich „verlorene Sünderin." Er wies sie zu Jesu, und als er sie am andern Morgen in der Versammlung voll Freude sah, erzählte sie auf Befragen: „Mich ging in den Wald, „mich Kniee beugen auf den Boden und mich beten, beten „bis alle meine Last weggehen und mein Herz voll Freude,

„und dann ich beten für meinen armen Mann, daß Massa „Jesus ihn selig machen.“ — Dies war der Erstling der Mission.

Endlich konnten sie in ihr neues, nichts weniger als bequemes Haus einziehen; aber jetzt war auch Baker von Handarbeit und Sorge, wie von dem trotz der höhern Lage ungesunden Orte so angegriffen, daß ein Fieber nach dem andern ihn befiel. Herr Morgan dagegen, der frisch aus Europa gekommen war und eine starke Gesundheit hatte, trug die Arbeit unter der glühenden Tropensonne wohl, war nur täglich sehr ermüdet, was er einen Vortheil nannte, weil man sonst bei den schlechten Einrichtungen nicht hätte schlafen können. Allein auch dieser Starke erlag und mußte, vom Landesfieber befallen, in einen Kahn gebracht und nach Bathurst geführt werden, wo er zwei Monate im Militärhospitale lag und die ganze gefährliche Regenzeit krank blieb. Während derselben starb der wackere Caplan Hughes und seine Frau. Es war auch für Baker hohe Zeit, daß Missionar Bell aus England kam, ihn abzulösen. Er kam nach Westindien und Nord-America, arbeitete aber nachher noch lange in England.

Herr Bell kam (1822) als ein ganz gesunder Mann, und Morgan konnte ihn durch seine Erfahrung vor Arbeit im Freien warnen. Kaum war er 6 Wochen da, so starb er. Glücklicherweise erreichte die Nachricht von seinem Tode noch Sierra Leone, ehe Baker von dort abreisen konnte, und so wurde von diesem und Huddlestone beschlossen, dessen Gehülfen Lane dem alleinstehenden, kränkelnden Morgan zu Hülfe zu senden. Dieser wurde in seiner körperlichen Schwäche doch ermuthigt, weil er einen Amtsgenossen hatte. Sie gingen nach Mandanari, aber nur um zu sehen, wie ungesund und schlimm durch den Mangel an gutem Wasser die Lage des Missionshauses war, und daß sie ohne Kenntniß der Mandingo-Sprache nichts anfangen konnten. In Bathurst mietheten sie ein Haus, um wenigstens bei den einigermaßen Englisch Verstehenden etwas zu wirken. Aber auch an diesem geringen Wirken wurden sie durch Krankheit

gehindert, und Herr Lane mußte nach Sierra Leone zurückkehren, um dort zu sterben. Jetzt konnte vollends für Morgan von einer Rückkehr nach Mandanari nicht die Rede seyn, da überdies St. Mary genug zu thun gab.

Im Jahr 1823 fuhr Major Grant, der Commandant der brittischen Niederlassung, den Fluß hinauf, um einen Ort für eine weitere Handelsansiedlung zu suchen, und zugleich die verschiedenen Häuptlinge zu sprechen. Morgan ging mit, um die Missionszwecke zu fördern. Die Häuptlinge alle wünschten die neue Ansiedlung in ihrem Gebiete zu haben, und schilderten daher die ferner wohnenden Neger aufs Schlimmste. Man kam bis Kantalikunda bei den Wasserfällen von Barrakunda, 200 Stunden vom Meere. Die Lemonen-Insel, in der Mitte zwischen St. Marys und jener Stadt, im Gebiete des Königs von Kattaba, wurde gewählt. Den König fand man im Kampfe mit einem jungen Häuptling, Namens Kemmingtan, dessen Vater der König den Kopf abgeschnitten, und der nun unter dem Vorwand der Blutrache sich eine Herrschaft zu erobern suchte. Er weigerte sich den Major zu besuchen, weil er kein Grigri habe, das ihn schütze, wenn er so nahe an den Fluß gehe. Die Lemonen-Insel oder Dschanschamberry wurde dem König von Kattaba abgekauft, die brittische Flagge aufgepflanzt und die Insel von nun an Macarthy-Insel, nach dem edeln Statthalter von Sierra Leone, genannt. Ein kleines Fort wurde erbaut und ein Paar schwarze Soldaten hineingelegt. Herr Morgan übernahm ein Stück Land und beschloß, unter dem größesten Mahagonybaum, den er je gesehen, seine Hütte zu errichten. Die zu erbauende Stadt erhielt den Namen Fort St. George.

Um jene Zeit hatte Morgan bei seinem Predigen in den Straßen, wohin er ging, um die Heiden eher herbei zu locken, theils den Schmerz, die Versunkenheit der Neger, die fast stets betrunken waren und in allen Lastern lebten, wahrzunehmen, theils aber auch die Freude, einen Neger vom Joloffen-Volke, der durch das Evangelium ergriffen wurde, in die christliche Wahrheit tiefer einleiten zu dürfen. Einen

Andern konnte er sogar taufen. Mit einem muhammedanischen Marabut (Priester und Heiligen) hatte er Unterredungen über das Christenthum, das in ziemlichem Grade seinen Verstand überzeugt hatte, obgleich sein Herz noch fest am Koran hing. Die Gründe seiner Ueberzeugung waren theils die Sittenlehren des Christenthums, theils seine Duldsamkeit, während die Muhammedaner, wenn sie eben so viel Macht im Lande hätten, wie die Christen haben, gewiß die Letztern alle umbringen würden — die Bemühungen gegen den Sclavenhandel und der unentgeltliche Schulunterricht der Mission ohne Ansehen der Person. Er war sehr erstaunt, als er einige Christen aus seinem Volke ihre Erfahrung innern Friedens durch das Blut Christi aussprechen hörte. Der Mann wohnte bei dem Missionar, um mehr Unterricht zu empfangen. Er fing an zu fühlen, daß er ein armer Sünder sey, und daß seine Meinung von seiner Gerechtigkeit, weil er den Koran lesen gelernt und sich starker Getränke enthalten habe, vor Gott nicht viel gelten könne. Er war erschüttert, aber er wußte nicht, was er thun sollte; denn um Christ zu werden bedurfte es starker Ueberzeugung, da er sicher seyn durfte von den Marabuts vergiftet, jedenfalls von seinem Vater enterbt zu werden, wenn er nicht von der Mission sich bald trennte.

Herr Morgan ging auch in die Häuser der Eingebornen und lud die Sclaven zum Hören des göttlichen Wortes ein. Sie kamen so zahlreich, daß er in Todesangst war, der Boden möchte brechen und die ganze Versammlung in das Magazin hinabstürzen, über welchem sich die Capelle befand. Er predigte englisch, und jener junge Bekehrte dolmetschte in die Joloffensprache. Nach der Predigt hatte er ein Gespräch mit dem Marabut, der auch dabei gewesen, über Erbsünde und Sündenvergebung. Die erstere kannte er, die letztere aber nur so, daß er meinte, während dieses Erdenlebens wisse kein Marabut von Vergebung seiner Sünden, oder gar von einem so seligen Gefühl derselben, wie die Bekehrten es aussprachen. Er meinte, jenseits werde die wirkliche Sünde um des Glaubens an Muhammed

willen verziehen; die Erbsünde aber müsse man wegwaschen, und daher sey es gebräuchlich Beine und Füße zu waschen, weil sie den ersten Menschen zum verbotenen Baum getragen, die Augen, welche die verbotene Frucht sahen, die Hände und Arme, welche sie pflückten, die Nase, welche sie roch, den Mund, welcher sie aß, und die Kniee, mit denen Adam und Eva sich unter dem Baum beugten. Das Herz, meinte er, bedürfe freilich der Waschung am meisten, aber da sie nicht möglich sey, so müsse man eben thun was man könne. Diese Unterredung fand in Gegenwart etlicher Joloff-Neger statt, die noch nichts vom Evangelium wußten. Einer derselben kam nachher und bat um Unterricht. Aus jenem bekehrten Joloffen wurde bald ein Gehülfe in der Predigt des Evangeliums.

Es war Zeit, daß dem eifrigen Arbeiter Hülfe kam, damit er sich auf dem neuen Posten, Macarthys-Insel, niederlassen, und doch die Gemeinde zu Bathurst in sichere Hände geben konnte. Es geschah. Missionar Hawkins mit seiner Gattin übernahm die letztere, und die Frau errichtete sogleich eine Mädchenschule (1824).

Jetzt ging Morgan sogleich an Errichtung der neuen Station. Er wohnte mit zwei Schulknaben in einer armseligen Hütte und predigte in der Kaserne bei furchtbarer Hitze den schwarzen Soldaten und etlichen andern Personen, einer kleinen aber aufmerksamen Gemeinde. Der König von Kattaba kam auf die Insel und versprach seine Söhne zum Unterricht zu schicken. Es war eine furchtbare Hitze, die es oft unmöglich machte in der Hütte zu bleiben, oft aber auch draußen noch erstickender war als drinnen. Nur der Gedanke, daß es ja Andere um des Geldes willen auch aushalten, stärkte die Ausdauer. Da mit dem Einbruch der Regenzeit das im Bau begriffene Haus nicht fertig war und Morgan beständig an Wechselfiebern litt, so ging er nach St. Mary, wo das Missionshaus eben fertig geworden war.

Die edlen Quäker, denen Africa am Herzen lag, kamen damals auch an den Gambia. Herr Singleton war im

Jahr 1822 dort und in Sierra Leone gewesen, um zu Gunsten des Schulwesens zu wirken, und jetzt sendeten diese Freunde etliche von der berühmten Hannah Kilham in England gebildete Schwarze heraus, von Hannah Kilham, Smith, Thompson und seiner Schwester begleitet, um besonders den Ackerbau die Neger zu lehren. Auch Morgan ließ sich noch in der Handhabung des Pfluges unterrichten, um für diese Seite der Gesittung etwas thun zu können. Auch dieses schöne Unternehmen edler Menschenfreunde scheiterte am Klima. Alle Theilnehmer starben, nur die Frauen kehrten nach England zurück; Hannah Kilham nur, um etwas später in ihren freundlichen Bemühungen für Africa auf der Rückreise von Liberia nach Sierra Leone ihr Grab in der großen Tiefe zu finden.

Wie froh waren die Missionare, endlich auf St. Marys ein Missionshaus, ordentlich gebaut und eingerichtet, zu besitzen, wo sie beide wohnen, und in dem sie zugleich ihre Schulen und Versammlungen halten konnten. Es war aber auch diese Förderung ihrer Gesundheit sehr nöthig, da Hawkins in der Woche fünf Mal regelmäßig zu predigen und dazu noch andere Versammlungen zu halten hatte, und da er und seine Frau jetzt vom Klimafieber befallen wurden. Wie gut war es, daß jetzt Morgan in Bathurst sich befand. Er hoffte bald nach Macarthys-Insel zurückzukehren; statt dessen mußte er nach England heimkehren, weil seine Kraft rasch unter den Anstrengungen und Fiebern dahinsank. Sein Trost war, daß er eine Gemeinde von 30 Seelen nach vierjähriger Arbeit unter der Leitung seiner Freunde zurücklassen konnte. Er hatte im Sinne nach Africa zurück zu gehen; allein die Committee beschloß anders, weil er nur sehr langsam sich erholte. Mancher Leser mag vielleicht die Zahl der Bekehrten, die nicht einmal alle wahre Kinder Gottes genannt werden konnten, für die Arbeit, Angst, Sorge und Mühe sehr klein finden. Die Committee in London maß die Dinge anders mit dem Maaße des Heiligthums. Obwohl das Jahr 1825 hinging, ohne daß sie neue Sendboten an den Gambia schicken konnte, so war sie doch stets darauf

bedacht, und das Anwachsen der Arbeit in Gemeinde und Schule zu Bathurst, das Leerstehen der neuen Station auf Macarthy gab ihr dazu den besten Anlaß. Jetzt war aber die Dienstzeit des Hrn. Hawkins vorüber, und er wurde von dem zuerst schon für den Gambia bestimmten, aber durch Umstände zuerst nach Sierra Leone gekommenen Missionar Dawson abgelöst. Auch er arbeitete im Segen, denn nach einem Jahre konnte er nicht allein melden, daß die Zahl der Abendmahlsgenossen auf 47 gewachsen, sondern auch, daß ihrer Viele einen Ernst zeigen, Andern das Heil nahe zu bringen. Es war zeitige Hülfe, als (1828) Missionar Marshall im Gambia ankam. Er faßte mit seiner Gattin die Arbeit rüstig an; aber schon im Jahr 1830 sank er ins Grab, und seine Gattin folgte ihm, eben an die heimathlichen Gestade zurückgekehrt, im Tode. Es waren in diesem Jahre sechs Arbeiter in West-Africa entschlafen. Auch diese Beiden gingen jedoch nicht dahin, ohne Spuren segensreichen Wirkens zu hinterlassen. Die Mission stand leer, und nur ihr kleines Kind, das Frau Marshall mit nach England gebracht, und das ein treues Negermädchen Sally pflegte, wurde der Berufer eines neuen Missionars. Das Negermädchen sollte nach Newcastle zu des entschlafenen Missionars Bruder reisen, und in London im Missionshause einsprechen. Dies geschah an einem kalten Octobermorgen im Jahr 1830 in Hatton-Garden, wo damals das Missionshaus stand. Zu der Zeit waren einige junge Männer in London, um sich von der Committee prüfen zu lassen und ihre Bestimmung als Missionar zu erhalten. Sie waren im Missionshause und fühlten sich von dem kleinen Wesen und seiner Liebe zu der treuen schwarzen Pflegerin tief ergriffen. Diese schloß das arme Kind in die Arme, netzte es mit ihren Thränen und erzählte dabei auf die rührendste Weise von dessen Eltern und von ihrem Heimathlande. Unter den Jünglingen war Hr. Moister, dem diese Worte und Scenen zu Herzen gingen, und der nach ernstlichem Gebet sich gedrungen fühlte, mit dem Blick auf das verlassene Arbeitsfeld zu sagen: „HErr, hier bin ich, sende mich."

Und er ward gesendet. Das Negermädchen trug recht ein Bild Africas nach England.

Sie war Anfangs im Hause des Oheims des jungen Richard Marshall sehr scheu und mißtrauisch und hielt es nicht aus, wenn das Kind aus ihren Augen war; es brauchte mehrere Wochen, bis sie sich von der Sicherheit desselben überzeugte und bis auch ihr Herz aufging. Sie war eine Ebu-Negerin und erzählte, daß sie noch einen kleinen Bruder habe; daß nach dem Tode ihrer Mutter der Vater sie verkauft. Sie schilderte die Leiden des Sclaventriebs an die Küste, den Jammer auf dem Schiffe, die Befreiung. Oft seufzte sie tief und rief aus: „Arm Sally kein Vater, kein Mutter, kein Heimath. Richard gut Vater, gut Mutter und viel Schwester und Freund, mich jetzt nicht fürchten, arm klein Richard da lassen", und dann drückte sie das Kind an das Herz und weinte. Sie kehrte nach dem Gambia zurück, war dort eine christliche Gattin eines wackern Negers und starb im Frieden Gottes.

Herr Moister reiste mit einer Gattin, die sich dazu mit ihm verband, ab, und kam im März 1831 glücklich in St. Marys an, wo ihn die Neger mit Jubel empfingen, ihn und seine Frau aus dem Bote ans Ufer trugen, ihnen die Hände küßten und vor Freude weinten. Der erste Sonntag war ein herrliches Dankfest in der Gemeine.

Bald besuchte Moister die Insel Macarthy, die seit Morgan's Abreise kein Missionar mehr betreten hatte. Er konnte jetzt St. Marys verlassen, weil die wackeren Gehülfen Pierre Sallah und John Cupidon in seiner Abwesenheit das Werk fortführten. Er wurde von dem einzigen Weißen auf der Insel, dem Lieutenant Shaw, aufs Herzlichste empfangen, predigte, that was er konnte und wurde bei seiner Abfahrt von den Eingeborenen dringend gebeten, wieder zu kommen oder einen Lehrer zu senden. Die Arbeit in St. Marys litt etwas Noth, weil die Mandingo's ein nahes Fort mit Uebermacht angegriffen, einige Soldaten, darunter auch den Kapitän eines Handelsschiffes, getödtet, dessen Kopf auf einer Stange als Siegeszeichen herumge-

tragen hatten und nun durch herbeigerufene Kriegsschiffe dafür blutig gestraft wurden. Ihre Absicht war die Zerstörung der brittischen Niederlassung gewesen. Die Gemeinde wuchs zwar auf 61 Seelen, aber die Angst und Unruhe, wie der Militärdienst der Gemeindeglieder, hinderten die regelmäßige Arbeit. Erst als das kleine Fort Banapoint wieder erobert und der Friede hergestellt war, konnte Moister wieder und zwar diesmal mit einem der eingeborenen Lehrer und den nöthigen Schulmitteln nach der obern Station gehen, wo er sogleich (1832) ein Landstück kaufte und ein Negerhaus zum Gottesdienste erbaute, worin Cupidon predigen und Schule halten sollte. Dieser begann seine Arbeit, und Moister konnte wieder abreisen. Am Ende des Jahres durfte er von der Aufnahme von 24 Gemeindegliedern, von überfließend großen Versammlungen, von einem unter den Eingeborenen wohnenden Geiste des Forschens nach dem Wege des Heils, von Cupidon's gesegneter Arbeit auf Macarthy's-Insel, von Liloy, einer kleinen Gemeinde dort, melden. Diese günstigen Nachrichten ließen an weitere Unternehmungen denken. Missionar Dove sollte zu den Fula gehen und Missionar Fox an die Stelle Moister's treten, dessen africanische Dienstzeit vorüber war (1833). Moister ging nach England, bald darauf nach Ostindien, von wo er nach vierzehnjähriger Arbeit als Vorsteher der südafricanischen Missionen in die Capstadt versetzt wurde.

Missionar Dove ließ sich auf Macarthys-Insel nieder, um von da aus für die Fula im Innern zu wirken, die dort, ohne eigenes Land zu besitzen, als Hirten unter den sie bedrückenden Mandingo-Negern leben. Mittheilungen über sie, welche Herr Morgan nach seiner Heimkehr an Dr. Lindoe von der anglicanischen Kirche, der sich schon längst mit West-Africa beschäftigte, gemacht, und die ihren Weg an manche Herzen gefunden hatten, führten im Jahre 1833 zur Bildung eines Vereines von evangelischen Christen verschiedener Gemeinschaften in Southampton, dessen Zweck war, eine Bildungsanstalt für Fula-Neger zu stiften, um eingeborene Missionare für das Innere heranzuziehen.

Gerade der gedrückte Zustand der Fula, ihre oftmalige Verkaufung als Sclaven, ihr friedliches Leben, ihre geringe Betheiligung beim Sclavenhandel, ihr gewerblicher Sinn, die Aehnlichkeit ihrer Gesichtsbildung mit der europäischen mit der Sage, daß sie von Weißen abstammen, und ihre freundliche Gesinnung gegen diese, endlich der Umstand, daß nur wenige von ihnen Muhammedaner sind, schien dieses Volk für ein solches Unternehmen besonders zu empfehlen. Der neue Verein übernahm den Unterhalt eines Missionars und der beiden Nationalgehülfen Sallah und Cupidon auf sich. Der Missionar sollte unter den zerstreuten Fula reisen, Schulen errichten, predigen. Die Leitung der Sache aber sollte in den Händen der wesleyanischen Missionsgesellschaft bleiben. Missionar Dove ging sogleich daran, die nöthigen Gebäude zu errichten. Die Regierung gab 600 Acres Land auf der Insel dazu. Die Arbeit war so gesegnet, daß Dove gleich im ersten Vierteljahre 30 Paare trauen, 92 Erwachsene und mehrere Kinder taufen, 72 Seelen zur Probe aufnehmen konnte und daß es ihm gelang, regelmäßige Predigt zu Broko bei den Fula und zu Dschamela bei den Mandingo einzurichten. Zu gleicher Zeit wuchs in St. Marys die Gemeinde unter Herrn Fox auf mehr als 200 Seelen; zur Predigt war die Capelle zu klein; die Schule floß über. Im Jahre 1834 wurden abermal fünfzig Seelen der Gemeinde hinzugethan und täglich meldeten sich neue zur Aufnahme. Die Arbeit ging freudig voran; Eingeborene halfen wacker das Netz ziehen; Gebetsversammlungen in den Häusern der Neger wurden gehalten; Unterredungen mit einzelnen Seelen kamen täglich vor. Das beste Bild wird uns ein Brief geben, den Herr Fox damals schrieb:

„In jeder neuen Mittheilung über die Sache der Gemeinde hier darf ich weitere Fortschritte melden. Im letzten „Vierteljahr hat uns der HErr wieder 61 Seelen gegeben, „die in unsere Gemeinde eintreten wollen. Die Schule geht „vorwärts, es fehlt nur an Büchern. In der Soldaten„stadt mußte ich die alte Capelle abbrechen und eine doppelt „so große bauen, fast ganz auf Kosten der Gemeinde. Zu

„Melville-Town am andern Ende der Insel, wo ein Dorf „befreiter Africaner liegt, habe ich auch ein Kirchlein gebaut, „das sich regelmäßig mit verlangenden Hörern füllt. Auch „zu Berwick-Town, Fort Bullen, gegenüber der Insel am „festen Lande, geht das Werk Gottes voran. Dort soll „eine Capelle erst noch gebaut werden, denn eine kleine Ge- „meinde ist gesammelt und wir predigen da sonntäglich. „Auch eine Schule sollten wir haben, weil ein Mandingo- „dorf nahe liegt. Ein zweiter Missionar sollte hier noth- „wendig seyn; denn an vier verschiedenen Orten muß ge- „predigt werden. Ich habe zwar einen Gehülfen, aber auch „so reicht die Kraft nicht hin für Alles. Vielleicht wäre „dieser, William Joaf, dazu zu gebrauchen. Nur ist „er ein Sclave. Auch meine sonstigen Gehülfen sind Sclaven. „Der Statthalter erklärte mir zwar: so lange sie hier auf „der Insel wohnen, sind sie frei, denn hier gibt es keine „Sclaven; sobald sie aber die Insel verlassen, kann man sie „einfangen. Er wünschte, daß sie bei ihren Herren bleiben „und daß man sie um eine mäßige Summe loskaufe. Meh- „rere haben es selbst gethan, allein es fordert Jahre, um „die vorgeschossene Summe von dem Wochenlohne zurück- „zuerstatten. William Joaf ist verheirathet, hat Kinder, „ist ein geschickter Zimmermann. Wäre er frei, so stände „er äußerlich ganz gut, und da er seit neun Jahren Ge- „meindeglied, seit 5 Jahren Predigtgehülfe ist, so würde er „wohl einen Hülfsmissionar abgeben. Seine Frömmigkeit „ist musterhaft, seine Predigtgabe bedeutend. Aber wie soll „ich die andern Predigtgehülfen frei machen, die mitten in „der brittischen Colonie noch Sclaven sind? Unsere Freunde „in Irland haben Pierre Sallah losgekauft; sollten sich „in England nicht Freunde für die andern finden? Be- „sonders würde ich Amado Gum und John Gum da- „zu empfehlen."

In seinem Tagebuch spricht er das wärmste Lob Gottes aus, daß die Gemeinde in einem Jahre auf 353 Seelen ge- wachsen war.

Herr Dove meldete eben so Erfreuliches von seiner

Arbeitsstätte. „Viele,“ sagt er, „von meinen Leuten geben „genaue Rechenschaft davon, daß und wie sie zur Vergebung „ihrer Sünden gelangt sind und leben in seligem Frieden „Gottes. Daß wir nicht umsonst arbeiten, zeigt schon die „Zahl unserer 102 Gemeindeglieder. Die Zeit scheint mir jetzt „gekommen, um unter den Fulas eine Classe zu bilden. Ich „werde nächstens diejenigen in die Hürden sammeln, die „redlich begehren dem zukünftigen Zorn zu entrinnen. Unsre „Schule im Fula-Dorfe Broko geht gut: die Kinder lernen „fleißig und die Alten wünschen, wieder jung zu seyn, um „auch noch das Buch Gottes lesen zu lernen. Diese Schule „ist den Fula der stärkste Beweis zu Gunsten der Mission. „ — Ich habe einen tüchtigen Fula als Dollmetscher: eine „große Gnade Gottes; denn man könnte wohl alle Dörfer „am Gambia aufsuchen, ehe man einen zweiten von dieser „Brauchbarkeit fände.

„Die Brüder Cupidon und Sallah predigen wöchent-„lich einmal in der Joloff-Sprache ihren Landsleuten. Wir „haben einen frommen Akau-Neger, der einer Classe seiner „Landsleute, der befreiten Africaner vorsteht. In Broko „haben wir zwei Predigtorte, aber leider keine Capelle. „Bisher schützten wir uns gegen die senkrechten Sonnen-„strahlen unter großen Tabba-Bäumen. Für die Regen-„zeit wird es aber nicht ausreichen.

„Der Islam scheint mir im Abnehmen. Die arabischen „Bibeln, Psalmen und Testamente sind sehr gesucht und „manche gehen oft tief ins Innere, Hunderte von Stunden „weit. In Kantalikunde bot ein Marabut drei Ochsen für „eine Bibel. In verschiedenen Gesprächen mit Buschnies „und Marabuts höre ich immer die Anerkennung, daß das „Christenthum zuletzt siegreich bleiben werde. Sie gestehen „zu, daß der Christ glücklich sey, während in ihrem Herzen „kein Friede ist, sondern sie trotz ihrer äußerlichen Heiligkeit, „ihren Waschungen, Niederwerfungen, ihrer täglich zwei-„maligen Gebete, ihrer Wiederholung des Korans, ihrer „Rosenkränze, Grigris, Amulete u. s. w., irdisch, fleischlich, „teuflisch bleiben. Einer sagte, er trüge aus der Moschee

„keinen Trost nach Hause, und ein Marabut rief beim An-„blick des frommen Eifers unserer Leute aus: „Was be-„deutet das Alles? und es ist doch nur Ein Gott und „Muhammed sein Prophet."

„Kürzlich kam die Schreckensnachricht Kemmingtan sey „in der Nähe und im Begriffe die Insel anzugreifen. Die „Hörner erschollen, die Glocke wurde geläutet, die Kanonen „geladen, Alles war auf seinem Posten, die Besitzthümer „wurden ins Fort geflüchtet, die Weiber jammerten, wir „aber warfen uns auf den HErrn. Es war eine unbe-„schreibliche Scene. Da kam die Kunde, daß Kemmingtan's „Sohn allerdings in der Nähe sey, aber um Frieden zu „schließen."

Einen Begriff von der Arbeit eines dortigen Missio-nars gibt Fox, wenn er einen Sonntag auf St. Marys beschreibt:

„Oft bin ich am Abend so müde, daß ich mich lieber „auf den Bretterboden als ins Bette lege, was ich aber „nachher zu büßen habe. Am Sonntag habe ich 5 Uhr „Morgens Gebetstunde in der Capelle, um halb 8 Uhr Ge-„bet mit den Soldaten in der Kaserne, um 10 Uhr Gebet „und Predigt in der Capelle, wobei in dem niederen Ge-„mach und der Ueberfüllung die Hitze fast unerträglich zu „seyn pflegt; um halb 12 Uhr predige ich als Caplan in der „Kirche; um 2 Uhr fahre ich nach Berwicktown, Fort „Bullen oder gehe nach Melville, um zu predigen und „Classenversammlung zu halten; um 6 Uhr predige ich „wieder hier, woran sich immer Betstunde, Gemeindever-„sammlung oder das heilige Abendmahl schließt. In der „Woche ist jeden Morgen um 5 Uhr Betstunde, die ich aber „wegen Kränklichkeit nicht immer selbst besuchen kann; um „halb 7 Uhr geht es in die Schule. Dazwischen fallen „die Taufen, Trauungen, Krankenbesuche, Begräbnisse. Je-„den Morgen habe ich Predigt oder Betversammlung."

War es da zu verwundern, wenn nur eiserne Kraft länger unter solchem Klima dem Erliegen widerstand? Wie wohl that unter solchen Umständen der Besuch eines Man-

nes, wie Admiral Warren, der mit seinem Kriegsschiff Isis die Inseln besuchte und seine Bewunderung über die Leistungen der Mission öffentlich aussprach; auch, als ihm Amado Gum einen schönen von ihm gearbeiteten Stock zum Geschenke gemacht, das Geld für die Freikaufung dieses wackeren Christen anbot. Wie willkommen mußte die Nachricht seyn, daß das Committee 500 Pfund St. (6000 Gulden) zum Bau einer neuen Capelle genehmigt hatte, an der auch sogleich Hand angelegt wurde. Noch größer war die Freude, als im Frühjahr in Missionar Wilkinson und seiner Gattin die langersehnte Hülfe eintraf, worauf Fox mit seiner kranken Frau einen Ausflug nach den Cap-Verde-Inseln zur Heilung ihrer Gesundheit unternahm. Allein die Schwäche hob sich nicht und er mußte nach England gehen, jedoch in der Absicht, auf sein geliebtes Arbeitsfeld wieder zurückzukehren.

Noch in demselben Jahre (1835) traf er mit Missionar Mac Brair wieder auf seinem Posten ein. Der letztere, der in Malta und Egypten gearbeitet hatte und des Arabischen sehr kundig war, sollte in Macarthy mithelfen und sich besonders mit Uebersetzung der heiligen Schrift in die Fula-Sprache und andere Negerdialekte beschäftigen. Fox hatte seine kranke Gattin in England gelassen und war selbst nach einem dortigen Aufenthalte von nur 50 Tagen zu seiner geliebten Heerde zurückgeeilt, die ihn mit Sehnsucht erwartet hatte und mit Wonne und Jubel wieder begrüßte. Er trat gleich in seine Arbeiten wieder ein, und reiste dann mit Wilkinson in das Mandingo-Dorf Dschillisei, dasselbe, in dem Mungo Park auf seinen berühmten Reisen ins innere Africa gelandet hatte. Dort predigten sie aufmerksamen Zuhörern und schlugen die Errichtung einer Schule vor, was mit Freude aufgenommen wurde. Eine Reise zum König in Barra wurde auch gemacht, um seine Zustimmung dazu zu erhalten.

Mac Brair hatte sich bald überzeugt, daß die Mandingo-Sprache die bei weitem herrschende, und auch die von den Fula gesprochene und verstandene sey, und sich

daher entschlossen, an ihre Bemeisterung sich zu wagen. Da Herr Dove jetzt nach Hause zurückkehrte, so wurde Fox nach Macarthy versetzt, mußte aber in der ersten Zeit noch zwischen dort und Bathurst seine Kraft vertheilen. Herr Mac Brair fing an, seine einsame Lage schmerzlich zu fühlen. Die furchtbare, quälende Hitze des Tages, der nicht erfrischende, sondern unruhige und ermattende Schlummer der Nacht, der Mangel an so vielen gewohnten Bequemlichkeiten, die Unbrauchbarkeit und Unzuverlässigkeit der eingebornen Diener, die ihn nöthigten, selbst nach dem Meisten zu sehen, das Alles plagte ihn hinreichend, aber doch nicht wie der Schmerz der Einsamkeit. Auch die Nahrung war nicht, wie sie der Gesundheit diente. An Arbeiten des Geistes war nicht zu denken, denn die Hitze machte so matt, daß „selbst Essen eine große Anstrengung wurde." Als nun gar noch eine wüthende Rotte Schwarzer, einen Europäer an der Spitze, über die Missionsniederlassung herstürzte und unter wildem Geschrei John Cupidon's Haus zerstörte, da schien das Maaß fast voll zu seyn. Fox eilte an Ort und Stelle, aber es war unmöglich, gehörigen Ersatz des Schadens und Genugthuung gegen die Feinde zu erhalten. Man mußte sich längeren Druck gefallen lassen.

Mac Brair hatte jetzt sein Hauptgeschäft vollzogen und ging nach England, um das Evangelium Matthäi in der Mandingo-Sprache, nebst Wörterbuch und Grammatik, durch die Presse zu fördern (1836), und Herr Fox blieb an seiner Stelle. Von da zog er häufig in die Negerdörfer hinaus nach Kajaja und nach dem Wohnort des Königs von Kattaba, der über die kleine Zahl seiner Weiber (er hatte sieben) klagte und den Besucher anbettelte; nach Broko, wo er mit den Marabuts redete: Ausflüge, bei welchen er da und dort Spuren des im brittischen Gebiete noch immer getriebenen Sclavenhandels antraf. In einer seiner Gebetsversammlungen betete ein Neger: „Jesus, rette alle unsre „Seelen! wenn man sein Auge verliert, kann man mit dem „andern sehen; wenn man die Hand verliert, kann man mit „der andern arbeiten; aber wenn man die Seele verliert, so

„verliert man Alles.“ Bei einem Besuch des Königs von Kattaba mit Gefolge, wobei sich diese Leute höchlich freuten, auf Stühlen sitzen zu dürfen, und der König Tabak bettelte, sprach ihm Fox von einer Mission in seinem Lande, wozu er aber ein Stück Landes geben müßte. Er antwortete: „Ueber dieses muß ich mich besinnen; aber was das andere „betrifft (dabei zählte er an den Fingern), einer, zwei, drei „u. s. w., zehn Missionare können kommen.“ — In der Regenzeit goß ihm das Wasser in die Stube, und seine Gesundheit sank; er wurde tief ergriffen von dem Gefühl der Einsamkeit. „Da ich weder Frau noch Amtsgenossen, „weder Arzt noch Krankenwärter in dieser eintönigen Wild- „niß hatte, so war ein Krankheitsanfall nichts Angenehmes; „ich verlor oft den Muth ein wenig. Aber ich habe den- „noch dem HErrn zu danken; denn in den schlaflosen Fieber- „nächten, wenn meine Knaben oft fest schliefen, und ich nur „Katze und Hund, eine brennende Kerze und ein Glas Was- „ser zu sichtbaren Gesellschaftern hatte, fühlte ich mich oft „selig in der Nähe des HErrn.“

Bald jedoch konnte er wieder predigen und in die Neger- dörfer hinaus reiten, und die Muhammedaner besuchten ihn je und je. So kam einmal ein gescheidter Mohr, der eben erst von Medina in Arabien mitten durch Africa hergereist war. Er war erstaunt, als ihm auf der Charte die durch- wanderten Länder und Mekka, die Heimath seines falschen Propheten, gezeigt wurden. Er erzählte, daß er elf Monate zur Reise gebraucht, daß zwei mitreisende Freunde in der Nähe von Abessinien ermordet worden seyen, und daß er zehn Tage ohne Anhalten fortgereist sey, um einem wilden Stamme zu entgehen. Auf die Frage, warum er so weit hergereist sey? meinte er: „Blos um einen Gang zu ma- „chen.“ Er wollte den Senegal und Gambia sehen. Ein arabisches Testament, das ihm gegeben wurde, las er fließend. — Auch Uebersetzungsarbeiten nahm Fox in dieser Zeit an die Hand. Die zunehmenden Fieberleiden nöthigten ihn nach St. Marys zu gehen, wo er demungeachtet für den kranken Wilkinson gleich in die Arbeit trat. Die Mission an beiden

Orten umfaßte jetzt (1837) mit den Schulkindern 700 Seelen, die im nächsten Jahre sich noch um 100 vermehrten.

Wir können nicht die einzelnen Tritte und Schritte des Missionars weiter verfolgen. Lieber setzen wir einige Briefe hieher: die einen von Fox, die andern von Wilkinson. Einer war in Folge eines Ausfluges geschrieben, bei dem Fox die Ruinen mehrerer Dörfer sah, die von Raubschaaren zerstört worden.

„Ich preise die Barmherzigkeit Gottes, die mich und „meinen Gehülfen John Cupidon vom plötzlichen Tode er„rettet hat. Auf dem Wege an diese Orte begegneten wir „einigen Fula-Negern, welche den Ertrag der letzten Regen „einernteten, um sie nach Macarthy zu flüchten. Als sie „unsere Pferde sahen, ließen sie Alles liegen und liefen in „den Wald, um sich zu verstecken, weil sie meinten, wir „seyen die Feinde. Da dies mehrmals vorkam, so meinten „Cupidon und der letzte Fula, dem wir begegneten und der „uns erkannte, es dürfte gefährlich seyn, noch weiter zu rei„sen, weil noch manche Leute in der Ernte seyen und auf „uns schießen würden, ohne uns zu erkennen. Das hatte „Cupidon vorher schon gesagt, und ich bat daher den Fula„Mann, uns zu begleiten, damit seine Landsleute sehen, daß „von uns nichts zu fürchten sey. Er that es gerne und „wir rückten vorsichtig dem Dorfe näher und waren eben „unter einem Baume, als hinter uns einige Leute im Korn„und Baumwollenfelde unsere Pferde sahen, und Einer in „der Meinung, wir seyen Plünderer, sogleich seine Flinte „auf mich oder meinen Begleiter anlegte. Eben wollte er „schießen, als er die ihm bekannte Stimme unsers Beglei„ters hörte und rief: „Wer ist da?“ Der Mann rief so„gleich: „Der weiße Prediger ist da.“ Jetzt kamen die „Leute hinter den Bäumen hervor, und wir waren gesichert.“

Die Arbeit dieser Mission war eine vielfache; denn es galt nicht nur zu predigen, zu taufen, zu trauen, Kranke zu besuchen, Todte zu begraben, sondern auch zu bauen, Arbeiter zu beaufsichtigen, indem die Mission hunderte von Tagelöhnern auf ihren Feldern, bei ihrem zahlreichen Vieh-

stand beschäftigte; es galt, als eine Art von Obrigkeit Streite zu schlichten, als Arzt zu wirken und Arzeneien weit umher auszutheilen; es galt, mit den wandernden Fula zu reden, theils wenn sie nach der Insel kamen, theils wenn er sie auf ihren Wegen aufsuchte, um sie zur Ansiedlung bei der Mission zu bewegen; mit den Königen und Häuptlingen zu verhandeln und so oft beschwerliche Reisen zu machen; endlich auch noch in weitere Fernen hin das Land und Volk zu erforschen. Und das Alles mußte Ein Mann thun, in kurzer Zeit, weil die Regenzeit Vieles verbot, geschwächt von Anstrengung und Krankheit. Bei einem Besuche nach St. Marys (1837) wurde ihm auch noch die ernste Aufgabe, einen zum Tode verurtheilten Soldaten vorzubereiten, durch die es gelang, den Sünder vor Gott zu beugen und zum Verlangen nach Gnade und Vergebung zu leiten, daß er mit Hoffnung des ewigen Lebens starb. Eine furchtbare Seuche brach damals in West-Africa aus, die viele Europäer hinraffte. Fox aber wirkte unerschrocken fort und hatte die Freude, das Missionshaus, Cupidon's Wohnung und eine 200 Fuß lange hölzerne Brücke über einen Flußarm, der zwischen seine Felder hereingriff, fertig zu bringen, und seine Pflanzungen gedeihen zu sehen.

Herr Wilkinson schrieb im August 1837, daß das gelbe Fieber noch immer seine Opfer fordere, und daß er von grausenhaften Bildern des Todes und der Krankheit umringt sey, daß aber das Werk des HErrn in Schule und Gemeinde fortschreite, und er nur der unzureichenden Größe und des baufälligen Zustandes mehrerer der kleinen Capellen zu gedenken habe. Kaum aber hatte er diesen Brief geschrieben, als er selbst ein Opfer der schrecklichen Seuche wurde, die Jeden hinwegnahm, der einmal von ihr befallen wurde. Inzwischen hatte Herr Fox in Macarthy mit den Thieren der Wildniß zu kämpfen, indem bald Affen und Flußpferde seine Pflanzungen verwüsteten, bald Elephanten in seine Nähe kamen, bald das Brüllen des Löwen, das Geheul des Wolfes und des Leoparden ihn auf seinen Wanderungen erschreckte. Damals geschah es, daß gerade gegen-

über dem Missionshause am Festlande ein Mann aufgestellt war, der nach den Kähnen auszusehen hatte, die dort über den Fluß führen. Seine Hütte war nahe an einer Baumgruppe. Da kam einmal ein eigenthümliches Geschrei eines Affen von einem der Bäume her. Sein Knabe lief hin, um zu sehen was es sey, und fand unten am Baume einen großen Leoparden, der seine Augen auf den Affen richtete, weshalb dieser so jämmerlich schrie. Das reißende Thier wandte sich plötzlich und ergriff den armen Knaben. Ein Mandingo-Neger, der das Jammergeschrei des Kindes hörte, eilte mit einem Schwerte hin und befreite es; aber der Leopard sprang auf ihn zu und riß ihm einen Theil des Kopfes an der Scheitel weg. Beide, Knabe und Mann, wurden ins Hospital gebracht, nachdem der Leopard die Flucht ergriffen, und starben an ihren Wunden.

Als die Nachricht von Wilkinson's Tode ankam, eilte Fox nach St. Mary, mitten in die Seuche hinein, die bis nach Macarthy noch nicht hinaufgereicht hatte. Jedermann rieth ihm ab, allein er mußte gehen, weil die kranke Wittwe seines Freundes und die Gemeinde Hülfe bedurfte. Auch der Statthalter war gestorben, und überhaupt nur noch wenige Weiße am Leben. Selbst krank bewegte er sich unter den Kranken und Sterbenden ohne Furcht und Ansteckung, und kehrte, nachdem er an den Sterbebetten geweilt, wieder nach seiner Station zurück. Nicht weniger als sechs Aerzte und die meisten Europäer waren ins Grab gesunken.

Neue Missionare kamen (1838): Herr Wall für Fort St. Marys, Herr Swallow als Gehülfe für Fox auf Macarthy. Dort war Amado Gum, hier waren Sallah, Cupidon und Joaf als Gehülfen thätig. Als der eine Feind ruhte, wurde der andere lebendig. Der Krankheitszeit folgte gesundere Luft, aber der Krieg brach wieder unter den Negern los. Einige Krieger aus Bambarra und ein fanatisch-moslemischer Fula-Häuptling von Futa Dschallon zogen auf Raub aus, brannten die Dörfer nieder, schleppten die Einwohner in Sclaverei, so daß von Broko und Dschamalli Alles nach Macarthy flüchtete. Der furcht-

bare Häuptling empfing Herrn Fox zu Broko, und besuchte ihn nachher auf der Station. Dies gab Anlaß zur Niederlassung der ersten Fula-Familie auf dem Boden der Mission.

Um jene Zeit machte Fox eine Reise nach Bondu. Zuerst ging es zu Schiffe nach Fattatenda am obern Gambia, wo in früherer Zeit eine blühende brittische Factorei bestanden hatte. Hieher kommen Karawanen aus dem Innern mit Häuten, Goldstaub und Elfenbein. Der Handel wird durch die Bettelei der Eingebornen sehr erschwert, und besonders ist der Rum, dieser Fluch Africas, der Gegenstand, um dessen willen die Eingebornen das Handelsschiff in Schaaren besuchen und sich nicht abtreiben lassen, bis sie welchen erhalten haben. Man ist hier wohl 250 Stunden vom Meere. Das Land ist bergig, felsig und schön. Fox predigte hier früh Morgens unter einem Baum, und Cupidon sprach das Gebet; etwa 20 Mandingo-Neger hörten zu. Die Gespräche mit Einzelnen, die lieber Tabak als das Wort Gottes haben wollten, waren nicht eben erfreulich. Er miethete von da Führer und Träger, um nach Madina und von da nach Bondu zu reisen. Allein schon in dem kleinen Mandingo-Dorfe Bantonding machten die Führer Halt, weil es ihre Heimath war. Er predigte dort, und die Muhammedaner sprachen ihr Amen! zu seinem Gebete, mit den Händen gegen die Stirne schlagend, worauf ein alter Marabut, der mit zugehört hatte, in die Hand spuckte und damit übers Gesicht fuhr. Als man abreisen wollte, war ein betrunkener Mandingo-Krieger willens mitzugehen, was der Alkayd oder Dorfvorsteher nicht für rathsam hielt. Dies wurde der nöthigende Anlaß, die Nacht da zu bleiben. Am andern Morgen ging es nach Subakunda, einem Mandingo-Platze, dessen Bewohner sämmtlich Dschulas, d. h. Goldhändler sind. Sie erhalten das Gold aus Bambuk und Bambarra, und tauschen es in Fattatenda gegen europäische Waaren aus. Auch hier mußte man wieder bleiben. Die Muhammedaner waren aber äußerst freundlich gegen den fremden Lehrer. Sie sind mit Grigris ganz bedeckt. Endlich am dritten Tage kam man in Madina,

der Hauptstadt von Wulli, auf schmalen Pfaden durch dichtes Waldland an. Da erfuhr er von dem Sandi, einer Art von Minister, daß der König seine Geschenke schwerlich annehmen werde, weil kein Rum dabei sey, und daß er ihm die Reise nach Bondu erst in einigen Tagen gestatten könne, wenn ein Streit zwischen ihm und dem Almamy (Fürsten) jener Stadt beigelegt seyn werde. Der Minister war übrigens ganz betrunken. Es war aber Alles nur auf größere Geschenke abgesehen, und da Fox fest blieb, sandte der König bald dem Reisenden eine Mahlzeit. Ein besseres Geschenk an den Sandi führte bald zur Audienz beim alten König, und dieser gab die Reise nach Bondu völlig frei. Nachdem man sich von der Belagerung der Bettler losgemacht, ging es Abends weiter nach Barrakunda, wo man über Nacht blieb. Madina war noch wie zu Mungo Park's und Major Gray's Zeiten (inzwischen hatte kein Europäer sie betreten), eine Stadt von 1200 Einwohnern, bettelhaften und diebischen Menschen. In Barrakunda, wo die Reisenden fast nichts zu essen fanden, weil die Einwohner sehr arm sind und selten Fleisch genießen, predigte er das Wort etlichen Marabuts; und als er von Jesu Christo, dem Gekreuzigten, sprach, sprang Einer auf und rief den Andern zu: „Hört, „jetzt ermahnt er uns!" Ein angesehener Mann aus dem Bondu-Lande sollte der weitere Führer der Reisenden seyn. Er verweilte aber mehrere Tage in Barrakunda, und so mußten sie das Osterfest in diesem elenden Dorfe zubringen, bis sie endlich über zerrissenen Kieselboden nach Bambako, der Residenz Mantamba's, des Oberhauptmanns der Armee von Bondu, gelangen konnten. Auch hier galt es wieder Warten, bis der betrunkene General seine Empfangstänze ausgeführt und Geschenke gegeben und empfangen hatte. Dort sah er mehrere Albino's (weiße Neger). Es waren Schwestern, kränklich aussehend, aber stark. Man sagte ihm, daß Niemand sie heirathen werde. Nur List und Eile konnte die Reisenden von der scheinbar freundlichen Festhaltung durch den Mantamba befreien. Sie reisten durch mehrere unmauerte Fula-Städte nach dem Mandingo-Platze Kanipe.

Hier durften sie wenigstens ungestört weiter reisen, nachdem sie gute Nahrung genossen. In Dirma, einem schmutzigen, von Jaloffen und Teucolors (Mandingo) bewohnten Städtchen, wurde Nachtquartier genommen. Desto schlimmer war es am andern Tag in Walufarra, wo es an Nahrung und gutem Wasser gebrach. Nicht einmal vom mitgebrachten Zucker konnte man genießen, weil die Bienen sich in Schwärmen darauf stürzten, wie sie auch die Pferde am Trinken hinderten. Erst in Tambakunda konnte man sich wieder ein wenig stärken. Nach einem durch die Erschöpfung der Waaren zu Geschenken (weshalb man nach Fattatenda um Weitere senden mußte) verursachten Aufenthalt, ging es durch eine thierreiche Gegend, in der man im Freien übernachten und dabei die Elephanten und Löwen um sich hören mußte, näher auf Bondu-Land zu. Denn mit der Stadt Kotschair verließ man Wulli und betrat in Nuday das Reich Bondu. Auch hier noch fanden sich die wandernden Horden der Fula-Neger, die kein eigenes Land besitzen. Die nächste Stadt war Dschuma, ein Hauptsitz moslemischer Frömmigkeit, Unwissenheit und Unreinlichkeit. Bei der Abreise von da umgaben die Einwohner die Karawane, und der Priester faßte beide Hände des Missionars, indem er einen Segen über ihn sprach. Mehr als hundert Leute begleiteten ihn, so daß er inmitten eines dichten Gedränges ritt und unaufhörlich Hände schütteln mußte, bis er endlich ermüdet mit einem Abschiedsgruß davonjagte. Er war überdies halb krank von den schlechten Nachtquartieren. Und nun ging's durch armselige Dörfer fünf Tage lang nach Bulibany. Es war Sonntag; allein da der Almamy oder Herrscher von Bondu (Imam) eben noch in einem nahen Städtchen sein Hauptquartier hatte, um am folgenden Morgen auf einen Streifzug auszugehen, so war keine Zeit zu verlieren. Eine Meldung bei ihm wurde durch den Besuch eines Priesters erwiedert; die Audienz fand statt. Herr Fox fand ihn von 250 Räthen, Kriegern und Priestern umgeben, auf einem großen, ummauerten Hofe, wo für ihn ein Zelt aufgeschlagen war.

„Es wurde mir ein Schaffell in der Nähe des schwarzen „Monarchen angewiesen, auf das ich mich mit meinem Dol-„metscher niedersetzte, und ihm in so wenigen Worten als „möglich Zweck und Absicht meiner Reise darlegte. Ich „sagte ihm, als Prediger des Evangeliums aus England, „am Gambia wohnend, sey ich begierig, etwas von Land, „Volk und Sprache zu wissen, die an meinen Wohnort „gränzen, um so bald als möglich neue Missionen anzu-„fangen. In dieser Absicht habe ich die Königreiche Barra, „Nyani und Wulli besucht, und freundliche Gesinnung „der Könige erlangt; in derselben Absicht komme ich zu ihm.

„Der Almamy fand meinen Zweck recht gut, wünschte „aber mit seinen Aeltesten zu wissen was ich lehren wollte, „ob es die Religion Muhammed's sey; worauf ich mit „Nein antwortete, weil ich von Muhammed nicht ein Wort „in der Bibel finde. Dies führte zu einer Reihe von Fra-„gen: „Sehet Ihr nach Osten, wenn Ihr betet? Wie lange „ist es seit der Geburt Mosi's? Wie lange ist es seit Mu-„hammed den Koran schrieb?" u. dgl. Dann mußte ich „in der Kürze den Inhalt meiner Predigt angeben. Ich „hatte eine schöne arabische Bibel in der Hand und begann: „Der Inhalt dieses Buches ist u. s. w. Ich schilderte die „Schöpfung der Welt, den Fall des Menschen, das Ver-„derben der menschlichen Natur, die Nothwendigkeit der „Wiedergeburt, Gottes Liebe zu den Menschen in der Hin-„gabe seines Sohnes, Buße, Glauben, Heiligung, Himmel „und Hölle und Gericht. Die Versöhnungslehre war ihnen „etwas so Neues und Fremdes, daß der Almamy selbst, „als ich dabei verweilte, trotz seines Wunsches, daß ich un-„unterbrochen rede, mich durch die Ausrufe unterbrach: „„Was sagt er? Gottes Sohn sterben? das kann nicht „wahr seyn!" Ich erklärte ihm dieses große Geheimniß „der Gottseligkeit so gut als möglich, und versicherte ihn, „daß es ein theures, werthes Wort sey, dessen Wahrheit „ich längst zu meiner Beseligung an meinem Herzen erfahre, „daß Gott Seinen Sohn für die Schwarzen wie für die „Weißen habe bluten und sterben lassen, weil bei Ihm kein

„Ansehen der Person sey. Es war mir eine heilige Lust, „diesen Leuten die Ueberlegenheit des Christenthums über „das unsinnige und verderbliche System des Islam darzu„legen. Der Almamy wollte hierauf wissen, was Gott „ihnen befohlen und was Er verboten habe. Das gab mir „eine herrliche Gelegenheit, bei den zehn Geboten zu ver„weilen, wobei ich mich besonders bei Ehebruch, Mord, „Diebstahl und Sabbathschändung aufhielt. Zu meinem „Befremden sagte der Almamy, er finde das Alles vortreff„lich, aber ihre eigene Religion sey ihnen doch lieber. Ich „versicherte ihn, daß er sehr im Irrthum sey, wenn er Mu„hammed Christo vorziehe, und daß der Irrthum gefährlich „sey, indem der Gerichtstag ihm die Wahrheit dessen, was „ich gesagt, zu spät beweisen werde. Der Almamy erklärte „in seiner schließlichen Antwort, wie sie Alle sich freuen, „mich zu sehen; wie sie mich lieben; wie ich jeden Theil von „Bondu besuchen könne, so oft es mir gefalle. Wenn ich „eine Mission anfangen wolle, so solle ich nur den Ort „wählen und dann kommen und es ihm sagen. „Aber," „fügte er bei, „wir können unsre Religion nicht verlassen, „wir müssen Muhammed folgen." Es war mir ein beweg„licher Anblick, diese Menschen vor mir zu sehen, die ver„sicherten, Gott zu lieben, und doch ihre Spieße, Feuerwaffen, „vergifteten Pfeile und Schwerter an der Seite hatten, um „jeden Augenblick losbrechen zu können. Ich sah mich ge„drungen, dem Almamy die Sünde dieses Treibens vorzu„halten, und drang aufs Wärmste in ihn, seinen Kriegsplan „aufzugeben.

„Es war ein kritischer Moment. Ich war inmitten „einer Rotte halbwilder, bewaffneter Menschen. Der Al„mamy selbst hatte einen Spieß zur Rechten und eine Doppel„flinte zur Linken. Mein trefflicher Dolmetscher meinte, ich „würde in Noth kommen, wenn ich etwas gegen den Krieg „sagte; ja er fürchtete, es könnte mich im Augenblick oder „nachher das Leben kosten. Aber es war mir, als würde „das Wort Christi an seine ersten Jünger: „Fürchtet euch „nicht vor denen, die den Leib tödten können", zu mir ge-

„sprochen, und ich forderte ihn auf, dem Almamy jedes „meiner Worte zu dolmetschen, denn wenn ich jetzt zu den „Füßen dieses Fürsten falle, so werde mein Blut der Same „der ersten Christengemeinde in Bondu seyn. Es war Sonn„tag, und ich der erste evangelische Missionar in diesem „Lande. Ich war fest entschlossen, auf Gefahr meines Le„bens meine Stimme gegen die Gottlosigkeit dieser Raubzüge „zu erheben, deren traurige Folgen ich mehr als ein Mal „mit meinen Augen gesehen hatte. Da standen 250 Krieger, „welche die fürstliche Residenz verlassen hatten, ihren Gebieter „an der Spitze, und nur noch rathschlagten, welchen Ort „sie überfallen wollten; die nur noch warteten, bis die von „allen Seiten herbeiströmende Verstärkung beisammen sey, „um dann über die friedliche Bevölkerung eines Dorfes oder „Städtchens herzustürzen, sie zu packen, in Sclaverei zu „schleppen oder auf der Stelle niederzumetzeln.

„Als ich daher mein Hauptgeschäft beendigt und den „Almamy mit einigen Stücken feinen Zeuges, etwas Tabak „und einer in Golddruck gebundenen arabischen Bibel be„schenkt, und ihm für seine gütige Aufnahme und Erlaubniß „zur Gründung einer Mission gedankt hatte, sagte ich in „der ehrerbietigsten Weise: „Noch habe ich eine Bitte vor„zubringen, ehe ich gehe; ich habe gehört, daß der Almamy „in den Krieg ziehen will, und bin überzeugt, daß es Gott „wohlgefallen würde, wenn er das unterließe, in seinen „Palast zurückkehrte und im Frieden lebte."

„Der Almamy fragte, warum ich seinen Kriegszug „nicht gerne sehe? Ich sagte: „Weil es eine Sünde ist „und so viel Elend zur Folge hat. Ich habe so eben aus „dem Worte Gottes die zehn Gebote vorgelesen, von denen „eines lautet: „Du sollst nicht stehlen", das andere: „Du „sollst nicht tödten", und der Almamy will beides thun." „Der Almamy und seine Räthe lächelten halb spöttisch und „bemerkten, es seyen nicht die guten Leute, die sie tödten „wollen, sondern die, welche nicht zu Gott beten. Dieser „Krieg werde Gott gefallen und er werde ihn dafür beloh„nen. Wenn er selbst im Kampfe fiele, so würde er in den

„Himmel kommen und eine viel höhere Seligkeit dafür ge-
„nießen. Ich säumte nicht ihm zu sagen, daß er sich da-
„rin irre, auch ihn zu fragen, was denn aus den armen
„Sündern werden sollte, die er plötzlich in die Ewigkeit
„hinunterschleudern wolle? Dieser Frage wich er aus und
„bald hernach gab er mir die Hand zum Abschied, wobei
„ich ihm sagte, ich werde ihn schwerlich mehr anders als
„vor dem Richterstuhle Gottes sehen, bat ihn auch noch ein-
„mal dringend, nicht in den Krieg zu ziehen. Ich verließ
„das Lager und wünschte nun sehr, da ich den ganzen Tag
„nichts gegessen hatte, etwas zu bekommen. Im Dorfe war
„nichts zu haben, und ich mußte zum Almamy senden und
„ihm sagen lassen, ich möchte nach Bulibany zurückkehren,
„sey aber hungrig; worauf er mir eine Kalabasse voll Honig
„schickte. Bald hernach kam ein Bote von ihm und fragte,
„ob ich mehr von dem schwarzen Band besitze, das ich um
„den Hals trug und das dem Fürsten gefallen habe. Ich
„verstand ihn, nahm das Band ab, wickelte es zusammen
„und schickte es dem hohen Herrn. Er hatte mir aber zu-
„gleich sagen lassen, daß er mich noch einmal zu sprechen
„wünsche, und so wurde ich abermals ins Lager unter die
„Räuberhorden geführt. Er wiederholte mir seine Erlaub-
„niß zur Niederlassung und fragte mich wegen des Krieges,
„ob die Engländer nicht auch zuweilen einen führen? Ich
„sagte ihm, es sey schon lange kein solcher mehr gewesen,
„man vermeide ihn so lange als möglich, und wenn man
„die Nothwendigkeit nicht mehr umgehen könne, so führe
„man ihn ganz anders als in Africa. Auch wiederholte
„ich meine dringenden Vorstellungen gegen den Raubzug
„mit Hinweisung auf Gottes Gericht.

„Wir kehrten eben nach der Stadt zurück und begeg-
„neten etwa 20 Mädchen, die gekochte Speisen in das Lager
„trugen. Ob meine Vorstellungen gegen den Krieg etwas
„gefruchtet haben oder nicht, wage ich nicht zu sagen; aber
„zu meinem und zu Aller Erstaunen hatte ich kaum meine
„Wohnung wieder erreicht, als der Almamy mit seiner
„Kriegerschaar wieder einrückte, was nach der Aussage sei-

„ner Unterthanen sonst nie vorgekommen war, wenn er ein=
„mal ausrückte. Er schickte mir ein fettes Schaf, und
„ich wollte ihn nochmals besuchen, konnte ihn aber nicht
„sprechen.“

Herr Fox hatte ursprünglich die Absicht gehabt, seine Rückreise über Fort Joseph in Gallam am obern Senegal zu machen, aber er stand jetzt davon ab, weil die Mohren, wahre Wegelagerer, dort die Wege unsicher machten. Eben hatten sie einen armen Fula=Neger ermordet und sein Vieh geraubt, weshalb der Almamy Genugthuung verlangte. Mohrische Abgeordnete waren wegen dieser Angelegenheit gerade in Bulibany und leisteten einen Eid auf den Koran, daß nichts mehr der Art gegen Angehörige von Bondu geschehen solle.

Vor der Abreise ging Fox nochmals zum Almamy, der eben vom Gebet zurückgekehrt war und auf einem großen rauhen Schaffell an seinem Palast in einem an die Moschee stoßenden Hofraum saß, umringt von seinen Räthen, Kriegern und sonstigen Begleitern. Ein Sänger ging vor ihm auf und ab und sang mit lauter Stimme sein Lob. Der Missionar mußte sich nieder in seine Nähe setzen und der Almamy zog die ihm geschenkte arabische Bibel heraus, die er sehr bewunderte, aber nicht lesen konnte. „Schon das
„befremdete mich,“ sagt Hr. Fox, „noch mehr aber, daß kei=
„ner der Priester im Stande war zu lesen. Zufällig war
„ein Jaloff von Senegal da, der sie fließend las. Ich bat
„den Almamy, sich von diesem Manne täglich einen Ab=
„schnitt vorlesen zu lassen. Er fragte mich wieder, warum
„er nicht in den Krieg gehen sollte, und ob die Engländer
„nicht oft Krieg führen? und ob es wahr sey, was er vor
„ein paar Jahren gehört, daß die Weißen, als sie Kemming=
„tan's Stadt zerstört haben, einige ihrer Kanonen zurückge=
„lassen? Ich sagte ihm, Kemmingtan habe ein brittisches
„Handelsschiff räuberisch überfallen, und man habe deshalb
„seine Stadt zusammengeschossen und allerdings nachher etliche
„kleine Geschütze zurückgelassen. Er schenkte mir zum Ab=

„schied wieder eine Kalabasche voll Honig und versprach mir „einen Führer durch sein Land.

„Am Abend hatten wir ein längeres Gespräch mit „unserem Dschati (Hauswirth), einem Theil seiner Familie „und etlichen Nachbarn über den Vorzug des Christenthums „vor dem Islam, woran Cupidon Theil nahm. Da man „auf das Ceremonielle zu sprechen kam, fragte er, ob denn „Gott nicht Alles erschaffen habe, die Thiere wie den Men„schen. Dies bejahten sie natürlich. „Gut," sagte Cupidon, „„und sprach der Allmächtige nicht über all sein Werk, daß „es sehr gut war?" Auch darauf erfolgte ein: Ja. „Wa„rum nahm sich denn Muhammed heraus zu behaupten, „Schweinefleisch sey keine erlaubte Nahrung für den Men„schen?" — Es wurde darauf die Stelle: Das Reich Got„tes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit, Friede „und Freude im Heiligen Geist, hingewiesen. Unser Haus„wirth sah zuletzt ein, daß ein reines Herz unerläßlich und „daher eine Wiedergeburt nöthig sey."

Das Bondu-Land zwischen Futa-Torro im Nordwesten, Kadschange im Nordosten, Bambu im Osten, Dentilla und Tenda im Süden und Wulli im Westen ist etwa 40 Stunden lang und breit und liegt so zwischen Senegal und Gambia, daß viele Handelswege durchgehen. Es ist Waldland, aber etwas bergiger als Wulli und wasserreicher, für alle Tropenprodukte geeignet. Die Hauptstadt liegt am nordöstlichen Ende. Die Bewohner sind eine Mischung von Fula, Mandingo, Teucolor und Serra-Wulli. In der Hauptstadt gibt es auch Jaloffen, Mohren und Bambarra-Neger. Es muß nach den vielen Städten und Dörfern und den zahlreichen Wegen sehr bevölkert seyn. Die Fula-Sprache herrscht vor, auch wird viel Mandingo und Serrawulli gesprochen. Die Hauptstadt Bulibary liegt auf einer über eine Stunde im Umfang habenden Ebene und hat eine zehn Fuß hohe im Zickzack gebaute mit Bastionen versehene Ringmauer, mit kleinen Thürmen, Schießscharten und Thoren. Der Palast des Almamy ist ein festungsartiges Gebäude von starkem Gewölbe mit dicken Lehmmauern, um mehrere innere Höfe

hergebaut und dient auch als eine Art von Zeughaus. Die Wege hinein sind für den Fremdling schwer zu finden. An den Eingängen stehen Wachen. Das Dach ist flach, mit dem stärksten Palmholz bedeckt und auf demselben Mörtel. Auf der Brustmauer des Daches stehen etliche Kanonen. Eine Ringmauer und starke Bastionen schützen ihn. Alle Wände sind sehr dick; das ganze Gebäude aber nur siebenzehn Fuß hoch. Die Moschee ist nur ein Lehmgebäude mit Gras gedeckt, steht frei nach dem Palaste. Es werden hier fünfmal am Tage Gebete gehalten; aber nur der Almamy mit den Marabuten geht hinein, die Andern bleiben außen stehen. Der wehmüthig klagende Ton des Gebets läßt eher ein Hospital mit seinen Operationen als ein Haus zum Lobe Gottes vermuthen. Die Häuser der Stadt sind zum Theil viereckig mit flachen Dächern, aus Lehm gebaut; die meisten aber sind rund mit Kegeldächern. Die Stadt mag 2000 Einwohner zählen. In den Dörfern und Städten ist gewöhnlich eine Moschee oder des etwas und eine Schule. Der Almamy ist Alleinherr im Lande. Die Herrschaft vererbt sich im Mannsstamme nach der Erstgeburt; selten aber geht ein Thronwechsel ohne blutigen Streit vor sich, weil die einflußreichsten Familienglieder jeder für sich die Herrschaft erstreben. Auch der Almamy Saada war nicht der rechtmäßige Thronerbe, obwohl aus der königlichen Familie, und war lange Zeit der Oberbefehlshaber der Truppen gewesen, ehe er (1837) den Thron bestieg. Er ist zugleich der höchste Richter des Landes, soweit der Koran als Gesetzbuch nicht ausreicht, und verfügt Strafen bis zur Erdroßlung, Hungertod, Abhauung der Hände. Krieg, oder vielmehr Raubzüge gegen die heidnischen Nachbarn, die der Muhammedaner als fromme Uebungen ansieht, kommen fast alle Jahre in der trockenen Zeit vor. Man überfällt die Feinde unversehens, mordet, raubt und begeht alle Grausamkeit. Manchmal kommt es auch zu eigentlichen Kriegen mit Schlachten zwischen zwei Völkern. In einem solchen war auch Bulibary zerstört worden, und nur der Palast, den die Leute verzweifelt vertheidigten, unerobert ge-

blieben. Weit umher aber lag das Feld voll Leichen, die man da verfaulen ließ. Der Almamy war im Zuge gegen Kaarta, während der König dieses Landes seine Hauptstadt verwüstete. Er eilte zurück und schlug ihn. Oft schließen diese Fürsten für solche Nationalkriege auch Bündnisse mit den Nachbarn. Die Rückreise des Herrn Fox war im Ganzen gleicher Art mit seiner Hinreise nach Bondu. Die Reise hatte wenigstens gezeigt, daß es für Missionare nicht unmöglich ist, ins Innere von Africa zu dringen und das Wort von Christo zu predigen.

Nach seiner Rückkehr besuchte er den König von Kattaba wieder, um von Landabtretung für die Fula-Mission mit ihm zu reden, weil die 6000 Acres von der englischen Regierung nicht ausreichten. Die Schwierigkeit war übrigens nicht, Land zu erhalten, sondern Schutz im Anbau desselben zu haben, und den konnte die brittische Colonie nur auf der Insel selbst gewähren; der König von Kattaba aber vermochte kaum sich selbst gegen die Räuberhorden zu schützen. Gerade damals (1838) stürzte sich eine dieser Horden um die andere auf die armen Fula-Neger. Wie es bei solchen Zügen herging, beweist der Fall, daß Kemmingtan, dessen Sohn von den sich vertheidigenden Fula erschossen wurde, dem Führer derselben den Leib aufschlitzte, und ihn so lebendig am Boden mit Pfählen befestigen ließ. Es war daher unmöglich in den Fula-Dörfern etwas zu wirken. Man durfte sich dafür schönen Fortschrittes in der Gemeinde selbst trösten: „Unser Gotteshaus ist wohl gefüllt, unsere Gliederzahl wächst. Bei einem Liebesmahl war „es ergreifend zu hören, wie einige der befreiten Africaner „mit über ihre schwarzen gefurchten Wangen niederströmen„den Thränen von dem sittlich verkommenen Jammerzustand „ihrer Verwandten und Freunde sprachen und wie froh „und voll Dankes sie waren, daß sie im Genusse körperlicher „Freiheit und noch mehr der geistigen Freiheit leben dürfen, „wozu uns Christus befreiet hat.“ —

Bald trat nun wieder eine Krankheitszeit ein und Missionar Wall in St. Marys starb, weßhalb Fox seine

Stelle einnahm. Nach einiger Zeit ging Swallow mit seiner Gattin zur Erholung nach Goree, wo sie kaum zurück waren, als Herr Moß mit seiner Gattin als neuer Arbeiter für Macarthy's-Insel eintraf, dem Herr Parkinson für St. Marys folgte. Jetzt konnte Swallow nach England zurückkehren. Auch Herr Peard mit seiner Gattin war abgereist, um in die Gambia-Mission einzutreten, aber er litt Schiffbruch und versank mit seiner treuen Lebensgefährtin in den großen Ocean. Frau Moß fand in Africa ein frühes Grab. Desto erwünschter war die Ankunft des Herrn Spencer mit dem Auftrag, die Leitung des Ackerbaues in die Hände zu nehmen. Jetzt schienen die Stationen so versorgt zu seyn, daß auch Fox dem Heimrufe, der an ihn nicht nur von den Seinigen, sondern von der Committee ergangen war, folgen konnte. Er schloß seine Geschäfte ab und verließ Macarthy. Als er aber in St. Marys ankam, fand er die Stadt im Aufstand, indem etliche Africaner und entlassene Soldaten ein Schiff weggenommen hatten und sich weigerten es herauszugeben. Herr Parkinson hatte sich alle Mühe gegeben, die Leute zu friedlicher Herausgabe zu bewegen, aber umsonst. Sie forderten, daß die Obrigkeit das Schiff, das seinem Eigenthümer unrechtmäßig von einem Europäer weggenommen worden, mit Beschlag belege, und nur an die Behörde wollten sie es abgeben. Die Obrigkeit bedurfte, wenn sie unter die aufgeregte Masse hineinging, fast des Schutzes des Missionars, der überall freundlich aufgenommen wurde. Die Missionare, besonders Fox, brachten es dahin, daß das Schiff zurückgegeben wurde. Nun aber mußten sie Zeugen seyn, wie ungerecht die Behörden in der Sache verfuhren. Der Besitzer des Schiffes, für welchen die Neger gehandelt hatten, erhielt die Anweisung, das Schiff im Nothfall mit Gewalt zu behaupten, und dennoch strafte man die Leute, welche dieselbe im Voraus ausgeführt hatten.

Mit der frischen Aufnahme der Arbeit in Gambia war in dem Vereine, der sich für die Fula-Neger gebildet hatte, auch der Beschluß gefaßt worden, in Macarthy eine

Erziehungsanstalt für die Söhne von Königen und Häuptlingen der am Gambia wohnenden Völkerschaften zu errichten. Für diesen Zweck besuchte Fox noch die Könige von Barra und Combo, um zu hören, ob sie geneigt wären, ihre Kinder derselben zu übergeben. Endlich kam der Tag seines Abschieds von Africa, der ihm um so schmerzlicher wurde, weil auch der schon erkrankte Spencer mit ihm schon wieder die ihm so lieb gewordenen Gestade verlassen mußte.

In England kam er gerade zu rechter Zeit an, um der großen hundertjährigen Jubelfeier der Stiftung der wesleyanischen Gemeinschaft, die zu Liverpool gehalten wurde, beizuwohnen und da zu seinem großen Schmerze zu sehen, daß Niemand sich meldete, um am Gambia in die Lücke zu treten. Er konnte nicht anders, als nochmals seine Dienste anbieten. Kurz nachher traf die Nachricht ein, daß Parkinson und seine Gattin bereits ihr irdisches Tagewerk vollendet hatten. Sie lagen beide zugleich krank und er war bereits todt und begraben, als sie noch immer nach seinem Befinden fragte und in der Aufregung des Fiebers erzwingen wollte ihn zu sehen. Sie starb ohne die schmerzliche Kunde von seinem Tode zu wissen. Jetzt eilte er um so mehr, die Mission wieder zu besetzen. Hr. James und Hr. English wurden mit Fox und seiner Gattin ausgesendet. Mit ihnen ging Hr. Crowly als Schulmeister und Kakauta Sonko, der Sohn des verstorbenen Königs von Barra. Nach gefährlicher Reise kamen sie (1840) glücklich ans Ziel und fanden Missionar Moß wohl, aber den Nationalgehülfen Joaf bereits entschlafen.

Moß und James gingen nach Macarthy und Fox ging auf die Erbauung eines neuen Schulhauses in Bathurst los. Nach der obern Station reiste er zur Grundlegung der neuen Erziehungsanstalt. Es wurde jetzt auch dort das hundertjährige Jubelfest gefeiert, und die Gemeindeglieder gaben 100 Pfund (1200 Gulden) Beiträge für die Mission bei diesem Anlaß. Er übernahm zugleich wieder das Amt eines Colonial-Kaplans. Nicht lange, so starb

Missionar James; und nicht lange hernach mußte For seine geliebte Gattin zu Grabe geleiten. — Dieser Schlag der Hand Gottes war nicht der größeste Schmerz, den er um jene Zeit zu tragen hatte. Er mußte auch mit falschen Anklagen kämpfen, die von einer Seite ausgingen, woher sie nicht erwartet werden durften. Er ließ sich aber weder durch das eine noch das andere hindern, im Werke seines HErrn fortzuschreiten. Das neue Schulhaus, das er bauen ließ, stieg empor. Mit Missionar Moß, der nach England heimkehrte, konnte er sein mutterloses Kind nach Hause reisen lassen von einer africanischen Wärterin gepflegt, wie einst Missionar Marshall's Kind nach Hause kam und einen Missionar erweckte. Seine Aufgabe wurde es nun, die Anstalt in Macarthy zu gründen, und Baugeschäfte nahmen ihn das ganze Jahr 1841 in Anspruch. Endlich stand das Gebäude da und er mußte nach Bathurst zurück, weil Herr English nach Westindien berufen und Herr Crowley von seinem Schulamte abgetreten war. Es war dringend Verstärkung nöthig; aber nur Ein Mann, Missionar Symons, kam, wo drei ein dringendes Bedürfniß waren.

Die Wirksamkeit des einzigen erfahrenen Arbeiters auf diesem Felde schildert sein Tagebuch von 1842 so:

„Ich kam in Macarthy an und sprach mit Hrn. Swal„low, der mitgehen wollte, von unsern Besuchen bei den „Königen von Kattaba und Wulli. An dem falschen und „verzweifelten Räuber Kemmingtan beschlossen wir vorbei zu „gehen. — Swallow konnte nicht mitreisen, weil Krankheit „seines Kindes ihn nach Bathurst nöthigte. Ich ging allein „zum König von Kattaba, wurde von ihm, seiner Frau „und seinen Söhnen freundlich aufgenommen und hatte eine „lange Unterredung mit ihnen. Es handelte sich um die „Erziehung der Prinzen in der Anstalt. Die Eltern waren „willig, zwei Söhne auch, aber noch mußte Einer gefragt „werden, der in die Sache zu reden hatte. Dieser kam, „saß eine Weile und hörte; dann stand er auf und ging mit „der Erklärung es nie zugeben zu wollen. Jetzt trat auch

„der Söhne einer zurück. Ich redete dem König zu, hielt „ihm die Vortheile für sich, für Land und Leute vor, stellte „ihm die Ungültigkeit des Einspruchs der Söhne vor, und „er erklärte von neuem: sie sollen gehen.

„Herr Richard Lloyd bot mir freundlich seine Beglei„tung zu einem Besuche bei Santigeba, dem Häuptling „von Unter-Nyani in Kattaba an, und wir kamen in seinem „Kahne Morgens sehr früh in Janimaru an, schickten so„gleich einen Boten an den König, der uns Pferde, Be„deckung und eine Musikbande entgegensandte. Seine Haupt„stadt Nyabantang ist eine hübsche Stadt mit Ringmauern „von drei muhammedanischen Fula-Orten umgeben. In der „Hauptstadt selbst wohnen Mandingo und Jaloffen, ein sicht„lich begabtes Völklein, dessen Kinder aber nackt umhergehen. „Könnte man hier eine Mission errichten, man würde bald „tüchtige Nationalgehülfen heranbilden. Der König ist ein „gescheidter Mann. Kaum hatte ihm Herr Lloyd unsere „Absichten in der Jaloffsprache gesagt, so erwiederte er: „ich „durchschaue es ganz, es ist ein sehr uneigennütziger Plan!" „Einen seiner Söhne versprach er sogleich, wenn er vorher „diejenigen dafür gewonnen, die mitzusprechen haben. Als „ich um eine Mission bei ihm herumredete, sagte er: „da„gegen läßt sich gar nichts sagen, Ihr könnt kommen, wenn „es Euch beliebt." Er meinte, wenn er nur jünger wäre, „da ginge er selbst noch in unsere Anstalt. Seine Woh„nung war eine kleine Hütte ohne Fenster und Rauchfang, „mit zwei engen Eingängen, und stand voll von Leuten. „Wir wurden in einen der Höfe geführt, wo ein Mahl für „uns bereitet war. Er kam auch, erwiederte unsern Besuch, „rauchte dabei seine Pfeife, wiederholte uns seine Versiche„rungen und wollte uns durchaus über Nacht behalten, was „ich aber ablehnen mußte, da der folgende Tag ein Sonntag „war. Sein Bruder und seine ersten Diener begleiteten uns „zurück. Den Weg machten wir mit frischen königlichen „Pferden. Santigeba gilt als der wahre Herrscher von „Kattaba. In der Umgebung seiner Stadt wohnen wohl „10,000 Seelen nahe beisammen, die zwar verschiedenen

„Stämmen angehören, aber alle Mandingo sprechen. Welch „ein Missionsfeld!

„Ich machte mich dann doch auf, um Kemmingtan „zu besuchen. Mehrere Herren von Macarthy begleiteten „mich bis Fatota, wo sie mich mit den besten Wünschen „für meine Sicherheit verließen. Ich fuhr noch weiter strom„aufwärts, sandte dann einen Boten an den König, der „mich in Wulli wieder treffen sollte. In Futatenda riethen „mir die Kaufleute, meine Reise zu verschieben, da das Land „in Kriegsunruhe sey. Viele Weiber und Kinder aus „Wulli hatten sich mit Hausgeräthe und Korn hierher ge„flüchtet, wo sie in 20—30 Gruppen unter Bäumen woh„nen und Gehege um sich machen. Es war wieder eine „Räuberschaar in eine Fula-Stadt eingebrochen, um Vieh „und Sclaven wegzutreiben. Die Fula schlagen gerne ihre „Zelte bei festen Städten auf, um vor noch unbarmherzigeren „Feinden sicher zu seyn, mußten aber dafür den Beschützern „Milch und Butter, auf Verlangen sogar ihr Vieh geben, „sonst würde es ihnen mit Gewalt abgenommen. Diesmal „hatten die Krieger von Madina die Stadt Bambako über„fallen und diese sich dafür an einer Fula-Stadt bei der „königlichen Residenz entschädigt, wo sie außer dem Vieh „55 Sclaven erbeuteten. Der zu Madina wohnende Kö„nig von Wulli forderte Herausgabe des Geraubten, aber „man wandte sich von Bambako aus an den Almamy von „Bondu, von dem jetzt 200 Reiter und 100 Fußgänger sich „in Bambako befanden. Es ist jedoch zu hoffen, daß die Sache „durch ein Palawer friedlich geschlichtet werde. — Kemmingtan „ließ mir sagen, daß es ihn freuen würde mich zu sehen und „daß er mich abholen lassen würde. Inzwischen hatte der König „von Wulli mir Begleiter nach Madina entgegengeschickt. Auf „meinem früheren Wege kam ich mit meinem Dollmetscher La„ming Buri und meinem Diener Wassa neben den drei vom „König gesandten Männern glücklich nach Madina, wo ich von „Vielen als der weiße Priester sogleich wieder erkannt und herz„lich begrüßt wurde. Ich wohnte wieder bei dem Minister „Sandi und erhielt den Besuch des Thronerben Patenbirang „und andrer wichtiger Personen, worauf ich mit meinem Ge-

„schenke vor den König geführt wurde. Ich legte ihm mei-
„nen Zweck auseinander, worauf er sagte: „Das ist sehr
„gut; du sollst einige meiner jüngeren Söhne haben, du
„kömmst zwar zu ungünstiger Zeit, aber sobald das Pala-
„wer vorüber ist, werde ich meine Zusage erfüllen." Er
„gab mir zum Abschiede die Hand. Ich sprach mit sei-
„nen zwei ältesten Söhnen noch über die Sache und drang
„in den Thronerben, seine Kinder zu schicken. Auch er lobte
„die Sache sehr und versicherte, sobald der König seine Kin-
„der geschickt haben werde, gedenke er es auch zu thun.
„Nach weiteren Gesprächen mit dem Volke, die ich mit Ge-
„sang und Gebet schloß, warf ich mich auf eine Matte auf
„dem warmen Sande inmitten des Lärmes der Trommeln
„und des Tanzes.

„Jetzt ging es auf Dunkasin, die Residenz Kem-
„mingtan's, los, vor welchem sich mein Begleiter entsetzlich
„fürchtete. Wir erreichten die Stadt hungrig und müde.
„Mir war es bei allem Ernste der Lage sehr wohl zu
„Muthe. Nach einiger Ruhe ließ ich mich zu Kemmingtan
„führen und hatte eine Unterredung mit diesem harten Sün-
„der. Er hatte wirklich die Miene der Bosheit und der
„entschlossenen Schlechtigkeit. So lange ich zu ihm sprach,
„sah er mich gar nicht an, sondern spielte mit einer Dop-
„pelflinte, und es war mir gar nicht leid, als er das ge-
„fährliche Spielzeug aus der Hand legte. Er antwortete
„nicht, was er aber gewöhnlich erst bei einer zweiten Unter-
„redung that. Er schickte mir nachher eine gute Mahlzeit.

„Am andern Morgen ließ ich mich früheſtens bei ihm
„melden. Er empfing uns höflich und hatte sogar die Her-
„ablassung mich anzusehen. Er bemerkte: viel Reden helfe
„nichts, was er aber sage, das sey sein Ernst; es freue
„ihn mich zu sehen; mein Zweck sey ein ganz guter, aber
„ihm noch so neu und fremd, daß er nicht versprechen
„könne, seine Kinder zu schicken; doch wolle er darüber nach-
„denken, und so oft ich einen Boten an ihn senden wolle,
„werde er mit derselben Achtung, wie ich selbst, behandelt
„werden. Ich gab ihm eine arabische Bibel und andere
„Geschenke und nahm nach einiger weiteren Unterhaltung

„Abschied. Er gab uns Pferde und ließ uns nach Futa-„tenda begleiten. Auf der Rückreise durch Madina sprach „ich den König von Wulli wieder, der mir seine Zusagen „erneuerte. Wir gelangten hungrig und müde nach Futa-„tenda, von wo aus ich, da die Fahrzeuge noch nicht segel-„fertig waren, noch den Häuptling von Bodori auf der „Südseite des Flusses besuchte, an dem ich einen unwissenden, „verdorbenen alten Mann kennen lernte, bei dem mit un-„serer Sache nichts zu machen war."

Einige Wochen nach diesen Reisen waren bereits etliche königliche Zöglinge in der Anstalt unter der Pflege der Herren Swallow und Symons. Daß der Reisende Gott ganz besonders für den glücklichen Ausgang seines Besuches in Dunkasin zu danken hatte, wird man begreifen, wenn man bedenkt, daß Kemmingtan ein Ungeheuer war, das sich des Thrones von Ober-Nyani durch die Ermordung zweier seiner Brüder bemächtigt hatte, deren Leichname er den Adlern zum Fraße gab, und daß er diesen Thron seitdem durch eine Reihe ähnlicher Gräuelthaten behauptet hatte. Mehr als ein Mal kam es vor, daß wenn einer seiner Boten eine schlimme Nachricht heimbrachte, er nur die Muskete nahm und ihn niederschoß, und einmal, als ein Marabut seine Wuth gegen sich rege machte, ließ er ihm, weil man diese Heiligen nicht tödten darf, Hände und Füße abhauen und sich so zu Tode bluten, wobei er dann sagte: „Gott „hat ihn getödtet, ich habe ihm blos die Glieder abgehauen." Dazu kam noch, daß Kemmingtan schon öfter auf seinen Raubzügen nahe bei Macarthys-Insel gewesen war, und einmal sogar ein brittisches Fahrzeug weggenommen hatte, ohne daß die Behörden es bis dahin zu friedlicher Zurückgabe hatten bringen können. Es war deshalb einer der letzten Statthalter in einem Kriegsschiff mit Truppen den Fluß hinauf und dann in Booten so nahe als möglich gegen Dunkasin herangefahren. Sie waren dann zu Lande mit etlichen Kanonen vorgerückt, bis sie Dunkasin erblickten, und nun, ohne erst für Nahrung und Wasser zu sorgen, sogleich zum Angriff schritten. Sie schossen auch wirklich

eine Bresche in die Ringmauer. Da erwachte aber der Löwe in seiner Höhle; das Feuer wurde tüchtig erwiedert; mehrere Soldaten fielen und etliche Europäer wurden verwundet. Die Truppen waren matt, hungrig, ohne Wasser; die Hülfstruppen unter Mantamba aus Wulli drangen nicht versprochenermaßen durch die Bresche ein, und so mußte man eilig den Rückzug antreten, den Mantamba mit 500 Mandingo-Negern deckte, sonst wäre wohl kein Einziger davongekommen. Kemmingtan eroberte die Kanonen, stellte sie auf sein Fort und bot nun vollends aller Welt Trotz.

Ein späterer Statthalter wünschte mit den umwohnenden Herrschern friedlich zu stehen, sandte an Kemmingtan eine Einladung nach Macarthy, um die Sache freundlich abzumachen und erhielt eine ablehnende Antwort. Ein Officier war nebst einem Kaufmann Gesandter an ihn gewesen. — Bald nachher gab es einen Streit zwischen Kemmingtan und dem König von Kattaba, und dem Letztern wurde eine kleine brittische Truppe unter demselben Officier, weil er als brittischer Verbündeter betrachtet wurde, zu Hülfe geschickt. Das konnte Kemmingtan nicht reimen und schwur nun in seinem Zorn gegen die Engländer, den ersten Kopf eines Weißen, dessen er habhaft werden könnte, zum Grigri zu machen. Seitdem war jeder Verkehr mit Kemmingtan unterblieben, und eine Zeitlang sogar der Handel auf dem obern Gambia abgebrochen gewesen, weil man Ermordung der Schiffsmannschaften fürchtete. Fox war der erste Weiße, der dem furchtbaren Häuptlinge wieder nahe trat. Darum wollte ihn auch erst Niemand als Dolmetscher begleiten, und die allgemeine Meinung war, er würde nicht wieder von Dunkasin zurückkehren. Nicht allein aber wurde er freundlich behandelt, sondern 18 Monate nach seinem Besuche kam ein königlicher Zögling von Dunkasin in die Anstalt zu Macarthy.

In der Unterredung mit dem Könige hatte sich gezeigt, daß er klar wußte, wie Fox weder ein Officier, noch ein Kaufmann, sondern ein Bote des Friedens sey. Gleichwohl konnte es ihm nur bei dem Gedanken an Den, der bei den Seinen seyn will alle Tage bis an der Welt Ende, wohl

bleiben, wenn er diesem Unhold auf sechs Fuß Entfernung gegenüber saß, von seinen Kriegern umringt, keinen Augenblick wissend, ob nicht die geladene Doppelflinte in seiner Hand für ihn bestimmt war. Einmal fragte ihn der Häuptling, warum er denn den Umweg über Wulli gemacht habe, um zu ihm zu gelangen? war aber zufrieden, als Fox von seinen Geschäften in Wulli und der Annehmlichkeit der Flußreise sprach. Seinem Negerdiener Wassa hatte Fox in Madina vorgeschlagen, dort zu bleiben und ihn zu erwarten. Aber der treue Mensch hatte geantwortet: „Nein, Massa, „ich muß mit Dir gehen. Wenn Kemmingtan Dich tödten, „er auch mich tödten." Ich sagte ihm, daß ich nicht erwarte, daß er uns tödte, aber vielleicht werde er uns als Geißeln für den Ersatz der an seiner Stadt erlittenen Beschädigung behalten, und dann möchte es viel Geld kosten, uns loszukaufen.

Nachdem diese Arbeiten gethan waren, bedurfte Fox sehr der Erholung, und machte zu dem Ende eine Fahrt nach Sierra Leone. Auf dem Wege sah er die portugiesische Niederlassung in Bissao am Rio Grande, ein bekanntes Sclavendepot. Da sah er die armen Schwarzen in Ketten, und die Freien in schamloser Versunkenheit; da sah er die Züge der Schwarzen aus dem Innern ankommen, und das Sclavenschiff zu ihrer Aufnahme bereit liegen; da erblickte er den Reichthum und die Ueppigkeit im Hause des großen Händlers mit Menschenleben.

Nach seiner Rückkehr ging die Zeit bis 1843 in den oft geschilderten Arbeiten, Leiden und Wechseln hin, bis er mit dem Statthalter Ingram wieder eine Reise ins Innere machte. Sie galt von Seiten des Statthalters einem abermaligen Versuch, mit Kemmingtan zu einer Auseinandersetzung zu kommen. Aber der schlaue Häuptling antwortete mit schönen Worten und vermied jeden nähern Verkehr. Er kam nicht, auch kein Bote von ihm, nach Futatenda, wo man ihn erwartete. Dagegen schloß man mit den Häuptlingen von Bankobata, einer nahen Stadt der Dschulos in reich angebauter Gegend, und von Chakunda Verträge gegen den

Sclavenhandel, die aber wenig Wirkung thun werden, da die Eingebornen dabei lächeln, wohl wissend, daß mittelbar der englische Handel ihn fördert, daß er mit allem Handelsverkehr in Africa tief verwachsen ist. — Kantalikunda war dies Mal der letzte erreichte Punct am Flusse. Dort wurde ein Kru-Mann vom Schiffe des Statthalters ans Ufer gelockt, überfallen, gebunden und fortgeschleppt, weil der Statthalter keine Geschenke gegeben hatte, und konnte nur mit Mühe durch den alten Häuptling des Landes wieder frei gemacht werden. Es verbreitete sich das Gerücht, die Leute beabsichtigen entweder den Statthalter (Ingram) oder den Missionar (Fox) zu fangen, um eine große Loskaufungssumme zu erlangen.

Kaum zurückgekehrt, mußte er Frau Swallow sterben sehen. Ein Schulmeister, Hr. Lynn, und bald darauf die Missionare Godman und Parsonson, kamen an; Swallow und Fox aber sollten jetzt die Mission verlassen. Im Mai 1843 segelten sie über Goree ab. Dort angelangt bekam Fox Schwierigkeiten, weil er einen kleinen Negerknaben, Sohn eines Gemeindegliedes in St. Marys, mit sich genommen. Eine Mulattin war die frühere Besitzerin seiner Eltern gewesen, die sich aber längst freigekauft und seit Jahren am Gambia gewohnt hatten. Nichtsdestoweniger machte die Mulattin Ansprüche auf den Knaben. Der Zollbeamte ließ den Knaben festnehmen und wollte ihn der Mulattin ausliefern; die Gerichte sprachen in gleichem Sinne, und der Werth des Knaben mußte an die Mulattin bezahlt werden.

Die erste Nachricht, die Fox nach seiner Ankunft in England von dem Missionsfelde erhielt, in dem er zehn Jahre des Tages Last und Hitze getragen hatte, war die vom Tode des Hrn. Symons (1844), während Hr. Godman und Parsonson vielfach litten, so daß der Letztere Erholung in der Heimath suchen, und Hr. Chapman für ihn eintreten mußte. Nicht lange, so starb auch der treffliche Lehrer zu Bathurst, Hr. Lynn (1846), und es trat überhaupt wieder eine Zeit der unterbrochenen Arbeit ein, weil

auch Hr. Godman und Chapman nach England heimkehren und der wieder auf seinen Posten eingetretene Parsonson allein stehen mußte, bis an Hrn. und Frau Davie ihnen Hülfe kam; Meadows und Lean folgten ihm nach, denn lange ließ sich die Mission mit so schwachen Kräften nicht halten. Allein der Letztere kam nur hin, um zu sterben. Im Jahr 1848 kam auch Parsonson zurück, um künftig in Süd-Africa zu wirken; dagegen wurde Hr. Badger, der in Sierra Leone im Segen gewirkt hatte, an die Spitze der Gambia-Mission gestellt, und holte, da Pierre Sallah und John Cupidon in Folge eines Mißverständnisses mit dem Missionar sich zurückgezogen hatten, in Sierra Leone an May und Leigh zwei tüchtige schwarze Arbeitsgehülfen, mit denen er im Anfang des Jahres 1849 auf der Colonie eintraf.

So war denn im Jahr 1850 der Stand der dortigen Mission folgender:

Auf St. Marys, in Bathurst mit Barra Point war Badger mit seiner Gattin und Meadows; auf Macarthy waren die zwei Nationalgehülfen thätig; die Mission in Ngabantang in Unter-Nyani, die erst zu errichten beschlossen worden, stand ohne einen Arbeiter. Man hatte in fünf Capellen regelmäßig zu predigen, wozu noch zwei weitere Gehülfen im Dienste waren; es waren in drei Sonntagsschulen 490 Schüler, in drei Wochenschulen 521 Schüler zu unterrichten, was durch 52 regelmäßige oder nur abwechselnd arbeitende Lehrer und Lehrerinnen geschah. Die Zahl sämmtlicher Gemeindeglieder war mit den erst nur zur Probe Aufgenommenen 600, die der regelmäßigen Besucher des Gottesdienstes, natürlich mit Einschluß der Gemeindeglieder, 1250, so daß das gesammte Personal der Mission doch auf über 2000 Seelen sich belief. Wahre christliche Frömmigkeit war der Charakter der Mehrzahl der Angehörigen, was sich in den reichlichen Beiträgen für die Mission als Frucht derselben, wie in den innigen, warmen Aeußerungen in den Classen-Versammlungen und in den herzlichen Gebeten der Schwarzen darlegte. Nicht minder konnte es

als ein bedeutender Fortschritt betrachtet werden, daß ohne Abnahme der Schülerzahl ein Schulgeld eingeführt wurde. Ein Krieg, der zwischen den Mandingo-Negern und der brittischen Regierung der Colonie ausbrach, nebst der Blatternseuche, hinderten die Entwicklung der obern Station.

Im Jahr 1851 ist der Schritt zur Errichtung einer Station in Beringding, der Stadt des Königs von Barra, geschehen, aber noch war kein Missionar zu bleibendem Wohnen daselbst angelangt. Herr Meadows wirkte inzwischen daselbst. Seitdem ist die Mission in diesem Stande geblieben.

Dritter Abschnitt.

Entstehung der Mission in Cape Coast. — Land und Colonie. — Ihre Rettung vor den Holländern. — Die christliche Negergesellschaft. — Anfang der Mission. — Todesfälle und Segen der Arbeit. — Erste Samenkörner in Kumasi. — Freeman's Ankunft. — Mission in Kumasi. — Freeman's Heimreise und ihre Früchte. — Todesfälle, Verstärkungen und Fortschritt. — Brooking's Berichte aus der Hauptstadt von Ashante. — Die Predigt in Jabin. — Aussichten. — Das Klima im Innern. — Neue Arbeiter und Arbeiten an der Küste. — Die Nebenstationen. — Frisches Leben in den Gemeinden. — Die Verfolgung in Assafa. — Kampf und Sieg. — Der gestürzte große Fetisch. — Der Bericht des Statthalters über die Mission in Kumasi. — Der Ashante-Prinz als Katechist. — Der Stand der Mission.

Wir folgen, obwohl die Missionsunternehmungen der kirchlichen Missionsgesellschaft von Sierra Leone aus zum Theil etwas früher fallen, dem einmal angefaßten Faden der wesleyanischen Arbeiten, und wenden uns nach der südlicheren Küste von West-Africa. Diese, die Goldküste, die Elfenbeinküste und die Sclavenküste zunächst umfassend, wurde von den Portugiesen am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts entdeckt, und bald hernach entstanden an ihr die befestigten Ansiedlungen aus Europa.

Es waren die Popo-, Akkra-, Fante- und Ashante-Neger, deren Leben und Treiben wir in einem frühern Hefte geschildert haben. Es war hier gegangen, wie in so vielen Colonieen, welche die Portugiesen zuerst angelegt, die Holländer ihnen abgenommen und weiter entwickelt hatten, daß sie zuletzt in die Hände der Engländer fielen und dadurch für die evangelische Missionsarbeit zubereitet wurden. Cape Coast Castle wurde der Mittelpunct der brittischen Colonial-Herrschaft an diesen Gestaden. Das Fort steht auf einem 20 Fuß über die Meeresfläche emporragenden Fels, und bietet vom Meere her einen stattlichen Anblick, denn es ist durch seine Magazine und Kasernen ein umfangreiches Gebäude. Hinter dem Castell liegt die Negerstadt, von demselben nur durch einen viereckigen Paradeplatz getrennt. Sie hat neben den Hütten auch etliche stattliche Häuser, zählt etwa 5000 Einwohner, unter denen zwölf europäische Kaufleute wohnen. Es sind vier Beamte da und ein Präsident des Colonialrathes. Die steinernen, nach europäischer Art gebauten Häuser sind achtzehn an der Zahl. Die Wohnungen der Eingebornen sind schlechter, aber doch ziemlich dauerhaft. Das Schloß bildet ein unregelmäßiges Viereck mit Bastionen an den Ecken, und ist durch achtzig Kanonen geschützt. Zwei Drittheile der Schloßmauer bespült die unermüdliche Meeresbrandung, der Rest ist gut gedeckt. Das Ganze ist dreistöckig, hat innere Höfe, die Wohnung des Statthalters u. s. w. Der Grund, worauf es steht, ist ein dreiseitiges Vorgebirge. Die meisten Festungswerke wurden von den Holländern nach Vertreibung der Portugiesen erbaut. Der englische Admiral Holmes zerstörte 1661 die Citadelle, und der Friede von Breda schied die Colonie England zu. Als der holländische Admiral De Ruyter im Jahr 1665 die englischen Factoreien an der Küste zerstörte, widerstand dieser Platz all seinen Anstrengungen, obwohl er ihn mit nicht weniger als dreizehn Kriegsschiffen angriff. Die africanische Handelsgesellschaft, die durch ein Privilegium von 1672 geschaffen wurde, verstärkte die Festungswerke noch um ein Bedeutendes. Im Jahr 1757 versuchten die Fran-

zosen mit drei großen Kriegsschiffen das Schloß in ihre Gewalt zu bekommen. Damals war ein Herr Bell als Statthalter da, der zeigte, was ein entschlossener Mann mit geringen Mitteln vermag. Es fehlte ihm an Munition wie an Soldaten für die paar armseligen Geschütze der Festung; aber er wußte auf die erste Kunde von der Annäherung des französischen Schiffsbefehlshabers De Kersin sich Schießbedarf von den Kaufleuten zu verschaffen, etwa 50 Europäer von Handelsschiffen anzuwerben; er warf eine Batterie auf, deckte sie mit etlichen alten Kanonen, nahm 1200 Neger in seine Dienste und wußte durch ein wohl gerichtetes Feuer der französischen Flotte den Eindruck beizubringen, daß es besser für sie sey, den Weg nach Westindien zu suchen.

Die jetzigen Truppen sind Neger unter einem europäischen Commandanten; sie gelten für eine gute Miliz. — Der Handel des Platzes ist ein lebhafter Umtausch von Goldstaub, Elfenbein, Farbhölzern und Palmöl gegen europäische Manufacturwaaren. In der Nähe befinden sich noch mehrere Forts. Auch hieher wurden durch die Erfolge in Sierra Leone die Blicke der Missionsfreunde gezogen.

Im Jahr 1834 wurde der Anfang einer Mission auf der Goldküste in Cape Coast Castle beschlossen; aber erst 1835 kam der erste Missionar der wesleyanischen Gesellschaft, Herr Joseph Dunwell, daselbst an. Etliche Eingeborne, die bereits durch Europäer für die Aufnahme des göttlichen Wortes zubereitet waren, empfingen ihn mit Freuden; dem Statthalter und den Beamten war er gleichfalls eine willkommene Erscheinung.

Der ausgezeichnete Secretär der wesleyanischen Missionsgesellschaft, Dr. Beecham, beschreibt die Entstehung der Mission so:

„Es war im Herbst 1834, als die Committee der „wesleyanischen Missionsgesellschaft sich veranlaßt sah, einen „Missionar zu einer Untersuchungsreise nach der Goldküste „zu senden. Einige eingeborne Jünglinge, die in der Regierungsschule zu Cape Coast Castle die englische Bibel „lesen gelernt hatten, wurden von ihrem Inhalt so ergriffen,

„daß sie beschlossen, regelmäßig zu gewissen Stunden zum
„Lesen derselben zusammen zu kommen, und mit dem Wesen
„des Christenthums sich näher bekannt zu machen. Sie
„nannten sich: „Versammlung zur Förderung christlicher
„Erkenntniß", und stellten den Grundsatz an die Spitze:
„„Da das Wort Gottes die beste Regel für christlichen
„Wandel ist, so stellen wir keine andere auf; aber die Schrift
„muß ernstlich durchforscht werden, und das wird mit der
„Hülfe des heiligen Geistes und im Glauben an Jesum
„Christum zu unserer Erleuchtung und zum Finden des
„ewigen Heilsweges führen."

„Die Bildung dieser Gesellschaft fand im October 1831
„statt, und im Jahr 1833 erhielt Herr William De
„Graft, einer der ersten, welche die Heilige Schrift mit
„Gebet und im Drange nach Wahrheit lasen, zu Dix Cove
„an der Küste, wo er damals wohnte, von seinen jungen
„Freunden zu Cape Coast die Bitte, er möchte eine geeignete
„Person nach England senden, um eine Anzahl Neue Te-
„stamente zu kaufen. Bald nachher kam der treffliche Capitän
„Potter, Befehlshaber eines Handelsschiffes, nach der
„Küste, und an diesem glaubte De Graft den Mann zu
„diesem Auftrage gefunden zu haben. Er war auch der
„rechte Mann; denn erstaunt über diese Bitte eines einge-
„bornen Jünglings, erkundigte er sich nach der Gesellschaft
„und fragte, ob denn da die Arbeit eines Missionars nicht
„willkommen wäre? De Graft antwortete: „Das wäre
„freilich herrlich, aber das wird nicht zu erlangen seyn."
„Capitän Potter ging nach Cape Coast und lernte da die
„Mitglieder des Vereins kennen. Er besprach sich mit dem
„Präsidenten Maclean, und reiste in der Hoffnung ab, mit
„einem Prediger des Evangeliums und den nöthigen Bibeln
„wieder zu kommen.

„Bei seiner Ankunft in Bristol theilte er sogleich der
„wesleyanischen Missions-Committee in London mit, welche
„offene Thüre er in Africa gefunden, und erbot sich, einem
„Missionar auf seiner nächsten africanischen Reise freie Ueber-
„fahrt zu geben, um sich an Ort und Stelle umsehen zu

„können, und ebenso versprach er, ihn kostenfrei zurück zu „bringen, wenn er dort die rechten Anknüpfungen nicht fände. „Das schöne Anerbieten wurde angenommen und Herr Dun- „well dazu bestimmt. Als er an der africanischen Küste „ankam, kamen gleich fünfzig Eingeborne an Bord, und er- „kannten mit Freuden den Capitän. Am andern Tage kam „der König der Fante-Neger, Namens Freeman, in seinem „Rock und blauen Beinkleidern und dreieckigem Hute an „Bord, eine rothe Cocarde auf letzterm und durch einen „bunten seidenen Regenschirm bedeckt. Als Herr Dunwell „ans Land kam, lernte er bald die sechszehn Glieder des „Vereins kennen und sah wohl, daß hier die schönste An- „knüpfung einer Mission bereits vorliege. Bald nachher „bei einem Gegenbesuche, den er dem König erstattete, sah „er auch die nackten Eingebornen, die ihn als den „Gott- „mann" mit dem „großen Palawer" mit staunender Erwar- „tung ansahen. Er erhielt Besuche von den Häuptlingen „der Küste, über welche die Kunde von der Ankunft des „Gottmannes mit Blitzesschnelle geflogen war. Auf die „Frage an einen derselben, ob er sich freuen würde, wenn „ein Missionar bei ihm sich ansiedelte, warf er sich nieder, „streckte die Arme aus und rief: „Du mein Vater, mein „Bruder!" Mit besonderer Freude nahm er wahr, daß „manche Schwarze ein wenig lesen und schreiben konnten. „Er sah auch noch andere Theile der Küste, unter An- „derm den Theil, wo vor einigen Jahren die Mannschaft „eines Bristoler Handelsschiffes von den Schwarzen ermor- „det und das Fahrzeug ausgeraubt worden war. Endlich „gelangte man nach Cape Coast."

Dort fing Herr Dunwell sogleich seine Arbeit an und fand schönen Eingang. In kurzer Zeit hatte er 40—50 Personen, die sich aufnehmen lassen wollten. Alles bot den erfreulichsten Anblick dar. Er besuchte mehrere der umliegenden Plätze, wie Anamabu, und fand überall herzliche Aufnahme. Man mußte in Cape Coast Castle an schleunigen Bau einer Kirche denken, weil jedes Zimmer für die Versammlungen zu klein wurde. Aber mitten in diese schö-

nen Hoffnungen und Plane griff, wie so oft in West-Africa, die Hand des Todes hinein; Herr Dunwell sank dahin und hinterließ eine Heerde ohne Hirten. „Traurige Nach-„richt in der Stadt," schrieb ein Neger, „der Hirte ist weg, „der arme Missionar ist todt." So tief aber die Trauer war, die junge Gemeinde zerstreute sich nicht. „Der Mis-„sionar ist todt, aber Gott lebt noch," so sprachen sie in einer gleich nach seiner Beerdigung gehaltenen Versammlung. Auch die Committee in der Heimath war nicht entmuthigt; sie beschloß auf die Bitte der Gemeinde, jetzt zwei Missionare auszusenden, was große Freude in Africa verursachte. Bald wurde Herr Wrigley mit seiner Gattin, und nachher noch Herr Harrop mit Frau gesendet, während die christlich gesinnten Neger Beiträge zu einem Kirchlein sammelten. Es war im September 1836, daß der Erstere anlangte und zu seinem Erstaunen fand, daß trotz der fünfzehnmonatlichen Verwaisung der Gemeinde die Zahl der Gläubigen gewachsen und der Einfluß des Christenthums ins Innere gedrungen war. Die erste Arbeit des neu angekommenen Predigers mußte der Bau des Gotteshauses seyn. Schon zählte man damals 150 Angehörige der Gemeinde. Allein die Freude war kurz; kaum erholte er sich von einem Fieberanfall und wurde durch die Ankunft des neuen Gehülfen erquickt, als dieser mit seiner Gattin vom Fieber ergriffen wurde und starb; beiden folgte Wrigley's Gattin, und er selbst stand mit blutendem Herzen allein der großen Ernte gegenüber. Er ließ jedoch die Hände nicht sinken, sondern handelte nach seinem Loosungswort: „Wir sind schwach, aber wir „fahren fort," bis auch er noch im ersten Jahre nach seiner Ankunft ein Opfer des Klima's wurde. Er nahm die süße Hoffnung mit sich aus der Zeit, daß in Kumasi, der Hauptstadt des blutigen Ashante-Reiches, ein Same des Lebens ausgestreut werden könne. Ein Mitglied der Gemeinde zu Cape Coast war da gewesen, und hatte mit den Söhnen des Königs in einem Hause gebetet; ja er war auf Einladung des Königs mit mehrern seiner Genossen im Palast gewesen, wo sie sangen und beteten. Es war

freilich um so schmerzlicher, daß durch seinen Tod (November 1837) der Mann hinweggenommen war, der im Stande war einer neuen Arbeit den kräftigen Anstoß zu geben. Es war dies die traurige Zeit, da in ganz West-Africa nur noch zwei wesleyanische Prediger da standen.

Allein die Glaubenskraft der heimathlichen Gemeinde ließ solche Trauerzeit nicht lange dauern. Nach Cape Coast kam Missionar Freeman mit seiner Gattin, und fand die Gemeinde über 400 Seelen stark, die 100 Kinder in den Schulen nicht gerechnet, und, was noch werthvoller war, es waren etliche Eingeborne mit in die Arbeit einzutreten bereit und fähig. Dies diente dazu, den neu angelangten Missionar, als er das Haus betrat, wo in so kurzer Zeit vier treue Knechte Christi ihr Leben ausgehaucht hatten, von denen er wenigstens den Letzten noch in kräftiger Arbeit auf der Küste anzutreffen hoffte, einigermaßen zu ermuthigen, daß er rüstig an die Arbeit ging. Als ihn das Landesfieber ergriff, sank seine Gattin neben ihm ins Grab, und kaum war diese tiefe Wunde etwas gestillt, so ging es mit Macht in die Arbeit. Von allen Seiten kamen Aufforderungen, Missionare und Lehrer zu schicken, aus einer Entfernung von bis 40 Stunden Weges. Kumasi aber war das große Ziel seiner Wünsche; dort wollte er die Fahne des Kreuzes wehen lassen. Er that es, und der Frühling 1839 sah den ersten europäischen Sendboten des Evangeliums in der blutgetränkten Hauptstadt. Nachdem er dort die ersten Fäden für eine künftige Mission angesponnen, arbeitete er an der Küste fort, bis im Jahr 1840 Herr und Frau Mycock nebst Missionar Brooking ihm zu Hülfe kamen. Jetzt konnte er seines Herzens Wunsch ausführen, nach England zurück zu eilen, und begleitet von dem treuen Eingebornen William De Graft die Noth und das Elend des Ashante-Volkes, die Wichtigkeit einer Mission bei ihm, die Aussichten auf ihr Gelingen den Christen der Heimath ans Herz zu legen. Er ließ sie die gräßlichen Scenen anschauen, in welchen Tausende armer Sclaven oft tagelang in der Gluthitze der Sonne, ein Messer durch beide Wangen

gestochen, stehen mußten, schweigend, blutend, zitternd vor Schmerz, aber stumpf dem Augenblick entgegenharrend, da ihnen der Kopf abgeschnitten wurde; er führte sie an den Leichnamen vorüber, denen er so oft auf seinem Wege begegnet war, von armen Knaben und Mädchen, die man den grauenhaften Fetischen geopfert hatte; er ließ sie hinein blicken in die Schauerscenen, die täglich dort das Leben mit Mord erfüllen, in die lebende Sclaverei, in welcher Hunderttausende dem großen Herrscher huldigten; er hieß sie überlegen, welche Gnadenzeit für dieses gewaltige Barbarenreich gekommen sey, das eben jetzt ein dunkles Verlangen nach etwas Besserem in sich spürte; er breitete vor ihnen die Charte jener Regionen aus, und gab zu fühlen, welch ein beherrschender Einfluß zum Verderben der Seelen von dem Herrschervolke ausgehe, und welche Lebensströme von ihm ausgehen würden, wenn es selbst Jesu Christo unterthan würde. Er fand ein Echo für seine Klagetöne und seine Aufrufe, und durfte mit zwei verheiratheten Mitarbeitern Hesk und Shipman und drei ledigen Brüdern Watson, Walden und Thackwray, nebst seiner eigenen zweiten Gattin und seinem Gehülfen De Graft nach der neuen Heimath zurückkehren.

Mit heißen Gebeten wurde diese Schaar muthiger Krieger des HErrn von den Freunden Africas begleitet, und glücklich kam sie auf dem entscheidenden Felde (Februar 1841) an. Allein abermals wurde jener Vertrauen auf Zahl und Menschenkraft gedemüthigt. Rasch nach einander sanken Thackwray, Walden und Frau Freeman ins Grab, und Mycock und Hesk mußten heimkehren. Nichtsdestoweniger ging Freeman, dem zwei in England gebildete Prinzen des Ashante-Herrschers anvertraut waren, mit ihnen und Miss. Brooking alsbald nach Kumasi, fand bei dem Könige freundliche Aufnahme, erhielt einen Platz zum Bau eines Hauses und konnte, Herrn Brooking zurücklassend, nach der Küste zurückkehren. Dort wuchs die Gemeinde in Kraft und Zahl, und Anamabu war jetzt bleibend als Station besetzt. Die Mühen und Schmerzen der Mission blieben dieselben, denn

auch von den neu angelangten Brüdern William Allen, Wyatt und Rowland starb der zweite, nachdem er nur neun Wochen in Africa gelebt und nur zwei Mal gepredigt hatte, zu Cape Coast; der dritte aber zu Kumasi, das erste Opfer der dortigen Mission (1842), und ihnen folgten bald im Tode Herr Shipman und Frau Watkins, die mit ihrem Manne und Missionar Chapman nur soeben die Küste betreten hatte. Der Letztere hatte kürzlich die östliche Station Brittisch-Akra zu seinem Arbeitsfelde gemacht, und dort eine kleine Gemeinde um sich gesammelt, auch bereits in der Fante-Sprache Mehreres gearbeitet, das für nachfolgende Missionare wie für die Schulen nützlich werden sollte. Kaum waren wieder neue Arbeiter nach der mörderischen Küste in den Personen der Herren Annear, Greaves und Martin abgegangen, als die Kunde vom Tode des Missionar Watkins einlief. Brooking hatte nach England gehen müssen, während Chapman seine Stelle in Kumasi einnahm, und kehrte jetzt mit seiner Gattin nach der Küste zurück. Jener hatte inzwischen folgende Nachricht in die Heimath gehen lassen (1844):

„Unsre Aussichten geben uns noch immer das Recht „zu erwarten, daß in nicht ferner Zeit die Bemühungen um „die Bekehrung der Ashante mit Erfolg werden gekrönt wer„den. Allerdings wird es nicht ohne Widerstand von Ei„nigen und ohne geduldige und umsichtige Beharrlichkeit „von Seiten derer geschehen, die in Kumasi zu arbeiten haben.

„Unsere Versammlungen sind in stetigem Wachsen, be„sonders haben wir am Sonntag Nachmittag sehr gute „Hörer des göttlichen Wortes um uns. Ihre Aufmerksam„keit ermuthigt sehr, und zuweilen beweist die Thräne im „Auge, daß die Kraft des herrlichen Evangeliums sich zu „fühlen gibt. Außer denen, die ich schon nannte, hat ein „angesehener Häuptling, Adu Osai, angefangen, sich einer „Classen-Versammlung anzuschließen. Er hielt sich regelmäßig „an die Gnadenmittel und ich glaube, er sucht aufrichtig „und demüthig sein Seelenheil. Die zwei jungen Männer, „von denen ich kürzlich sprach, zeigen immer noch ein starkes

„Verlangen, recht vertraut mit den großen Wahrheiten zu „werden, durch die sie selig werden können. Einer von ih„nen hat vor einigen Tagen seinen Ernst dadurch bezeugt, „daß er seinen Fetisch ins Feuer warf, den Fetisch, auf den „er sich von Kindheit auf verlassen hatte. Dies geschah „unter bemerkenswerthen Umständen. Als die Genossen des „jungen Mannes hörten, was da geschehen sollte, versam„melten sie sich um den ersten Fetisch, der in Kumasi aus „Gewissensgründen zerstört werden sollte, untergehen zu „sehen. Alles war bereit; da wurden einige große Trom„meln herbei gebracht, und da der Gott über der ihn erwar„tenden Flamme hing, schlug einer, das Signal mit der „Todestrommel des Königs nachahmend, seine Trommel „nach der wohlbekannten Weise: „Schlagt ihn nieder! schlagt „ihn nieder! schlagt ihn nieder!" In diesem Augenblick er„griff die Flamme das lang verehrte Bild, während im „Moment seines Fallens eine andere Trommel antwortete: „„Nieder!" Mögen alle falschen Götter in Ashante so enden! „Außer den wenigen, die sich an uns offen angeschlossen „haben, gibt es in der Stadt Viele, die überzeugt sind, das „Christenthum werde sein großes Werk vollführen und mit „Besiegung aller Hindernisse die herrschende Landesreligion „werden. Immer wieder habe ich diese Ueberzeugung aus„sprechen gehört. Vor einigen Tagen besuchte mich nach „Beendigung einer Kostüme zu Bantama, ein alter viel„geltender Häuptling. Er erzählte mir im Vertrauen, zu „Bantama sey zwischen dem König und Andern viel von „der Mission die Rede gewesen, und sey die entschiedene „Ueberzeugung Aller ausgesprochen worden, unsere Absichten „und Zwecke seyen ganz gut und es liege im eigenen Interesse „uns jegliche Aufmunterung zukommen zu lassen. Der Alte „fügte bei: es wurde noch viel gesagt, aber ich kann es „dir jetzt nicht sagen. Warte ein wenig und verliere den „Muth nicht. Ich bin alt und grauhaarig, aber ich hoffe „deinen Sieg noch zu erleben.

„Im letzten Monat besuchte ich Jabin, um auch dort „das Evangelium zu predigen. Ehe ich Kumasi verließ,

„schickte der König einen Boten an die Königin Sarwi, daß „ich sie besuchen werde. Die ehrwürdige alte Frau war „sehr erfreut, daß ich sie und ihre Leute nicht vergessen habe. „Sie versammelte alle ihre Leute, um ihren guten Willen „zu zeigen, an 9—12,000, die mir einen feierlichen Em„pfang bereiten sollten. Am Morgen nach meiner Ankunft „machte ich der Königin meine Aufwartung, um ihr zu „sagen, warum ich komme, und sie um Erlaubniß zu bitten, „ihrem Volke zu predigen. Sie gab sie mit Freuden, und Nach„mittags 3 Uhr predigte ich unter einem schönen Bananen„baum vor etwa 1400 Leuten, die mit gespannter Aufmerk„samkeit zuhörten. Dies wiederholte ich am zweitnächsten „Tage, und am Sonntag predigte ich zweimal, jedesmal vor „6—800 Zuhörern. Da ich am Montag früh wieder nach „Kumasi abgehen wollte, und dies am Sonntag Nachmit„tag am Schlusse des Gottesdienstes sagte, so schickte Sarwi „einen Boten und ließ mir sagen, wie sehr sie bedaure, bei „meinen bisherigen Predigten nicht zugegen gewesen zu seyn, „und mich ersuchen, nur noch am Montag zu bleiben, da„mit sie mit ihren Häuptlingen mich hören könne. Natür„lich ging ich auf ihren Wunsch ein und predigte Montag „Nachmittags vor dieser glänzenden, sehr aufmerksamen und „zahlreichen Versammlung über Römer 5, 6—8. Die Fra„gen, welche nachher von Vielen an mich gerichtet wurden, „bewiesen, daß sie das Wort nicht blos gehört hatten, son„dern auch seine seligmachende Kraft noch tiefer kennen zu „lernen wünschten. So lange ich dort war, wurde ich mit „Freundlichkeit überhäuft, indem man mir und meinen Leu„ten Lebensmittel und Anderes brachte.

„Als ich die Stadt verließ, baten mich die Bewohner „dringend ums Wiederkommen. „Das Wort, das du zu „uns redetest, ist gut, laß es uns wieder hören," sagten sie, „„wir haben diese Dinge noch nie gehört, wir glauben, daß „du die Wahrheit sagst und wir möchten sie lernen. Komme „wieder, aber nur bald!" Wie konnten diese Aeußerungen „anders auf mich einwirken, als zu dem erneuerten freudi„gen Entschluß, mein ganzes Leben dafür hinzugeben."

„Jabin ist aber nicht die einzige wichtige Stadt in der „Nähe von Kumasi, wohin wir jetzt die Botschaft der Gnade „bringen können. Es waltet ringsumher beim Volke ein „Verlangen nach der Sendung eines Missionars. Kann „man einmal dieser Sehnsucht entgegenkommen, so werden „die Erfolge großartig seyn. In der Hauptstadt sind Alle, „die den Gewohnheiten ihrer Väter zu entsagen wünschen, „unter einem starken Banne. Das wäre in den Provinz„städten nicht der Fall, denn hier fühlen sich die Leute in „dem Maaße freier, als sie weiter vom Sitze der Herrschaft „entfernt sind. Sobald einmal die ersehnte Zeit kommt, „da zwei Missionare in Kumasi stehen, so wird ein weites, „großes Feld in Angriff genommen werden können. Eine „Tagereise und weniger von hier befinden sich viele größere „Städte, wo wir das Evangelium ohne allen Widerspruch, „ja mit guter Aufnahme predigen könnten. Aus mehreren „von ihnen sind mir Einladungen zugekommen; aber ich „habe in Kumasi so viel zu thun, daß ich es nicht möglich „machen konnte hinzugehen, so sehr auch mein Herz dar„nach verlangt dahin zu gehen, wo noch ungebrochene Finster„niß herrscht, und mußte die Leute, so viel sie auch nach „der Lehre des Missionars fragen, ihrem Verderben über„lassen. O Land meiner Geburt! christliches England, soll „das so bleiben?

„Die Nachrichten, die wir über das, je weiter man „ins Innere vordringt, gesundere Klima eingezogen, bestä„tigen sich. Nicht nur Europäer, die in beträchtliche Ent„fernungen von der Küste hineingereist sind, sagen es, son„dern auch die Eingeborenen sind derselben Meinung. Auch „die Ashante-Neger klagen über Unwohlsein wenn sie nach „der Küste gehen und rühmen das Gegentheil von den Rei„sen landeinwärts. Es muß dies jeden Missionsfreund „sehr erfreuen, weil es die Hoffnung sichert, daß man in „dem großen Heilswerke für Africa nicht immer die furcht„baren Opfer an Menschenleben wird bringen müssen, welche „die kurze aber traurige Geschichte der Mission an der Küste „auszeichnen. Ich kann mich dafür auf mein eigenes Bei-

„spiel berufen. Ich verließ das Krankenlager um hierher „zu reisen. Vierzehn Wochen lang hatte ich nur einmal „predigen können und war so schwach, daß ich in den ersten „zwei Reisetagen nicht ein paar Schritte gehen konnte, um „meine Träger zu erleichtern. Auch in den ersten Monaten „zu Kumasi war ich noch hie und da krank; das war aber „nicht zu verwundern, denn täglich fiel Regen mit großer „Heftigkeit und das Missionshaus war noch so wenig aus„gebaut, daß ich mehr als einmal auf dem Krankenbette „liegend mich mit dem Regenschirm schützen mußte. Das „waren doch gewiß ungünstige Umstände, und doch erholte „ich mich hier, und in den letzten fünf Monaten war ich „fast so gesund als in England. — Ich sehne mich, die „seligmachende Kraft Gottes hier zu Lande mehr entfaltet zu „sehen. Wir haben die Aussicht auf einen Gnadenregen. „Die Wahrheit des Evangeliums wird überall bezeugt; „aber das ist ja nicht genug, da ewiges Leben von der „Aufnahme Jesu Christi, als des einzigen Heilandes, ab„hängt."

Leider war der Tod unaufhörlich geschäftig in der Mission an der Küste. Freeman hatte abermals nach England gehen müssen, und bald nach seiner Abreise war Hr. Greaves zu Brittisch-Akkra entschlafen. Er war Watkins'ens Nachfolger dort geworden und mitten in dem Erntegeschäfte gestorben (Juli 1844), denn er hatte dort ein reifes Waizenfeld betreten. Freeman hatte in England sich selbst und die Mission gegen bittere Angriffe, die leider von einer Seite ausgingen, wo man sie nicht zu erwarten hatte, vertheidigen müssen, die aber nur dazu dienten, ihn selbst und die Mission in West-Africa den Herzen der heimathlichen Freunde theurer zu machen. Als er nach der Goldküste zurückkehrte, durfte er einen neuen Arbeiter, Henry Wharton, mitnehmen, einen Neger aus Granada in Westindien, der, selbst durch die Mission zur Erkenntniß Christi gekommen, schon dort mehrere Jahre in Westindien als Missionar gedient und sich nun selbst für West-Africa angeboten hatte. Ihnen folgte bald eine kleine Schaar muthiger Streiter: die

Missionare Allen mit Frau, Findlay und Addison. Die erstern, wie Frau Brooking, kamen von einem Aufenthalt in England zurück, zu dem ihre Gesundheit sie genöthigt hatte. Es war für die letztere sehr schmerzlich bei der Landung zu vernehmen, daß ihr Gatte gleichfalls nach Europa gereist und an ihr unbewußt vorüber gesegelt war. Er wurde nachher für Nord-America bestimmt. Findlay war nur gekommen um sein Grab zu finden (1846), um so schmerzlicher für seine Brüder, weil er ohne Zweifel an seinem Bestimmungsorte Kumasi längere Zeit dem Klima widerstanden hätte; allein er konnte denselben nicht erreichen; das Fieber ergriff ihn fast sogleich nach seiner Ankunft auf der Küste. Auch Annear war durch das Klima zu geschwächt, um länger an der Küste zu bleiben, nachdem er in Badagry an der Sclavenküste unter einem viel härteren Volke als die Fante- und Ashante-Neger treulich gearbeitet hatte. Er fand eine anderweitige Missionsbestimmung und kehrte nicht an diese Gestade zurück. Auch die Verstärkung, die in den Personen der Herren Thomas, Harrop und Hillard im Anfange des folgenden Jahres (1847), eintraf, konnte nicht viel helfen, weil dahier die mehrjährigen Arbeiter Allen und Martin, die auf verschiedenen Arbeitsstellen dort thätig gewesen waren, West-Africa für immer verlassen mußten (1848). Ihnen folgten bald Addison und Thomas, wogegen Hr. Hart in die Arbeit eintrat. Auch Hillard trat seinen Heimweg an, und so fand das Jahr 1850 die Mission an der Goldküste in einem äußerst geschwächten Zustand in Hinsicht der Arbeitskräfte, während die Zahl der Bekehrten und das Verlangen des Volkes nach evangelischem Unterricht in steter Zunahme begriffen war.

Ueberblicken wir den Stand dieser Mission in dem genannten Jahre, so müssen wir nur staunen, wie sie unter dem beständigen Wechsel von Kommen und Gehen, unter den stets erneuerten Prüfungen durch Krankheit und Tod der Missionare und den nie aufhörenden Hemmungen durch die Einlernung neuer Sendboten doch zu solcher Kraft und Ausdehnung gelangen konnte. Es waren jetzt außer

Cape Coast Castle noch die Plätze Commenda, Dixcove, Secundi, Beula, Providence besetzt. Freeman wirkte dort mit Hart und dem eingeborenen Gehülfen Hagan und dem Katechisten Dawson. Zu Anamabu und Akroful war der Katechist Laing in Arbeit, wie zu Domonasi, Abasa und Donasi der Katechist Brown. Zu Brittisch-Akkra mit Winneba und andern Orten stand Herr Wharton mit dem Katechisten Salomo.

Einer der Missionare schrieb um diese Zeit: „In diesem Missionsgebiet wirkt der HErr mit uns. Wir sehen „dies an den neuen und hoffnungsvollen Wirkungskreisen „die vor uns aufgehen, an dem wachsenden geistigen Einfluß den die Mission nach allen Seiten hin übt, an den „großen und aufmerksamen Versammlungen die auf unsere „Predigt hören, an dem gedeihlichen Stande unserer Schulen, an den ernstlichen Gebeten unserer Gemeindeglieder „um eine Ausgießung des heiligen Geistes, an dem Weichen der Fetisch-Vorurtheile und Kostüme; wir fühlen es „aber auch in unsern Herzen an der brennenden Liebe zu den „Seelen unserer ins Verderben eilenden Mitmenschen, die „nur Gott einflößen und erhalten kann. Zu den hier aufgezählten erfreulichen Zeichen kommt, daß nicht weniger als „sechs eingeborene Christen tüchtig erklärt werden konnten, „als Katechisten mitzuarbeiten."

In Cape Coast wurden eine Woche lang tägliche Gottesdienste gehalten, denen die Schwarzen mit tiefer Andacht beiwohnten. Die Nebenorte, welche zu dieser Station gehören, würden eine noch viel reichere Erndte liefern, wenn es nicht an Arbeitern fehlte. An einem großen Orte, Abakrampa, wurde eine Schule errichtet und der Häuptling empfing die Missionare aufs Freundlichste. Herr Hart schreibt: „Zu Abakrampa war ich sehr erfreut wahrzunehmen, wie gern die Bewohner das Wort aufnahmen. Während ich sprach, umdrängten sie das Haus, die Fenster, die „Thüren, den Hof, bis man fast nicht mehr athmen konnte, „und während der ganzen Zeit herrschte die tiefste Stille.

„Der König hier ist edel in Gestalt und Benehmen und „kommt uns auf jegliche Art entgegen."

Zu Anamabu hatte die Zahl der Gemeindeglieder etwas abgenommen, aber ein neues Leben schien aufzugehen. Die Schulen waren sehr erfreulich, indem nicht nur die Kinder fleißig lernten, sondern auch tiefere Gnadeneinflüsse bemerkbar waren. Oeffentliche Prüfungen derselben lieferten die erfreulichsten Zeugnisse von Seiten der brittischen Beamten.

Auch von Domonasi heißt es: „Die Gottesdienste „und die Classen-Versammlungen unserer Gemeindeglieder „sind besucht; die heidnischen Vorurtheile zerfallen allmählig, „und man hat Grund zu der Hoffnung, daß gewiß noch „allgemein der heidnische Aberglaube der erhebenden Anbetung „des wahren Gottes Platz machen wird. Nie haben noch „die sieben Nebenstationen dieses Gebietes mit der Hauptstelle erfreulicher ausgesehen. Wir haben Grund zu glauben, daß, wenn die Arbeit einmal zusammenhängender werden kann, das ganze Fante-Land vom Worte Gottes wird „beherrscht werden."

Das Gebiet Brittisch-Akkra litt sehr unter der unvermeidlichen Abwesenheit eines Missionars. Doch geht es immer besser. Die Kirchenzucht hat die Gemeinde zwar kleiner, aber auch reiner werden lassen. Die Gemeinde wandelt richtig und betet ernstlich. Die Schulen gehen gut. Viele der ältern Knaben kommen in die Classen-Versammlungen und suchen die Perle. Vier der Ausgetretenen werden zu Gehülfen zubereitet.

Die neuesten Nachrichten (1851) lauten in Briefen von den Missionaren Freeman und Laing so: „Die Distrikte," sagt der Erstere, „unter meiner näheren Aufsicht, nämlich „Cape Coast, Anamabu und Domonasi, sind in stetigem „Fortschritte. Die öffentlichen Gottesdienste sind frisch und „lebendig; die Wochenversammlungen sind fast so zahlreich „besucht wie sie. Wir haben neuerlich vierteljährliche Zusammenkünfte vom ganzen Gebiete eingeführt, wobei Taufe „und Abendmahlsfeier stattfindet. Die Betstunden sind so „lebhaft, daß sie oft statt um 7 Uhr erst um 10 Uhr Abends

„endigen. Für die engeren Mitglieder werden am ersten „Dienstag jeden Monats besondere Predigten gehalten. „Sonntag Morgens nach der Betstunde vertheilen sie sich „in Gruppen, gehen so in den dichten Wald, der an Cape „Coast stößt, und beten dort miteinander. Dies erfuhr ich „erst kürzlich, nachdem sie es schon lange so gehalten hatten. „Ich ging nämlich früh Morgens nach der Betstunde ein „wenig in unserm Industrie-Garten spazieren und hörte von „Ferne einen angenehmen geistlichen Gesang. Als ich dar-„nach fragte, vernahm ich, daß das schon lange jeden Sonn-„tag so sey."

„Auch in Anamabu geht es voran. Zu Assafa steht „die kleine Gemeinde inmitten einer Verfolgung, wie sie in „dieser Heftigkeit noch keine junge Gemeinde an dieser Küste „erlebt hat, rüstig und kräftig fort. Assafa ist nämlich ein „Dorf etwa 4 Wegstunden östlich von Anamabu am Meeres-„ufer bei Mankasim. Der Wald bei dieser Stadt gilt den „Umwohnern als der geheimnißvolle Wohnplatz des großen „Fetisches, daher Mankasim die feste Burg des Heidenthums „in diesem Theile Africas ist, wohin sich die Fetischmänner „vor dem wachsenden Einflusse des Christenthums zurückge-„zogen haben.

„Vor einigen Jahren ließ sich ein eingeborener Christ „von Anamabu zu Assafa als Jäger nieder, der dem Wilde „auf den nahen Ebenen und in den Wäldern nachging. „Er hielt seinen Hausgottesdienst und erregte dadurch die „Aufmerksamkeit der Heiden im Dorfe. Viele, und darunter „zwei Fetischmänner, wurden wahrhaft bekehrt und zogen „nun unsre Augen auf diese junge Gemeinde. Wir besuchten „sie, nahmen sie in die Gemeinde auf und bildeten sie zu einer „eigenen Gesellschaft unter der Leitung des Jägers. Sie „fingen an eine kleine Capelle zu bauen; jetzt aber brach „die Verfolgung über sie los.

„Einige von ihnen hatten zwischen Assafa und Man-„kasim unmittelbar an dem heiligen Walde ein Landstück an-„gebaut, auf welchem sie etliche Hütten errichteten, was man „hier zu Lande ein Bauerndorf nennt. Vor einigen Mo-

„naten, als sie dort arbeiteten, tasteten sie, uneingedenk der „Macht heidnischer Vorurtheile, das Waldheiligthum an, „indem sie eine Stange hieben. Darauf folgte eine sehr „unpassende Strafe von Seiten des heidnischen Häuptlings „von Mankasim. Aufgestachelt von den Fetischmännern „der Stadt und Umgegend ging er mit einem Haufen Be- „waffneter auf das kleine Christenhäuflein (es waren etliche „dreißig Gemeindeglieder) los und nahm sie, während sie „nichts ahnend an ihrer friedlichen Arbeit waren, gefangen, „peitschte sie, warf sie alle gefesselt ins Gefängniß, brannte ihr „kleines Dörfchen nieder und zerstörte ihr Eigenthum. Jetzt „mischte sich die Regierung von Cape Coast hinein, indem „sie zwar die Unbesonnenheit der Christen tadelte, aber auch „den Häuptling von Mankasim zur Rechenschaft für seine „Gewaltthat forderte. Die Gefangenen wurden natürlich „sogleich in Freiheit gesetzt und der Häuptling mußte eine „Geldstrafe zahlen. Die Christen kamen nach Cape Coast „und Anamabu, wo man ihnen Unterstützung angedeihen „ließ.

„Unter diesen Leiden ist es eine wahre Freude, das „ächt christliche Benehmen dieser Bekehrten zu sehen. Sie „waren ohne alle Bitterkeit gegen ihre Verfolger und bereu- „ten ihren Schritt der Annahme des Evangeliums ganz und „gar nicht. Es ist einer von ihnen, ein alter Mann, hier, „den ich nur mit Freuden sehe, weil er immer so heiteren, „fröhlichen Muthes ist.

„Letzten Dienstag Nachts, bald nach Mitternacht, wurde „ich mit der schmerzlichen Nachricht geweckt, die Bekehrten „von Assafa, die in Anamabu wohnen, haben am vorigen „Tage neue Gewaltthätigkeiten erlitten. Die diesjährige „Regenzeit ist sehr schlecht ausgefallen und es regnete nicht „genug, um das Korn an der Küste zur Reife zu bringen. „Die arglistigen Fetischmänner beuteten diesen Umstand „nach ihrem Sinne und zu ihrem Vortheil aus, indem sie „die Heiden beredeten, der große Fetisch halte den gewöhn-

„lichen Regen aus Zorn über den Abfall der Leute zu Assafa „vom Heidenthum und über ihre Verletzung des heiligen „Waldes zurück. Ein Haufe bewaffneter Heiden aus den „kleinen Dörfern um Anamabu machte sich deshalb auf und „kam in die Wohnungen etlicher unserer Christen, bei wel- „chen diese Bekehrten wohnten, ergriffen diese mit roher „Gewalt und jagten sie aus der Stadt, ehe die Ortsbe- „hörde etwas zu ihrem Schutze vorzukehren vermochte. Un- „ter diesen Verjagten war auch der Jäger, der das mensch- „liche Werkzeug der gesegneten Umwandlung in Assafa ge- „wesen war. Er hatte in dem Handgemenge einen starken „Schlag ins Auge und sonst noch etliche Beulen davon- „getragen und kam nun zu mir die Sache zu melden. Und „dennoch sprach aus seinem Angesichte die völligste, freudigste „Hingabe des Christen; und als ich ihm aus Bunyan's „schönem Buche die Worte des Wahrheitsstark nannte: „„Meine Zeichen und Narben trage ich mit mir als Zeug- „niß, daß ich Seinen Kampf gekämpft habe, der nun mein „Vergelter seyn wird," da strahlte sein Angesicht vor Freude."

„Jetzt wurde der Oberhäuptling mit etlichen seiner Un- „terhäuptlingen vor die Behörde in Cape Coast gerufen und „um fünf Unzen Goldstaub (216 Gulden) gestraft. Zwar „stand nun die Verfolgung still, aber aus dem stolzen Be- „nehmen Eddu's, des Häuptlings von Mankasim, ließ sich „abnehmen, daß etwas bevorstehe. Er weigerte sich die Ent- „schädigung von 14 Unzen und 8 Akie Goldstaub (628 „Gulden) an die Christen für die Zerstörung ihrer Woh- „nungen und Felder zu bezahlen, und als er nun nach Cape „Coast vorgefordert wurde, weigerte er sich zu erscheinen, „und sprach sich dabei so aus, daß man wohl sah, er habe „sein ganzes heidnisches Volk hinter sich und seine Bestra- „fung sey eine gewagte Sache. Allein die Regierung mußte „entweder ihr Ansehen erhalten oder ihren ganzen Einfluß „preisgeben, der Barbarei Thür und Thor öffnen und je- „den besseren Einfluß, der jetzt auf das Volk wirkte, dem „Unterliegen aussetzen. Die aus Anamabu verjagten Chri-

„sten wurden in das nächste Küstendorf getrieben, dort wie-
„der verjagt und so von Dorf zu Dorf von den Heiden
„herumgehetzt. Sie mußten zuletzt obdachlos umherirren,
„bis die Polizei, welche man zu ihrem Schutze ausgesendet
„hatte, sie fand und in das Fort von Anamabu brachte,
„wo die Volkswuth sie nicht erreichen konnte. In einem
„Uferdorfe unterhalb Assafa hielten sich gerade einige Chri-
„sten in Handelsgeschäften auf und kamen nach ihrer Ge-
„wohnheit zu Gesang und Gebet zusammen. Die Heiden
„erklärten ihnen kurz und gut, daß sie dies zu unterlassen
„haben oder man werde sie aus dem Dorfe jagen, und da
„und dort hörte man jetzt die Heiden andeuten, daß sie
„nächstens diesem „Schulgehen," wie sie es nannten, im
„ganzen Lande ein Ende machen würden.

„Durch diese Volksstimmung ermuthigt und durch die
„Priester des geheimen Waldorakels aufgereizt, fuhr Eddu
„noch mehrere Wochen lang fort die Regierung verächtlich
„zu behandeln, bis diese beschloß mit bewaffneter Hand ge-
„gen ihn einzuschreiten. Die einflußreicheren Eingebornen
„am Cape Coast baten um die Erlaubniß, noch einen letzten
„friedlichen Versuch bei Eddu zu machen, um ihn zur Ver-
„nunft und zum Gehorsam zu bringen, ehe es zum Aeußer-
„sten käme, und dieser Versuch wurde zugestanden und ge-
„lang. Eddu erschien jetzt in Cape Coast, aber umgeben
„von vielen Bewaffneten, mit seinen Häuptlingen und denen
„des innern Fante-Landes, und von diesen und den vor-
„nehmern Eingeborenen von Cape Coast begleitet, trat er
„vor den Statthalter im Gerichtssaale. Er hatte anfangs
„verlangt, man solle seine Sache außerhalb des Schlosses
„im Freien verhandeln, wo er das Geschrei der Masse für
„sich gehabt hätte. Allein der Statthalter wies dies zurück.

„Es war eine merkwürdige Verhandlung, die auf Ed-
„du's eigenes Verlangen, weil er die Strafen für zu streng
„und ungerecht hielt, nun vor den vielen heidnischen Häupt-
„lingen vor sich ging, indem sein ganzes Verfahren gegen
„die Christen vom Statthalter noch einmal untersucht wurde.
„Zwei und zwanzig dieser Christen erzählten die Verfolgun-

„gen, die ihnen widerfahren waren, und äußerten sich dabei „in der einfachsten, klarsten Weise. Es ging aus ihren An„gaben deutlich hervor, daß nur Drei von ihnen sich an dem „Götzenwald vergriffen hatten, und daß die Andern dies „nicht gewußt, auch daß ihr Oberhaupt, der alte Akwasi, „sie sogleich deshalb getadelt hatte. Es ergab sich aber auch, „daß diese so fürchterlich dargestellte Beleidigung in nichts „bestand, als im Hauen einer Stange zu einem Gehege, „einer Sünde, der sich viele der umwohnenden Heiden ohne „Bedenken schuldig machten.

„Sehr eingreifend war das Zeugniß eines der Christen, „der auf einem nicht weit entlegenen Felde arbeitete, als ihm „Jemand zurief, sein Dorf stehe in Flammen. Er eilte her„bei und begegnete Eddu mit seiner Bande, wie sie eben „von ihrem Zerstörungswerke zurück kamen. Es entstand „folgendes Gespräch:

„Heiden (sogleich beim Begegnen): Bist du einer der „Uebelthäter?

„Christ: Ich verstehe euch nicht, ich habe nichts Uebels „gethan.

„Heiden: Bist du ein Christ?

„Christ: Das kann ich nicht läugnen.

„Diese Antwort genügte; sie fielen über ihn her, zogen „ihn nackt aus, geißelten ihn und schlugen ihn in Eisen.

„Im Verlaufe der Untersuchung sprachen sich Mehrere „über die Gründe aus, warum sie an das Christenthum „glauben. Das merkwürdigste Zeugniß dieser Art legte „Edumazi, ein bekehrter Fetischmann, ab. Auf die Frage: „„Warum bist du ein Christ geworden?“ antwortete er „freimüthig: „Ich war selbst ein Fetischmann und kenne das „ganze geheime Treiben der Fetischmänner; aber es gibt „keinen Gott, der Leben geben oder nehmen kann, als den „großen Jehovah, der die Welt erschaffen und Arzenei für „den Menschen hat wachsen lassen. Was die Geschäfte eines „Fetischmannes betrifft, so wurde ich darin durch ein Fetisch„weib, Namens Obo-Mokama, unterrichtet. Daß ich meine „Sachen gut verstand, das müssen die bezeugen, die mich

„in meinem wahnsinnigen Treiben gekannt haben; aber daß „es Götter in dem Walde bei Mankasim gebe, das glaubte „ich fest."

„Er erzählte nun genau, wie er zu dem Zweifel ge„kommen sey, ob der große Fetisch irgend mehr sey, als sein „eigener; wie er zuletzt zu der klaren Ueberzeugung gelangt, „daß Alles nur Menschenbetrug sey, und wie er, empört „über die Lügen und Machwerke der Priester beim großen „Tempel, ihnen dies vorgehalten und ihnen gesagt habe, er „sey entschlossen, ein Christ zu werden, womit sie dann auch „gewußt, daß er ihre schändlichen Schliche verrathen werde. „ „Ich ging nach Hause, ohne, wie gewöhnlich, einen Freund „zu suchen, der mir aber begegnete, mich in sein Haus führte „und nach dem Grunde dieses Benehmens fragte. Ich sagte „ihm, wie es mir ergangen sey und was ich vorhabe, wo„rauf er, auch ein Fetischmann, bat, daß ich Niemandem „davon sage. Er ging dann zu diesen Leuten und fragte „sie, warum sie doch so thöricht gegen mich gehandelt ha„ben? sie sahen ihre Thorheit ein, trugen ihm auf, mich „um Verzeihung zu bitten und mir Geld anzubieten, so viel „ich wolle, um sie nicht zu verrathen. Ich wollte davon „nichts hören und ging sogleich in mein Dorf ab. Der „Name des Freundes ist Kwasi Kuma, er lebt noch und „ist hier im Zimmer. Ich bitte, daß man ihn aufforderе „zu erklären ob ich die Wahrheit gesprochen oder gelogen „habe."

„Kwasi Kuma wurde aufgerufen und bestätigte Alles, „was Edumazi gesagt hatte. Er erklärte, er sey selbst Fe„tischmann und noch nicht Christ geworden; aber er sey „über die Intrigen seines Ordens und über die Art, wie „die Priester des Orakels den Eddu aufgereizt und mißleitet „und zur Verfolgung der Christen verführt haben, so er„schrocken, daß er entschlossen sey, zur gänzlichen Enthüllung „dieser Schlechtigkeiten mitzuhelfen. Er klagte hierauf in „bestimmten Worten die Priester von Mankasim als die „Urheber der Widersetzlichkeit Eddu's an, wodurch das Land „dem Untergang nahe gekommen, und enthüllte, daß diese

„Priester seit ihrer Ankunft in Cape Coast mit Eddu darauf „ausgegangen seyen, drei einflußreiche und bedeutende Män„ner, die er nannte, durch Gift aus der Welt zu schaffen, „weil diese Männer entschiedene Gegner ihres bösen Trei„bens seyen.

„Man kann sich die Aufregung denken, welche diese „Angaben unter den Hunderten von Anwesenden machten. „Nachdem Eddu nur Schwaches zu seiner Vertheidigung „vorgebracht, zog sich das Gericht, das außer dem Statt„halter aus Europäern, gebildeten Heiden und einer Anzahl „heidnischer Häuptlinge bestand, zur Berathung zurück. Als „es wieder eintrat, bestätigte der Statthalter vollkommen die „frühere gerichtliche Entscheidung gegen Eddu, der nun zu „seinen Geldstrafen noch 50 Unzen Goldes (2200 Gulden) „im Schlosse als Bürgschaft seines Benehmens niederlegen „mußte.

„Auf Kwasi Kuma's Angabe wegen des Vergiftungs„planes wurden die anwesenden Fetischmänner sogleich fest„genommen und die Sache scharf untersucht, und endlich „auch in Anwesenheit Eddu's und der Häuptlinge vom ge„wöhnlichen Gerichtshofe verhandelt. Die Beweise Kwasi „Kuma's ließen keinem Zweifel Raum, und da mehrere „dieser Volksbetrüger offen eingestanden, daß ihr Fetisch nur „das Werk ihrer abgefeimten Schlauheit, und daß, was „den Namen Fetisch trage, nur schändlicher Betrug sey, „wurden sie zur Peitschenstrafe und fünfjähriger Zwangs„arbeit in Eisen wegen ihrer großen Verbrechen verurtheilt.

„Man stelle sich den Grimm der Häuptlinge vor, die „nun aus dem Geständnisse der Priester selbst sahen, daß „die Religion ihrer Väter nur Blendwerk und Lüge gewe„sen, und die nun die Schmach fühlen mußten, von diesen „elenden Menschen ihr Leben lang zum Besten gehalten und „ausgebeutet worden zu seyn. Sie stimmten dem Straf„urtheil recht von Herzen bei, fragten sich aber trübselig, „als sie das Schloß verließen: „Was sollen wir jetzt thun, „wenn wir krank werden? wir würden besser thun, Alle „mit einander in die Schule zu gehen." Bald nachher wur-

„den die bisher fast angebeteten Volksbetrüger öffentlich vor „dem Schloßthore gepeitscht, und der Lüge des Heidenthums „damit eine furchtbare Wunde geschlagen; denn es stand „jetzt einmal mit seiner Schwäche und Unlauterkeit offen dem „Christenthum gegenüber; seine Rohheit wurde mit der „Sanftmuth des Evangeliums verglichen, und kein Mensch „sprach auch nur ein Wort gegen das Christenthum; jeder „Heide fühlte die Schlacht verloren, seine Religion mit ge- „rechter Schmach bedeckt. Der heilige Wald, sonst mit „frommer, abergläubiger Scheu betrachtet, wird jetzt als ein „Geheimniß der Bosheit angesehen. Die Verfolgten haben „ihr Dorf wieder gebaut, und singen in ihren schönen „Plantanen- und Palmenhainen bei der Arbeit in Demuth „ihre Siegeslieder. Sie freuen sich jetzt ihrer Leiden, weil „sie dem Evangelium Frucht getragen. Die Gemeinde ist „im Glauben gestärkt und hat eine herrliche Gebetserhörung „erfahren. Eddu verließ tief niedergeschlagen das Fort, ging „nach Hause, betrat den heiligen Wald unter dem Vor- „wande, den Fetisch zu befragen, in Wahrheit aber, um sich „von dem Truge seiner Priester zu überzeugen. Er ging nach „dem Heiligthum und stellte seine Fragen auf die gewohnte „Weise; die Antwort des großen Fetisch erscholl wie immer. „Allein in diesem Augenblicke schlichen seine Bewaffneten von „hinten her und ergriffen die Antwortenden, die Menschen „waren wie sie, nur schlechtere in Grundsatz und Wandel. „Er warf sie sogleich ins Gefängniß."

Der neueste Brief des Herrn Freeman vom 6. December 1851 sagt: „Der Einfluß des Fetisches ist vollkommen „vernichtet; wir werden genöthigt seyn, mehrere neue Arbeits- „stellen hier umher zu besetzen, um den dringenden Anfor- „derungen der Hunderte, ja wohl Tausende zu genügen, die „ihre Götzen wegwerfen."

Noch haben wir einen Blick ins Ashante-Reich zu werfen. — Der verewigte Sir William Winniett, Statthalter von Cape Coast und der englischen Goldküste, erzählt in seinem Bericht an den Colonial-Minister, der auf Befehl des englischen Parlaments gedruckt wurde, nach-

dem er den pomphaften Empfang geschildert, den ihm der König von Kumasi bereitet, wie folgt:

„Sogleich nach der Procession gingen wir in das wes„leyanische Missionshaus, wo wir von Herrn Hillard, dem „hier wohnenden Missionar, Alles bequem für uns einge„richtet fanden. So sehr mich die Art des Empfanges in„teressirt hatte, der mir vom König geworden war, — so sehr „mich die große Masse uncivilisirter Menschen, die unter so „völliger Herrschaft eines Einzigen stehen, und der neue „Baustyl des Palastes in seinem Gegensatze mit dem im„mer frischen, lieblichen Grün der Bananenbäume betroffen „hatte, so muß ich doch sagen, das Missionshaus, diese „niedliche, aus dem Tick- oder Edumholze des Landes ge„baute Hütte zog mich fast noch mehr an. Als ich mich „in dem luftigen, geräumigen Saale in der Abendkühle „nach der Mühe und Hitze des Tages niedersetzte und diese „kleine europäische Niederlassung inmitten der Barbarei, hun„dert Stunden im Innern Africas, anschaute, wie sie Tau„senden von rohen Heiden die Genüsse und Segnungen der „Civilisation vor Augen stellt, wie sie ihnen dieselbe im Zu„sammenhange mit der Anbetung des wahren Gottes zeigt, „so konnte ich mich des Eindruckes nicht erwehren, welchen „herrlichen Triumph hier Christenthum und Gesittung be„reits erkämpft haben."

Nachher beschreibt der Statthalter einen Besuch, den er vom Könige empfing, und sagt:

„Er kam durch die Straße hergefahren in dem schönen „kleinen Phaeton, den ihm die wesleyanische Missionsge„sellschaft im Jahr 1841 schenkte. Ich überzeugte mich mit „Vergnügen, wie werth der König das hübsche und ange„nehme Geschenk hielt. — Ich sprach mit dem König auch „über die Mission, und war froh zu finden, daß sie sich sein „ganzes Zutrauen gesichert hat."

Im Laufe des Jahres 1850 fand etwas statt, das von großem Einfluß auf die Aschante-Mission werden kann John Ansa, Neffe des regierenden Königs, ist in Kumasi als christlicher Lehrer angestellt worden. Er war mit seinem

Vetter in England erzogen, und durch die Niger-Expedition in seine Heimath zurückgeführt worden. Nachdem er einige Zeit zu Kumasi zugebracht, kam er wieder nach Cape Coast, besuchte hier regelmäßig die Missions-Kirche und suchte das Heil und Leben im Evangelium mit ganzem Ernste. Nachdem er die Kraft desselben an seinem Herzen erfahren und ein öffentliches Bekenntniß seines Glaubens abgelegt hatte, trat er in die Dienste der Gesellschaft. Als Dolmetscher, Classenführer und Ortsprediger gab er so schöne Proben aufrichtiger Frömmigkeit und Hingabe an die Missionssache, daß er einstimmig zum Katechisten erwählt und nach Kumasi gesendet wurde. Der König nahm ihn als Missionsarbeiter sehr freundlich auf und schenkte ihm volles Vertrauen und seine ganze Achtung. Er schreibt an Herrn Freeman: „Ich „fühle meine Hülflosigkeit und Unwürdigkeit in meiner jetzi„gen Stellung aufs tiefste. Aber ich blicke zu Dem auf, „der verheißen hat, Kraft nach dem Bedürfniß zu geben. „Ich versichere Sie, mein lieber Vater in Christo, ich wün„sche nichts, als mein Leben im Dienste des HErrn zu „opfern. Das Werk hier steht hoffnungsvoll aus; die Leute „hören das Wort Gottes aufmerksam. Ich predige jeden „Sonntag in der Straße, und Schaaren kommen herzu, den „Heilsweg zu hören, was mich ermuthigt, ihnen recht ernst„lich an die Herzen zu reden. Auch die Häuptlinge, mit „denen ich umgehe, scheinen tiefere Eindrücke empfangen zu „haben. Ich zweifle nicht, daß hier in der Stadt Mehrere „sind, die gerne heraussträten und sich an die Kirche Christi „anschlössen, sich aber noch vor ihrem Gebieter fürchten. „Ich glaube aber, diese Furcht wird bald schwinden. Es „wird Sie freuen, zu hören, wie lieb mich die Kinder des „Königs haben; sie kommen täglich zahlreich ins Missions„haus, wo ich ihren zarten Gemüthern die Wichtigkeit des „Christenglaubens faßlich mache. Ich glaube, es kommen „gute Tage über die Ashante-Neger. Möge der HErr sie „bald anbrechen lassen, damit das arme Volk hier den wah„ren, lebendigen Gott und Jesum Christum, Seinen Sohn,

„unsern HErrn, kennen lerne. In unserer kleinen Gemeinde „steht es gut; ihre Mitglieder sind bekümmert um ihr Heil."

Die östlichen Missionen zu Badagry und Abbeokuta sind in der letzten Zeit fast unbesetzt gewesen.

Bedenken wir, daß diese verhältnißmäßig noch so junge Mission doch schon 10 Kirchen oder Capellen, nebst 13 andern Predigtplätzen, und außer den 5 Missionaren, 12 Katechisten und andere eingeborne Gehülfen der Predigt, 54 Schullehrer, über 900 eigentliche Gemeindeglieder, und in den Schulen über 1000 Kinder aufweisen kann, daß die Gesammtzahl ihrer Angehörigen gegen 5000 ist: so können wir nur staunen über das Werk der göttlichen Gnade, das hier vollzogen ist, und zuversichtlich hoffen, daß es noch heller Tag werden wird in dem finstern Africa.

Vierter Abschnitt.

Die Bewegung unter den Akus in Sierra Leone. — Missionszug und Missionsthaten. — Townsend's Untersuchungsreise nach Joruba. — Der König Sodeke. — Wiederfinden Verlorener. — Townsend's Rückkehr und das Heimweh der Negerchristen. — Missionsregungen unter den Haußa-Negern. — Vorspiele in Abbeokuta. — Anfang der Mission in Badagry. — Gollmer, Townsend und Crowther in Joruba. — Verhandlungen im Lager der Häuptlinge. — Kriegsunruhen in Badagry. — Missionsarbeiten. — Gollmer's, Smith's, Townsend's, van Cooten's Wirken daselbst. — Verschlimmerung. — Die Umgegend. — Die Herrscher von Lagos. — Abbeokuta. — Erste Aufnahme der Eingewanderten und Rückwirkung. — Stellung der Stadt. — Verfassung und Sitten. — Schreckversuche der Priester. — Siege. — Haß der Sclavenhändler. — Brief der Häuptlinge an die Königin von England, und Antwort. — Wachsthum in Zahl und Kraft. — Plane der Heiden. — Verfolgung. — Dahomey-Land. — Verfassung und Geschichte. — Plane gegen Abbeokuta. — Neue Verfolgung. — Kosoko's Umtriebe. — Der Ueberfall aus Dahomey. — Sieg der Egba's. — Vorrücken der Mission nach Oschialla.

Wir kehren abermals nach Sierra Leone zurück. Dort war, wie unsere Leser bereits wissen, unter den befreiten

Africanern, die durch den Dienst der Mission zur Erkenntniß Christi gekommen waren, ein Missionsgeist erwacht, der sich in der Sehnsucht vieler christlicher Neger aussprach, nach ihrem ehemaligen Heimathlande zurückzukehren und dorthin dieselben Segnungen zu tragen, welche sie der Predigt des Evangeliums zu verdanken sich bewußt waren. Es traten in dieser Hinsicht besonders die Akus oder Egeos, oder die Neger aus dem Joruba-Lande hervor, die auch verhältnißmäßig die zahlreichsten unter den befreiten Negern und überdies für die christliche Wahrheit die empfänglichsten waren. Dieser rege Sinn für die Mission, wie ihn die Missionare durch Rückblicke auf ihren frühern Zustand und den noch gegenwärtigen ihrer Volksgenossen geweckt hatten, äußerte sich nicht blos in Beiträgen für die Mission, die sie gaben, sondern auch in dem Bestreben, selbst hinzugehen und ihr Mögliches zu thun. Es gelang Manchen wirklich das alte Vaterland oder doch die Stadt Badagry an der Sclavenküste zu erreichen und sich dort niederzulassen. Die Mission mußte daher ihrerseits darauf denken, daß diese einmal Geretteten nicht wieder ins Heidenthum zurückfielen, und daß sie als eine Gemeinde des HErrn unter den Heiden ihr Licht leuchten ließen. Als nun vollends die Niger-Expedition nach Sierra Leone kam, und Missionar Schön und Samuel Crowther, ein Eingeborner des Joruba-Landes, der als Sclave befreit, in Sierra Leone erzogen, in England zum Geistlichen gebildet und ordinirt war, mit dieser Expedition abreisten, da war die Freude und Spannung unter den Negerchristen noch höher gesteigert, und sie wurde auch nicht beschämt. Eine Anzahl der Christen ging noch in Diensten der Expedition mit.

Wir brauchen unsern Lesern von den Erfolgen derselben nichts weiter zu sagen. Einer derselben war die Sendung des Missionars Townsend nach Badagry an der Sclavenküste, um zu sehen, ob die dahin zurückgewanderten Christen aus der Colonie voraussichtlich der Ausbreitung des Evangeliums nützlich seyn könnten. Seine Nachrichten erhöhten den Muth für die Errichtung von Missionen in

jenen Gegenden. Hören wir, was der Katechist, Herr Beal, von den Aku-Negern erzählt:

„März 1842. — Einige einflußreiche Akus redeten mich „auf der Straße an: „Herr, wir haben Briefe an alle „Prediger gesendet und wollen in jedem Dorfe sammeln, „um die Gesellschaft um Missionare für unser Land zu bit- „ten." — Ich antwortete: „Das freut mich, und ich glaube, „die Gesellschaft wird es thun." Sie sagten: „Wir beküm- „mert um unsere Landsleute, sie nicht haben das Evange- „lium." Ich sagte ihnen, daß außer Geld auch noch Gebet „nöthig sey, und dann werde Gott gewiß die Herzen lenken „und den Weg öffnen. An ihren Gebeten, erwiederten sie, „solle es nicht fehlen."

Der Katechist Davies meldet, wie sie zum Gebete die That fügten:

„Eine Versammlung wurde in der Kirche zu Kissey „gehalten. Es war vorher angesagt worden, daß man da- „bei berathen werde, wie man es bald zur Sendung eines „Missionars ins Aku-Land bringen könne. Es kamen viele „Leute herbei, und sobald der Zweck klar dargelegt war, „traten Viele heraus, um für eine so heilige Sache ihre „Beiträge zu unterzeichnen. Auch selbst Schulknaben kamen „herbei, um ihre kleinen Kupfermünzen zu geben."

Als Townsend abreiste, um in Badagry und Abbeokuta die Stimmung der eingebornen Häuptlinge zu erforschen und zu sehen, wie eine Schaar von Sierra Leone kommender Christen mit einem Missionar etwa würde aufgenommen werden, da waren die Aku-Neger voll Freude und Theilnahme an diesem Reiseunternehmen. Mancher Segensruf wurde dem „weiß Mann, gehen in unser Land", nachgerufen; man stattete ihn zur Reise aus und gab ihm auf Kosten der Neger einen Begleiter aus ihrer Mitte zur Seite; ja der Besitzer eines segelfertigen Schiffes, der selbst ein Aku-Neger war, und zu dem man schickte, um die Bedingungen der Ueberfahrt zu vernehmen, sagte zwar zuerst: „Ja, „ich mich freuen, daß Ihr in mein Schiff gehen; aber ich „nicht guten Platz haben für weiß Mann und so Viele mit

„ihm gehen“; als ihm aber Townsend sagte, das habe nichts zu sagen, weil ihm die Gesellschaft so vieler Aku-Leute ein Gewinn in der Sprache seyn würde, da war der Mann vergnügt und sehr bereit, den Missionar umsonst mitzunehmen.

Herr Townsend wurde in Badagry von dem englischen Häuptling Worru freundlich aufgenommen, und erhielt die Zusicherung jeglichen Schutzes für die Neger aus Sierra Leone, die als Engländer betrachtet werden sollten. Dann reiste er nach dem 45 Stunden im Nordosten gelegenen Abbeokuta, einer aus den Resten verschiedener Völker erst neu entstandenen Stadt von 30,000 Einwohnern, deren Häuptling Sodeke damals in jenen Gegenden große Macht hatte. Es war ein wahrer Triumpheinzug, den er im Januar 1843 dort unter Führung des königlichen Prinzen mit bewaffneten Negern hielt; die Straßen und Hausthüren waren voll Menschen, und von allen Seiten tönte ihnen entgegen: „Wie geht es dir, weiß Mann? wie geht es dir, „der du kommst?“ Der König empfing ihn inmitten seiner Frauen und Häuptlinge, gab ihm sogleich Geschenke, ließ ihm ein Haus anweisen und Lebensmittel bringen. Der Missionar gab dem Könige gleichfalls ein Geschenk und machte ihn mit der Absicht seines Kommens bekannt, worauf dieser erklärte, die Weißen sollen ihm willkommen seyn; meinte aber, eben deshalb, weil sie zu ihm kommen würden, sey es unnöthig, daß er seine Kinder zur Erziehung nach Sierra Leone schicke, wie ihm Herr Townsend dies angeboten hatte. Den Dank für sein freundliches Benehmen gegen die aus Sierra Leone zurückgekommenen christlichen Neger nahm er sehr gütig auf, und schrieb einen Brief an den Statthalter, um seinerseits für die seinen Landeskindern dort erwiesenen Wohlthaten zu danken und zu erklären, daß er den Sclavenhandel aus seinem Gebiete ausrotten wolle, wenn weiße Missionare recht zahlreich zu ihm kämen, denen er die Kinder in so großer Zahl zum Unterricht geben wolle, daß sie nicht damit fertig werden können, und sogleich einen Platz zu einem Schulhause anbot. Mehrere

von Townsend's schwarzen Begleitern fanden verloren geglaubte Verwandte, einer mit großem Jubel sogar seine Gattin, ein anderer entdeckte in einer Frau, von der er auf dem Markte etwas kaufte, seine leibliche Schwester. Er war Vater zweier Kinder gewesen, ehe er geraubt wurde, und vernahm jetzt, daß das Eine derselben gestorben sey, das Andere auch in Sclaverei gerathen und jetzt nach Sierra Leone gebracht worden sey. Auch dieses Kind fand er wieder. Denn als er einmal mit einem Freunde von Hastings nach Waterloo ging, begegnete ihnen eine junge Frau, worauf jener sagte: „Die ist auch aus Deinem Lande. Er glaubte es nicht, und sie fragten die junge Frau um ihre Heimath. Zu seinem größesten Erstaunen fand er in ihr seine eigene Tochter. Sie war verheirathet und wohnte ganz in der Nähe. In Abbeokuta sprach dieser Mann, der Mac Cormack hieß, seinen Verwandten vom Christenthum, und diese versprachen es anzunehmen, wenn man sie unterrichte.

Als Townsend nach Sierra Leone zurückkam und seine guten Nachrichten mitbrachte, als nun auch noch verlautete, Samuel Crowther sey aus dieser Stadt gebürtig und würde gerne als Missionar dorthin gehen, da wuchs natürlich die Missionslust der Neger. Es ging wie ein Lauffeuer durch die Dörfer, und überall hieß es: „Ich gehe nach Joruba! „Viele gehen mit."

Missionar Graf schreibt von Hastings (1843): „Gestern Abend kam die Nachricht von der glücklichen Rück„kehr Townsend's hier an, und am folgenden Morgen wollte „Jedermann wissen, was er für Nachricht mitgebracht, und „ob man gleich Missionare nach Joruba schicken werde? „Da es gerade Sonntag war, so konnten nur Wenige nach „Freetown eilen, um ihn zu bewillkommen und auszufragen. „Aber am Montag in aller Frühe brachen Viele dahin auf „und kamen Abends 11 Uhr mit den drei Männern aus „Hasting zurück, die Herrn Townsend begleitet hatten. Da „erhob sich das ganze Dorf in lebhaftester Erregung. Alles „strömte nach den Wohnungen der Reisenden, und die Freu„denschüsse und Jubelrufe hörten die ganze Nacht nicht auf.

„Die Nachricht von der guten Aufnahme in Unterstein (die „Uebersetzung von Abbeokuta) flog von Dorf zu Dorf und „füllte jeden zum Egga-Stamm gehörigen Neger mit freu„diger Hoffnung baldiger Heimkehr."

Von diesem neuerwachten Heimweh sagt Hr. Davies:

„Unter den Erwachsenen zeigt sich noch ein stärkeres „Verlangen gründlich zu verstehen was man sie lehrt, nicht „blos im Interesse der eigenen Einsicht, sondern noch mehr „in dem Gedanken, daß sie bald das Gelernte Anderen mit„zutheilen haben werden. Erst gestern sagte mir ein Ge„meindeglied: „Herr, ich suche zu lernen, was ich bin, da„mit ich, wenn ich in mein Land zurückkehren darf, den Leu„ten dort die Kraft der Religion Jesu ans Herz legen kann."

Selbst Kinder wurden in die Begeisterung hineingezogen. Missionar Graf sagt:

„Nicht weniger als neun Kinder verließen heute unsre „Schule, um ins Jorubaland mit ihren Eltern abzureisen. „Sie verlangten sämmtlich Zeugnisse von mir, damit sie „dort gleich in die Schule aufgenommen werden, wenn „man eine errichte. Sie gingen freudig, und doch ver„gossen einige von ihnen Thränen, weil sie den Segen der „christlichen Schule verlassen mußten."

Townsend war jetzt für die Neger der merkwürdigste Mann geworden. Wo er ging und stand, waren die Augen der Jorubaner auf ihn gerichtet. Auch die Nufi-Neger gingen in Folge der Mittheilung des Missionars Schön über ihr Land in die Missionsbewegung ein.

Als Samuel Crowther (1844) zu Freetown anfing in der Jorubasprache zu predigen, da wurde die Sehnsucht der Angehörigen seines Volkes noch weiter angeregt. Eine Schaar derselben miethete ein eigenes Schiff um 1000 Thlr. (2500 Gulden), um zurückzureisen. Auch die Haußa-Neger fingen Feuer, weil Schön jetzt mit Uebersetzungsarbeiten in ihrer Sprache beschäftigt war. Er erzählt, daß einer derselben, der ihn sonst oft zu besuchen pflegte, jetzt aber selten kam, auf seine Bemerkung: „Es scheint, Du bist nicht mehr „mein Freund, weil Du so wenig zu mir kommst," antwortete:

„Ja, Herr, ich bin Euer Freund, aber wenn ich zu Euch „komme, habe ich keine Ruhe mehr. Ich bin wie ein Mensch „am Scheidewege und weiß nicht wohin ich gehen soll." „Kürzlich," sagt Schön, „besuchten mich 37 Haußa-Frauen, um „mir ihre Aufwartung zu machen und mir für meine Theil„nahme an ihrem Volke zu danken. Sie bemerkten mir, „es sey nur die Hälfte von ihnen jetzt da, weil mein Haus „sie nicht alle auf einmal fassen könnte, die andern werden „ein andermal kommen. Ich las ihnen einige Stellen der „Heiligen Schrift in ihrer Sprache vor und sprach zu ihnen „von Buße und Glauben. Eine Muhammedanerin unter „ihnen meinte, unsre beiden Religionen seyen völlig gleich, „worauf ihr aber eine Abendmahlsgenossin von Kissey sagte, „wie sehr sie im Irrthum sey; allerdings gebe es etwas „Gemeinsames, aber das Neue Testament widerspreche doch „gänzlich dem Islam. — Die Leute baten mich, öfters kom„men zu dürfen."

Es gingen gute Nachrichten von dem Katechisten Andreas Wilhelm ein, der im November 1843 eine Schaar Joruba-Neger nach Badagry und Abbeokuta begleitet hatte, wo er im Januar 1844 ankam, den König Sodeke besuchte und von diesem die Versicherung erhielt, daß er täglich einen Missionar und Kaufleute erwarte, auch nochmals gefragt wurde, ob der Missionar nicht bald komme? worauf er Wilhelm ersuchte um baldiges Eintreffen desselben zu schreiben, da nicht blos er, sondern sein ganzes Volk darnach verlange. Inzwischen that Wilhelm was er konnte, hielt Versammlungen, sprach mit Einzelnen, bis endlich, nachdem Townsend in London erst ordinirt worden war, er mit Missionar Gollmer und Missionar Crowther nebst deren Gattinen und vier eingeborenen Lehrern nach Badagry abreiste, so daß mit dem Jahr 1845 die Mission an der Sclavenküste und in Joruba beginnen konnte. In Badagry empfing sie der damals noch dort befindliche wesleyanische Missionar Annear mit brüderlicher Liebe. Leider kam ihnen dort gleich die Nachricht entgegen, daß ihr warmer Freund Sodeke gestorben war. Sie wendeten sich sogleich an die

gewalthabenden Häuptlinge von Abbeokuta, die in einem noch von Sodeke gegen Adu, die Hauptstadt der Otta-Neger, aufgestellten Lager beisammen waren.

Dieses Lager sollte die Straße offen halten und den Handel schützen, weil zwischen Badagry und Abbeokuta die Ottas und Adus als berüchtigte Räuber hausen, die, wen sie fangen können, als Sclaven verkaufen. Sodeke ließ es vorzüglich errichten, um die Einwanderer aus Sierra Leone zu beschützen. Es war von einer Lehmmauer mit Schießscharten umgeben und hatte wohl ½ Stunde im Umfang, weil die Häuptlinge mit Weibern und Kindern und auch die Soldaten mit Familien darin wohnten. Wachthürme waren auf der Seite gegen die Stadt Adu errichtet.

Die Missionare reisten in das Lager. Es ging durch den Badagry umgebenden Morast auf sandigen Wegen nach der Gränzstadt ihres Gebietes Mo, wo der gewalthabende Häuptling oder Statthalter sie gut empfing, wie es eben in seinem schmutzigen, mit rohen Zierrathen, wie Flaschen, Kalabaschen, Thiergebeinen und Muschelschnüren behangenen Hause möglich war. Durch Buschland, endlich durch Hochwald näherte man sich dem Lager, eingeholt von verschiedenen Truppen Soldaten, bis endlich die Reisenden vor Ogubonna, den Heerführer, der Townsend kannte und ihn vor seinem Hause erwartete, geführt wurden. „Da saß er," schreibt Crowther, „ein stattlicher, schlanker, männlicher, „edelgestalteter Mann, auf einer Matte am Boden auf dem „viereckigen Platz im Lager, seine nackte, zehnjährige Lieblings-„tochter neben ihm. Man brachte einen Stuhl und etliche „Pulverfäßchen als Sitze für uns. Der Lärm der Trom-„meln und Hörner, das Kommen der Häuptlinge, die er „uns vorstellte, machten ein Gespräch unmöglich, bis er uns „ins Haus treten ließ und da fragte, ob wir unser Haus „(Zelt) mitgebracht hätten? — Auf unsre verneinende Ant-„wort war er in Verlegenheit; aber wir rissen ihn daraus, „indem wir unser Essen fertig machen ließen und vor ihm, „ihn vergebens einladend, auf einem Leopardenfell liegend, „auf unsern Tellern unser Mahl hielten. Er wollte nicht

„mit uns essen, weil er unsre Weise nicht verstehe; dagegen „nahm er eine Tasse Thee mit Wohlbehagen. Wir hielten „dann mit seiner Erlaubniß und in Anwesenheit seiner Leute „unsre Abendandacht, und ich betete und erklärte ein Schrift-„wort in der Landessprache, worauf wir ihm sagten, daß „dies allgemeine Sitte in Sierra Leone sey. Einige der be-„freiten Joruba-Neger lasen nun auch und sprachen einige „Worte über das Gelesene, und Ogubonna sah mit Erstau-„nen, was seine Landsleute gelernet hatten. Es wurde „uns zusammen ein Gemach angewiesen, wo wir uns so gut „einrichteten, als wir konnten."

Townsend schreibt: „Am andern Morgen besuchten „uns die Häuptlinge aus dem Lager und erklärten sich auf „die Mittheilung unseres Reisezweckes erfreut und ganz be-„reit nach Sodeke's Versprechungen zu handeln. Nur Schu-„moi, der Bruder des verstorbenen Königs, in dessen Hause „ich früher gewohnt hatte und den ich nun besuchte, em-„pfing uns kalt, ja mit Vorwürfen, daß wir zu Ogubonna „und nicht zu ihm gekommen und keine Geschenke mitge-„bracht hätten. Als dies Ogubonna erfuhr, versammelte „er einen Rath der Häuptlinge und zwang ihn, uns um „Verzeihung zu bitten. Die Häuptlinge ersuchten uns, „noch eine Zeitlang in Badagry zu warten, da zwischen dem „Lager und Abbeokuta das Land im Kriegszustande sey und „dort kein Häuptling von hinreichender Macht sich befinde, „um uns zu schützen; wir thaten es; allein bald folgte uns „die Nachricht von der Auflösung des Lagers. Die Da-„homier hatten, weil sie Kriegsgefangene zu ihrem Opfer „brauchten, und den Weg nach Lagos an der Küste für „ihren Sclavenhandel offen halten wollten, das Lager an-„gegriffen, anfangs einige Todte und Gefangene verloren, „zuletzt aber so gewaltige Angriffe gemacht, daß die Egba's „im jähen Schrecken ihre Weiber und Kinder nach Abbeo-„kuta flüchteten und endlich das Lager aufgaben." Auch in Badagry selbst wurden die Missionare bald auf er-schreckende Weise daran erinnert, daß sie im Lande beständigen Krieges lebten. Eines Tages erscholl das Kriegs-

geschrei; Weiber rannten umher und flehten zu den Götzen; Männer eilten sich zu waffnen und Flintenschüsse knallten, indem die Iso-Neger am andern Ufer des Lagunflusses herabfuhren und man auf sie feuerte, freilich ohne sie treffen zu können. Da das wesleyanische Missionshaus, wo die Missionare als Gäste wohnten, weit vom Schauplatze des Kampfes lag, so galt es nur, die Angehörigen dort zusammenzuhalten, damit keiner mit hingerissen werde. Als man einige Signal-Kanonen nach den feindlichen Kähnen abschoß, die in langer Linie die Stadt umzogen, da schienen die Feinde erschreckt. Die Badagry-Neger bestiegen auch ihre Kähne, näherten sich aber den Feinden kaum auf Schußweite. Trotz des vielen Schießens gab es wenig Schaden. Die Sache lief noch so leidlich ab.

Es war inzwischen der Bau der nöthigsten Wohnungen und einer Kirche (ein schattiger Baum hatte sie inzwischen ersetzt), hinlänglich fortgeschritten, und so konnten die in Badagry zurückgehaltenen Sendboten wenigstens bald am eigenen Heerde niedersitzen. Es wurde nun täglich gepredigt, oft vor mehreren Hunderten, und die Liturgie in der Jorubasprache, die Abhörung des Katechismus in ihr, machte großes Aufsehen. Auch erregten die großen englischen Buchstaben, die Crowther den Kindern zeigte, um sie zum Besuche einer zu öffnenden Schule anzulocken, großes Erstaunen bei Jung und Alt. Die Kinder dankten auf dem Angesichte liegend für das Buchlernen. Auch Townsend und Gollmer waren unermüdlich im Predigen, obwohl sie es nur durch Dollmetscher thun konnten, und wurden sehr gerne angehört. Sie durchwanderten die Abtheilungen der Stadt und verkündigten den Häuptlingen, einmal sogar in ihrer großen Rathsversammlung, und dem Volke das Wort des Lebens. Es war gewöhnlich im Hofe eines Häuptlingshauses, vor dessen zu mehreren Hunderten versammelten Angehörigen, wo sie predigten, und wenn Missionar Gollmer ihnen erzählte, wie einst das Land des weißen Mannes gewesen wie ihr Land, — wie es den Götzen gedient, — wie aber die Missionare mit dem Buche gekommen seyen und gepre-

digt haben und Alles anders geworden sey, — wie man die Götzen weggeworfen und den lebendigen Gott angebetet, — wie man Jesum als den Erlöser erkannt habe und wie nun Frieden, Glück und Wohlstand eingekehrt seyen: da erklärten sich die Schwarzen sehr bereit, seine weitere Lehre zu vernehmen.

Zwischenein fanden übrigens die Missionare doch nöthig, den Stand der Dinge in Abbeokuta sicher zu erkunden. Sie schickten daher den eingebornen Katechisten William Marsh dahin, der auch wegen der großen Leichenfeierlichkeiten für den König Sodeke dort eintraf. Sein Bericht lautete im Ganzen gut, wenn er gleich Zeuge von Hinrichtungen und von der Einsperrung aller Weiber über acht Tage war; denn, wenn eine Frau in dieser Zeit auf der Straße getroffen wurde, so war sie ohne Barmherzigkeit des Todes. Den Götzendienst fand er in voller Blüthe, den Frieden wieder hergestellt, Häuptlinge und Volk noch gleich günstig für die Missionare und für die Engländer überhaupt gestimmt. Auch das Kommen der Missionare dankten sie den Götzen mit Opfern.

Das Jahr 1845 verfloß noch, ohne daß man mit der Mission nach Abbeokuta vorrücken konnte. Vielmehr hatten sich die Missionare zu begnügen, in Badagry ihren 60 Christen aus Sierra Leone und den 250 Eingeborenen regelmäßige Gottesdienste zu halten.

Gehen wir nun rascher voran und sehen die Mission in Badagry, wie sie nach der Abreise der Missionare Townsend und Crowther nach Abbeokuta (1846) sich entfaltet hat. Dort war Missionar Gollmer zurückgeblieben und ihm trat nachher Missionar Smith zur Seite, der auch später, während Gollmer zu seiner Erholung nach Europa ging, die Station besorgte. Die Gemeinde hielt in dieser Zeit fest zusammen; die Heiden hörten zum Theil willig, zum Theil aber, durch ihren Zusammenhang mit dem Sclavenhandel innerlich gebunden, sehr ungern das Wort Gottes; die Häuptlinge, allmählig an die Mission gewöhnt, wurden mehr Bettler als Freunde; der Missionar machte

Ausflüge in die benachbarten Städte und Landschaften und fand überall die Herrschaft des abscheulichsten Götzendienstes, des Menschenmords, ein Leben der Furcht und Angst, des Leichtsinns und der Fleischeslust. Da die Mission im Ganzen noch in demselben Stande ist, so geben wir hier nur den neuesten Bericht von derselben:

„Die Missionare Gollmer und Townsend, van Cooten und Huber mit ihren Frauen kamen theils rückkehrend aus Europa, theils zum erstenmale das Missionsfeld betretend (1850) zu Badagry an. Allein das Klima, das schon beide frühere Gattinen Gollmer's weggerafft, nahm nach kurzer Zeit Frau van Cooten und nachher deren Gatten hinweg, während auch der Nationalgehülfe Willoughby ihm unterlag. Smith mußte später nach Abbeokuta gehen, um diese Station zu verstärken, so daß Gollmer am Ende allein auf seinem heißen Arbeitsfelde stand. — Hören wir, was der neuangelangte Missionar King von der Station sagt:

„15. März 1850. Badagry ist eine große volkreiche „Stadt, aber ihre Bewohner sind tief gesunken in Aberglauben „und Götzendienst. Fast die ganze Stadt, außer einigen Häu„sern der Vornehmen und den Fetischhäusern, die aus Lehm „gebaut sind, besteht aus Bambusrohrgebäuden.

„17. März: Während Herr Smith den Sonntags„gottesdienst in der Kirche hielt, begleitete ich die Herren „Gollmer und Townsend zur Predigt in die Stadt. Es „kommt den Leuten ganz lächerlich vor, wenn man sie auf„fordert, zur Kirche zu gehen. Nachdem wir an verschie„denen Plätzen gesprochen hatten, kamen wir zu einem Hau„fen Leute, die im Schatten etlicher Bäume Palmwein tranken, „während einer Holz zum Verkaufe aufschichtete. Gollmer „sagte: „Heute ist Gottes Tag, und man soll nichts „verkaufen." Der Mann antwortete: „Ißt Gott heute „nicht und muß ich nicht auch essen?" — „Ich bin der Die„ner Gottes," fuhr Gollmer fort, „und gesandt dich als „einen Sünder zur Seligkeit einzuladen." Der Mann sagte: „„Wir müssen etwas zu essen haben, gib uns etwas zu „essen, das ist Alles, was wir brauchen." — „Wenn du

„einen Mann heißest dir Grigri zu machen, verlangst du „dann Geld von ihm oder bezahlst du ihn?" — „Ich be„zahle ihn." — „Und warum verlangst du von mir Be„zahlung, der ich dir das Wort Gottes umsonst bringe?" — „„Aber die Leute in Sierra Leone gehen ja auch nicht alle „in die Kirche und leben auch nicht alle nach deiner Art. „Viele von ihnen sind nicht besser, als wir." — Ich unter„brach den Mann mit der Frage: „Wem gehört das Bü„schel Bambus da?" — „Es ist mein." — „Warum „bringst du es hierher?" — „Zum Verkaufe." — „Wenn „Herr Gollmer ein paar hundert Bambusstäbe brauchte, „und Viele sich weigerten sie zu hauen, wäre dies für dich „ein Grund, es auch nicht zu thun, wenn du auch wüßtest, „daß dir jedes Stück bezahlt wird?" — „Gewiß nicht." — „Oder würdest du dich weigern ein gutes Büschel zu tragen, „weil es auch schlechte gibt?" — „Nein." — „So ist's mit „den Leuten in Sierra Leone." — In ähnlicher Weise hat„ten wir mehrmals zu reden. Die Brüder hier arbeiten „auf hartem Boden.

„21. März. Der große Häuptling Possu kam heute „zur Kirche. Möchte er es doch öfters thun. Er wurde „nachher von den Missionaren in ihre Wohnung geladen. „Er ist ein großer stattlicher Mann von gutem Verstande, „der viel durch seinen Einfluß nützen oder schaden kann. „Ich wurde ihm als ein aus Sierra Leone gekommener „vorgestellt, wohin auch er seinen Sohn, wie der Häupt„ling von Abschido die seinigen, zur Erziehung schicken könne. „Er erklärte, dies wäre ihm ganz recht, aber die Mutter gebe „ihre Einwilligung nicht dazu. Ich erzählte ihm von den „schönen Fortschritten des Häuptlingsohnes von Abschido.

„24. März. Ein anderer Häuptling kam zur Kirche, „ein älterer Mann als Possu, der viele Zaubersachen um„hängen hatte. Er hieß Mavu. — Das heilige Abend„mahl wurde gefeiert und es freute mich viele der Joruba„Neger theilnehmen zu sehen. Ich sah mehrere heidnische „Prozessionen, die mit einem schrecklich gellenden Geschrei, „welches so recht das unglückliche Bewußtseyn dieser armen

„Leute ausspricht, die Straßen durchzogen. Außerdem gehen „junge Leute beider Geschlechter umher, die man nicht, auch nicht „wider Willen, in den engen Gäßchen berühren darf, weil „sie sonst über einen herfallen, die auch auf keine Begrüßung „antworten. Sie tragen zweispitzige Stäbe in der Hand, „besonders wenn sie Jemanden in religiösem Interesse um„gebracht haben. So geschah es neulich, daß sie ein Weib, „vorgeblich wegen Zauberei, schauderhaft ermordeten."

Gollmer schreibt: „Unsere Lage hier wird allmählig „schlimm. Die Popo-Neger werden uns immer fremder, „statt uns näher zu rücken. Unser Werk scheint rückwärts „statt vorwärts zu gehen. Unsre Kostschule ist fast leer, „weil uns die letzten Knaben weggenommen worden, blos „weil wir ihren Eltern keine Geschenke machen. Es ist „mehrmals vorgekommen, daß man uns auf den Straßen „gröblich beleidigte und daß die Leute wild wurden, wenn „wir sprachen. Sie wollen uns nicht hören, und Häupt„linge haben uns schon mit Fortjagen gedroht.

Dagegen konnte doch Missionar van Cooten Aeußerungen der Neger melden, die ihn aufforderten, nicht müde zu werden, weil es endlich doch in den Herzen Vieler leben werde, was er predige. Er fand, daß die Muhammedaner auch in Badagry wie in ganz West-Africa sich ausbreiten und ganz besonders unter den Sclaven mit ihrer Religion Eingang finden; daß der Islam ein Haupthinderniß für das Christenthum sey; und hatte mehrfach Anlaß den Segen des Evangeliums gegenüber dem Fluche dieser Afterreligion anzupreisen. Bei Besuchen der Umgegend, wie in Akpa, Ilassa, Ajanri, Okobo, Mekpa, Okeaga, Adschido u. a. fand Hr. van Cooten Häuptlinge sowohl bei den Popo als den Egbado, williger zu hören als in Badagry selbst; fand aber fast überall Menschenschädel an der Sonne bleichen, die armen wegen Zauberei gemordeten Frauen angehört hatten; sah die Fetischhäuser; fand die armen Schwarzen in beständiger Furcht, überfallen, weggestohlen und verkauft zu werden. Denn wirklich ist Niemand dort sicher, wenn er allein ausgeht,

ob ihn die Menschenräuber nicht ergreifen, knebeln und fortschleppen. Ein Häuptling ging jede Nacht bewaffnet umher, um sein Haus zu bewachen. Von Schulen wollte man nichts wissen, weil man zu mißtrauisch war, um nichts Schlimmes dahinter zu ahnen.

Außer diesen in der religiösen Stimmung des Volkes liegenden Hindernissen traten zeitweilig noch andere hervor, die zu blutigen Scenen und zu einem schnellen Ausgange der Mission hätten führen können. Einmal im October 1850 kam es durch die unaufhörlichen Bedrückungen und Quälereien der Popo-Neger dahin, daß die von Sierra Leone wieder Eingewanderten zu den Waffen griffen, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Nur durch die Hülfe des Commodore Patey von einem englischen Kriegsschiffe, der Herrn Gollmer seine Hülfe anbot, wurde der wirkliche Zusammenstoß verhindert. Es landeten etliche Offiziere, eine Zusammenkunft der Häuptlinge wurde gehalten und die Sache diesmal noch friedlich beigelegt. Bald aber folgte eine schlimmere Bewegung. Seit einigen Jahren schon waren Badagry und Lagos außer Verkehr miteinander. Jetzt wollten die Häuptlinge, des Handels wegen, den Weg wieder frei geben. Aber Akitoje, der vertriebene König zu Lagos, ein Mann, der sich gegen den Sclavenhandel erklärt hatte, und von einem ächten Sohne Africa's, Namens Kosoko, von seinem Throne verjagt worden war, jetzt aber in Badagry wohnte, suchte dies zu hindern, weil er für sein Leben Gefahr davon zu fürchten hatte. Auf seiner Seite war der Häuptling Mawu. Die Partheien geriethen so heftig an einander, daß mehrmals eine Einäscherung der Stadt drohte. Zu gleicher Zeit drohte von Dahomey her ein noch viel furchtbarerer Feind. In Porto Novo und in Lagos wurde Alles versucht, um die Wasserverbindung mit Badagry wieder zu gewinnen und wurde je länger je klarer, daß alle diese Bewegungen unter sich zusammenhängen und daß Dahomey ihr Stützpunkt, die ungehemmte Betreibung des Sclavenhandels ihr Ziel war. Unter diesen Umständen verdankten die Missionare ihre

Sicherheit nur dem Schutze der Kanonen der brittischen Kriegsschiffe, die vor der Stadt lagen. Jetzt kam auch der brittische Consul Herr Beecroft in Badagry an und erklärte den Häuptlingen in der Versammlung, die er mit ihnen hielt, wie sehr England wünsche, daß sie in Frieden leben. Sie versprachen, als er ihnen den Wink gab, daß England den unterdrückten Akitoje beschützen werde, die Sache friedlich abzumachen, bis er von Abbeokuta, wohin er reisen wollte, zurück seyn werde. Als der Consul von da zurückkam, fand er die Gefahr für Akitoje gewachsen und Kosoko bemüht, ihn zu morden, weil er erklärt hatte, den Sclavenhandel abschaffen zu können. Die bestochenen Popo-Häuptlinge boten dem Entfernten nur scheinbaren Schutz. — Er warf sich auf den Schutz Englands und begab sich zum Erstaunen der Neger an Bord eines Kriegsschiffes. Allein in der Stadt wurde es nur noch unruhiger, und nur Gollmer's unablässigen Bemühungen gelang es, den Ausbruch blutiger Feindseligkeiten zu verhüten. Endlich kam es doch zu einem entscheidenden Schlage; die Engländer rückten vor Lagos, schossen die Stadt zusammen und setzten den rechtmäßigen König Akitoje wieder ein, was nebst der Verschließung der Häfen durch die brittischen Wachtschiffe dem Sclavenhandel an jener Küste einen bedeutenden Schlag versetzte, wie denn große Sclavenhändler sich jetzt auf Geschäfte mit Palmöl wenden. Dadurch wird mittelbar dem Evangelium Weg gebahnt.

Wenden wir uns nach Abbeokuta. Hören wir zuerst die genauere Darstellung, welche Hr. Townsend von der Entstehung der Station gibt.

„Die erste Regung für die Rückkehr der Joruba-Neger „ging im Jahr 1839 von den Heiden in Sierra Leone aus, „die durch das Christenthum in ihrem Treiben gehindert „waren und daher den Statthalter um Hülfe zu ihrer Rück„reise ansprachen, die ihnen natürlich nicht gewährt wurde. „Ebensowenig legte man ihnen etwas in den Weg. Sie „mietheten und kauften Schiffe und kehrten heim, wo sie mit „jubelndem Erstaunen aufgenommen und über ihre Ge-

„schichte und die Erwerbung der Mittel zur Rückkehr neu-
„gierig ausgefragt wurden. Ihre Mittheilung erregte den
„Ausruf: „Die Engländer wohnen näher bei Gott als andere
„Völker," und ließen sie von nun an als die Befreier der
„unglücklichen Sclaven erscheinen. Bis dahin waren also
„die Neger im Innern ganz unbekannt mit dem, was von
„England aus gegen den Sclavenhandel geschah, woraus
„es sich auch erklärt, daß sie nichts thaten, um sich von sei-
„nem Fluche selbst loszumachen. Einige der Rückgekehrten
„hatten blos einen Besuch in der Heimath machen wollen,
„kamen nach Sierra Leone zurück, und verbreiteten hier die
„guten Nachrichten, die sie mitbrachten. Jetzt erst entschlos-
„sen sich viele, gleichfalls heimzugehen. Sie landeten zu-
„erst in Lagos, aber die Feindseligkeit der Eingebornen und
„der weißen Sclavenhändler bewog sie, Badagry statt seiner
„zu nehmen. Jetzt gingen regelmäßige Schiffe von Sierra
„Leone nach Badagry, und viele wohlhabende Neger ka-
„men an diese Küste zurück. Jetzt erst schlossen auch Christen
„sich der Bewegung an, und diese hauptsächlich, weil sie
„den Segen des Christenthums für ihre heidnischen Anver-
„wandten zu heben wünschten. Die Sendung eines Missio-
„nars zur Besichtigung des Platzes war die Folge davon.
„Außer den oben geschilderten Nachrichten brachte er die
„Anschauung von der Lage des Ortes mit nach Sierra
„Leone. Nahe der See am Hauptpunkte des Golfes von
„Guinea, in einem Kreise, wo 150 Stunden weit landein-
„wärts dieselbe Sprache herrscht, im Osten an den großen
„Nyffie-Stamm angrenzend, der wieder an Haußa und
„dieser an Bornu stößt, der dann im Mittel Africas liegt
„und Verbindungswege mit dem Mittelmeer hat, schien
„Abbeokuta so recht geeignet, das Centrum einer größeren
„Mission und die Pforte zu Inner-Africa zu bilden. Der
„Handelsgeist und der rege Verkehr des Volkes kam noch
„dazu. Die Stadt selbst umfaßt nach genauerer Kenntniß-
„nahme 50,000 Einwohner, die nicht so tief in Barbarei
„versunken sind, wie die Küstenstämme. Die Stadt liegt
„am Ogu-Flusse, von Bergen in der Nähe und Ferne, nur

„nicht nach Norden und Westen umringt, wo baumarme „Flächen sich dehnen. Ehemals war sie der Sitz eines „Provinz-Häuptlings im Joruba-Reiche, jetzt ist hier alles „seit 30—40 Jahren durch Sclavenkriege zerstückelt. Ehe- „mals hatte die Provinz verschiedene Fürsten, über die ein „aus einer bestimmten Familie gewähltes Oberhaupt in „Abbeokuta mit einem Rathe der Alten gebot. Jetzt hat „die Stadt so viele Abtheilungen als ehemals Städte in „der Provinz waren, und jede hat seine eigenen Einrich- „tungen. Der Oberhäuptling ist auch noch da, und dies ist „der Häuptling von Aka, d. h. dem Westgebiet, welches „die ehemalige Hauptstadt vertritt. Die wirkliche Gewalt „ist ja doch jetzt der Natur der Sache nach in den Händen „der Kriegshäuptlinge. Ein geheimes Gericht, Oboni, wacht „über die Ordnung. Jeder Stadttheil hat seinen eigenen „Marktplatz.

„Seltsam ist hier das Eherecht. Der Mann verlobt „sich oft früh durch eine Kaufsumme mit einem Mädchen, „das er dann bis zur Heirath nicht sehen darf. Einmal „verheirathet, ist sie sein Eigenthum, das er übrigens nicht, „wie alles andere Eigenthum, verpfänden kann. Ihr Ver- „mögen ist nicht sein; er braucht sie aber auch nicht zu er- „halten, sondern sie sorgt selbst für sich. Hat er eine Scla- „vin zur Frau, so sind ihre Kinder auch Sclaven; sie „mögen sogar Häuptlinge von großer Macht werden; aber „die freien Fürsten werden nicht gern mit einem solchen um- „gehen. Der Vater ißt gewöhnlich allein oder mit den „größeren Söhnen, die Mutter mit den Töchtern und klei- „nern Kindern, die sie auch erhält."

Die ersten Schritte der Mission in Abbeokuta waren minder schwierig als an manchem andern Orte. Es gin- gen zwei Jahre in großem Segen hin. Es wurde gepre- digt und das Wort willig aufgenommen. Als es aber einmal zu Entscheidungen kam und die Taufcandidaten sich von dem geheimen Bunde des Oro lossagten, den bei To- desstrafe Niemand verrathen, kein Weib kennen darf, und an seinem Jahresfeste keinen Theil nahmen, da wurden sie

mit dem Tode bedroht. Missionar Müller und Crowther fanden, da es auf Vergiftung losging, die Sache schwierig genug, mahnten zur Vorsicht und hießen in den vier Fastnächten, da den Ahnen geopfert wird, ihre Angehörigen zu Hause bleiben, damit sie nicht umgebracht würden und es dann hieße, der Oro habe sie geholt. Die Nächte gingen mit Gesang, Geschrei und Schütteln an den Hausdächern unter dem Ruf: „der Löwe der Buchleute, sie fangen," hin, was besonders die Frauen in Todesschrecken jagte. Als dies zu nichts führte, wollte man durch die Familienhäupter das Gehen der Neger in die Kirche hindern und wenn sie nicht gehorchen, sie strafen. Dies geschah: mehrere nach einander wurden ins Gefängniß geworfen, aber theils von dem Häuptling, theils von den Verfolgern selbst wieder frei gelassen, wenn sie sahen, daß nichts auszurichten war. Sie fühlten sich sehr beschämt, wenn die Leute nachher doch wieder in die Kirche gingen.

Trotz all dieser Versuche der Priester das Christenthum aufzuhalten, durfte Hr. Crowther im November (1848) zehn Männer und 5 Frauen aus der Stadt taufen, darunter mehrere von den in Kerkerleiden standhaft gebliebenen Bekennern, und dieser Taufe folgte schon im December die von zehn weitern Erwachsenen durch Hrn. Müller. Der Besuch der Gottesdienste wuchs, und an den hohen Festen strömten die Neger aus allen Stadttheilen herbei. Die Ueberzeugung von der Nichtigkeit der Götzen und der höheren Kraft des von den Missionaren gepredigten Glaubens wurde immer stärker bei den Heiden. Besonders wuchs die Zahl der Frauen, die sonst am festesten dem Aberglauben anhingen, bei der Predigt des Wortes. Die Babbalawo oder Priester boten Alles auf, um die alte Herrschaft der Götzen zu stärken; aber umsonst: der HErr siegte, obgleich immer noch einzelne Fälle von schrecklichem Aberglauben den Missionaren zu Ohren kamen. So als eine arme Sclavin, der man ihre beiden Kinder entrissen und verkauft hatte, Mutter eines dritten geworden war, und jede Stunde erwartete, daß man es ihr auch nehmen werde, gerieth sie

in Verzweiflung und suchte den Tod; und als bei einer Berathung der Häuptlinge der Oro, wie man das blinde Volk glauben machte, die Straßen bewachte, ging sie hinaus, rief „Oro!" und wurde plötzlich getödtet. Immerhin aber zeigte sich ein Unwillen des Volkes über diesen Mord in der Erklärung der Meisten, daß sie nichts damit zu thun haben wollen, daß es ein Anderes in Abbeokuta geworden.

Die Arglist der Priester verschonte auch die Missionare selbst nicht, sondern sie klagten sie geradezu als die geheimen Beauftragten des Königs von Dahomey an, der nächstens die Stadt angreifen werde und dem sie durch Flaggen Zeichen geben werden, wo er sie anzünden solle. Gegen diese schändliche Verläumdung aber konnten sie mit der That auftreten. Ein Negerchrist, Namens Pearse, der den Missionar Smith von Badagry auf seinem Besuche in Porto Novo begleitet hatte, war damals zu Agbomo mit einem Joruba-Sclaven zusammengetroffen, der aus Liebe zu seiner Heimath ihn ins Feld nahm und ihm heimlich anvertraute, wie der König von Dahomey wirklich einen Ueberfall beabsichtige. Als Pearse nach Abbeokuta kam, vertraute er dies Geheimniß den Missionaren. Diesen machte die neuerliche Zerstörung von Okeodan die Sache sehr wahrscheinlich, und die Uneinigkeit der Häuptlinge erschien ihnen sehr bedenklich. Sie sprachen mit Sagbua; dieser aber wünschte, daß sie offen in der Versammlung der Häuptlinge diese Sache anbringen. Crowther ergriff diese Gelegenheit, um gegen die Lügen der Babbalawo zu reden, welche die Häuptlinge allerdings zugestanden, doch mit der Versicherung, ihnen nie geglaubt zu haben.

Allmählig öffnete das Christenthum mit seinen Segnungen den Joruba-Leuten die Augen über den Sclavenhandel. Obgleich in Abbeokuta die Haussclaven äußerst menschlich behandelt werden, und ihre Verkaufung in die Fremde gegen die Sitte ist, — obwohl überhaupt hier die grausamen Sitten der Ashante-Neger und der Menschenmord im Großen, die Wegschleppung in Massen nicht vorkommen, so ist doch die Stadt selbst ein redender Zeuge von

8*

den fürchterlichen Zerstörungen, die der Sclavenhandel im Leben Africas beständig hervorbringt. Ist sie doch selbst aus den Resten von 130 eingeäscherten Städten entstanden, die alle den Sclavenkriegen ihren Untergang verdankten. Und nun hatte man in Abbeokuta Gelegenheit Hunderte zu sehen, die weggeschleppt, verkauft, aber auch befreit, Christen geworden und als freie, gebildete, wohlhabende Leute in die Heimath zurückgekehrt waren; man hatte Gelegenheit ihre Geschichte zu hören, und es konnte nicht fehlen, daß man dem Christenthum diese Wirkungen zuschrieb. Der Eindruck wurde allmählig in der Stadt der herrschende, daß es die helfende, Heil und Leben bringende Religion sey. — Als Herr Townsend nach England eilte, gaben ihm die Häuptlinge folgenden Brief an die Königin mit:

„Die Worte, welche Sagbua und andere Häuptlinge „von Abbeokuta an die Königin von England senden.

„Möge Gott die Königin immerdar am Leben erhalten.

„Sodeke, der vorher mit der Königin in Verbindung „trat, ist nicht mehr da. Es wird vier bis fünf Jahre „währen, bis ein Anderer sein Amt bekommt.

„Wir haben Eure Knechte, die Missionare gesehen, „die Ihr in dieses Land gesendet habt. Was sie gethan „haben, ist uns angenehm. Sie haben ein Haus Gottes „gebaut. Sie haben das Volk und auch unsre Kinder das „Wort Gottes gelehrt. Wir fangen an sie zu verstehen.

„Es gibt eine Sache von großer Wichtigkeit, die uns „beunruhigt; was müssen wir thun, um sie zu entfernen? „Wir wissen nicht, was die Leute von Lagos und andere „Leute an der Küste treiben. Es gefällt ihnen nicht, daß „Ihr unsre Landsleute von der Sclaverei befreien wollet. „Sie möchten gerne den Weg sperren, daß wir gar keinen „Verkehr mit Euch haben könnten. Was sollen wir thun, „daß der Weg offen bleibe und wir vom Ossa-Flusse bis „in den Ogu-Fluß schiffen können? Die Gesetze, die Ihr „in Eurem Lande habt, wir möchten gern in ihren Fußtapfen gehen und daß der Sclavenhandel abgeschafft werde. „Wir wünschen daß es so sey; die Lagos-Leute wollen das

„nicht erlauben; sie helfen den Sclavenhändlern. Wir möch-„ten gern, daß rechtschaffene Kaufleute mit uns handeln. „Wir sollten auch Leute haben, die unsre Kinder Hand-„werke und Ackerbau lehren und wie man die Sachen macht, „wie Tabak, Rum und Zucker. Wenn so ein Lehrer zu „uns käme, so laßt es nicht wissen, weil die Lagos-Leute „und Andere an der Küste keine Freude an der Freund-„schaft haben, die Ihr uns beweiset.

„Wir danken der Königin von England für das Gute, „das sie nns gethan hat, indem sie unser Volk von der „Sclaverei befreite. Wegen der Straße, daß sie nicht ge-„sperrt werde, haben wir noch viel mit einander zu reden."

Die Antwort, welche der Graf von Chichester als Prä-sident der kirchlichen Missionsgesellschaft im Auftrag der Königin gab, lautet so:

„Ich hatte die Ehre, der Königin den Brief Sagbua's „und anderer Häuptlinge von Abbeokuta, mit ihrem Geschenke „an Tuch vorzulegen.

„Die Königin hat mir befohlen, Sagbua und den an-„dern Häuptlingen zu danken und die besten Wünsche für „ihr wahres und bleibendes Wohlergehen, für den Frieden „und die Wohlfahrt der Joruba-Nation auszusprechen.

„Die Königin hofft, es werden Anstalten gemacht wer-„den, um der Joruba-Nation den freien Verkehr auf dem „Ossa-Flusse zum Zweck des Handels mit England und „andern Völkern zu sichern. Der Handel zwischen den Völ-„kern, welche die Erzeugnisse des Bodens und ihres Gewerb-„fleißes austauschen, wird von Gott gesegnet; aber nicht „der Handel mit Sclaven, der diejenigen arm macht, welche „verkaufen, und den Kaufenden weder Reichthum noch den „Segen Gottes bringt. Die Königin und das Volk von „England freuen sich, daß die Häuptlinge so über den „Handel denken.

„Aber der Handel allein macht das Volk noch nicht „glücklich und groß wie England. England ist groß und „glücklich geworden durch die Erkentniß Gottes und Jesu „Christi. Die Königin freut sich daher, daß Sagbua und

„die Häuptlinge die Missionare freundlich aufgenommen „haben, welche das Wort Gottes mitbringen, und daß so „viele vom Volke sie gerne hören.

„Um zu zeigen, wie hoch die Königin Gottes Wort „schätzt, sendet sie als ein Geschenk für Sagbua zwei Exem-„plare desselben, ein arabisches und ein englisches.

„Die kirchliche Missionsgesellschaft wünscht dem Sagbua „und allem Volke in Abbeokuta Glück und den Segen des „ewigen Lebens. Sie dankt sehr den Häuptlingen für die „Güte und den Schutz, die sie den Missionaren angedeihen „lassen, und wird nicht aufhören um die Ausbreitung der „göttlichen Wahrheit und aller Segnungen in Abbeokuta „und ganz Africa zu beten im Namen unseres einzigen „HErrn und Heilandes Jesu Christi." Chichester.

Nebst der Bibel, als der Quelle der englischen Volks-größe, war dieser Brief noch von einer stählernen Korn-mühle begleitet, die ein anderes Werkzeug der Gesittung ist. Beides wurde mit großer Achtung und Freude empfangen, und die feierliche Uebergabe an die Häuptlinge mit den An-reden der Missionare Crowther, Müller, Hinderer und Smith war ein wichtiger Augenblick und blieb nicht ohne Eindruck, wie denn auch die Mühle das ihrige dazu half, als sie vor ihren Augen den Mais in Mehl verwan-delte. Etliche Tage später versicherte Ogubonna den Missionar Crowther, in sechs Jahren werde der Christen-glaube in Abbeokuta herrschen.

Um diese Vorhersagung als nicht so ferne liegend er-scheinen zu lassen, hören wir eine Aeußerung von Crowther (1849):

„Heute (3. August) ist diese Mission drei Jahre alt, „und was hat Gott in dieser kurzen Zeit des Kampfes zwi-„schen Licht und Finsterniß gethan! Ganz niedrig ange-„schlagen haben wir 500 Zuhörer, 80 Communicanten und „fast 200 in der Vorbereitung für Taufe und Abendmahl. „Viele Heiden beten ihre Götzen nicht mehr an, Andere ha-„ben sie ganz weggeworfen und sind im Begriff sich zu der „Fahne Christi zu stellen. In allen Theilen der Stadt ist

„das Evangelium gepredigt worden, und man spricht von „demselben auf den Kriegszügen, in den Bauernhäusern, auf „den entlegensten Märkten dieses Volkes." Nicht allein rasches Wachsthum aber, sondern auch kräftige Gesundheit ist der jungen Gemeinde geschenkt, und ohne diese möchte sie nur ein zweifelhafter Gegenstand der Freude seyn. Der Feind sieht seine Gefahr und rafft sich gegen sie auf. Es gilt also kernhafte Christen, um der Verfolgung stehen zu können. Auch hiefür ein Beispiel:

„Die Bewohner Abbeokutas hatten beim Besuch des „Marktes in Lagos von den Idschebba-Negern zu fürchten, „mit denen sie im Streite liegen. Sie legen sich am Flusse „in Hinterhalt, überfallen die Führer, tödten die Kaufleute „und rauben ihre Waaren. Deshalb müssen die Egbas in „größern Karawanen dorthin gehen. Etliche der Bekehrten „in Abbeokuta kamen in großer Noth zu Crowther um „Rath, weil sie entweder am Sonntag reisen, oder die Ka„rawane verfehlen, oder den Markt zu Lagos aufgeben „mußten. Er sprach mit ihnen, aber ihre eigenen Gewissen „mußten am Ende entscheiden. Sie überlegten mit einander, „und nach aller Berathung war ihr Beschluß, den Tag des „HErrn zu halten, möge es gehen wie es wolle. Das „haben sie unter allem Hohn und Spott der Heiden auch „gethan, sind in kleineren Zügen nach der Marktstadt ge„reist, und Gott hat sie behütet, daß ihnen gar nichts wider„fuhr, während große Karawanen überfallen, gemordet, „fortgeschleppt und ausgeraubt wurden."

Seit die Christen die Götzen weggeworfen hatten, warteten die Heiden einen Tag um den andern darauf, daß sie in Folge des Zornes derselben todt niederfallen würden; allein das Gegentheil geschah. Während die Heiden in Haufen an einer Seuche wegstarben, wurde in drei Jahren auch nicht Ein eingeborner Christ beerdigt. Auch dies wirkte, wenn auch nicht auf die hartnäckigsten und blindesten Heiden, doch auf Manche, von denen man es nicht erwartet, und die herbeikamen, um sich der Gemeinde anzuschließen.

Einer der best angelegten Plane gegen die Christen war der, daß die Heiden sich verbanden, ihnen keine Tochter zur Frau zu geben, wenn sie nicht Opfer brächten und der Verlobten — was der Egba-Neger immer zuerst thut — einen Götzen kauften. Die jungen unverheiratheten Taufbewerber traten zusammen und gaben sich das Wort, keine Heidin zu heirathen, sondern immer den Uebertritt zum Christenthum zur ersten Bedingung zu machen. Die Eltern, die Priester, die Häuptlinge waren erstaunt, daß diese nun immer zuerst mit ihrer Forderung auftraten, und wenn die Verwandten des Mädchens darauf nicht eingehen wollten, sich zurückzogen, so sehr man ihnen auch zuredete und ihnen die götzendienerische Leistung erleichtern wollte. Eben so haben Männer, die in Vielweiberei lebten, vor der Taufe freiwillig ihre Frauen bis auf Eine entlassen. Die Heiden stehen verblüfft und wissen nicht was sie machen sollen. Sie sagen, die Missionare geben den Leuten Zaubertränke ein, daß sie gegen die herrschenden Lüste des Landes gewendet werden.

Ein großes Verlangen lesen zu lernen ist unter den Negern erwacht. Mit Jubel nahmen sie ein kleines Schulbuch in der Landessprache auf und lernten es rasch auswendig. Die Sonntagsschule für Erwachsene wird nicht nur fleißig besucht, sondern die Leute finden jedesmal die Schulzeit viel zu kurz. Die steigenden Bedürfnisse der Gemeinde ließen es recht erwünscht kommen, als King, Barber und White, eingeborne Katechisten, aus Sierra Leone anlangten.

Die längst drohende Gewitterwolke mußte endlich losbrechen. Alle die heimlichen Umtriebe der Priester gegen die Mission hatten das Wachsen der Gemeinde und die Abnahme ihres trügerischen Gewerbes nicht aufgehalten. Crowther schreibt am 3. November 1849:

„Am 10. October, als wir bei Herrn Hinderer beschäftigt waren, unsre vierteljährigen Berichte zur Absendung „vorzubereiten, erhielten wir die Nachricht, daß einige unsrer „Bekehrten im Bezirke Itoku eingesperrt worden seyen. Wir

„wollten aber noch etwas abwarten, bis die erste Aufregung
„vorüber sey, und sandten erst am folgenden Tage zu Sag-
„bua, der nicht zu Hause war; dann gingen wir zu Ba-
„sorun und klagten. Er versprach Untersuchung, aber sie
„blieben in Haft und grausamer Behandlung. Herr Hinderer
„ging von einem Häuptling zum andern, aber keiner ließ
„ihn vor; er ging nach dem Rathhaus von Itoku, wo die
„Armen saßen, und weil es theilweise heilig ist, waren die
„Leute wüthend und bewaffneten sich; er hatte aber nicht
„hinein gewollt und mußte sich zurückziehen. Basorun schickte
„zu Sagbua, eine Versammlung wurde in Itoku gehalten.
„Der Häuptling dort erklärte, mit uns und den Einwan-
„derern habe er nichts, aber seine Leute sollen thun wie
„ihre Väter thaten; er klagte, wir haben uns verächtlich
„über ihre Religion geäußert u. s. w. Ich antwortete auf
„Alles, und Sagbua legte ein schönes Zeugniß für uns ab.
„Wir sollten die Sache mit den Häuptlingen von Itoku be-
„reinigen; allein auch in Igbor wurde Einkerkerung der
„Christen gedroht, und ich ging zu Sagbua, nach dem
„Grunde zu fragen, der mir sagte: „Die Bekehrten stiften
„Unheil, sagen die Götzen seyen nichts, reden von baldiger
„Abschaffung der Götter, schreiben es auf Papier und ver-
„rathen es an die Weiber." Ich erwiederte, die Bekehrten
„können gar nicht schreiben, dies sey also unwahr. — Plötz-
„lich fielen die Leute von Igbor über unsre Bekehrten her;
„Oro, die mörderische Macht, wurde ausgerufen, die Og-
„boni-Trommel lärmte, eine Masse Menschen mit Keulen,
„Peitschen und Hacken schleppte die Christen unter Miß-
„handlungen aufs Rathhaus, wo sie geschlagen und ge-
„martert wurden; vier Jünglinge, die im Missionshause
„wohnten, wurden unter wüthendem Geschrei verfolgt; man
„steckte den Armen die Füße durch Löcher in der Wand und
„machte sie auf der andern Seite mit Hölzern fest. Die
„Löcher waren zu größerer Qual zwei Fuß über dem Boden;
„sie wurden halbtodt geschlagen und mußten so in Sonne
„und Regen Tag und Nacht liegen. Es waren wohl hun-
„dert, die von der Wesleyanermission mitgezählt, die so miß-

„handelt wurden, und Keiner wäre mit dem Leben davon „gekommen, hätte es nicht auch unter den Verfolgern noch „heimliche Freunde gegeben, die sie erleichterten. Die Frauen, „auch schwangere, wurden gepeitscht, geknebelt und gefesselt. „Die Häuser wurden geplündert, die Geräthe zerschlagen, „die Thüren ausgehängt und ins Götzenhaus getragen.

„Die erste Frage an sie von den Verfolgern war immer „gewesen: ob sie Ifa und Orisa wieder anbeten wollten? „und die unveränderliche Antwort: Nein! Zuerst suchte „man sie dann durch Hunger zu bezwingen und gab ihnen „zwei Tage lang gar keine Nahrung. Aber unsre armen „verfolgten Dulder sagten: Christus habe in der Wüste 40 „Tage und 40 Nächte gefastet, und sie haben nun nach „Seinem Vorbilde zu leiden. Sie trösteten einander und „beteten in der Hitze der Trübsal für ihre Verfolger: Vater „vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun. Ihr „christlicher Muth ist eine mächtige Predigt in Abbeokuta. „Mir ließen sie wiederholt sagen, ich solle nicht muthlos „werden, sie bleiben fest; denn sie haben ja gewußt, daß „es so kommen werde, und diese Erfüllung der Weissagung „selbst stärke nur ihren Glauben an Christum, den Heiland. „Als man sie festnahm, rührte Keiner eine Hand gegen die „Feinde, sie folgten wie Lämmer. Und das waren die „Menschen, die noch vor Kurzem als Diebe, Menschenräu- „ber, Brandstifter, Ehebrecher, Mörder die Pest des Landes „gewesen, denen Niemand zu nahen wagte. Alle blieben „fest, auch die Ungetauften, zum großen Grimm der Feinde. „Sie schoren ihnen, da sie ihnen keine Verläugnung Christi „abzuquälen vermochten, die Köpfe, um die Taufe wegzu- „scheeren, gossen Taubenblut auf die Köpfe der Frauen und „stellten eine Teufelsfigur vor sie zur Anbetung; aber Alles „umsonst.

„Am 21. Oct. nahm man in Igbor (wo Crowther's „Station war und man im Jahr 1848 noch Menschenopfer „brachte) die Bekehrten gefangen. Die Gemeinde ist da klein, „weil die Feindschaft der Häuptlinge immer sehr entschieden „war. Itori folgte am nächsten Tage, und Imo, wo

„noch 1849 Menschenopfer vorkamen, nahm auch die zwei „Christen fest, die sich da befanden. Zu Kemta geschah „nichts der Art, weil Basorun nicht einwilligte; in „Idschrun gingen die Christen fort. Der General der „Armee, Sokeru, der von all diesen Vorgängen nichts wußte, „schickte an Sagbua mit der Frage, ob er dabei betheiligt „sey? Ogubonna, der der Mission günstige Häuptling „von Ikidscha, schickte nach mir (Crowther), und ich besprach „mich mit Sokeru, ehe ich zu ihm ging. Ich erfuhr, daß „er nichts mit der Sache zu thun hatte, daß aber die Kriegs„häuptlinge, in deren Händen die Macht liegt, eine beleidi„gende Geringschätzung ihrer Auctorität von Seiten der „Babbalowo (Priester) und der Civil-Häuptlinge (Aeltesten) „in den genommenen Maaßregeln sahen, die sie nicht wür„den hingehen lassen. Ogubonna sprach in demselben Sinne „und sagte mir, die Priester und Priesterinnen lägen ihm „schon lange in die Ohren um Hülfe zu unsrer Vertreibung „aus der Stadt. Auch die Händler mit Opferthieren klag„ten, daß ihr Gewerbe Schaden nehme. Er versicherte mich, „die Wuth der Priester sey vor unserer Ankunft gerade so „gegen die Muhammedaner gerichtet gewesen, denen sie ihre „Moschee haben niederreißen wollen. Der Oro wurde in „einem Theil der Stadt ausgerufen; Ogubonna und Somoi „aber ließen ihn in ihren Gebieten nicht gelten, ließen die „Weiber frei, die Märkte offen, und man stand sich für oder „gegen Oro so gegenüber, daß offener Krieg drohte. In„zwischen fuhren aber die Priester triumphirend fort, straften „die Christen um Geld und ließen das Kirchgehen bei Todes„strafe verbieten, daher in manchen Stadttheilen die Ge„meinde fast nur auf die Eingewanderten herabschmolz. Zu „Ake, in Sagbua's Gebiet, dem ersten allerdings, blühte „das Christenthum fort. Mehrere Christen wurden vergiftet, „starben aber nicht."

Die nähere Untersuchung zeigte, daß der erste Todesfall eines eingebornen Christen und sein Begräbniß ohne eine der für die Ogboni (Aeltesten) so einträglichen Ceremonien den Anlaß zu der ganzen Verfolgung gab; daß der

große Maaßstab, in welchem die Priester an Einfluß und Gewinn verloren, und endlich die böse Einwirkung der Eingewanderten aus Sierra Leone, mitwirkten. Es ist schon bemerkt worden, daß auch Heiden oder Abtrünnige nach Joruba zurückkehrten, denen das Christenthum in der Colonie zuwider war. Die strenge Behandlung dieser Abtrünnigen, die Weigerung christlichen Begräbnisses, die Neigung derselben zur Vielweiberei und zum Götzendienste, im Gegensatze der Gemeindeglieder, erweckte in ihnen einen Haß gegen die Letzteren. Was der Mission Schutz gab, war die Beziehung zu Badagry und den englischen Kriegsschiffen, und die Ueberzeugung der Häuptlinge, daß die Vertreibung der Missionare, somit alle Beseitigung englischen Schutzes für den gewaltigen Herrscher von Dahomey, die Losung seyn würde über Abbeokuta herzufallen. Diese letztere Furcht war auch gar nicht ungegründet.

Das Königreich Dahomey entstand in folgender Weise. Am Anfang des 17ten Jahrhunderts hatte Tahku-du-nu, Häuptling des kleinen Landes Fahie, die Stadt Abomey erobert und den verstümmelten Leichnam seines Fürsten Dah unter die Grundmauern eines Palastes begraben, den er zum Andenken seines Sieges baute und Dahomey nannte. Dieser blutige Anfang des Reiches hat seiner Geschichte ein unauslöschliches Siegel aufgedrückt, indem alle Nachkommen des mörderischen Stifters seinesgleichen waren. Dahomey und Fahie wurden der Kern eines Reiches, das in der Mitte zwischen dem Niger- und Volta-Strom, zwischen den mächtigen Reichen Mittel-Africas und dem Ashante-Reich sich vergrößerte. Erst kämpfte es mit den beherrschenden Eycos ein Jahrhundert lang, und blieb schwach; endlich errang es die Obermacht über sie. Guadscha Trudo wurde am Anfang des 18ten Jahrhunderts Herr der kleinen Länder bis ans Meer, und Weidah sein Handelshafen für die Sclavenausfuhr. Damals fingen die Menschenopfer an und die Sättigung der Ahnengräber mit Menschenblut. Ada Hunzu, der Großvater des jetzigen Königs, baute Straßen von der Hauptstadt aus, bildete die

Weiberschaar, die seine kräftigste Stütze war, dieses Amazonenheer, und unter Gezo, dem nunmehrigen Herrscher, wurde Dahomey die größeste Militär-Herrschaft in West-Africa. Der Umfang des Reiches ist groß, die Bewohnerzahl aber nur 200,000, wovon nur 20,000 Freie, weil man Unzahlen mordete und verkaufte. Der Schädelbau des Palastes, dessen Mauern aus Schädeln bestehen, dessen Gemächer mit solchen geschmückt sind, gibt am besten Kunde von dieser großartigen Menschenvernichtung. Weithin im Norden fand der Reisende Duncan nur Ruinen und Schädelstätten, alles Schauplätze dahomischer Kriege, und Adafudia wurde, weil es zu fest war erobert zu werden, durch wirkliches Verhungernlassen der eingeschlossenen Bewohner genommen. Als Okeodan (1848) im tiefsten Frieden überfallen wurde, nahmen die Dahomier 20,000 Gefangene mit, noch Mehrere hatten sie gemordet. Zu Tausenden sind Menschenschädel in Abomey zu sehen; bei festlichen Gelegenheiten wird damit in Massen geprunkt, und Königsköpfe werden in ehernen Pfannen, Häuptlingsköpfe in Kokosschalen aufgestellt; Schädel bilden die Köpfe von Stäben, den Schmuck von Trommeln und Sonnenschirmen, von Fahnen und Thorwegen, krönen die Wälle des Palastes, sind die Schemel am Königsthron; ja selbst die Trinkschalen, welche die Frauen des königlichen Harems am Gürtel tragen, sind geglättete Menschenköpfe. Nach Norden ist der Vernichtungszug der Dahomier bis an die Daba-Dab-Berge gegangen; dort aber wurden sie geschlagen, und es ist verboten, sie, wie die Blatternseuche, zu nennen, die ihnen viele Krieger wegraffte. Nach Nordosten sind die Attapahen noch nicht unterjocht; nach Osten ist das Land verheert, aber nicht in Besitz genommen und stets damit bedroht; nach Westen sind die Eycos gefallen; die Ashantes aber haben es noch zu erwarten, sich mit diesem Reiche zu messen.

Das Heer zählt 7000 Amazonen und 5000 Krieger, und zwischen beiden herrscht feindliche Eifersucht. Der König stützt sich mehr auf jene, weil sie ganz sein Eigenthum sind, während die Soldaten von den Häuptlingen abhängen,

die zwar nur auf dem Bauche, Staub auf dem Kopf, vor den König kriechen, aber dennoch seine Macht beschränken. Diese Weiber wohnen im Palaste und sind die wildesten, grausamsten Krieger, die, wenn sie nicht für den König Gefangene machen sollen, im Kriege Pardon weder nehmen noch geben. Der nächste nach dem Könige ist der Miegan oder Ober-Scharfrichter; dann folgt erst der Majo oder erste Minister; ihnen gleich stehen zwei weibliche Staatsbeamte desselben Titels. Der Schrecken der umwohnenden Stämme vor den schwarzen Amazonen, die in der Regel eine Stadt im Sturme unwiderstehlich nehmen, oder ein armes Völklein auf der Sclavenjagd erbarmungslos niederhauen, ist gränzenlos. Und der Anblick dieser wilden Weiber, der Gedanke, daß es Frauen sind, die diese blutigen Thaten thun, mag den Schrecken vor ihnen mehren, daß sie nirgends ruhigen, geordneten Widerstand finden. Das Land ist reich, hat herrlichen Boden, aber er wird nur spärlich angebaut. Der König liebt den Ackerbau nicht, denn er lebt vom Sclavenhandel; und wenn sein Volk sich an den Boden knüpfte, so würde er bald für seine großen Sclavenjagden die gehörige Zahl von Kriegern nicht mehr finden. So kam es, daß er selbst den herrlichen Schi- oder Butterbaum in seinem Lande zerstören ließ, weil er einen trefflichen Handelsartikel lieferte. Auch auswärtige Sclavenhändler bestärkten den König in diesem unsinnigen Verfahren. Die Zeit kann nicht ausbleiben, da Dahomey in großes Elend versinkt, wenn einmal der Sclavenmarkt verschlossen seyn wird. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß die Bestrebungen Englands an der Küste gegen den Sclavenhandel keinen erbitterteren Feind haben, als den Herrscher von Dahomey, und daß das Christenthum mit seiner der Sclaverei feindlichen Kraft in seiner Nähe nicht soll geduldet werden. War Abbeokuta schon längst ein Gegenstand seiner räuberischen Gelüste, so muß es jetzt ein Gegenstand seiner Furcht und seines Grimmes seyn. Als der englische Consul, Herr Beecroft, mit dem Commandanten Forbes in Dahomey ankam, um den König zu einem Vertrage gegen den Sclavenhandel aufzufordern

und ihm zu erklären, daß Abbeokuta eine mit England verbündete Stadt sey, weil weiße Missionare und schwarze Christen aus Sierra Leone da wohnen, weigerte sich der wilde Herrscher nicht nur des Vertrages, sondern erklärte auch bestimmt, Abbeokuta nächstens angreifen zu wollen, worauf ihm der Consul sagte, er werde ihn da finden.

Es war am Ende des Jahres 1850, daß diese Gefahr drohte, als eben eine neue Verfolgung in Crowther's Bezirk ausbrach, und die Uneinigkeit der Häuptlinge wieder mit Bürgerkrieg drohte. Es war ein Glück, daß der Consul am 7. Januar 1851 in der Stadt eintraf. Es lag jetzt am Tage, daß die Verfolgungen in Abbeokuta, durch welche man, im Wahne, die Missionare werden für jeden Bekehrten bezahlt, diesen den Aufenthalt im Lande verleiden wollte, mit den Planen des schändlichen Kosoko in Lagos, des undankbaren Neffen Akitoje's, der ihn aus dem Exil heimgerufen hatte, zusammenhingen. Es ging das Alles auf die Erhaltung des Sclavenhandels aus, und die Verfolgung brach von Neuem los, als eben Missionar Townsend vier und zwanzig Männer in Abbeokuta getauft hatte. In Igbor erscholl wieder der Gongu, und wurde Todesstrafe gegen Jeden ausgerufen, der zur Kirche ging. Die Christen wollten sich waffnen und doch hingehen, was aber der „Pharao von Igbor", wie sie ihn nannten, der Agent Kosoko's, der Häuptling Akigbogu, schlau genug würde benutzt haben. Allein Crowther brachte sie davon ab.

Jetzt eben kam die Nachricht an, daß an der Küste kein Sclave mehr verkäuflich sey, weil die Kriegsschiffe alle Buchten gesperrt hielten. Kosoko sandte neue Geschenke, und nun wurde den Christen aller Ackerbau und jeglicher Handelsverkehr verboten, wenn sie nicht opferten. Manche flohen ins Missionshaus, Andere nach Badagry, Mehrere wurden eingekerkert; Sagbua versprach seine Verwendung. Eben war auf Sonntag den 23. December der Oro ausgerufen; Sagbua ließ auf die Vorstellungen Townsend's wegen des Gottesdienstes den Montag dafür nehmen, und bat den Missionar, einer seiner Frauen Taufunterricht zu ertheilen.

Man verstand dies in der Stadt und die Verfolgung ließ nach; die Gemeinde erholte sich.

Unter diesen Umständen wurde der Consul von der Rathsversammlung feierlich empfangen, wobei er sich gegen den Sclavenhandel, für andern Verkehr und sehr stark gegen die Christenverfolgung aussprach, die bösen Absichten des Königs von Dahomey meldete und Vertheidigungsmittel zum Geschenke machte. Alles wurde freundlich und zustimmend erwiedert, und ein Häuptling sprach sich gegen die Schmach der Verfolgung gegen die Christen aus. Der Angriff von Dahomey wurde verzögert, so lange der Consul da war. Inzwischen hatte die Sclavenhandelspartei Alles auf einen gewaltigen Ausbruch in Badagry und Abbeokuta zugleich mit dem Angriffe von Außen vorbereitet. Wir wissen, wie durch die Einschiffung Akitoje's Alles vereitelt wurde, und wie in Abbeokuta die Stimmung umschlug.

Der Consul war wieder an der Küste. Noch waren die Dahomier nicht gekommen. Endlich kam aus den westlichen Dörfern die Nachricht, daß der Feind nahe. Die Häuptlinge standen gerüstet auf ihren Posten, und Alles war bereit. Endlich, es war am Montag Vormittag, hörte man die ersten Schüsse knallen; es war die Vorhut der Egbas außerhalb der Stadt, die auf den dichten Heerhaufen der Feinde stieß, die bis hieher Alles vor sich niedergefegt hatten. Am Flusse wollten die Egbas den Uebergang wehren, aber die Masse war zu groß, sie mußten sich in die Stadt ziehen. Jetzt schütteten die mit Menschen schwarz bedeckten Mauern ihren Kugelregen auf den Feind, der stillstehen mußte und nun unter wüthendem Feuer seine Linien ausdehnte, nach einer schwachen Stelle zum Durchschlagen suchend. Aber überall standen die Egbas fest und sicher. Wieder drang ein dichter Keil der Dahomier gerade vor auf eine Mauerstelle zu; aber wieder konnte er seine Richtung nicht einhalten; das Feuer von den Mauern hielt ihn an. Auf der andern Seite der Stadt strömten Weiber und Kinder, von wenigen Männern geschützt, fort, weil sie wußten, daß der Feind keine Schonung kenne. Die Missionare

lagen auf den Knieen und riefen zu Gott. Alle Wuth der Dahomier, alles heftige Anprallen der Weiberschaaren war umsonst, ihre Reihen wurden immer lichter. Jetzt wichen sie zurück und die Egba von der Mauer ihnen nach, steckten das Gras in Brand und überflügelten die Rückziehenden da und dort. Noch immer ging der Rückzug der Feinde in Ordnung, immer wieder haltend, um ihre Gewehre abzuschießen. Viele blieben todt, Viele wurden gefangen. In der Nacht floh Gezo mit 200 seiner Getreuen; sein Heer aber, stets beunruhigt, ließ die Rache an den armen Bauern aus, deren 42 man die Hände auf den Rücken band und sie enthauptete. Dies erbitterte die Egbas, die nun bei Ischaga, das die Dahomier noch angriffen, 6 Stunden von Abbeokuta, über sie herfielen und sie in wilde Flucht jagten. Selbst des Königs Gepäck wurde erbeutet; er selbst floh zu Fuß. Die Niederlage war größer als bei Abbeokuta. Keine Gefangenen aber wurden mehr gemacht, weil die wilden Weiber, auch wenn sie überwältigt wurden, noch ihre Bande zerrissen und mordeten wen sie fanden. So ward einer noch in seinem eigenen Hause von einer Gefangenen niedergemacht, als er ihr Nahrung geben wollte. Wohl 3000 Dahomier lagen todt und 1000 waren gefangen. Ob der König von Dahomey noch einen Gang wagen wird, steht dahin. Für jetzt ist Abbeokuta und mit ihm das Evangelium in diesen Landen gerettet. Die Niederlage Kosoko's in Lagos hat auch noch gedient, dem Heidenthum einen Schlag zu versetzen.

Bald hernach starb van Cooten in Badagry. In Abbeokuta aber wuchs die Gemeinde rasch. Der HErr hatte geholfen, das war sichtbar. Viele wollten die Wurzel des Baumes sehen, der vor ihren Augen aufwuchs. Sie kamen und sahen und wurden gewonnen. Stundenlang hörten die Heiden zu und brachten dem Missionar Erfrischungen und Geld, welches letztere er aber nie nimmt. Jetzt wagte man auch die Mauern zu verlassen. Ibarra und Ischaga im Westen hatte Hinderer schon mit der Predigt besucht und Anklang gefunden. Jetzt ging er nach Oschielle und verkündigte einer ackerbauenden Bevölkerung in dieser östlich

gelegenen Gegend das Heil. Der Häuptling gab ihm das Rathszimmer, schaffte die Götzen weg, ließ ihn den Altar zerstören und gab ihm Platz, um, unter der freudigen Zustimmung der Heiden, eine kleine Kirche zu bauen. Der Gottesdienst begann. Schaaren kamen und ein Aeltester rief aus: „Haha! sie beten zu Gott für Alles, für alle Leute, „auch für ihre Feinde. Das haben wir nie gehört!" Eine Nebenstation ist gegründet, und Hinderer hat bereits noch östlicher gelegene Städte ins Auge gefaßt, um dem Haußalande näher zu rücken und Dr. Krapf's Gedanken, eine Kette von Missionsstellen durch den Erdkörper von Africa hindurch auch von der Westseite her der Ausführung näher zu bringen.

Missions - Zeitung.

Die den Gesellschaften beigesetzten Jahreszahlen zeigen das Jahr ihrer Entstehung oder des Anfangs ihrer Missionsthätigkeit an.

Die Zahlen zur Seite der Namen der Missionare oder Stationen u. s. w. in der Missions-Zeitung deuten auf die Gesellschaft zurück, welcher dieselben angehören. Die mit * bezeichneten Missionare sind Zöglinge der Basler-Anstalt.

Evangelische Missionsgesellschaften im Jahr 1852.

Deutschland & Schweiz.

1. **Brüdergemeinde. 1732.**
2. **Ostindische Missions-Anstalt zu Halle. 1705.**
3. **Evangelische Missionsgesellschaft zu Basel. 1816.**
4. **Rheinische Missionsgesellschaft zu Barmen. 1828.**
5. **Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden, in Berlin. 1824.**

Frauen-Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande, in Berlin.

6. **Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden, in Berlin. 1822.**
7. **Evangelischer Missionsverein zur Ausbreitung des Christenthums unter den Eingebornen der Heidenländer (sonst Pred. Goßner's) in Berlin. 1836.**
8. **Berliner Missionsverein für China. 1850.**
9. **Lutherische Missionsgesellschaft in Leipzig. 1836.**
10. **Norddeutsche Missionsgesellschaft in Bremen. 1836.**
11. **Chinesische Stiftung in Cassel. 1849.**

Niederlande.

12. **Niederländische Missionsgesellschaft zu Rotterdam. 1797.**

England.

13. **Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß. 1647.**
14. **Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums. 1701.**
15. **Baptisten-Missionsgesellschaft. 1792.**
16. **Allgemeine Baptisten-Missionen. (General Baptists.) 1816.**
17. **Wesley-Methodisten-Missionsgesellschaft. 1786.**
18. **Londoner Missionsgesellschaft. 1795.**

19. Kirchliche Missionsgesellschaft. 1800.

20. Londoner Juden-Missionsgesellschaft. 1808.

21. Brittische Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums unter den Juden. 1843.

22. Kirchliche Mission für Borneo. 1846.

23. Patagonische Missionsgesellschaft. 1851.

24. Schottische Missionsgesellschaft. 1796.

25. Mission der vereinigten presbyterianischen Kirche Schottlands. 1847.

26. Mission der schottischen Staats-Kirche. 1824.

27. Mission der freien Kirche Schottlands. 1843.

28. Missionen der reformirten presbyterianischen Kirche Schottlands. 1845.

29. Welsche und ausländische Missionsgesellschaft. 1840.

30. Mission der irländischen presbyterianischen Kirche. 1840.

31. Frauengesellschaft für weibliche Erziehung im Auslande. 1834.

Frankreich.

32. Missionsgesellschaft zu Paris. 1824.

Dänemark.

33. Dänische Missionsgesellschaft. 1821.

Schweden.

34. Schwedische Missionsgesellschaft in Stockholm. 1835.

35. Missionsgesellschaft in Lund. 1846.

Norwegen.

36. Norwegische Missionsgesellschaft in Stavanger. 1842.

Nord-America.

37. Baptisten-Missionsgesellschaft. 1814.

38. Americanische Missionsgesellschaft. 1810. (Board of Foreign Miss.)

39. Missionsgesellschaft der bischöflichen Methodisten-Kirche im Norden. 1819.

40. Missionsgesellschaft der bischöflichen Methodisten-Kirche im Süden. 1845.

41. Mission der bischöflichen Kirche in Nord-America. 1835.

42. Mission der presbyterianischen Kirche. 1837.

43. Freiwillens-Baptisten-Mission. 1833.

44. Südlicher Baptisten-Missionsverein. 1845.

45. Siebenter-Tag-Baptisten-Missionsgesellschaft. 1842.

46. Missionsverein für die Indianer. 1842.

47. Americanischer Missionsverein. 1846.

48. American. lutherische Mission. 1837.

49. Mission der presbyterianischen Kirche in Neuschottland. 1848.

50. Presbyterianische Mission von Jamaica.

Australien.

51. Australische Missionsgesellschaft in Sydney. 1851.

1. Nachrichten aus der Heimath.

Hannover. Schon im Jahr 1849 hat sich durch die belebende Wirkung des heil. Geistes unter der Leitung des Pastors Harms die Pfarrgemeinde Herrmannsburg im Königreich Hannover zu einer Missionsgemeinde gebildet. Ein Missionshaus wurde durch Kauf erworben, und Anfangs October des genannten Jahres segnete Pastor Harms in der Kirche 12 Zöglinge zum Dienst für die Mission ein. Der Bruder des Pastors, Candidat Theodor Harms, übernahm das Inspectorat, und das Missionshaus wurde der kirchlichen Oberbehörde untergeordnet. Man hofft alle 3 oder 4 Jahre etwa 12 Missionare in die Heidenwelt aussenden zu können.

2. Nachrichten aus den Missionsgebieten.

China. Am letzten Weihnachtsfest tauften die Missionare (4) wieder 9 Chinesen, womit die Zahl sämmtlicher durch sie Getauften sich auf 70 beläuft.

Ober- und Nieder-Indien. Calcutta. In der Anstalt der Generalversammlung der Kirche Schottlands (26) betrug zu Ende 1851 die Zahl der Schüler 1305: nämlich 304 Bramens, 408 Kajaste (nächsthöchste Kaste nach den Bramens), 543 von andern Kasten und 50 Muhammedaner. Als ein Beweis, daß die christliche Aufklärung in Calcutta Fortschritte gemacht hat, wird angeführt, daß einer der eingebornen Lehrer der Anstalt im Laufe des Jahres getauft worden ist, ohne daß deswegen ein einziger Zögling zurückgezogen worden wäre. Vor 5 Jahren wären in einem solchen Fall die halben Schüler weggeblieben. Noch vor wenig Jahren wurde die Anstalt in den Hindu-Zeitschriften beständig angegriffen, und diejenigen Eltern, die ihre Kinder dahin sandten, verhöhnt; so was geschieht nun sehr selten; im Gegentheil findet diese, wie andere ähnliche Anstalten, in den Hindu-Zeitschriften meist ihre gebührende Anerkennung.

Dschessor. Als Beweis für den Nutzen der Schulen meldet Miss. Parry (15) in Dschessor unterm 5. Januar d. J.: „In den letzten 2 Monaten haben ich und meine Nationalgehülfen 14 Bekehrte getauft. Zwei von den neulich der Kirche einverleibten gehören der christlichen Mädchenschule an. Es hat dem HErrn gefallen, den Religionsunterricht an den Kindern dieser Schule sichtlich zu segnen. Im Lauf eines Jahres sind von 14 Schülerinnen 8 an den HErrn gläubig geworden, und haben durch den Empfang der Taufe ein öffentliches Bekenntniß ihres Glaubens abgelegt. Die Eltern eines der jungen Bekehrten sind Muhammedaner."

Miss. Pearce (15) in Barisal schreibt unt. 6. Februar d. J. über den Erfolg seiner letzten Missionsreise: „Die Leute hörten uns haufenweise begierig zu und nahmen eben so begierig unsre Bücher an. Widerstand fanden wir so viel wie keinen. Ich habe mehr als je zuvor

den Eindruck bekommen, daß die Leute das Vertrauen zu ihrer Religion verloren haben. Ihr Benehmen, ihr Ton, ihre Bekenntnisse bei vielen Anlässen zeigten mir dies ziemlich deutlich. Das Betragen der höhern Classen ist ganz anders als früher. Sie namentlich verlangten sehr nach Büchern; Einige kamen weit her, um welche zu erhalten. Einer z. B. sprach zu mir: „Ihr Christen habt einen großen Vortheil vor uns Hindus. Ihr habt nur Eine Bibel, nur Einen Heilsweg und Eine Hoffnung für die Zukunft; darum seyd ihr einig und zuversichtlich; wir aber haben nichts Gewisses; denn wir haben viele und widersprechende Schastras; wir haben viele Götter und viele Wege; wir sind durch unzählige Kasten getrennt; daher ist Alles Verwirrung, Ungewißheit und Verzweiflung. Von der zukünftigen Welt wissen wir gar nichts.“ “ — Bei den bisher so hoffnungslosen Muhammedanern fand der Reisende diesmal fast noch mehr Aufmunterung, als bei den Hindus.

Vorder-Indien. Trawankor. In diesem unabhängigen Reiche am südwestlichen Ende Indiens besteht schon seit vielen Jahren, vornehmlich unter den Nachfolgern der alten syrischen Kirche und der römischen Katholiken, eine Mission, die mit besondern Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Ein Brief von daselbst theilte neulich, nach Erwähnung verschiedener hoffnungsvoller Umstände auch Folgendes mit: „Die Heiden sind auch noch durch einen andern Umstand, den Niemand voraussah, auf das Christenthum aufmerksam worden: es ist der Brief der Königin Victoria an den Radscha von Trawankor, worin sie ihm für den ihr gesandten elfenbeinernen Thron dankt. Dieser Brief wurde in Durbar im Beiseyn vieler Europäer und eines dazu eingeladenen Missionars in Empfang genommen. Der Brief fing ungefähr so an: „Victoria, Königin von Großbritanien und Irland, durch Gottes Gnade, Beschützerin des Glaubens ɛc. an Seine Hoheit“ u. s. w. Er wurde ins Malajalim übersetzt und im ganzen Lande herum gesandt, daher jetzt Viele fragen, was das für ein Glaube sey, den eine so große Königin beschütze; und sagt man ihnen dann, es sey weder der der päpstlichen noch syrischen Kirche, noch irgend eine heidnische Religion, sondern der Glaube an das Evangelium, wie ihn die Bibel lehre, so wundern sie sich sehr.“

M. Ochs (9) in Majaweram schreibt zu Ende December 1851: „Zu jenen 25 Personen, deren ich in meinem letzten Bericht gedachte, hat der HErr andere 33 hinzugethan, die sich von den stummen Götzen zum lebendigen Gott bekehrt haben; außerdem sind noch 12 Kinder getauft worden, so daß also die Zahl der in diesem Jahre zur Gemeinde hinzugekommenen Heidenchristen 58, die der Getauften überhaupt 70 beträgt; gerade der dritte Theil aller Getauften während meiner sechsjährigen Wirksamkeit hierselbst.“

Auch Miss. Appelt (9) zu Trankebar konnte laut Brief vom

10. Jan. d. J. am letzten Weihnachtsfeste 18 Personen (3 Familien und eine Wittwe, worunter auch 10 Kinder begriffen sind) taufen.

Nestorianer. Die Missionare Coan und Rhea (38) haben im November 1851 im Dorfe Memikan, im Bergbezirk Gawar, eine neue Station begonnen. Memikan ist das Dorf des bekehrten Diakonen Tamo, der den Missionaren dort den Weg bereitet hat.

Armenier. Aintab. (38) Vom Mai 1851 bis Januar 1852 sind dem Verzeichniß der Protestanten 92 Namen beigefügt worden, womit die ganze Zahl der Männer sich auf 412 belief. — Weiter meldet Miss. Schneider in seinem Tagebuch unterm 13. Januar 1852: „Ein eingeborner Bruder schreibt uns von Biredgik, er sey von etwa 20 Armeniern, worunter ein Wartabed, die mit ihrem Bischof nicht zurecht kommen konnten, angegangen worden, ihnen regelmäßig Unterricht zu ertheilen, da sie Protestanten zu werden wünschten. Sie gehen nicht in ihre Kirche und suchen beständig Aufklärung über ihre Irrthümer. — In Urfa hat die Unzufriedenheit Vieler mit ihrem Wartabed die Zahl derer, die unsern eingebornen Bruder besuchen, ansehnlich vermehrt. Eben jetzt hat er so viel dieser Art zu thun, daß er um Hülfe schreibt. — In Orul, einem Dorfe, etwa 8 Stunden von Aintab, ist auch eine Bewegung. Es sind dort gegen 50 armenische Häuser, von denen etwa 15 sich stark zum Protestantismus hinneigen sollen. Früher zeigte sich dort heftiger Widerstand.“ — Im Lauf des Jahres 1851 trug die Gemeinde von Aintab 287 Thaler (zu $2^1/_2$ Gulden) für verschiedene Zwecke bei. Gegen 150 armenische Frauen lernen lesen, und Einige können es schon recht gut.

West-Africa. Sierra Leone. Nach einer unlängst vorgenommenen Volkszählung dieser Colonie wären gegenwärtig unter einer Gesammtbevölkerung von 45,000 Seelen nicht weniger als 36,000 Christen. Diese vertheilen sich nach den verschiedenen Gemeinschaften folgendermaßen: Englisch-Bischöfliche 16,095; Presbyterianer 7; Wesleyaner 13,376; Baptisten 508; westafricanische Methodisten 4864; Gemeinschaft der Gräfin von Huntingdon 1552; römische Katholiken 56; Juden 6; Muhammedaner 1778; Heiden 7230.

Miss. Rob. Gilbert (17) in Freetown schreibt unt. 18. Febr.: „Das letzte Jahr war ein geistlich sehr gesegnetes. Wir hatten in diesem Bezirk einen Zuwachs von 357 Mitgliedern, und auch unsre Geldmittel haben zugenommen. Unsre Capellen sind jeden Sonntag stark besucht, und Seelen werden zu Gott bekehrt.“

Süd-Africa. Cap-Colonie. Am 24. December 1851 wurde auf Anordnung der Regierung im ganzen Lande ein Buß- und Bettag gefeiert, um den Allmächtigen anzurufen, daß Er dem verheerenden und verwildernden Kaffernkriege ein baldiges Ende mache und dem Land wieder Frieden schenke.

Nord-America. Miss. Baierlein (9) in Bethanien schreibt unterm 2. Januar 1852: „Seit meinem letzten Schreiben vom 16. October sind 11, im ganzen letztvergangenen Jahre 17 Seelen durch die heil. Taufe zu der Einen heil. Kirche Gottes hinzugethan worden. Davon sind 5 ganz oder doch so weit Erwachsene, daß sie unterrichtet werden konnten; 3 sind Kinder christlicher, und 9 sind Kinder heidnischer Eltern, die diese nicht nur selbst herzu brachten, sondern auch zugleich damit das Versprechen verbanden, sie in dem Glauben unterrichten zu lassen, auf den sie getauft worden waren."

Guiana und Westindien. Unter den Kulis oder ostindischen Lastträgern und Arbeitern, welche statt der frühern Negersclaven nach Demerara (Brittisch-Guiana) kamen, hat nun die wesleyanische Missionsgesellschaft eine Mission angefangen. Miss. Williams ist für dieselbe bestimmt und bereits daselbst angelangt.

Surinam. Wiederum sind vom 31. Januar bis 24. Februar vier Missionsarbeiter (1), nämlich drei Brüder und eine Schwester, am gelben Fieber aus der Zeit gegangen. Es sind dies die Brüder Münch (am 31. Jan.), Voß (17. Febr.), Dreier (24. Febr.) und die Schwester Hauser, Braut des Miss. Berthold (6. Febr.).

Jamaica. Die Berichte der wesleyanischen Missionare auf dieser Insel vom Jahr 1851 ergeben einen Zuwachs von 2700 Mitgliedern, nebst 1000 auf Probe.

Patagonien (Feuerland). Der erste Missionsversuch der patagonischen Missionsgesellschaft (M.-Z. 1849, Heft 3, S. 199, und 1850, H. 2, S. 293.) hat bereits ein trauriges Ende genommen. Der sich selbst aufopfernde Capitän Gardiner ist mit seiner ganzen Genossenschaft im September vorigen Jahres Hungers gestorben. Die gefundenen Tagebücher und Leichen der ihrer Menschenliebe zum Opfer Gefallenen zeugen von ihren Leiden.

Inseln der Südsee. Fidschi-Inseln. Miss. John Malvern (17) in Lakemba schreibt unterm 9. October 1851: „Unsre Geschwister, die vor 10—12 Jahren dieses Feld betraten, schauen jetzt mit freudigem Erstaunen über die vorgegangene große Veränderung umher. „Das ist vom HErrn geschehen," rufen sie aus, „und ist wunderbar in unsern Augen". Der abstoßende Anblick fast nackter Männer und Weiber, die von Finsterniß und Sünde beinahe außer sich waren, ist nun umgewandelt in den lieblichen Anblick derselben Personen in anständiger Kleidung und bei guten Sinnen. Häßliche Kopftrachten, lange Bärte, bemalte und geschwärzte Gesichter sind verschwunden; und so allgemein ist die Veränderung, daß ein Heide eine Seltenheit und ein Wunderding ist. Selbst die heidnischen Priester besuchen den Tempel Jehovahs, statt daß sie falsche Götter anrufen. Schaaren von Kindern, etwa 800, die noch unlängst für den Satan aufwuchsen, werden täglich von den Lehrern

versammelt, lernen beten und die Bibel lesen und werden für Gott erzogen. Wohl zwei Drittel der Erwachsenen sind Mitglieder der Gesellschaft. Nur allein in diesem Bezirk sind in den letzten zwei Jahren über 1300 Taufen verzeichnet; etwa 800 mehr als in den drei frühern Jahren. Unter diesen sind freilich viele Kinder; aber gegen 800 sind Erwachsene, die nicht in sorgloser Weise aufgenommen wurden. Die Begierde nach Büchern und zu lesen ist außerordentlich. Wir können uns nicht schnell genug Bücher verschaffen, besonders Neue Testamente."

Inhalt

des zweiten Heftes 1852.

Seite.

Seite.



EIN KAFFERN-HÄUPTLING UND SEINE FRAU.

Jahrgang 1852.

Drittes Quartalheft.

Süd-Africa.

Erste Pflanzung des Christenthums

in

Süd-Africa

und

Blick auf den jetzigen Stand.

Erster Abschnitt.

Africa. — Entdeckung der südlichen Spitze dieses Welttheils durch die Portugiesen. — Niederlassung der Holländer auf dem Kapgebiete. — Gestalt des südlichen Küstenlandes. — Das Hottentotten Volk. — Verschiedene Stämme desselben. — Ihre Lebensweise, Kleidung, Wohnung, Viehzucht, Waffen, Religion. — Sittliche Tugenden ihres ursprünglichen Nationalcharakters. — Fehler desselben. — Sie werden von den Colonisten vom väterlichen Heerde verdrängt. — Buschmänner. — Vertheidigungskrieg der Bauern gegen dieselben. — Ihr jammervoller Zustand. — Lagerstätte und Lebensweise derselben. — Zustand der Hottentotten. — Kraals auf der Colonie. — Ihre Knechtschaft. — Das Evangelium als ihr letztes Rettungsmittel aus ihrem Elende.

Das Festland von Africa, einer der größten Bestandtheile der östlichen Halbkugel, bildet eine Halbinsel von ungeheurem Umfange, deren Gestalt einer unregelmäßigen Pyramide ähnlich ist, die mit ihrem höchsten Gipfel in der südlichen Spitze des Kaplandes sich endet. Die nördlichen Länder und Völker dieses Welttheils haben sich schon in der frühesten Vorzeit durch ihre Fortschritte in nützlichen Künsten und Wissenschaften berühmt gemacht; und wundervolle Denkmale ihres Völkerlebens sind noch in den prachtvollen Ruinen und majestätischen Pyramiden übrig geblieben, welche in den früher so blühenden Nordländern Africa's zerstreut umherliegen. Aegypten, auf der Ostküste dieses Welttheils, schloß die erste mächtige Monarchie in sich,

welche uns die Geschichte nennt, und war die Wiege der Völkerbildung zu einer Zeit, da noch die übrigen Nationen horden- und stämmeweise als Nomaden auf der Erde umherstreiften. Karthago, dieser größte Handelsstaat des Alterthums, der lange Rom selbst die Herrschaft über die Welt streitig machte, dehnte sich längshin der Ufer des Mittelmeeres bis weit nach dem Westen aus, und hatte die Ländergebiete im Besitz, welche in unsern Tagen unter dem Namen der Staaten der Barbaresken: Marokko, Fez, Algier, Tunis, Tripolis und Barka bekannt sind. Unter der Herrschaft der Römer waren diese Provinzen die Kornkammer Italiens und des römischen Reiches; allein, obgleich in der alten Zeit der Garten der Welt, liegen sie doch in unsern Tagen dem größten Theile nach als unangebaute Wildniß da, auf deren Steppen die räuberischen Horden der Araber in zügelloser Freiheit ihrer Beute nachjagen.

Welche Kenntniß die Alten in früherer Zeit von dem Innern dieses Welttheils und der südlichen Spitze desselben gehabt haben mögen, läßt sich kaum mehr ermessen, da im Schiffbruche der Zeit alle Nachrichten der alten Geschichte hierüber untergegangen sind. Mit einiger Wahrscheinlichkeit läßt sich vermuthen, daß schon zu Salomons Zeiten der kleine Handelsstaat der Tyrer auf dem Ostrande des mittelländischen Meeres von Zeit zu Zeit versuchen mochte, von den Gewässern des rothen Meeres aus die östlichen Küsten Africas bis zu den südlichen Gestaden dieses Erdtheiles zu besuchen und mit den goldreichen Ländern derselben vorübergehende Handelsverbindungen anzuknüpfen; allein Zuverlässiges weiß uns die alte Geschichte hievon nichts zu erzählen. Jahrtausende flossen auf diese Weise dahin, ehe es den Völkern Europas gelang, in die ungeheuern Gewässer der südlichen Halbkugel tiefer einzudringen und den ersten Versuch zu wagen, um die südliche Spitze Africas herum sich einen neuen Weg nach den fernen Ostländern zu bahnen, zu deren Schätzen sie bis jetzt nur durch unermeßliche Reisen zu Lande gelangen konnten. Erst als im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts das Verlangen nach Seeabentheuern

in Europa erwachte, ward die Aufmerksamkeit der Portugiesen auf die südwestliche Küste Africas hingelenkt; es dauerte aber bis nahe zum Schlusse desselben (J. 1486), bis der portugiesische Schifffahrer Bartholomäus Diaz die südliche Spitze dieses Erdtheils entdeckte, welche er wegen der heftigen Stürme, mit denen er in diesen Gewässern zu kämpfen hatte, das Sturmcap nannte, dem jedoch später der König Johann II. den Namen des Caps der guten Hoffnung beilegte, den es heute noch trägt. Ihm folgte im Jahr 1497 der berühmte Seefahrer Vasco de Gama, welcher zuerst das Cap umsegelte, ohne auf demselben zu landen, und im darauf folgenden Jahr den Weg nach der östlichen Küste Indiens entdeckte.

Die rastlose Begierde, die Schätze Indiens in Empfang zu nehmen, war die Ursache, daß die Portugiesen es versäumten, sich auf der südlichen Spitze Africas bleibend niederzulassen, obgleich diese, als der Schlüssel zu Indien, eine hohe Wichtigkeit haben mußte. Diesen übersehenen Vortheil wußten nun die Holländer sich zu Nutz zu machen, und bemächtigten sich derselben, sobald sie einmal einen festen Fuß in den Ländern des Orients gefaßt hatten. Anfangs richteten sie nur ein kleines Fort zum Schutze ihrer Schiffe daselbst auf, welche frisches Wasser einnehmen; aber im Jahr 1630 ward eine bleibende Niederlassung unter der Leitung eines Schiffsarztes Riebeck veranstaltet, der die ostindische Compagnie zuerst auf die hohe Wichtigkeit dieser Stelle aufmerksam gemacht hatte. Im zufälligen Verkehr, den diese rechnenden Kaufleute mit den Eingebornen hatten, hatten sie gewußt denselben allmählig einen Geschmack für europäische Artikel, besonders aber für Tabak und Branntwein, beizubringen, und bald reichten kleine Geschenke dieser Reizmittel zu, um sie zu veranlassen den Fremdlingen bedeutende Landesstrecken für dieselben abzutreten.

Es dauerte nicht lange, so strömten, angelockt von den reizenden Schilderungen der ostindischen Compagnie, große Colonistenhaufen aus allerlei Volk nach der südafricanischen Küste hin, und der größere Theil derselben bestand aus

Leuten, welche in ihrem Vaterlande entweder ihr Vermögen oder ihre bürgerliche Ehre eingebüßt hatten, und jetzt in dieser neuen Welt ihr Glück zu machen versuchten. Diese siedelten sich im Lande an und wußten durch Ränke aller Art die bisherigen Bewohner aus ihren väterlichen Besitzungen zu vertreiben und dieselben an sich zu ziehen. So lange die Letzteren hinlängliche Weideplätze für ihre Viehheerden hatten, kam es ihnen nicht zu Sinne, die wachsende Niederlassung der Fremdlinge an der Capspitze mit Eifersucht zu betrachten. Erst als die Colonisten anfingen nach den fruchtbarsten Grundstücken des Landes zu geizen, und durch die ungerechtesten Mittel sich nicht nur der Weideplätze der Eingebornen, sondern auch ihrer Viehheerden gewaltsam zu bemächtigen, gingen den harmlosen Einwohnern die Augen über ihre neuen Gäste auf, und sie wurden zu ihrem Schrecken gewahr, daß sie in diesen Fremdlingen keine Freunde, sondern habsüchtige Widersacher gefunden hatten, welche mit dem Verluste ihres väterlichen Eigenthums zugleich darauf bedacht waren, sie zu dienstbaren Knechten ihres Eigennutzes zu machen. Von nun an entstand ein ununterbrochener Kampf zwischen den Colonisten und den unglücklichen Stämmen des Landes, der mit schonungsloser Rohheit und Ungerechtigkeit über 150 Jahre lang gegen die Eingebornen fortgesetzt wurde und weniger nicht als die gänzliche Vertilgung derselben zum Zwecke hatte, bis endlich in der neueren Zeit nach namenlosen Trübsalen die Vorsehung unseres Gottes es also fügte, daß durch einen Parlaments-Beschluß des brittischen Volkes die Ureinwohner Süd-Africas für ein freies Volk erklärt und ihnen von Seiten der brittischen Regierung den Colonisten gegenüber die gleichen gesetzlichen Rechte zugesichert wurden.

Das Küstenland Süd-Africas bietet vom Meere aus einen majestätischen Anblick dar, indem es sich gleich einem großen Amphitheater in drei mächtigen Gebirgsterrassen zu einer ungeheuern Höhe über einander thürmt. Schon der lange Küstensaum, welcher sich in einer Breite von etwa sieben deutschen Meilen an die Hochebene anlehnt und größ-

tentheils als Eigenthum europäischer Colonisten den angebautesten Theil von ganz Süd-Africa bildet, ruht an einem steilen Felsengebirge, welches hoch über den umfluthenden Meeresspiegel emporragt. Tiefer landeinwärts erheben sich im Westen die Bokkeveld- und im Süden die Zwarteberg-Gebirge zu einer Höhe von 5000 Fuß, und bilden die erste Bergterrasse, welche der Colonie angehört und von weit umher zerstreuten Bauernhöfen besetzt ist. Noch tiefer landeinwärts zieht sich die 3000 Fuß hohe meist unfruchtbare Karroo-Ebene hin, über welche sich, als zweite Bergterrasse, westlich die Roggeveld-, südlich die Nieuweveld-Gebirge und die Schneeberge zu einer Höhe von 10,000 Fuß emporheben, deren Spitzen mit ewigem Schnee bedeckt sind. Jenseits dieser zweiten Bergreihe liegt die 5000 Fuß hohe Bergebene des Oranje-Flusses, welche sich bis zu dem Wendekreis des Steinbocks in das Innere Africas hineinzieht, nach den neuesten Entdeckungen dort einen großen Landsee umschließt und in ihren weiten östlichen Räumen die mächtigen Länderstrecken der Beetschuanen, Marutzen, Zulus und anderer bis jetzt noch unbekannter Völkerstämme in sich faßt.

In diesem weiten Länderumfange hat in unsern Tagen die evangelische Missionsthätigkeit ihre fruchtbaren Wirkungskreise aufgesucht und sich unter den verschiedenartigen Völkerstämmen des Landes angesiedelt, um das Licht der himmlischen Wahrheit in ihren heidnischen Finsternissen anzuzünden.

Das Küstenland Süd-Africas war von den frühesten Zeiten her von einem Volksstamm bewohnt, der sich die Quaiquae nennt, und dem die ersten Ansiedler, vielleicht durch das ungewöhnliche Schnalzen seiner Sprache veranlaßt, den Namen Hottentotten beigelegt haben. Als die Holländer sich in der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts im Lande niederließen, theilte sich das Hottentotten-Volk in zahlreiche Stämme ab, von denen jedoch die meisten durch das unmenschliche Verfahren der Colonisten gegen dieselben gänzlich ausgerottet sind, und nur noch wenige, wie z. B. die Buschmänner, Namaquas, Korannas, Griquas und andere in unsern Tagen im Lande in kleinen

Ueberbleibseln angetroffen werden, welche mit den Hottentotten die gleiche Sprache gemein haben. Sie alle unterscheiden sich wesentlich durch ihre körperliche Bildung, Sprache und Lebensweise von den Negern, Kaffern und andern africanischen Völkern, welche sie umgeben. Der Anblick der Eingebornen machte einen so widrigen Eindruck auf die europäischen Ansiedler, daß sie dieselben für eine Gattung von Orangutang hielten, welche zwischen dem Menschen- und Thiergeschlechte den Uebergang bilden. Ihre Hautfarbe ist gelblich-braun, ihre Nase flach, die Kinnbeine sind hoch, die Augen schwarz und linienmäßig in die Länge gezogen, und ihre Haare wollenartig in Büscheln aufgekräuselt. Ihr Körperwuchs ist in der Regel klein, jedoch nicht ohne gefälliges Ebenmaß; ihre Hände und Füße kurz und bei beiden Geschlechtern zart gebaut. Was dem Ausländer am meisten bei ihrem Anblicke Ekel erregte, ist ihre Gewohnheit, ihren Körper mit Thierfett zu beschmieren, das mit rothem Ocker und schwarzem Dintenpulver gefärbt ist, und dem sie ein stark riechendes, aus der Diosmapflanze zubereitetes Pulver beizumischen pflegen. Diese seltsame Gewohnheit ist indeß in heißen Himmelsstrichen für die Haut des Körpers sehr wohlthätig, indem sie denselben nicht nur gegen die unter wilden Völkern so gewöhnlichen Hautkrankheiten, sondern auch gegen die Verwundungen der Stechmücken schützt, welche in manchen Gegenden des Landes in Myriaden umherfliegen. Ihre Kleidung sowohl als ihre Wohnungen sind ungemein einfach. Ein mit Fett getränktes Schaffell, Karoß genannt, die Wolle einwärts gerichtet, hängt über den Schultern des Mannes hin, ein kleiner Lappen umgürtet seine Lenden, und ein Paar rohe Sandalen bedecken die Sohlen seiner Füße. Sein Karoß dient ihm zugleich als Bettdecke und Lager; ist die Nacht kalt, so zieht er den Kopf zwischen die Kniee zusammen, wirft den Schafpelz über sich her und kauert in dieser Stellung auf dem Boden, wie unter einem Vogelneste, das unter der Hecke sich verbirgt. Die Weiber tragen den gleichen Anzug, mit dem Unterschiede, daß an ihrem Karoß eine Art von Kappe angehängt ist, in welcher

sie ihre kleinen Kinder zu tragen pflegen, welche sie während der Arbeit sowohl als bei ihren Tänzen auf dem Rücken mit sich schleppen. Nur der Kopf des kleinen Geschöpfes wird gesehen, und man hört es selten schreien, außer wenn es vom Durste geplagt wird; dann zieht die Mutter die Kappe auf die Seite her und bringt das Kind unter dem Arme oder über die Schulter hin an ihre Brust, um dasselbe zu befriedigen, und jetzt wird die Arbeit oder der Tanz wieder fortgesetzt. Ihre Hütten sind nicht minder einfach und dürftig; sie sind zirkelförmig gebaut und gleichen den Bienenstöcken; sie werden aus oben in einen Knopf zusammengebundenen Stecken oder Baumästen aufgerichtet und sodann mit Fellen, Matten oder Schilf bedeckt und mit Lehm oder Kuhmist bestrichen. Selten sind sie so hoch, daß ein Mann aufrecht in denselben stehen kann, und die einzige Oeffnung, um Luft, Licht und Menschen einzulassen, ist ein kleines Loch, durch welches die Einwohner in dieselbe hinein kriechen. Der Heerd befindet sich in der Mitte, und um ihn herum legt sich die ganze Familie in der Hitze des Tages und bei Nacht zum Schlafe nieder. Der Rauch, Geruch, Schmutz und das Ungeziefer ist in diesen Löchern so unerträglich, daß ein Europäer kaum zwei Minuten es in denselben auszuhalten vermag. Ein Hottentotten-Kraal oder Dorf besteht aus einer Anzahl solcher Hütten, welche in einem regelmäßigen Kreise umhergestellt sind, dessen Mitte einen Hof bildet, in welchem die kleine Viehheerde bei Nacht eingepfercht wird.

Unbekannt mit dem Ackerbau leben die Hottentotten von der Milch und dem Fleische ihrer Heerden, und ihr Reichthum besteht allein in der Anzahl ihres Viehes. Die Milch ist ihr Lieblingsgetränk; aber zu dem Fleisch ihrer Heerde nehmen sie nur dann ihre Zuflucht, wenn die Jagd ihnen fehlt, was in früherer Zeit bei der großen Ausdehnung ihres Bodens selten der Fall war. Wurzeln genießen sie nur zur Zeit der größten Hungersnoth, obgleich sie mehrere nahrhafte Gattungen derselben von gutem Geschmack besitzen; auch eine Art von Kartoffeln, die ausnehmend süß ist und

nunmehr häufig gepflanzt wird. Die einzige Belustigung der Eingebornen besteht im Tanze, dem sie sehr ergeben sind. Ihre Bewegungen dabei sind eben so unbehülflich und roh, als es ihre eintönige Musik ist, obgleich der Gesang der Hottentotten ungemein weich und melodisch ist, und ihre Stimmen einer hohen musikalischen Ausbildung fähig sind. Von den Künsten des Lebens wissen sie nur wenig. Die Verfertigung von Matten und Körben und die Zubereitung der Felle zur Kleidung ist wohl Alles, was ihr Kunstsinn im heidnischen Zustande zu erreichen vermochte, wenn wir noch die Bereitung von Giften und die Verfertigung ihrer Waffen hinzufügen. Letztere bestehen in einer Art von Wurfspieß mit einem eisernen Knopfe, den sie meisterhaft zu handhaben verstehen, so wie in Bogen und vergifteten Pfeilen. Das Gift gewinnen sie aus Wurzeln, Giftpflanzen oder den giftigsten Arten von Schlangen, und dieses ist so stark, daß die leiseste Ritze, die der Pfeil verursacht, den Tod zur Folge hat.

Auch ihre bürgerliche Einrichtung ist nicht minder einfach. Jeder Kraal hat seinen eigenen Häuptling, der von den Bewohnern gewählt wird, welcher aber nur so viel Ansehen besitzt, als er durch seine körperliche Stärke, seinen Reichthum oder seine Beredtsamkeit sich zu verschaffen weiß. Mit Zwangsmitteln vermag er nichts auszurichten, denn beim leisesten Verdruß bricht die kleine Einwohnerschaft des Dorfes auf und läßt den Häuptling sich selbst regieren. Auch ihre Religionsbegriffe waren im heidnischen Zustande der Einwohner ungemein mangelhaft. Sie hatten keine Vorstellung von einem höchsten Wesen, und ein kleines kriechendes Insekt, Mantis genannt, war der einzige Gegenstand, dem sie ihre abergläubische Verehrung widmeten. Wo immer ein Hottentotte dieses kleine Thierchen sah, da pflegte er vor demselben auf die Kniee niederzufallen, und wenn es über den Fußpfad hinüberkroch, so setzte er es mit der Hand hinter einen Busch, damit es nicht beschädigt werden möge.

Mehrere der frühesten Reisebeschreiber schildern die Hottentotten als ein gutmüthiges, tapferes, ehrliches und wahr-

heitliebendes Volk; und daß sie wirklich durch diese Tugenden sich auszeichnen, bezeugen die Missionare, welche unter ihnen arbeiten. Ihre Gastfreundlichkeit und Dienstwilligkeit ist selbst gegen ihre erbittertsten Widersacher, die holländischen Bauern, ausnehmend groß. Man kann sich auf ihre Ehrlichkeit mit solcher Zuversicht verlassen, daß Jedem unbewacht das ganze Eigenthum seines Herrn anvertraut werden kann, ohne die mindeste Gefahr, etwas von demselben entwendet zu sehen. Nach dem Zeugniß der Missionare rühren sie das Eigenthum eines Andern mit keinem Finger an, und wenn auch die äußerste Hungersnoth sie dringt, so wird doch von einem Diebstahl höchst selten etwas gehört. Hat ein Hottentotte etwas gefunden, das ihm nicht gehört, so erkundigt er sich sorgfältig nach dem Eigenthümer desselben und gibt es ihm zurück.

Diese achtungswerthen Vorzüge ihres National-Charakters werden freilich durch mancherlei Fehler befleckt, welche durch ihren Verkehr mit den Europäern vielfach verschlimmert worden sind. Ihre Trägheit ist so groß, daß sie, um schlafen zu können, lieber einen ganzen Tag Hunger leiden, ehe sie sich die Mühe nehmen, auf die Jagd zu gehen oder Wurzeln zu graben. Nur mit der äußersten Mühe können sie in ihrem heidnischen Zustande dazu gebracht werden, einige Stunden nach einander zu arbeiten oder auf andere Weise sich etwas zu erwerben. Diese natürliche Trägheit des Volkes machte anfangs den Missionaren gar viel zu schaffen, und sie fanden es in vielen Fällen ungemein schwer, dieselbe zu überwinden. So wie ein Hottentotte mehrere Tage lang hungern kann, um seiner Trägheit zu pflegen, so ist er auch ausnehmend gefräßig, so lange ihm ein Vorrath von Lebensmitteln zu Gebote steht. Er vermag an einem Tage 10—12 Pfund Fleisch zu verzehren, und hat er genug, so schenkt er das Uebrige an Andere weg, ohne darnach zu fragen, was er morgen essen werde. Macht man ihn auf seine Sorglosigkeit aufmerksam, so tröstet er sich damit, daß er den Hunger verschlafen könne. Wirklich scheint ihm auch der Schlaf nach Herzenslust zu

Gebote zu stehen, und wacht er je am nagenden Hunger auf, so schnürt er mit einem Gurte den Unterleib mit aller Gewalt so lange zu, bis er wieder etwas zu essen gefunden hat.

Aber seine Lieblingssünde ist die Trunkenheit, und kann er auf irgend einem Wege zu dem Zaubertrank des Branntweins gelangen, so ist er im Stande, selbst seine Ehrlichkeit darüber zu vergessen. Mehrere Stämme verstanden sich darauf, aus Honig ein berauschendes Getränk zu bereiten, das sie im Uebermaaß zu genießen pflegten. Aber der schwärzeste Fleck in ihrem Charakter, den sie mit den meisten wilden Völkerstämmen gemein haben, ist der Kindermord, so wie die gänzliche Vernachlässigung der Alten und Kranken, welche sie nicht selten dem Hungertode preisgeben. Dabei muß bemerkt werden, daß diese Laster der Hottentotten Verbrechen sind, welche sie im Umgange mit den Europäern entweder gelernt haben, oder zu denen sie durch die unmenschlichen Mißhandlungen derselben verleitet worden. In einer Lage, in welcher sie alles dessen beraubt wurden, was das Leben wünschenswerth macht, unter Umständen, welche die theuersten Bande zerrissen, die auch im Zustande der Wildheit das gesellige Leben zusammenhalten, und einer ewigen Knechtschaft preisgegeben, wie war es möglich, daß der Gewerbsfleiß einen Werth für sie gewinnen konnte? Wie konnten sie das Leben ihrer Verwandten theuer achten, da ihnen ihr eigenes Leben zur Last wurde? Und wie erwünscht mußte ihnen in ihrem natürlichen Zustand jede Gelegenheit seyn, durch berauschende Getränke den Kummer der Hoffnungslosigkeit zu betäuben, der wie eine Natter an ihrer Seele nagte?

Die beklagenswerthesten Schlachtopfer der unmenschlichen Mißhandlungen, welche das arme Hottentottenvolk mehr als ein Jahrhundert lang von den weißen Ansiedlern der Colonie zu erdulden hatte, sind die sogenannten Buschmänner, welche heute noch als ein verworfenes Geschlecht in den unzugänglichen Schluchten der obern Gebirgsgegenden umherirren. Anfangs wohnten die Hottentotten friedlich

in ihren Kraals neben den wenigen Colonisten, die sich um die Capstadt her angesiedelt hatten. Aber bald wurde es diesen fremden Ansiedlern, welche jedes Jahr durch neue Haufen gewinnsuchender Abentheurer vermehrt wurden, neben ihren braunen Nachbarn zu eng, und jetzt fingen sie an, sie aus dem Besitz ihrer Väter mit List und Gewalt zu vertreiben, ihre fruchtbarsten Weideplätze in Besitz zu nehmen, ihrer Viehheerden sich zu bemächtigen und die wehrlosen Eingebornen immer tiefer in das Land hinein zu drängen. Ueberall umher geworfen und ihres väterlichen Bodens, so wie ihres Eigenthums beraubt, geriethen die Hottentotten unter sich selbst in Uneinigkeit und die Nation trennte sich. Diejenigen unter ihnen, welche den Hungertod der Sclaverei vorzogen, zogen sich jetzt in die Hochgebirge und die unwirthbarsten Steppen der Wüste zurück, indeß diejenigen, welche in den fruchtbaren Niederungen zurückblieben, in einen Zustand der Knechtschaft hinabsanken. Die Erstern wurden von nun an mit dem Namen der Buschmänner bezeichnet, indeß die Letztern die Benennung der Hottentotten beibehielten. Eine Zeit von etwa 70 Jahren dauerte dieser Zustand fort, bis die zunehmende Bevölkerung der Colonisten auch eine Vermehrung ihrer Knechte nothwendig machte, und jetzt suchten die Bauern die armen Buschmänner auf ihren wilden Steppen auf, ermordeten auf die grausamste Weise die Männer, deren Liebe zur Freiheit sie nicht zu vertilgen vermochten, und führten die Weiber und Kinder mit sich als Gefangene auf ihre im Lande umher zerstreuten Bauernhöfe, um sich in ihnen ein Sclavengeschlecht zu erziehen, das auf dem Boden seiner Väter zu ewiger Dienstbarkeit verurtheilt war. Als nun die unglücklichen Buschmänner an ihren Verfolgern in der Verzweiflung bisweilen verdiente Rache übten, so faßten die Bauern den unmenschlichen Beschluß, alle noch übrig gebliebenen Ureinwohner des Landes zu Sclaven zu machen oder gänzlich auszurotten.

Bei der Colonialregierung, welche ihre eigenen Vortheile bei diesem schändlichen Beginnen fand, brachten es

endlich die Bauern durch fortgesetzte nichtswürdige Beschuldigungen im Jahr 1774 dahin, daß sie zur gänzlichen Vertilgung des Buschmännervolkes den förmlichen Befehl ertheilte und dabei verordnete, daß nur die Weiber und Kinder derselben nebst ihrem Vieh am Leben erhalten und unter die kriegführenden Bauern vertheilt werden sollen. Um diesen höllischen Plan auszuführen, wurden drei Militaircommando's gebildet, welche die unglücklichen unversehends überfallen, und in einer fortgesetzten blutigen Jagd die Vertilgung derselben bewirken sollten. Einmal fielen diesen privilegirten Raubmördern zwei harmlose Buschmänner in die Hände, denen sie das Leben versprachen, wenn sie sich als Führer zu den verborgenen Schlupfwinkeln ihrer Landsleute in den Gebirgshöhlen gebrauchen ließen. Diese schienen hiezu einzuwilligen; als sie aber die bewaffneten Bauern in die pfadlose Wüste hinausgeführt hatten, fielen sie wie todt zu Boden, und keine Mißhandlung vermochte sie wieder aufzubringen, bis sie als Schlachtopfer unter ihren Dolchen fielen. Kein Tag ging ohne schändliche Mordthaten vorüber; und die Bauern pflegten zu ihrem Vergnügen, wie auf das Wild des Waldes, Jagdparthien auf die Buschmänner anzustellen, und es für etwas Verdienstliches zu halten, Viele dieser Unglücklichen ermordet zu haben. „Ich selbst," so erzählt Vaillant in seiner Reisebeschreibung, „ich selbst hörte einen dieser unmenschlichen Colonisten sich rühmen, bei 300 dieser armen Geschöpfe mit eigener Hand ermordet zu haben." Kein Wunder, wenn auf diesem Wege die Buschmänner aus friedlichen Nachbarn in wilde und rachsüchtige Feinde der Bauern verwandelt wurden. Erbittert über ihre langen Leiden kannten auch sie am Ende kein süßeres Vergnügen als an ihren Widersachern Rache zu nehmen, und dieses Rachegefühl gilt nicht nur den Bauern, sondern auch den Hottentotten, die sich von denselben zu Sclaven herabwürdigen ließen. Fällt ihnen einer in die Hände, der seines Meisters Viehheerde hütet, so wird er auf die grausamste Weise von ihnen zu Tode gequält. Aber unter sich leben die Buschmänner, nach dem Zeugniß der

Missionare, in so freundlicher Eintracht, wie sie selbst wahre Christen beschämen muß. Nie wird von Streithändeln unter ihnen gehört, auch pflegen sie jeden Bissen mit einander zu theilen, und wenn bisweilen einige derselben in der Wohnung der Missionare etwas zu essen bekamen, so liefen sie eiligst damit davon, um es mit ihren Brüdern gemeinschaftlich zu verzehren.

Kaum vermag sich der Europäer eine Vorstellung zu machen von der Armseligkeit der Löcher, in welchen die Buschmänner sich aufhalten. In den Klüften der Felsen graben sie sich ein Loch, das sie mit Schilf bedecken, und in welchem sie mit ihren Familien wohnen. Ihre Waffen sind kleine Bogen mit vergifteten Pfeilen, welche sie mit großem Geschick auf eine Entfernung von 200 Schritten zu schießen wissen. Gemeiniglich legen sie sich in Hinterhalt hinter einen Busch und strecken unvermerkt mit ihrem tödtlichen Geschoß die Vorübergehenden nieder. Sie leben, wenn ihnen die Beute fehlt, von wilden Wurzeln, Beeren und Pflanzen, von weißen Ameisen, Heuschrecken, Schlangen und Insekten, und da sie oft dem Hunger ausgesetzt sind, so ist ihr Aussehen meist abgehärmt und abgezehrt, jedoch keineswegs häßlich, und dabei sind sie ungemein beweglich und lebhaft. Sie leben meist in einer Doppelehe und wissen von ehelicher Liebe wenig. Mangelt es an Nahrung oder müssen sie vor den Bauern fliehen, so ermorden sie ihre Kinder, um sie durch den Tod der Sclaverei zu entziehen. Ihr jammervoller Zustand hat daher nicht selten zur Folge, daß sie alle natürliche Liebe, für welche sie eine so hohe Empfänglichkeit haben, in ihren Seelen ersticken. Um Nahrung zu suchen, gehen die Weiber des Morgens aus und lassen bis zu ihrer Rückkehr am Abend ihre kleinen Kinder, auf einem Schaffelle liegend, in einer Felsenhöhle zurück. Sind sie genöthigt nach andern Stellen zu fliehen, so bleibt ihnen gewöhnlich nichts übrig, als ihre alten Eltern und die Kranken bei einem Stück Fleisch und etwas Wasser in der Schale eines Straußeneies zurückzulassen. Im Kampfe mit den Bauern pflegen sie mit der

erbittertsten Wuth so lange zu fechten, bis der Letzte unter ihnen erschlagen ist. Freiwillig wirft sich sodann ein Theil von ihnen mitten unter die Feinde hinein, um Verwirrung und Bestürzung unter denselben zu verbreiten und ihren übrigen Waffengefährten Gelegenheit zu machen, ihre tödtlichen Pfeile auf die Feinde zu werfen. Bewunderungswürdig ist dabei die Geschicklichkeit, womit sie sich besonders bei Nacht durch Feuer auf den Bergen auf eine weite Entfernung hin Zeichen zu geben wissen von dem, was um sie her geschieht. Auch ist ihr Auge durch Uebung in so hohem Grade geschärft, daß sie auf eine Weite hin, in welche das Auge des Europäers lange nicht hinausreicht, die Gegenstände aufs genaueste zu unterscheiden wissen. Mit der Behendigkeit der Affen vermögen sie leicht die steilsten Felsen zu erklimmen, und nähert sich der Feind, so wird er unter Hohngelächter mit Felsenstücken zerschmettert. Dabei legt der Buschmann eine ausnehmende Beharrlichkeit bei allen seinen Unternehmungen zu Tage. Einen ganzen Tag vermag er mit seiner Hand auf eine Tiefe von sechs Schuhen den Boden aufzukrazen, um Wasser zu finden, und fühlt sich für alle seine Arbeit reichlich belohnt, wenn er nur für sich und die Seinigen einen schlammigten Trunk zur Stillung des Durstes gewonnen hat. Ist er einem wilden Thiere auf der Spur, so läuft er ihm Tage lang nach, bis es ihm gelingt dasselbe zu erlegen. Auf den nackten meist pflanzenlosen Steppen der Wildniß legt er sich nieder, scharrt sich tief in den Sand ein, deckt sich mit demselben zu und wartet Tage lang in dieser Stellung, bis die menschenscheue Antilope so nahe gekommen ist, daß er sie mit seinem Wurfspieße nicht verfehlen kann. Keine Schwierigkeit schreckt ihn ab, um das, wozu ihn die Nothdurft treibt, auszurichten. Hat er nur einmal seinen Hang zur Trägheit so weit überwunden, daß der erste Schritt gemacht ist, so verfolgt er seinen Zweck mit einer Kühnheit, Umsicht und Beharrlichkeit, welche des besten Zieles werth wäre.

Vielleicht noch schlimmer als das traurige Loos der Buschmänner war das Schicksal desjenigen Theils des Hot-

tentottenvolkes, welcher auf dem våterlichen Boden zurückgeblieben war. Zwar wurden sie eben nicht, wie die westindischen Negersclaven, als feile Menschenwaare an den Meistbietenden verkauft; aber mit ihrer persönlichen Freiheit ging ihnen zugleich Alles unter, was ihrem Leben theuer geworden war. Sie wurden von den Bauern von einer fruchtbaren Stelle ihres heimathlichen Gebietes zu der andern hinausgetrieben und mit Gewalt ihres Eigenthums beraubt, bis sie, von allen Seiten niedergedrückt, endlich dem unvermeidlichen Schicksale willenlos sich hingaben, die mißhandelten Knechte ihrer Gebieter zu seyn. So verschwand innerhalb kurzer Zeit ein freier Hottentotten-Kraal um den andern auf dem Boden der Colonie, und wurde mit seinen Weideplätzen und Viehheerden von den habsüchtigen holländischen Bauern verschlungen, indeß die wenigen unglücklichen Horden, welche in einigen Districten ihre Lagerstätten aufsuchten, nicht mehr die Vollmacht hatten, ihre eigenen Häuptlinge zu wählen; diese setzte jetzt, als Zuchtvögte, der Statthalter des Landes über sie, und von der Capstadt aus ward jedem einzelnen dieser Kraale ein solcher unter dem Namen eines Capitäns zugesendet, der als Zeichen seiner Würde einen großen Stab mit einem kupfernen Knopf in der Hand trug, und als blindes Werkzeug der Regierung seine wehrlosen Untergebenen niederdrückte. Noch elender waren diejenigen Hottentotten daran, welche als Knechte unter die Bauern vertheilt wurden. Da kein Gesetz vorhanden war, welches diese Unglücklichen gegen die rohen Mißhandlungen ihrer Meister in Schutz nahm, so waren sie der unmenschlichen Willkühr derselben preisgegeben und unter blutigen Peitschenhieben zu harter Arbeit verurtheilt. Aeltere Reisebeschreiber, welche von Zeit zu Zeit das Land besuchten, konnten nicht Ausdrücke genug finden, um die grausamen Mißhandlungen der armen Hottentotten zu schildern, denen sie im Dienste der Bauern straflos preisgegeben waren, und in welchen sie als theilnehmende Augenzeugen erschütternde Beispiele erzählen. Kein Wunder war es, wenn unter solchen Mißhandlungen der sittliche Charakter

und das geistige Vermögen dieses Volkes immer tiefer herabsank, und düstere Muthlosigkeit an die Stelle der harmlosen Munterkeit trat, welche man früher an ihnen wahrgenommen hatte. Mit jedem Jahre nahm die Zahl ihrer Bevölkerung ab, selbst ihr Körper verlor alle frühere Kraft, und das ganze Geschlecht wäre unaufhaltsam schnell gänzlich dahingerafft worden, hätte nicht noch gerade zur letzten Stunde das theure Evangelium von Christo, das die Missionare ihnen brachten, sie am Abgrunde gänzlicher Vernichtung gerettet. Ehe diese als Friedensboten in die Mitte der Unglücklichen eintraten, hatten die Meisten derselben eine Gelegenheit gefunden mit dem Christenthum bekannt zu werden; vielmehr war die Abneigung der Bauern gegen ihren Unterricht so groß geworden, daß an manchen ihrer Kirchen auf Tafeln der Kirchenthüre die Worte angeschrieben waren: „Kein Hottentotte und kein Hund darf hereintreten."

Auf solche Weise war diese ganze Nation, mit Einschluß der sogenannten Bastardhottentotten oder der Nachkömmlinge aus der Ehe der Europäer mit Hottentottinnen, auf die kleine Heerde von etwa 25,000 Seelen herabgesunken, welche als letztes Ueberbleibsel eines achtungswürdigen Hirtenvolkes für die selige Freiheit der Kinder Gottes gewonnen werden sollen.

Zweiter Abschnitt.

Früheste Missionsversuche der holländischen Regierung. — Unfruchtbarkeit derselben. — Absendung des Missionars Schmidt von der Brüdergemeine nach der Capstadt. — Erste Anfänge seiner Arbeiten unter den Hottentotten. — Niederlassung desselben zu Bavianskloof. — Segen seiner Arbeit. — Er wird genöthigt, nach siebenjähriger Arbeit seine Hottentotten-Gemeinde zu verlassen. — Fünfzigjähriger Stillstand der Mission in Süd-Africa. — Wiederanfang derselben von Seiten der Brüdergemeine. — Niederlassung von drei mährischen Missionarien zu Bavianskloof. — Schnelles Wachsthum des Christenthums unter den Hottentotten. — Feind-

seliges Benehmen der holländischen Bauern gegen die Mission. — Die Gemeinde zu Pavianskloof wird von denselben auseinandergesprengt. — Eroberung der Capstadt durch die Engländer.

Der christliche Menschenfreund muß es als ein preiswürdiges Beginnen hoch schätzen, daß die holländische Regierung bei ihren Versuchen, Handelsniederlassungen auf den entfernten Küsten der Heidenländer aufzurichten, frühzeitig schon und nicht ohne vielfache Opfer darauf bedacht war, mit dem Handel zugleich christliche Erkenntniß und Gesittung unter den heidnischen Einwohnern auszubreiten, und diese dadurch für ihre kaufmännischen Zwecke desto zugänglicher zu machen. Mag es immer seyn, daß die Beweggründe hiezu im Lichte des Himmelreiches keineswegs lauter erscheinen, und daß auch die Mittel, welche sie für die Erreichung dieses Zweckes erwählte, so wie die oberflächliche Hastigkeit, womit ihre Sendboten bei der Verbreitung des Evangeliums zu Werke gingen, nicht immer den Grundsätzen des Christenthums und der wahren Klugheit angemessen waren, so zeichnete sich doch die holländische Regierung durch dieses religiöse Interesse mehrere Jahrhunderte lang vor der brittischen Regierung aus, welche bis in die neuere Zeit für die Ausbreitung christlicher Erkenntnisse und Kultur in den ihrem Scepter unterworfenen Heidenländern nicht nur selbst nichts gethan hat, sondern oft auch diejenigen zu hindern pflegte, welche etwas für dieselben zu thun entschlossen waren. Auch nach Süd-Africa wurden von Holland aus noch im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts mehrere gelehrte und fromme Männer gesendet, welche zahllosen Mühseligkeiten und Gefahren sich bereitwillig unterzogen, um unter dem Hottentottenvolke die bildende Erkenntniß des Christenthums auszubreiten. Allein alle ihre Bemühungen waren vergeblich, indem durch die Habsucht der neuen Ansiedler sowohl, als durch das harte Verfahren der Regierung gegen die schutzlosen Hottentotten jeder Weg zu ihren Herzen verrammelt wurde. Es war auch nach der Natur der Sache keinen Augenblick ein heilsamer Erfolg ihrer Missionsarbeiten zum Voraus zu erwarten, da es den Hottentotten wohl

bekannt war, daß die ausgesendeten Prediger die zeitlichen Interessen der Regierung, in deren Dienst sie standen, zu befördern, und ihnen für ihre irdischen Verluste und für die Erduldung der ungerechtesten Mißhandlungen die Belohnungen des Himmels zu versprechen hatten. Auch den Missionarien, die in ihre Mitte eingetreten waren, galt eben darum ihre rachsüchtige Erbitterung, weil sie in ihnen nur leidige Tröster erblickten, welche ihres Unglücks mehr zu spotten, als ihre Wunden mit dem Balsam der Gerechtigkeit und des Friedens zu heilen gekommen waren.

„Ich wage es zum Voraus zu weissagen", sagt daher Colben, einer der frühern holländischen Magistrate in der Capstadt, „daß wenigstens für das gegenwärtige Geschlecht jeder Versuch, das Christenthum unter den Hottentotten auszubreiten, eitel und vergeblich ist." Colben beruft sich hiefür auf das Zeugniß eines der holländischen Missionare, Böwing, welcher damals unter den Hottentotten arbeitete. „Diese Ungläubigen," sagt dieser, „zeigen den größten Widerwillen, wenn man über die Religion mit ihnen sprechen will. Wie oft habe ich sie nicht erinnert, Gundscha, Gundscha, wie sie den allmächtigen Gott nennen, anzubeten, und Ihm für die Wohlthaten zu danken, welche sie täglich aus seiner Hand empfangen. Sie selbst versäumen unter einander nicht, jede Dienstgefälligkeit dankbar zu vergelten, und beugen sich tief, wenn sie von einem Freunde ein Geschenk erhalten; warum, fragte ich sie, zeigt ihr nicht die nämliche Dankbarkeit gegen Gott, von welchem jede gute Gabe kommt? Ich suchte nun auf jegliche Weise ihnen zu zeigen, wie sie den Gott der Götter verehren und sich dankbar gegen Ihn erweisen sollen; aber alsbald verloren sie alle Geduld und gingen hohnlachend von mir hinweg, so daß ich nie den Weg finden konnte, um sie in den Wahrheiten des Christenthums zu unterrichten."

Es ist mit Recht zu beklagen, daß die redlichen Bemühungen Einzelner, einen Zutritt zu den Herzen der Hottentotten für die erneuernde Kraft des Evangeliums zu finden, durch äußere Umstände vereitelt wurden, deren He-

bung eben nicht in ihrer Gewalt stand, und so blieb nichts übrig, als dieses heilbringende Geschäft der Zeit und solchen Sendboten zu überlassen, welche als geduldete Fremdlinge dem niedergedrückten Volke näher treten konnten.

Es fehlte indeß nicht an christlichen Menschenfreunden in Holland, welche die Noth dieses Volkes theilnehmend zu Herzen nahmen und auf neue Mittel und Wege bedacht waren demselben zu Hülfe zu kommen. Einige derselben wandten sich von Amsterdam aus an die nicht lange zuvor neu gebildete mährische Gemeinde zu Herrnhut, welche wenige Jahre vorher ihre ersten Sendboten zu den Negersclaven Westindiens ausgesendet hatte, und forderten diese zu dem gleichen Liebesdienst für das arme Hottentottenvolk Süd-Africas auf. Ihre Bitte wurde dort in ernste Berathung gezogen, und einer ihrer bewährten Brüder, Georg Schmidt, erhielt nun von den Vorstehern der Gemeinde den Auftrag, diesem Ruf des HErrn nach der Capstadt zu folgen. Dieser wackere Streiter Christi konnte keinen Augenblick Bedenken tragen, in diesem Auftrage seiner Brüder einen Ruf Gottes zu erkennen, und dies um so mehr, da er bereits in einer guten Schule für solche Dornenbahn vorbereitet worden war, indem er um des Evangeliums Jesu willen bereits sechs Jahre (J. 1728—1734) in den finstern Kerkern Böhmens als Gefangener geschmachtet hatte.

Schmidt machte sich nun am 9. März 1736 im Namen seines Gottes getrost auf den Weg nach Amsterdam, wo ihn jedoch bereits eine lange Geduldsschule erwartete; denn er mußte ein ganzes Jahr lang dort verweilen, bis er die Erlaubniß erhalten konnte, auf einem Schiffe der ostindischen Gesellschaft nach der Capstadt mitzureisen. Endlich gelang es ihm am 11. März 1737, ein Plätzchen auf einem Schiffe zu finden. Die Tagesloosung war: „Den Weg der Gerechten machet der HErr eben" (Sprüchw. 15, 19.), und dieses Wort Gottes durfte er auch in seinem Leben als Wahrheit reichlich erfahren. Nach einer stürmischen Seefahrt von vier Monaten kam er endlich wohlbehalten in der Capstadt an, wo er von dem dortigen Statthalter mit

viel Freundlichkeit aufgenommen wurde. Zuerst machte er häufige Ausflüge auf das Land, um die Hottentotten kennen zu lernen, und endlich entschloß er sich, von einem holländischen Corporal begleitet, nach einem Soldatenposten am Flusse Zondereinde, 28 Stunden von der Capstadt, zu ziehen, wo ein Hottentotten-Kraal unter Capitän Africo sich befand, der ihn mit seinen Leuten unter Musik empfing und freundlich in seine Hütte aufnahm. Africo führte nun den Missionar in der Gegend umher, um ihm dieselbe zu zeigen, und dieser entschloß sich jetzt, sich ein Gezelt aufzubauen und unter diesem armen Völkchen sich niederzulassen. Merkwürdig war dabei die Loosung des Tages: „Mache den Raum deiner Hütte weit, und breite aus die Teppiche deiner Wohnung. Spare sein nicht, dehne deine Seile lang, und stecke deine Nägel fest" (Jes. 54, 2.). Alsobald ging er ans Werk, sich eine Hütte aufzubauen und einen Garten zu graben. Jeden Abend kamen die Hottentotten herbei, ihn zu sehen, und er versuchte jetzt ihre Sprache zu lernen, und zugleich durch Africo, der sein Dolmetscher war, sie mit der Botschaft des Heiles, die er ihnen brachte, bekannt zu machen. Die Hottentotten horchten ihm gerne zu und erklärten, sie seyen froh ein solches Wort zu hören. Mit aller Anstrengung suchte sich nun Schmidt in die Hottentotten-Sprache hineinzuarbeiten; da er aber bald fand, daß sie zu wortarm sey, um die Gedanken des Evangeliums auszudrücken, so führte dies ihn zu dem Entschlusse, die Hottentotten Holländisch zu lehren. Und alsobald machte er jetzt mit Africo's Familie den Anfang. Unbeschreibliche Freude war es für sein Herz, daß ein holländischer Corporal des Postens, mit dem er oft von der Liebe des Heilandes gesprochen hatte, für die Wahrheit gewonnen und aufrichtig zum HErrn bekehrt wurde. Dieser Mann blieb sein treuer Freund, bis ihn Gott von dieser Erde wegnahm. Auch unter den Hottentotten zeigte sich bald eine Frucht seiner Arbeit; aber als eben seine Lage angenehmer und der Segen seiner Wirksamkeit sichtbar wurde, bekam er die Weisung die Stelle zu verlassen, weil sie zu nahe bei dem Wachposten

der Regierung sich befinde — wohl aber mehr darum, weil einige benachbarte Colonisten ihn um sein schön angebautes Landstück beneideten und dasselbe an sich zu ziehen beschlossen hatten.

Schmidt verließ nun am 23. April 1738 seine Wohnstätte und zog fünf Stunden weiter an eine wüste Stelle am Sergeants-Flusse, mit einem Häuflein von 18 Hottentotten, welche ihn und seine Lehre lieb gewonnen hatten. Hier baute er sich eine neue Hütte auf, legte einen Garten an und unterrichtete seine Hottentotten im Ackerbau. Indeß hatte seine Schule einen gedeihlichen Fortgang, und unter seinen Schülern zeichnete sich besonders einer aus, Namens Wilhelm, der die Vergebung seiner Sünden im Glauben an den HErrn Jesum gefunden hatte. In der Folgezeit ward dieser sein Gehülfe und bezeugte seinen Landsleuten in ihrer Muttersprache, daß er aus Erfahrung erkannt habe, daß das, was ihnen der Missionar von Gott unserm Heiland sage, vollkommen wahr sey. Allmählig ward die Anzahl seiner Schüler immer größer, und die Hottentotten sandten ihm mit Vergnügen ihre Kinder zu, um sie Holländisch zu lehren, und um ihn in Stand zu setzen, den Kindern die nöthige Kost zu geben, schickten sie ihm ein Paar Milchkühe zu nebst einem Vorrath von Wurzeln, die sie gesammelt hatten. Die beiden Hottentotten-Häuptlinge der Gegend, Africo und Kibbodo, wurden zu seiner großen Freude für den Glauben an Christum gewonnen, und ihr rechtschaffener Wandel diente als gesegnetes Förderungsmittel des Evangeliums unter ihren Landsleuten. Beide wurden im Jahr 1742 von dem Missionar getauft. Aber kaum war es in der Capstadt bekannt geworden, daß einige Hottentotten durch die Taufe in die Christengemeinde aufgenommen seyen, so geriethen die Leute darüber in Erstaunen, und Viele drückten ihren lauten Unwillen darüber aus. Selbst dem Prediger der Capstadt war die Sache räthselhaft, und als einmal zufällig einige der getauften Hottentotten in die Stadt kamen, so ließ er sie in sein Haus führen, um sie über ihr Glaubensbekenntniß zu prüfen. Ihre Antwort war

einfach und genügend, und auf seine Frage: ob sie auch lesen gelernt hätten? zogen sie ein holländisches Neues Testament heraus und lasen ihm das dritte Capitel aus dem Evangelium Johannes vor. Der Geistliche ermahnte sie nun ihrem Lehrer gehorsam zu seyn, und entließ sie im Frieden.

Im Jahr 1743 nahm das Häuflein der Neubekehrten immer mehr zu; aber bald wußten nun auch die zahreichen Widersacher der Missionsarbeit so große Hindernisse in den Weg zu legen, daß dem Missionar kein anderer Rath übrig blieb, als nach Europa zurück zu reisen, um durch Unterhandlungen mit der Regierung diese Schwierigkeiten für immer aus dem Wege zu schieben. Das Häuflein der Neubekehrten zerfloß in Thränen, als er sie am 30. October 1743 verließ, nachdem er dem frommen Africo seine Hütte und seinen Garten übermacht hatte. Aber erst im Juni des folgenden Jahres kam Missionar Schmidt in Holland an, wo seine und seiner Brüder angelegentliche Bemühung, die Hindernisse der Missionssache zu heben und die Gestattung für seine Rückkehr wieder zu erhalten, gänzlich vergeblich war.

Auf diese Weise endigte sich der erste Missionsversuch unter den Hottentotten. Das Häuflein der Gläubigen, das Missionar Schmidt an dieser Stelle, die uns in der späteren Geschichte unter dem Namen Pavianskloof (Affenberg) sich bekannt macht, zurückließ, bestand im Ganzen in 47 Seelen, welche jetzt als Schafe, die keinen Hirten hatten, in der Wildniß des Lebens ihren eigenen Pfad aufzusuchen genöthigt waren, jedoch von dem großen Oberhirten der Schafe nicht vergessen blieben.

Lange blieb das gläubige Häuflein beisammen, um der Rückkehr ihres geliebten Lehrers zu warten; aber endlich, da er nach Jahren nicht wieder kam, blieb ihnen nichts übrig, als sich im Lande umher zu zerstreuen, und da ihnen der Besuch der Christenkirchen verboten war, in der stillen Verborgenheit der Wildniß ihrem Gotte zu dienen. Wohl ward durch ihre Zerstreuung auf verborgenen Wegen unter dem Hottentotten-Volke jenes Verlangen nach christlichem

Unterricht verbreitet, das sich in der Folgezeit von allen Seiten bei dem Volke kund that, als später unter günstigern Umständen ein Paar christliche Sendboten wieder in ihrer Mitte eintraten, um sie mit dem Glauben an Christum bekannt zu machen. Als 36 Jahre später, im Jahr 1780, während welcher Zeit die Mission auf der Colonie stille gestanden hatte, einige Missionarien der Brüdergemeine auf ihrem Wege nach Ostindien bei der Capstadt landeten, wurden sie mit einem frommen Hottentotten-Weibe bekannt, das von Missionar Schmidt getauft worden war und ein großes Verlangen ausdrückte, daß die Mission wieder erneuert werden möchte. Sie war im Besitze einer holländischen Bibel, die er ihr geschenkt hatte, und die sie über alles Erdengut hoch schätzte.

Die Nachricht von den verborgenen Samenkörnern der Wahrheit, die zerstreut auf dem frühern Erntefeld der Hottentotten noch immer übrig geblieben waren, machte nun in Europa unter den Freunden der Missionssache das Verlangen rege, das Bekehrungswerk im südlichen Africa aufs Neue anzuknüpfen; und als im Jahr 1789 der Synodus zu Herrnhut eine Gestattung hiezu von der holländischen ostindischen Gesellschaft erhalten hatte, so segelten im Jahr 1792 drei Missionarien der Brüdergemeine, H. Marschveld, Dr. Schwinn und Ch. Kühnel nach Süd-Africa ab, um unter unerwartet günstigen Umständen das christliche Bekehrungswerk unter den Hottentotten aufs Neue zu beginnen. Bei ihrer Ankunft in der Capstadt wurden sie zu ihrer großen Freude gewahr, daß kurz zuvor eine Erweckung stattgehabt und ein Verein von etwa 60 heilsbegierigen Seelen sich gebildet hatte, welche wöchentlich zwei Mal zu ihrer gemeinschaftlichen Erbauung zusammenkamen. Diese hießen sie jetzt von Herzen willkommen und drückten ihre große Freude darüber aus, daß Gott wieder zur Verkündigung des Evangeliums unter den armen Hottentotten eine Thüre geöffnet habe. Sie sollten nach dem Rathe ihrer Freunde in der Capstadt den Aufseher eines ansehnlichen Districtes, Herrn Tennis, abwarten, dem sie sodann von

ihnen empfohlen werden sollten, und von welchem sich hoffen ließ, daß er ihr heilsames Beginnen aus allen Kräften unterstützen werde.

Während ihres Aufenthaltes in der Capstadt hatten die Missionare Gelegenheit, auch die Ansichten der Bauern über ihr Vorhaben des Missionswerks zu hören. Einige derselben erklärten sie geradezu für wahnsinnig, und Andere ließen es laut merken, daß sie Mittel finden würden sie aus dem Leben zu schaffen, wenn sie den Unterricht mit den Hottentotten beginnen wollten. Dies konnte sie indeß keinen Augenblick in ihrem Entschlusse wankend machen. Sie übergaben sich und ihr Werk Gott, ihrem Heilande, in der getrosten Zuversicht, daß ihnen nichts begegnen könne, was Er nicht zum Voraus zu ihrem Besten angeordnet habe.

Als nun Herr Tennis in der Stadt ankam, ward von dem Statthalter sowohl als von ihren Freunden für zweckmäßig erachtet, daß sich die Missionarien zuerst zu Pavianskloof, fünfzig Stunden von der Capstadt, niederlassen sollten, wo ihr verstorbener Bruder Schmidt früher gearbeitet hatte. Hiemit waren die Missionare um so mehr zufrieden, da nach der Versicherung ihrer Freunde gerade in dieser Gegend die meisten Hottentotten anzutreffen waren, und sie machten sich daher am 20. December 1792 dahin auf den Weg. Bei ihrer Ankunft daselbst warfen sie sich gemeinschaftlich auf ihre Kniee nieder, um sich Ihm mit Leib und Seele als Seine Erlöseten zu Seinem Dienste zu heiligen, und sich und ihr Werk Seiner gnadenvollen Leitung anzuvertrauen. Auf ihre Frage, ob einer der anwesenden Hottentotten die Stelle noch wisse, auf welcher des vollendeten Georg Schmidt's Hütte gestanden habe, trat alsobald ein Mann hervor, der sie zu der Stätte hinführte, wo sie noch ein großes Stück Mauer und mehrere Fruchtbäume im Garten antrafen.

Bald machten die Missionare auch mit einer alten Hottentottin in der Nachbarschaft Bekanntschaft, welche Schmidt getauft hatte, die aber jetzt so schwach war, daß sie nicht mehr gehen konnte. Sie sagte ihnen, ihr Name

sey Helena, und sie sey noch allein übrig geblieben von Allen, welche Schmidt getauft hatte. Auf die Frage an sie, ob sie sich noch der Lehre erinnere, in welcher sie unterrichtet worden sey, gestand sie einfältig ein, daß sie Alles vergessen habe und nur noch so viel davon wisse, daß er ihnen oft von Jesu gesprochen habe, der vom Himmel gekommen und ein Mensch geworden sey und am Kreuz gestorben, um uns von unsern Sünden zu erlösen. Auf die Versicherung der Missionare, sie seyen Schmidt's Brüder und in der Absicht hieher gekommen, um den Hottentotten den Weg zur Seligkeit zu zeigen, rief sie aus: „Dafür sey Gott gepriesen!" Sie zeigte ihnen nun ein holländisches Neues Testament, das sie von dem seligen Schmidt zum Geschenk erhalten hatte, und das sie sorgfältig, in ein Paar Schafpelze eingewickelt, aufbewahrte. Sie war blind und konnte nicht mehr lesen; aber ein anderes Weib, das von einem Schüler des seligen Schmidt unterrichtet worden war, pflegte ihr in ihrer Hütte vorzulesen und auf diese Weise das kleine Fünklein der Liebe Christi in der Seele der Alten lebendig zu erhalten. An dieser Stelle richteten nun die drei Missionare eine kleine Wohnung auf, und während sie mit derselben beschäftigt waren, kamen kleine Schaaren wahrheitsuchender Hottentotten herbei, um sich neben ihren Lehrern anzusiedeln und eine christliche Missionscolonie aufzurichten, welche für das arme Hottentotten-Volk ein Leuchtthurm im finstern Lande werden sollte.

Aber bald gab das stille Aufblühen dieser Niederlassung den umherwohnenden holländischen Gutsbesitzern einen neuen Stoff, ihren bittern Groll gegen diese verhaßte Nation an den Tag zu legen, und ihr Haß wurde noch durch den Umstand vermehrt, daß die Cap-Regierung selbst den Landdrosten die bestimmte Erklärung zusandte, daß den Missionaren zu Paviansfloof von der Regierung die Gestattung gegeben worden sey, eine christliche Gemeinde daselbst aus den Hottentotten zu sammeln, und daß sie in ihren Arbeiten auf keinerlei Weise beeinträchtigt, sondern vielmehr gefördert werden sollten. Diese Erklärung war das Feldzeichen zu

allgemeiner Unzufriedenheit, und selbst die Unterbeamten der Regierung wagten es nicht, sich der Missionare auf irgend eine Weise anzunehmen, aus Furcht, den rohen Groll der Bauern dadurch auf sich zu laden. Letztere suchten indeß durch die lügenhaftesten Verläumdungen dem begonnenen Missionswerke auf jegliche Weise Schaden zuzufügen. „Sie werden euch," sagten sie zu den Hottentotten, „Anfangs sehr freundlich behandeln; gebt ihr ihnen aber Gehör, so kommen Mehrere nach, und dann schicken sie euch alle als Sclaven nach Batavia." — „Wartet nur ein wenig," sprach ein Anderer, „ich habe gehört, daß sie ihre Schüler aufs Grausamste mißhandeln und eine ganze Kiste voll Bambusstöcke mit sich gebracht haben, um euch bis aufs Blut zu peitschen." — Aller dieser Einreden ungeachtet kamen dennoch die Hottentotten zutrauensvoll herbei, und die Missionare durften die Wahrnehmung machen, daß eine bewunderungswürdige Begierde nach Unterricht bei Vielen von ihnen aufgewacht war.

Im März 1793 ward nun ihr Wohnhaus, das zugleich als Bethaus eingerichtet war, feierlich eingeweiht, und die Lehrer flehten mit dem kleinen Häuflein ihrer Neubekehrten zu Christo, daß Sein Geist in denselben wohnen, und daß Er ihnen Kraft und Gnade verleihen möge, mit Freudigkeit von Seinem Kreuzestode zur Rettung einer verlornen Welt zu zeugen, und Ihm viele Heiden zum Preise Seines Namens zuzuführen. Am folgenden Tage wurde nun der Anfang mit einer Schule gemacht, wobei sich alsobald 60 Erwachsene und Kinder als lernbegierige Schüler einfanden. Diese besuchten den Unterricht mit großer Pünktlichkeit, und auch die alte Helene mit ihrer Freundin wohnte demselben bei, und schon nach 14 Tagen hatten die Missionare die Freude, daß die Meisten fertig das Holländische buchstabiren gelernt hatten. Dagegen leisteten die Bauern den trotzigsten Widerstand, bedrohten und mißhandelten die Erwachsenen, welche am Unterricht Antheil nahmen, und schlossen die Kinder ein, damit sie nicht von ihren Müttern zur Schule

gebracht werden möchten. Nur Herr Tennis blieb ihnen bis jetzt getreu und that was er konnte, um ihre heilsamen Arbeiten zu fördern. Einmal führte er selbst auf seinem Wagen den Missionar Marschveld nach der Capstadt, um dort Missionsangelegenheiten ins Reine zu bringen. Dieser fromme Diener des HErrn fand unterwegs Gelegenheit, sich auf ein Paar Stunden in die Einsamkeit einer Felsenhöhle zu begeben, um sein volles Herz vor Gott, seinem Heilande, auszuschütten. „Als wir," so bemerkt derselbe in seinem Tagebuche, „am Fuße eines Hügels angekommen waren, machte ich mich auf die Seite, um in einer Höhle auszuruhen. Hier wandte ich mich mit vielen Thränen zum HErrn und flehte zu Ihm, daß Er meine Brüder zu Paviansfloof segnen und ihnen die Gnade verleihen wolle, welche sie für den Anfang ihrer Arbeit unter den Hottentotten bedürfen. Ich selbst fühlte mich der Ehre ganz unwürdig, unserem Heilande an seinem Reiche zu dienen, und mußte mich wundern, daß Er ein so armes Geschöpf, wie ich bin, als Werkzeug gebrauchen wolle, Seine große Liebe den verlornen Seelen verkündigen zu dürfen. Ich erinnerte mich daran, wie es mir zu Muthe war, als ich zuerst an die Brüdergemeine mich anschloß. Mein höchster Wunsch bestand darin, ganz unbemerkt in ihrem Kreise zu leben, mein Stücklein Brot durch Händearbeit zu verdienen und selbst in Armuth und Dürftigkeit den Umgang mit Kindern Gottes zu genießen. Und jetzt bin ich zu Seinem Dienste unter den Heiden berufen! Da muß ich wohl sagen: Du großes, ja gutes, ja freundliches Wesen, Du hast Dir was Schlechtes zum Lustspiel erlesen. Ich durfte in diesem Augenblick die Gnadengegenwart Gottes und Seinen Frieden so mächtig inne werden, daß ich voll Freuden wieder aus der Felsenhöhle heraustrat." Dies ist der einzig gültige Missionssinn im Reiche Gottes, und jeder andere Sinn, der diesem nicht gleicht, vermag nichts Rechtes auf dem Dornenacker der Welt auszurichten. Nur auf diesem Wege wird die Welt durch den Glauben überwunden, und wer diesen Sinn nicht lebendig in seiner Seele trägt und in der Ge-

meinschaft Christi mit allem Ernste zu bewahren strebt, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes, wenn er auch die glänzendsten Talente und die ausgesuchteste Wissenschaft mit sich in die Missionslaufbahn hereinbrächte.

Bei solcher Herzensniedrigkeit konnte es auch an den Segnungen Gottes in der Gemeinde der Neubekehrten nicht fehlen. „Wir wünschten," schrieben die Missionare um diese Zeit, „unsere Brüder und Freunde in Europa könnten in unsere Versammlungen hineinsehen und die tiefe Ehrfurcht wahrnehmen, womit die Hottentotten unser Zeugniß aufnehmen, daß Jesus sie bis zum Tode geliebet habe. Es ist als ob sie die Worte von unserm Munde hinweg voll Begierde verschlingen wollten, und Viele sind öfters so gerührt, daß die Thränen reichlich über ihre Wangen fließen. Am letzten Osterfeste sprachen wir zu unsern Leuten von der glorreichen Auferstehung unsers HErrn von den Todten, und 44 Hottentotten wohnten mit solch ehrfurchtsvoller Stille der Predigt bei, wie sie kaum unter den Christen angetroffen wird. Schon ist der Raum in unserm Betsaale viel zu enge, und täglich hören wir von solchen, welche sich bei uns niederlassen wollen, um das Evangelium zu hören."

Am Ende des Jahres 1794 hatte sich bereits die Bevölkerung von Pavianskloof auf mehr denn 200 Seelen vermehrt, und ihre Schulen faßten 30 Männer, 70 Frauen und 70 Kinder in sich.

Es war nicht zu erwarten, daß solches Gedeihen der Gemeinde lange unangefochten bleiben würde. Die Umtriebe ihrer Widersacher, der Bauern, wurden so stark, daß selbst die Beamten der Regierung, welche den aufrührerischen Geist derselben kannten, sich von ihren feindseligen Absichten fortreißen ließen. Zuerst wurde den Missionaren verboten, keine neue Hütte, und nicht einmal einen Ziegenstall, auf dem Platze weiter aufzurichten. Nicht lange hernach langte unter dem trügerischen Vorwande, daß sie die herumstreifenden Ausreißer bei sich aufnähmen, der Befehl bei ihnen an, daß alle Hottentotten die Stelle verlassen sollten. Da es ihnen leicht war, dieses falsche Vorgeben durch die That zu wider-

legen, so ward dieser Befehl wieder zurückgenommen, aber nur, um einen desto grausameren nachfolgen zu lassen. Tennis, welcher Anfangs so freundlich gegen sie gehandelt hatte, aber jetzt von den Bauern auf ihre Seite gebracht worden war, ging damit um, die ganze Niederlassung für seinen Sohn in Anspruch zu nehmen, der sich bereits zu Pavianskloof angesiedelt hatte. Dieser veranlaßte durch Bestechungen einen Hottentotten-Baas (Capitän), der Regierung zu berichten, daß die Viehheerden der Hottentotten zu Pavianskloof so sehr zugenommen hätten, daß die umher wohnenden Bauern keine Weideplätze mehr fänden, und unverweilt war der Befehl der Regierung da, daß die Hottentotten mit ihren Heerden wieder zu ihren frühern Weideplätzen zurückkehren sollten, obgleich es Thatsache war, daß die Bauern jeden fruchtbaren Schuhbreit im ganzen Lande umher bereits in Besitz genommen hatten. Allein die Hottentotten, denen am christlichen Unterrichte mehr als an ihrem Vieh gelegen war, erklärten, daß sie dieser ungerechten Forderung kein Genüge leisten könnten. „Wir müssen," sagten sie, „an einer Stelle uns aufhalten, wo wir täglich Gelegenheit haben das Wort Gottes zu hören, und können zu unsern alten Wegen nicht mehr zurückkehren." — „Wir können die Gemeinde der Christen nicht verlassen," sagten Andere, „es mag nun daraus folgen was da will; dies kommt uns vor, als ob wir Christum verläugnen sollten; aber wir wissen, daß die Leiden dieser Zeit nur kurz sind, und daß eine ewige Herrlichkeit auf sie folgt." Einer unter ihnen verkaufte lieber sein Vieh, um an der Stelle bleiben zu können, wo der Name des HErrn gepredigt wurde. Capitän Tennis wiederholte jetzt die Regierungsbefehle, und es verbreiteten sich Gerüchte, daß der Landdrost von Stellenbosch innerhalb wenigen Tagen kommen, die Colonie aufheben und die Missionare vertreiben werde. Der Jammer des Volkes war unbeschreiblich, während die Liebe ihres Herzens zu ihren Lehrern in volle Flammen ausbrach. „Die Bauern mögen mit uns thun was sie wollen," sagten sie weinend, „wenn sie nur unsern Lehrern keinen Schaden zufügen." Auch

wollten sie sich von ihren Lehrern nicht trösten lassen, welche, während sie ihren lieben Hottentottenbrüdern Muth einsprachen, selber des Trostes bedurften.

Ihre Verlegenheit vermehrte sich durch die Ankunft eines mit acht Pferden bespannten und von zwei Reitern begleiteten Wagens, in welchem mehrere Herren saßen, die in einiger Entfernung von der Colonie stille hielten. Einer derselben, Herr Clude, Besitzer von Constantia und ehemaliger Schüler des Missionars Schmidt, kam indeß mit einem Rathsgliede, Hrn. Hoffmann, bald herbei, und Beide erkundigten sich aufs Genaueste nach der Wahrheit oder Falschheit der verbreiteten Gerüchte und überzeugten sich aufs Klarste, daß die Missionare mit ihren Hottentotten schnöde verläumdet worden waren. Die zahlreichen Heerden, die sie besitzen sollten, bestanden in 100 Ziegen, 5 Ochsen und 5 Milchkühen, während der ihnen zugewiesene Platz das Zehnfache nähren konnte. Jetzt eilten sie nach der Capstadt zurück, um die Regierung mit dem wahren Zustand der Dinge bekannt zu machen, und dies hatte zur Folge, daß sie ihre feindseligen Befehle alsobald wieder zurücknahm.

Mitten unter diesen Drangsalen blieb indeß das Werk Christi keineswegs stille stehen; vielmehr rückte es lieblich vorwärts. „Wir dürfen zu unserm großen Vergnügen wahrnehmen," schrieben die Missionare um diese Zeit, „daß gerade unter diesen Widerwärtigkeiten eine besondere Erweckung unter dem Volke stattfindet. Kaum geht ein Tag vorüber, daß nicht einer oder mehrere Hottentotten zu uns kommen und bisweilen unter vielen Thränen fragen: was sollen wir thun, daß wir selig werden?" — Da den Bauern der Versuch, die Gemeinde auseinander zu jagen, mißlungen war, so wollten sie jetzt mit Gewalt erzwingen, was sie mit Hinterlist nicht erreichen konnten. Die Revolution, welche in diesen Jahren auch Holland erschütterte, hatte den Einfluß und das Ansehen der Colonial-Regierung in hohem Grade geschwächt, und die Bauern hatten eine so übermächtige Vorstellung von ihrer eigenen Bedeutsamkeit, daß sie ihren Gebietern öffentlich Trotz boten. Eine

Bande von etwa 100 Empörern, die sich Nationalgarden nannten, rückten bewaffnet und in drohender Stellung gegen die Hauptstadt; aber ihre Drohungen galten vorzugsweise der Missionsniederlassung, indem sie laut erklärten, daß ihr erster Schritt dahin gerichtet sey, dieselbe gänzlich zu zertrümmern.

Von einem Besuche der Insurgenten bedroht, wurden am 13. Juni 1794 alle waffenfähigen Hottentotten nach der Hauptstadt gerufen. Die neu bekehrten Glieder der Gemeinde äußerten jetzt ihre Abneigung gegen diesen Befehl; als aber die Missionarien ihnen vorstellten, es sey Christenpflicht der rechtmäßigen Obrigkeit Gehorsam zu leisten, so machten sie sich ruhig am andern Morgen auf den Weg. Indeß machte doch Einer von ihnen an seinen Lehrer die Frage: wenn er gegen den Feind geführt werde, ob er dann tödten dürfe? worauf ihm der Lehrer zur Antwort gab: er könne ihm weiter nichts sagen, als daß er seinen Vorgesetzten gehorsam seyn solle. Beunruhigende Gerüchte verbreiteten sich jetzt von allen Seiten, und besonders sprachen die Bauern ihren bittern Groll gegen Paviansfloof immer lauter aus. Die holländische Regierung that Alles, um die Empörer zufrieden zu stellen; aber diese Nachgiebigkeit vermehrte nur ihren Uebermuth. Die Bauern verlangten mit Ungestüm, daß die bekehrten Hottentotten auseinander gejagt werden sollten, weil sie nicht dulden könnten, daß die Kinder derselben klüger werden sollten als ihre eigenen, und es wurde nun den Missionaren durch Capitän Tennis angezeigt, daß sie, um der Gefahr des Untergangs zu entrinnen, die Auflösung der Gemeinde unverweilt bewerkstelligen sollten. Nach viel Berathung und Gebet glaubten sie zur Erhaltung des Volkes dies thun zu müssen, obgleich es ihnen eine bittere Aufgabe war, Leute, in denen der Geist Gottes so mächtig arbeitete, und welche um des Evangeliums willen Alles verlassen hatten, in die Wildniß hinauszustoßen. Indeß blieb dennoch kein anderer Rath übrig, als dies der Gemeinde kund zu thun. „Wir können den Eindruck gar nicht beschreiben," berichten sie, „den dieses Wort auf die armen

Geschöpfe machte. Sie brachen in lautes Weinen und Wehklagen aus und konnten damit gar nicht aufhören. Ein steinernes Herz würde zerschmolzen seyn beim Anblick der armen Kinder, welche wenige Stunden hernach, auf den Rücken ihrer weinenden Mütter gebunden, den Weg nach der Wildniß antraten, in welcher der beständige Regen alle Flüsse und Bäche angeschwellt hatte. Wir waren von Schmerz so übernommen, daß wir uns in die Einsamkeit zurückziehen mußten, gemeinschaftlich auf unsre Kniee niederfielen und mit blutendem Herzen den HErrn anflehten, sich dieses armen Volkes zu erbarmen, und in ihrer Zerstreuung das Verlangen nach Ihm und Seinem Wort in ihren Herzen zu bewahren."

Bald darauf ließ Tennis die Missionare wissen, eine Truppe bewaffneter Bauern sey im Anmarsch, und einer derselben soll ihnen entgegen gehen, um von denselben ihr Verlangen zu erfahren. Missionar Kühnel begab sich nun in ihre Mitte und erfuhr von diesen Freunden der Freiheit, welche das Loosungswort: „Freiheit und Gleichheit" auf ihrem Banner geschrieben hatten, daß sie der Regierung eine Klagschrift eingegeben hätten, in welcher es unter Anderm heißt: „Wir werden es nimmermehr gestatten, daß die Missionare die Hottentotten unterrichten; denn da es viele Christen im Lande gibt, welche keinen Unterricht empfangen, so taugt es nicht, daß die Hottentotten klüger werden als die Christen; vielmehr sollen sie bleiben, was sie vormals gewesen sind. Die Hottentotten sollen den Bauern 25 Jahre dienen, ehe sie Lohn empfangen, und alle Buschmänner sollen lebenslängliche Sclaven bleiben."

Wenige Tage hernach wurde nun den Missionaren von dem Districts-Commandanten Pissani der Befehl zugesendet, den Platz innerhalb drei Tagen zu verlassen und sich nach der Capstadt zu begeben, widrigenfalls sie sich einer schweren Strafe aussetzten. Ein Widerstand würde fruchtlos gewesen seyn, und sie entschlossen sich daher, den Weg nach der Capstadt anzutreten. Herzzerreißend war der Abschied von den geliebten Hottentotten, welche noch auf der

Colonie sich befanden, und die sie jetzt eine Strecke Wegs begleiteten; jedoch milderte sich der Schmerz durch die stille Hoffnung, einander bald wieder zu sehen. Als sie in der Capstadt dem Statthalter ihre Aufwartung machten, äußerte dieser seinen Unwillen über die anmaßende Vorschnelligkeit des Commandanten und ertheilte ihnen nach wenigen Tagen die Gestattung, mit einem Sicherheitsbriefe von seiner Hand wieder nach Paviansfloof zurückzukehren. Allein noch an demselben Abend wurde durch einen Kanonenschuß den Einwohnern der Stadt verkündigt, daß die holländische Flotte von der brittischen geschlagen worden sey, und Alles wurde jetzt zu den Waffen gerufen. Die Missionare eilten von diesem Schauplatz der Verwirrung so schnell wie möglich hinweg, ihrem friedlichen Dörfchen zu, wo sie von den noch zurückgebliebenen Hottentotten mit offenen Armen empfangen wurden.

Dritter Abschnitt.

Die Mission begünstigt von der brittischen Regierung. — Gedeihlicher Zustand derselben. — Vergeblicher Widerstand der Bauern. — Aeußerlicher Wohlstand von Paviansfloof. — Barrow's Zeugniß. — Die Kirche erweitert. — Ankunft neuer Missionare. — Ansteckende Krankheit. — Theurung. — Feindseligkeit der Bauern. — Die Capcolonie den Holländern zurückgegeben.

Kaum hatten die englischen Truppen unter Anführung des Generals Craig im August 1795 Besitz von der Capstadt genommen, so wurde den Hottentotten gestattet, wieder zu ihrem heimathlichen Heerde zurückkehren zu dürfen. Da indeß der Capitän Tennis dem Wiederaufleben der Missionsniederlassung zu Paviansfloof den entschlossensten Widerstand entgegensetzte, so machte sich Missionar Marschveld nach der Capstadt auf den Weg, um mit den Gesinnungen des brittischen Generals über diesen Gegenstand persönlich bekannt zu werden, der ihm auch alsobald die Versicherung seines Schutzes und seines Wohlwollens ertheilte und wirk-

same Maaßregeln zu treffen versprach, falls irgend ein bekehrter Hottentotte verhindert werden sollte, sich an das Häuflein seiner Mitbrüder anzuschließen. Zudem wurde den Missionaren die Gestattung ertheilt eine Kirche aufzubauen und das nöthige Bauholz hiezu angewiesen, und so wurde am 14. December desselben Jahres der Grundstein zur ersten Kirche für die Hottentottengemeinde im südlichen Africa gelegt. Bald blühte die Mission zu Pavianskloof in einer Weise auf, welche alle Erwartungen der Missionsarbeiter übertraf, und die Hottentotten kamen schaarenweise nicht blos bei Tag, sondern auch bei Nacht herbei, um nach dem Wege des Heils zu fragen. Am Christfeste 1795 hatten sie ihren feierlichen Gottesdienst unter dem Schatten der Bäume, welchem bereits über 500 Hottentotten heilsbegierig beiwohnten. So wurde dieses Jahr schwerer Drangsale und vielfacher Schmerzen an seinem letzten Schlusse mit Gnade und Barmherzigkeit gekrönt.

Unter der brittischen Regierung genoß nun die Mission einen kräftigern Schutz denn zuvor. Da sie vom Widerstande der Bauern nichts mehr zu fürchten hatte, so durfte sie jetzt in einer Weise sich ausdehnen, wie sie es unter der frühern Regierung nie gewagt haben würde. Indeß wachte ihr alter Trotz bald wieder auf, als das Gerücht sich verbreitete, daß die Franzosen Besitz von der Capcolonie nehmen würden. Ein Haufe Bauern machte neue Verschwörungen zum Untergang von Pavianskloof, und der Hof des Capitäns Tennis war der Sammelplatz der Feindseligen; aber kaum hatte der brittische General dies vernommen, als er ihnen nachdrücklich melden ließ, daß der geringste feindselige Schritt gegen das Bekehrungswerk der Hottentotten ihnen unausbleibliche Strafen zuziehen würde, worauf die Anführer für gut fanden wieder auseinander zu gehen und für jetzt auf ihre Plane Verzicht zu leisten. Nun hatte die Missionsniederlassung die willkommenste Gelegenheit, nicht nur in der Erkenntniß Gottes sich gemeinschaftlich zu erbauen, sondern auch bürgerlicher Gewerbsthätigkeit mit allem Fleiße obzuliegen. Eine Schmiede ward aufgerichtet und mit

Messerschmiedarbeiten der Anfang gemacht. Eben so wurde ungesäumt an die Errichtung einer Kornmühle und die Anlegung eines Weinberges Hand angelegt. Die Bauern ermangelten indeß nicht, im Stillen der aufblühenden Gewerbsthätigkeit von Paviansklof jedes Hinderniß in den Weg zu legen. Sie kamen miteinander überein, keine Waare zu kaufen, welche dort verfertigt worden sey. Indeß wurde dennoch bald die Nachfrage nach Messerwaaren größer, als die angestellten Arbeiter verfertigen konnten, und es dauerte nicht lange, so kamen selbst einige ihrer erbittertsten Feinde herbei, um Kornvorräthe zu kaufen, weil sie dieselben hier um wohlfeilern Preis als auf dem Marktplatze finden konnten.

Bald fehlte es Paviansklof nicht an freundlichen Besuchern, welche über den Arbeitsfleiß der Hottentotten ihre Freude zu Tage legten. Der bekannte englische Reisebeschreiber Barrow legt dieser Missionsniederlassung in seiner Reisebeschreibung folgendes ehrenvolle Zeugniß bei: „Auf unserm Zuge das Thal hinauf, durch welches der endlose Fluß, Zondereinde, sich schlängelt, machten wir Abends auf einer Ebene Halt, auf welcher die Missionsniederlassung der mährischen Brüder, Paviansklof genannt, errichtet ist. Schon am frühen Morgen wurde ich durch die Melodie von ein paar herrlichen Stimmen aufgeweckt, wie ich sie nie zuvor gehört hatte, und als ich hinaus blickte, sah ich eine Gruppe von Hottentottinnen auf dem Boden sitzen. Weil es gerade Sonntag war, so hatten sie sich hier versammelt, um den Morgengesang anzustimmen. Sie waren alle in gedruckten baumwollenen Röcken niedlich gekleidet. Dieser Anblick, der uns ein so ganz verschiedenes Bild darbot von allem dem, was wir bisher auf unserer Reise unter dieser unglücklichen Menschenclasse gesehen hatten, konnte seinen freundlichen Eindruck auf unsre Gemüther nicht verfehlen und reitzte unsre Neugierde, diese Niederlassung genauer kennen zu lernen. Die frommen Väter, drei an der Zahl, welche diese Anstalt leiteten, waren auch herzlich bereit, jede unsrer Fragen befriedigend zu beantworten. Es sind Män-

ner von mittlerem Alter, einfach und anständig in ihrer Kleidung, reinlich in ihrem Aussehen, bescheiden in ihrem Benehmen, milde und demüthig in ihrem ganzen Wesen, und dabei frei von aller Schwärmerei, verständig und lebhaft in ihrer Unterhaltung, und der Sache der Heidenbekehrung mit allem Eifer zugethan. Alles was wir hier erblickten trug das Gepräge einer niedlichen Einfachheit, welche den Grundzug in dem Charakter dieser Männer bildet. Die Kirche, welche sie erbaut haben, ist ein einfaches, schönes Gebäude, ihre Kornmühle die beste, die es auf der Colonie gibt; ihr Garten war in der schönsten Ordnung und erzeugte einen Ueberfluß von Gemüsen für den Tisch. Nach den Regeln der Gesellschaft, welcher sie als Mitglieder angehören, hat Jeder von ihnen einen nützlichen Beruf gelernt. Der eine derselben war in der Verfertigung von Eisenwaaren aller Art wohl erfahren, der zweite war ein Schuhmacher und der dritte ein Schneider."

„Diesen Missionaren ist es gelungen, über 600 Hottentotten zu einem christlich-bürgerlichen Vereine zu verknüpfen, und die Anzahl ihrer Mitglieder nimmt täglich zu. Die Hottentotten wohnen in kleinen über das Thal hin zerstreuten Hütten, und jede einzelne derselben ist mit einem Gartenstück umgeben. Auch diese Hütten und Gärten waren niedlich und wohl eingerichtet, wie sie Tausende der Armen in England nicht besitzen. Diejenigen Hottentotten, welche die verschiedenen Gewerbe der Missionare lernen, werden für ihre Arbeit bezahlt, sobald sie etwas verdienen können. Einige derselben verdingen sich wochen- oder monatweise an die benachbarten Bauern; Andere verfertigen Matten und Besen zum Verkaufe; Andere ziehen Geflügel auf, und noch Andere haben Mittel gefunden, Ochsen, Schafe und Pferde zu halten. Am Sonntage wohnen Alle regelmäßig dem Gottesdienste bei, und man muß sich wundern wie viel diese Hottentotten darauf halten, in reinlicher Kleidung bei dem Gottesdienste zu erscheinen. Unterricht und Beispiel scheinen sie zu der Ueberzeugung gebracht zu haben, daß Reinlichkeit nicht nur das Leben angenehmer macht, sondern auch zur

Erhaltung ihrer Gesundheit viel beiträgt, und daß ihre kleinen Erwerbnisse viel besser für die anständige Bekleidung ihres Körpers, als zur Anschaffung von Branntwein und Taback verwendet werde. Ihr Benehmen während des Gottesdienstes war ungemein andächtig. Die Rede, welche einer der Missionare vortrug, war kurz, aber voll frommen Sinnes, lebhaft und den Bedürfnissen der Zuhörer angemessen. Viele Thränen flossen aus den Augen der Anwesenden, an welche die Rede gerichtet war, und mit süßer, harmonischer Stimme wurde zum Schlusse der Andacht von dem weiblichen Geschlechte ein rührender Gesang angestimmt."

Da die Anzahl der Einwohner in den folgenden Jahren zunahm und Schaaren von Hottentotten zum Theil aus weiter Ferne herbeikamen, um, wie sie sich auszudrücken pflegen, „die süßen Worte ihres Vaters im Himmel" zu hören, so wurde im Jahr 1797 eine neue, größere Kirche aufgebaut und von den Hottentotten selbst mit allem Erforderlichen ausgestattet. Allmählig hoben sie sich aus bitterer Armuth zu einem gewissen Wohlstande empor; statt elender Hütten richteten sie nun eigene Wohnhäuser und kleine Scheunen neben denselben auf, und die Ernten flossen unter dem Segen Gottes ihrem Arbeitsfleiße immer reichlicher zu. Sie hatten jetzt von den Missionaren gelernt Korn zu bauen und Obstbäume zu pflanzen, was zu ihrem Lebensunterhalte vielfach beitrug. Die Fleißigeren unter ihnen pflanzten Kartoffeln, Rüben, Bohnen und Kürbisse, und vermehrten auf diese Weise ihren Wohlstand. Freilich konnte die natürliche Trägheit dieses Volkes nur nach und nach überwunden werden, und viel Geduld und Ausdauer wurde von Seiten der Missionare erfordert, um die Neubekehrten zu anhaltendem Fleiße zu gewinnen; aber der Segen des HErrn wußte auch diese Schwierigkeiten zu überwinden und nach einer Reihe von Jahren eine neue Schöpfung in dieser Wildniß hervorzurufen, bei deren Anblick die Missionare auszurufen sich gedrungen fühlten: „Wie sollen wir dem HErrn vergelten alle seine Wohlthaten? Wir sind nicht werth aller Barmherzigkeit und aller Treue, die Er an uns gethan hat!

Nicht uns, o HErr, nicht uns, sondern Deinem Namen gebühret dafür die Ehre!" — Mitten unter diesen sichtbaren Segnungen unsers Gottes fehlte es ihnen indeß auch nicht an mannigfaltiger Trübsal, um sie in wahrer Demuth des Herzens zu erhalten, indem sie von der rohen Feindseligkeit der Bauern umher nicht selten in ein schweres Gedränge versetzt wurden. Während diese den armen Hottentotten den Hang zur Trägheit immer zum Vorwurfe machten, gaben sie sich selbst zu keiner andern Handthierung als zum wilden Jagdleben her, und würden es als eine Herabwürdigung betrachtet haben, wenn sie selbst die Hand an den Pflug gelegt hätten, um die Wildniß anzubauen. Als sie nun durch den wachsenden Fleiß der verachteten Hottentotten allmählig das wilde Thal von Pavianskloof in einen schönen Garten Gottes umgewandelt sahen, so blickten sie mit neidischem und gierigem Auge auf die Fruchtfelder und Gärten derselben hin, und gewohnt, ohne weitere Umstände das Eigenthum der Hottentotten sich anzueignen, trugen sie jetzt kein Bedenken, mit Gewalt Besitz von den schönen Fluren zu nehmen, welche die fleißige Hand derselben angebaut hatte. Wirklich war in manchem einzelnen Falle nach langem und kränkendem Streite der rechtmäßige Eigenthümer genöthigt, seine schön angebauten Grundstücke der stärkeren Hand des raubsüchtigen Colonisten überlassen zu müssen.

Unter diesen Umständen trat zur Freude seiner Brüder Missionar Philipp Kohrhammer mit seiner Gattin als willkommener Gehülfe ihrer Arbeit ein. Letztere war besonders an ihrer rechten Stelle, um mit den heilsbegierigen Seelen ihres Geschlechtes sich zu unterhalten, ihnen belehrend und ermunternd in ihrem kleinen Hauswesen an die Hand zu gehen und in ihren Verlegenheiten mit gutem Rathe zu dienen. Zur Zeit ihres Eintritts war eine Krankheit auf der Niederlassung weit verbreitet, und sie fingen jetzt unverweilt ihre Liebesbesuche an. Immerhin war jetzt die Lage der kranken Hottentotten bei milder und reinlicher Pflege unendlich besser geworden, als sie im Zustande ihrer heidnischen Verlassenheit gewesen war; aber noch immer

mußte sie für das Gefühl des Europäers das Bild des Elendes an sich tragen. Der Kranke lag nackt und mit einem Schaffelle bedeckt auf dem Boden; dennoch vergaß er bald seine ganze Dürftigkeit, wenn der Bote Christi freundlich zu seinem Krankenlager hinzutrat, und auf die Frage: was er thun müsse, um das ewige Leben zu ererben? jetzt von diesem trostreich eingeladen wurde, seine Zuflucht zu nehmen zu dem Lamme Gottes, das der Welt Sünde getragen hat. Alle Erdennoth war jetzt vergessen, wenn der süße Trost des Evangeliums aus dem Munde dieses Friedensboten in seine Seele sich ergoß, während die kleinen, nackt umherlaufenden Kinder traulich nach der Hand des freundlichen Mannes griffen, und mit ihren schwarzen Augen und sprechenden Gesichtern aufmerksam jedes Wort zu verschlingen suchten, das er dem kranken Vater oder der sterbenden Mutter in die Seele sprach. Keine nahm die Frau Kohrhammer mit größerer Wonne auf, als die alte Helene. Hohes Alter und körperliche Schwachheit hatten sie seit mehrern Jahren an ihre niedrige Hütte angefesselt; aber als sie vernahm, daß eine Schwester aus Europa sie bald besuchen würde, so schien sie aufs Neue aufzuleben und sprach: „Ich habe sehr verlangt heimgehen zu dürfen zu meinem Heiland; aber nun flehe ich zu Ihm, mich noch so lange in der Welt leben zu lassen, bis ich diese Schwester gesprochen habe, und dann will ich mit Freuden von hinnen scheiden." Kaum waren die Geschwister Kohrhammer angekommen, so weinte sie vor Freuden und bat ihre Freundinnen, sie nach dem Missionshause zu tragen, um dieselbe zu bewillkommnen. In diesem Augenblicke wachten alle ihre frühern Erinnerungen, die sie bisher fast ganz vergessen hatte, zu neuem Leben auf, und sie drückte ihre innigste Dankbarkeit gegen Gott darüber aus, die Zeit noch erlebt zu haben, wo auch ihrem Geschlechte in Süd-Africa Heil widerfahren soll. So vollendete sie ihren Lauf im Frieden Gottes und ging selig ein in die Freude ihres HErrn.

Im Jahr 1800 wurde Baviansfloof aufs Neue von einer ansteckenden Krankheit heimgesucht, welche viele Ein-

wohner hinwegraffte. Die Zahl der Kranken war so groß, daß jeder der anwesenden Missionare mit seiner Gattin täglich 50—60 Hausbesuche in einem Umfange von zwei Stunden umher zu machen hatte, um den Kranken leibliche und geistliche Hülfe zu reichen. Bei dieser gefährlichen Ansteckung ließ ihnen der HErr aber auch manche stille Freude zufließen, indem sie bei den Meisten auf ihren Kranken- und Sterbelagern die ermunternden Kennzeichen finden durften, daß sie versöhnet waren mit Gott durch unsern HErrn Jesum Christum. Viele dieser Kranken drückten bis zu ihrem letzten Sterbeaugenblicke hin ihren festen Glauben an das Verdienst ihres gekreuzigten Erlösers und ihre getroste Hoffnung aus, in Sein himmlisches Reich aus Gnaden aufgenommen zu werden. Auch bezeugten sie unter heißen Freudenthränen den innigsten Dank ihres Herzens dafür, daß Gott ihnen Lehrer gesendet habe, um ihnen das theure Evangelium zu bringen, und sie durch den Glauben an Sein Blut von ihren Sünden abzuwaschen. Diese ansteckende Krankheit war das heilsame Mittel, die Einwohner zu größerm Ernste der Gottseligkeit aufzuwecken. Viele, welche in Gleichgültigkeit versunken waren, riefen jetzt aus: „Ach, wer weiß ob ich morgen noch leben werde, und was wird dann das Loos meiner armen Seele seyn?“ Kaum hatten um diese Zeit die Missionare am frühen Morgen ihr Bett verlassen, so war schon die Thüre ihrer Wohnung von Solchen besetzt, welche Rath und Unterricht bei ihnen suchten, und dies dauerte oft bis tief in die Nacht hinein. Auch die Gottesdienste wurden von gedrängten Schaaren und mit heiliger Andacht besucht. Die Wirkungen waren ausgebreitet und anhaltend; auch noch in der spätern Zeit durften die Missionare mit Vergnügen wahrnehmen, daß die Glieder ihrer Gemeinde anfingen an den Abenden nach der Arbeit nach den Bergen hinauszuwandern, mit einander zu singen und zu beten und sich ihre Erkenntnisse und Erfahrungen im Christenthum wechselseitig mitzutheilen. Es war eine Zeit gnadenreicher Heimsuchung Gottes, in welcher sich das sanfte Wehen des Heiligen Geistes an manchem Herzen

offenbarte. Da jetzt die bekehrten Hottentotten auf christliche Weise begraben wurden, so wurde auch ihr Begräbnißplatz auf anständige Weise eingerichtet und als Ruhestätte zu einem lieblichen und zu stiller Andacht einladenden Aufenthalt umgewandelt. Der Platz wurde in neun Abtheilungen eingetheilt, durch welche breite zum Spazierengehen eingerichtete Wege hindurchführten, und in dessen Mitte der große Birnbaum stand, welchen der ehrwürdige Schmidt 60 Jahre zuvor gepflanzt hatte. Auch zog sich eine breite Baumallee mit einem Rosengehäge mitten durch denselbigen hindurch.

Eine neue Anfechtungszeit begann bald, welche vielleicht schwerer war als die Tage der Noth, welche die Mission früher auf dieser Stelle durchgekämpft hatte. Ein Militärposten war nämlich in der Nähe aufgerichtet worden, welcher den Missionaren vielfachen Kummer verursachte; denn obgleich die Soldaten in strenger Zucht gehalten wurden und sich keiner beleidigenden Handlungen schuldig machten, so gelang es ihnen doch, einige noch ungetaufte Mädchen zu verführen, welche gute Hoffnungen von sich gemacht hatten und die jetzt entlassen werden mußten. Auch gelang es ihnen, Branntwein in die Gemeinde hereinzuschmuggeln und einige Glieder derselben zur Trunkenheit zu reizen, worauf die Missionare ihre Leute an die festgesetzte Regel ihrer Vereinigung nachdrücklich erinnern mußten, daß weder Wein noch Branntwein an ihrem Orte verkauft werden dürfe, und daß Jeder, der dawider handle, denselben verlassen müsse. Dies hatte die gute Wirkung, daß kein weiterer Versuch dieser Art zum Vorschein kam. — Auch eine schwere Hungersnoth drückte das Land. Die wilden Mandeln und andere wilde Früchte, welche sonst den Mangel an Lebensmitteln ersetzten, hatten gefehlt, und selbst diejenigen, welche bei den Bauern arbeiteten, konnten kaum die nöthige Nahrung finden; dennoch ließ es Gott den Missionaren bei großer Anstrengung und bedeutendem Geldaufwande gelingen, daß die Schrecknisse einer Hungersnoth von ihren Gränzen abgewendet wurden. Später erhielten sie das ehrenvolle Zeugniß von dem Districtsbeamten, daß, obgleich

über 1000 Hottentotten an ihrem Orte beisammen wohnten, dennoch ihr Betragen so regelmäßig gewesen sey, daß nie eine Klage über Einen derselben zu seinen Ohren gekommen sey, während viel kleinere Hottentotten-Kraals durch ihre Vergehungen das Einschreiten der Gerichte unausgesetzt erforderten, und daß in den Jahren ansteckender Krankheit und der Theurung die Missionare die Lasten für den Unterhalt der Armen, der Kranken und Nothleidenden allein getragen hätten, ohne je der Hülfe der Regierung zu bedürfen.

Wer noch nie tiefer in die Arbeiten eines christlichen Missionars hineingeblickt hat, kann sich unmöglich eine richtige Vorstellung von den vielfachen Anläufen, Sorgen und Kümmernissen machen, welche täglich sein Gemüth in Anspruch nehmen. Läßt es ihm Gott gelingen, daß verfinsterte Heidenseelen zum Lichte göttlicher Erkenntniß erwachen, so kommen mit der Freude über diesen Segen zugleich die mannigfaltigsten Sorgen, welche die gewissenhafte Pflege dieser schwachen Säuglinge im Evangelium erzeugt. Das unziemliche Betragen Solcher, welche auch nur in der entferntesten Berührung mit der Missionsarbeit stehen und dem Häuflein der Neubekehrten nicht angehören, hat oft eine Sündfluth von Verläumdungen, Vorwürfen und bittern Urtheilen zur Folge, welche über die gute Sache, mit der sie beschäftigt sind, und die redlichen Gemüther der Gemeinde ausgegossen werden, welche dem Herzen des Missionars vielfachen Kummer bereiten und seinen Muth niederdrücken. So wurde in diesen Tagen von den Bauern allgemein die Verläumdung gegen die Missionare verbreitet, daß sie die Hottentotten abrichten, wie sie die Bauern betrügen und bestehlen mögen, und daß einer ihrer Leute ein Schaf gestohlen habe. Da ein solcher Diebstahl wirklich einmal bei einem Hottentotten vorgekommen war, der, obgleich er nicht zur Gemeinde gehörte, doch eine Zeitlang zu Paviauskloof sich aufgehalten hatte, so gab dies Veranlassung zu vielfachen Kränkungen, welche sich die Missionare in stiller Geduld gefallen lassen mußten.

Unter mannigfachen heitern und trüben Erfahrungen setzten sie getrost ihre gesegnete Arbeit fort, und die Gemeinde genoß Frieden und mehrte sich. Nicht geringe Bewegung brachte die Nachricht unter den Einwohnern der Colonie hervor, daß in dem Friedensschlusse zu Amiens das Land wieder an seine frühere Herrschaft übertragen worden sey. Aber die Gemeinde Paviansfloof ging mitten unter den Unruhen, welche in jenen Tagen so viele Völker der Erde erschütterten, im hellen Sonnenscheine der göttlichen Gnade ihren stillen und gedeihlichen Gang fort, und vertraute auf die treue Fürsorge ihres allmächtigen Beschützers, als am Ende des Jahres 1802 das Cap aufs Neue von der holländischen Regierung in Besitz genommen wurde.

Vierter Abschnitt.

Die Buschmänner.

Anfang der Missionsarbeiten der Londoner Missionsgesellschaft. — Van der Kemp und Kicherer. — Ihre Ankunft in der Hauptstadt. — Ansuchen einiger Häuptlinge der Buschmänner um Unterricht. — Kicherer's Reise nach dem Zackflusse. — Aufrichtung einer Missionsstation daselbst. — Schwerer Anfang. — Segen der Missionspredigt. — Reise nach der Capstadt. — Bekehrung des Hottentotten John. — Sein Sohn Cornelius. — Errettungen aus Gefahren. — Lebensunterhalt der Missionare.

Ermuntert durch den gesegneten Erfolg, womit der HErr die Arbeiten der mährischen Missionare in Süd-Africa krönte, hatte schon einige Jahre früher die Londoner Missionsgesellschaft bald nach ihrer Entstehung im Jahr 1795 angefangen, ihre menschenfreundliche Aufmerksamkeit den Völkern Süd-Africas zuzuwenden. Werkzeuge, welche zu solchem Werke vorzugsweise tauglich waren, boten sich auch bald ihrem Dienste an. An ihrer Spitze stand Dr. Van der Kemp, ein Mann, der sich durch seine großen Naturgaben, seine wissenschaftlichen Kenntnisse und seinen kühnen

Unternehmungsgeist, wie durch seine warme Liebe zu Christo auszeichnete. Er hatte auf den Universitäten zu Leyden und Edinburg seine Studien gemacht, und außer den gelehrten Sprachen, die er vortrefflich verstand, konnte er auch die meisten neueren Sprachen der europäischen Völker fließend reden. In holländischen Militärdiensten schwang er sich bald zum Rittmeister bei der Cavallerie empor, und die Aussicht zu der glänzendsten Beförderung stand vor ihm offen; als aber ein Streithandel, in den er mit dem Prinzen von Oranien verwickelt wurde, ihn veranlaßte seinen Abschied zu begehren, so widmete er sich der Arzneikunde, bestand als Arzt zu Edinburg eine glänzende Prüfung und ließ sich zu Middelburg nieder. Hier lebte er in ärztlicher Beschäftigung zehn Jahre, als die tief einschneidende Erfahrung ihm begegnete, daß seine Gattin mit seinem einzigen Kinde auf einer Lustfahrt auf dem Flusse ertranken, indessen er selbst nur mit genauer Noth gerettet wurde. Auf der Universität hatte er den Unglauben der damaligen Zeit eingesogen; da er aber in der Stunde der Trübsal in den finstern und trostlosen Gebieten desselben keine Stütze fand, so griff er nach dem seligmachenden Evangelium von Christo und ward im Glauben an dasselbe zu einem neuen Leben der Freude und Hoffnung wiedergeboren. Beim Ausbruch der Revolution zog er sich in die Stille zurück, um ganz den Schriftstudien zu leben, und als nun in dieser Einsamkeit ein Aufruf der Londoner Missionsgesellschaft zur Anregung des Missionssinnes in seine Hände fiel, so bot er sich selbst alsobald der Gesellschaft als einen Glaubensboten an, und wurde von derselben mit Freuden in ihre Dienste aufgenommen.

Von London auf kurze Zeit nach Holland zurückkehrend, um sich von seinen dortigen Freunden zu verabschieden, gebrauchte ihn der HErr als Werkzeug, den schlummernden Missionsgeist in den Niederlanden ins Leben zu rufen und die Stiftung zweier Missionsgesellschaften, zu Rotterdam und in Ostfriesland, zu veranlassen. Auch hatte er die Freude, einen würdigen Arbeitsgehülfen an dem holländischen

Prediger, Herrn Kicherer, zu finden, welcher sich entschloß, ihn nach Süd-Africa zu begleiten. In England schlossen sich noch zwei andere englische Missionare, Herr Edmond und Herr Edwards, an sie an, und so segelten sie nun am 23. December 1798 nach dem Cap der guten Hoffnung ab, wo sie am 31. März 1799 wohlbehalten ankamen. Sie hatten auf einem Schiffe, welches eine Anzahl von Verbrechern nach Botanybay in Neu-Südwales führte, ihre Ueberfahrt gemacht, und schon auf dem Wege unter dieser Classe von Auswürflingen ihre Missionsarbeit begonnen, und der HErr ließ es ihnen gelingen, daß mehrere derselben aus rohen und lasterhaften Verbrechern in wiedergeborne Gotteskinder umgewandelt wurden. Kaum waren sie in der Capstadt angekommen, so hatten sie die Freude, daß durch ihre Vermittlung auch hier ein Verein zur Förderung des evangelischen Bekehrungswerkes unter dem Namen der süd-africanischen Missionsgesellschaft aufgerichtet wurde.

Sämmtliche Missionare hatten anfänglich die Absicht gehabt, nach dem Kafferland zu ziehen; da aber wenige Tage vor ihrer Ankunft drei Häuptlinge der Buschmänner, angeregt durch die gesegneten Folgen der Bekehrung unter den Hottentotten zu Pavianskloof, vom Zackflusse her aus einer Entfernung von etwa 200 Stunden nach der Capstadt gekommen waren, um die Regierung zu bitten, christliche Lehrer nach ihrem Lande zu senden, so glaubten sie mit Recht einen deutlichen Wink der göttlichen Vorsehung in diesen Umständen zu finden, und sie theilten sich jetzt in zwei Parthieen ab, indem Dr. Van der Kemp und Herr Edmond dem ursprünglichen Plane gemäß nach dem Kaffern-Lande zogen, während Herr Kicherer und Edwards sich entschlossen, mit diesen Häuptlingen der Buschmänner sich in die Wildniß zu begeben. Auch der brittische Statthalter gab ihrem Plane seine vollkommene Zustimmung, und so traten nun die beiden Letztern am 7. Juni 1799 in Begleitung eines jungen Holländers, Namens Kramer, ihre Reise nach dem Zackflusse an. Zu Rodezand machten sie

die Bekanntschaft mit dem dort wohnenden frommen Prediger, Herrn Vos, welcher im Segen an dieser Stelle arbeitete, und erquickten sich auf einem Ausfluge nach Pavianskloof, dessen Anblick ihrem Herzen einen bleibenden Eindruck zurückließ. Bald führte sie der Weg in das wilde Karroo-Gebirge hinein, eine wilde Hochebene von mächtigem Umfange, deren Boden den größeren Theil des Jahres hindurch so trocken ist, daß kaum ein grünes Blatt auf demselben zum Vorschein kommt, indeß nach der Regenzeit das Pflanzenleben so kräftig und schnell emporwächst, daß diese dürre Wildniß in ein fettes, mit den herrlichsten Blumen geschmücktes Weideland umgewandelt wird. Es war gerade die volle Blüthezeit, als Kicherer mit seinem Gefährten diese Hochebene durchzog, deren Bewohner auf die Nachricht von seiner Durchreise von allen Seiten herbeiströmten, um das Evangelium zu hören. Der letzte Bauernhof, wo sie einkehrten, gehörte einem Herrn Fischer, der sie mit viel Herzlichkeit empfing und drei Wochen beherbergte, um seinen Nachbarn in weiter Entfernung umher Gelegenheit zu verschaffen, wieder einmal die Stimme des Evangeliums zu vernehmen. Wirklich kamen diese schaarenweise herbei, und an einem Sonntage trafen einmal zweiundzwanzig Wagen voll Menschen auf dieser Stelle ein, von denen mehrere nicht weniger als acht Tagereisen zurückgelegt hatten, um das Wort Gottes und das heilige Abendmahl wieder einmal zu genießen. Angelegentlich wurden sie aufgefordert, ihren Aufenthalt daselbst zu verlängern; allein der sehnliche Wunsch, ihr Missionswerk unter den Heiden zu beginnen, ließ sie keine Ruhe finden, und sie machten sich nach den erforderlichen Vorbereitungen zur Reise, von ihrem edelmüthigen Gastwirthe und etwa 50 Knechten begleitet, aufs Neue auf den Weg. Den Zug begleiteten sechs Wagen voll Lebensmittel, 11 Ochsen, 7 Kühe und 200 Schafe, lauter Geschenke, welche sie von den freundlichen Colonisten dieser Gegend empfangen hatten. Der Weg führte durch eine öde Wildniß, welche voll wilder Pferde und Straußen war, deren Eier ihnen manches willkommene Mahl boten. Ihre Nächte

wurden häufig durch Löwen und Panther gestört, die sich ihrem Feldlager näherten und nur durch die großen Feuer abgehalten wurden, welche deshalb die Nacht hindurch unterhalten werden mußten.

Am 6. August 1799 ließen sie sich am Ufer des Zackflusses, einem Zweigstrome des großen Fischflusses, nieder, und gaben der Stelle, wo sie sich im Namen des HErrn zur Pflanzung christlicher Erkenntniß bleibend niederzulassen entschlossen, den Namen: „Quelle der frohen Aussicht." Zwei köstliche Wasserquellen entquollen an dieser Stelle der Wildniß; auch war sie mit gutem, urbarem Boden umgeben, während das ganze Land umher das Bild einer öden Wildniß trug. Hier fielen sie auf ihre Kniee nieder und weihten sich und die Stelle dem Dienste des HErrn, indem sie Ihn um Seine Gnadengegenwart an diesem Orte der Wildniß und um Seinen Segen für ihre künftigen Arbeiten anflehten. Unverweilt fingen sie nun an, ein Gartenland anzulegen und eine Hütte aus Schilfrohr aufzurichten, da in weiter Entfernung umher kein Holz zum Bau derselben zu finden war. Allein gelassen unter den wilden Bewohnern dieser schauerlichen Einöde fühlten sie bisweilen auf eine sehr schmerzliche Weise den Zustand ihrer Verlassenheit. „Anfangs," so schreibt Herr Kicherer, „war ich ungemein niedergeschlagen, aber der HErr tröstete mich." Zum Glück ließ ihnen die große Arbeit, die vor ihnen lag, keine Zeit übrig, finstern Gedanken nachzuhängen. Bald kamen zwanzig Buschmänner herbei, welche ein Weib mitbrachten, das neben der Buschmanns-Sprache auch die holländische verstand, und so fanden sie die erste Gelegenheit, den tief versunkenen, thierartig gewordenen Buschmännern, freilich auf sehr unvollkommene Weise, die Botschaft des Heiles zu verkündigen, um deren willen sie zu ihnen gekommen waren. Mit Sonnenaufgang pflegten sie zum Gebete aufzustehen, wobei ein Capitel der Schrift gelesen und ein Lied gesungen wurde; sodann wurde die Schule mit der Jugend begonnen, welche sie im Lesen und Verstehen der holländischen Sprache unterrichteten. Nach der Schule beschäftigten sich die Mis-

sionare mit Handarbeit, dem Aufbrechen des wilden Bodens, dem Anlegen eines Kornfeldes und dem Aufbau von Hütten. Nach einem einfachen Mittagessen setzten sie diese Arbeit bis zum Abend fort, wo sodann der Religionsunterricht der erwachsenen Buschmänner begann, der mit Gebet und Gesang vor dem Schlafengehen schloß. — In dieser versuchungsvollen Zeit der Einsamkeit fanden die Missionare ihren kräftigsten Trost im Gebetsumgang mit dem HErrn. „Oft," schreibt Herr Kicherer, „fiel ich des Tages über mit meiner kleinen Heerde auf die Kniee nieder vor den Augen Dessen, dem die Heiden zu Seinem Erbtheil gegeben sind. Hier flehten wir inbrünstig mit einander um Seinen Segen, und es war meinem Herzen süße Erquickung, mit frischem, kühnem Glaubensmuth mich auf die Verheißungen Christi zu berufen und an den Zusagen des treuen und wahrhaftigen Gottes meine Seele zu stillen. Nimmermehr werde ich diese merkwürdige Zeit vergessen. Oft mußte ich staunen, wie gerade in den finstersten Stunden, in denen ein undurchdringliches Gewölke meine Aussicht verdunkelte, der Geist des Gebetes am reichlichsten über meine Seele sich ergoß, so daß ich zu Jesu meine Zuflucht nehmen, Ihn im Glauben fest umfassen und diese Wilden Seiner freien Gnade getrost empfehlen konnte."

Die einzige Spur religiösen Gefühles, die sich unter den heidnischen Buschmännern findet, besteht im Glauben an Beschwörer, welche einen Lärm um den Kranken zu machen pflegen, um den Geist der Krankheit aus seinem Leibe zu verbannen. Sie waren erstaunt, als sie die Missionare von Gott und der Auferstehung der Todten reden hörten; auch konnten sie nicht genug ihre Verwunderung darüber ausdrücken, daß sie so lange gelebt haben sollen, ohne an ein höchstes Wesen zu denken. Die Wahrheiten des Evangeliums schienen anfangs einen tiefen Eindruck auf ihre Gemüther zu machen, der aber durch die den Wilden natürliche Unbeständigkeit immer wieder gar bald ausgelöscht wurde, und dieser Umstand setzte die Geduld der Lehrer auf eine schwere Probe. Wie dankbar sie auch für

die Wahrnehmung religiöser Empfindung in den Gemüthern dieses wilden Geschlechtes waren, so durften sie dieselben doch nur als Tropfen des Morgenthaues betrachten, welche der erste Sonnenstrahl verzehrt; auch konnten sie der Natur der Sache nach an einen gründlichen Religionsunterricht in diesen ersten Anfängen schon darum nicht denken, weil sie bei ihren Ansprachen an das Volk noch immer an die Vermittlung eines unwissenden Dolmetschers gebunden waren. Gerade im rechten Augenblick sandte ihnen die Vorsehung Gottes einen Bastard-Hottentotten zu, der an eine Buschmännin verheirathet war, und welche beide die Hottentotten-Sprache, so wie die damit verwandte Mundart dieses wilden Volkes redeten. Auch mit Feldarbeit und häuslichen Geschäften wußten sie umzugehen, und so fanden die Missionare in denselben eine willkommene Hülfe. Anfangs versuchten sie den Verstand ihrer Zuhörer durch Beweisgründe zu überzeugen; aber sie fanden bald, wie geschickt selbst diese rohen Barbaren der Wahrheit ihre Zweifel entgegenzustellen wußten. Nun fingen sie mit der einfältigen Predigt vom Kreuze Christi den Unterricht derselben an und luden sie freundlich ein zu Christo zu kommen, um bei Ihm selig zu werden. Diese Predigtweise begleitete Gott mit Seinem Segen und bald kamen die, welche zuvor hart und unempfänglich zu seyn schienen, nicht selten mit Thränen in den Augen herbei, gaben der Wahrheit Recht und bekannten sie als eine Kraft Gottes zu ihrer Seligkeit. Nicht an die geringste Beschäftigung, Diebstahl und Jagd ausgenommen, gewöhnt, fanden es die Missionare fast unmöglich, sie zu regelmäßigem Arbeitsfleiße zu bewegen. Kicherers Garten gewann allmählig ein blühendes Aussehen, aber die Buschmänner waren so wenig geneigt sein Beispiel nachzuahmen, daß sie selbst sein Gartengemüse nicht essen wollten, wenn sie ihnen nicht gekocht gebracht wurden, und daß sie nur durch Geschenke zu Handarbeiten verlockt werden konnten.

In dem Jahre 1800 sah sich Missionar Kicherer veranlaßt, eine Reise nach der Capstadt zu machen, wohin ihn mehrere Buschmänner begleiteten, welche nie zuvor daselbst

gewesen waren. Der erste Anblick, der sie bei ihrer Ankunft in Schrecken setzte, waren die Leichname einiger nicht lange zuvor hingerichteter Missethäter, wobei Missionar Kicherer Gelegenheit fand, ihnen das von den Europäern geübte Strafrecht auseinander zu setzen und begreiflich zu machen, wie die Obrigkeit von Gott verordnet sey, um die Bösen zu bestrafen und das Gute in der bürgerlichen Gesellschaft zu befördern. Sie waren damit gar wohl zufrieden und drückten ihren Wunsch aus, daß etwas Aehnliches in ihrer Wildniß eingerichtet werden möchte. Einen besonders tiefen Eindruck machte auf ihre Gemüther der Anblick einer großen Anzahl gut gekleideter Leute, welche in der Kirche sich versammelt hatten, um das Wort Gottes zu hören, und sie verglichen dieselben mit einem Ameisenneste, und den Ton der Orgel hielten sie anfänglich für das Schwärmen eines Bienenstockes; auch dieses Bild der äußerlichen Christengemeinschaft, die sie nie zuvor gesehen hatten, erregte eine ganze Reihe von Vorstellungen und Empfindungen in ihrer Seele, welche für das Aufwachen ihres schlummernden Geistes ungemein wohlthätig waren, indem sie sich überzeugten, daß der Zustand der Christen im Allgemeinen ungleich glücklicher sey, als das wilde und rohe Leben der Buschmänner. Dieser Besuch machte eine allgemeine Theilnahme der Bewohner der Capstadt für die Missionssache rege, und der zurückkehrende Missionar wurde von der Liebe derselben mit reichlichen Gaben ausgestattet. Er kam im März desselben Jahres mit 136 Schafen und 4 Kühen, welche christliche Freunde ihm geschenkt hatten, wieder auf seinen Missionsposten zurück.

Dort hatte während seiner Abwesenheit ein wilder Häuptling der Buschmänner mancherlei Störungen angerichtet und den zurückgebliebenen Missionar Kramer in große Gefahr gebracht. Glücklicherweise kam Kicherer, von einem neuen Gehülfen Scholz begleitet, zur rechten Stunde auf seinem Posten an und stellte die Ordnung wieder her. Um das Missionswerk in dieser Wildniß, so weit die kleine Zahl der Arbeiter es gestattete, noch weiter auszudehnen, hatte

sich schon früher Missionar Edwards nach dem Kafferlande begeben. Missionar Kramer beschloß nun an dem Herflusse eine neue Missionsstelle aufzurichten, indeß Kicherer und Scholz am Zackflusse ihre Arbeit unter den Buschmännern fortsetzten. Einer der ersten Bekehrten an dieser Stelle war ein alter Bastard-Hottentotte, welchem in der Taufe der Name John beigelegt wurde. Schon seit einiger Zeit hatte derselbe eine große Neigung in sich verspürt das Wort Gottes zu hören; allein die rohen Bauern der Nachbarschaft hatten ihn immer mit der Warnung davon zurückgehalten, daß der Missionar ihn verkaufen oder ums Leben bringen würde. Indeß konnte er dem Drange seines Herzens nicht länger widerstehen; er kam und setzte sich, einem Hungernden ähnlich, zur Predigt des Evangeliums nieder, und es dauerte nicht lange, so erwachte in seiner Seele das tiefe Bewußtseyn seiner ganzen Sündennoth. Er verglich die Zahl seiner Sünden mit dem Sand der Wüste und beweinte seine Schuld; aber bald ward sein Herz von der Liebe zu Gott und göttlichen Dingen so mächtig hingenommen, daß er ohne Dank- und Liebesthränen nicht davon sprechen konnte. Wenn unter den Hottentotten viel über irdische Dinge geredet ward, so pflegte er zu sagen: „ach, ich habe zuviel von der Welt gesprochen, laßt mich nun auch ein Wort von meinem Christus reden." Wie sein Bekenntniß war, so war auch sein Wandel eine Zierde des Christenthums. Leider dauerte seine Lebensbahn nur kurze Zeit, und er schied voll froher Zuversicht auf den, der ihn geliebet und sich selbst für ihn in den Tod dahin gegeben hat. Sein Sohn, Cornelius, diente als Knecht bei einem benachbarten Bauern. Als dieser nun seinen Vater so freudig sterben sah, rief er weinend aus: „ach, mein Vater „stirbt so glücklich im Glauben an seinen Erlöser, und ich „habe keine Gelegenheit etwas von demselben zu hören!" Cornelius schloß sich jetzt an das kleine Häuflein an, und es gefiel dem HErrn, das Wort von der Versöhnung auch in seiner Seele als Gotteskraft zu beweisen. Nicht lange hernach fühlte er ein starkes Verlangen in sich, die Gnade

Gottes, welche ihm zu Theil geworden war, auch denen, die noch nichts davon gehört hatten, zu verkündigen, und er war bereit, sein Weib und seine Kinder zu verlassen und zu entfernten Stämmen zu ziehen, um denselben die frohe Botschaft des Heiles in Christo zu bringen. Lange hatte er im Stillen mit diesem heißen Verlangen seiner Seele gekämpft, weil seine Gattin und Kinder seinem Herzen nahe lagen; und der Gedanke hatte an seinem Körper gezehrt; aber nun griff er, seiner inneren Berufung gewiß, nach dem Wanderstabe und wanderte in die Wildniß hinaus. Eine Zeitlang zog er jetzt als Verkündiger des Evangeliums umher, bis er wieder nach Hause zurückkehrte und der Verpfleger der Seinigen und ein musterhaftes Beispiel für Andere wurde.

In ihrer Abgelegenheit hatten die beiden Missionare unter ihrer schweren Arbeit mit mancherlei Gefahren zu kämpfen. Einmal kam ein entlaufener Sclave auf den Missionsposten, der seinem Herrn zurückgebracht werden sollte. Dies merkte der Sclave und gedachte sich dafür zu rächen, indem er, während die Andern dem Gottesdienste beiwohnten, das Brunnenwasser mit einer Art von Moos vergiftete, das den Menschenhaaren gleicht und durch Erregung von Krämpfen und Zerstörung des Magensaftes dem Leben des Menschen gefährlich wird. Zum Glück hatte ein kleines Mädchen dies gesehen und Nachricht davon gegeben, sonst hätten Alle eines unvermeidlichen Todes sterben müssen. An einem Abend saß Missionar Kicherer nachdenkend in seiner Hütte vor einem offenen Laden, als eine Parthie Buschmänner sich heimlich zu derselben herbeischlich, um ihn mit ihren vergifteten Pfeilen zu tödten. In demselben Augenblick machte ein kleines Mädchen Lärm — und die Buschmänner flohen davon. Ein schlechter Betrüger, ein Grieche von Geburt, der sich Stephanos nannte, und wegen Falschmünzerei in der Capstadt zum Tode verurtheilt worden, aber dort aus dem Gefängnisse entflohen war, kam auf ihre Niederlassung am Zackflusse, indeß Kramer und Scholz in der Wildniß umher wanderten, um den Busch-

männern das Evangelium zu verkündigen. Kicherer betrachtete ihn anfangs mit Mißtrauen, weil aber der Mann so fromm zu sprechen wußte, so gestattete er ihm in seiner Nähe zu schlafen. Dieser hatte indeß den Plan gefaßt, ihn in der Nacht zu ermorden und mit seinen wenigen Habseligkeiten davon zu gehen. Wirklich näherte er sich um Mitternacht seinem Lager, als der Missionar plötzlich erwachte und Lärm machte. Der Mörder floh davon und lief gerade in der Wüste den Missionaren Kramer und Scholz in die Hände, die ihn nach dem Zackflusse zurückbrachten. Kicherer sprach dem Unglücklichen ans Herz, gab ihm eine Bibel und Lebensmittel auf den Weg und ließ ihn ziehen; eine Gelindigkeit, die ihm und der kleinen Gemeinde später große Drangsale zuzog.

Nicht nur das Leben der Missionare, auch der nothdürftigste Unterhalt derselben in dieser Wildniß und in so weiter Entfernung von den Wohnungen der civilisirten Welt, wurde von der Vorsehung Gottes auf eine so wundervolle Weise gepflegt, daß die Hand ihres himmlischen Vaters sich darin deutlich kund that. Oft war alle Nahrung ausgegangen, aber noch ehe der Tag zu Ende ging kam die Hülfe, und der HErr ließ ihr kindliches Vertrauen auf Ihn nie zu Schanden werden. Nicht selten wurde ihre augenblickliche Nothdurft von weit entfernt wohnenden Menschen versorgt, die sie gar nicht kannten. Einmal war aller Vorrath zu Ende und sie legten sich auf ihre Kniee nieder und nannten dem HErrn ihr Bedürfniß; und siehe, am Abend kamen ein Paar beladene Ochsen herbei, welche einige Säcke Mehl, etwas Salz und dreißig Schafe zum Geschenke brachten. Ein Theil der Letztern war von einigen Hottentotten geschenkt, welche selbst mit denselben herbeikamen, um, wie sie sagten, die süße Gelegenheit zu finden, von dem HErrn Jesu ein Wort zu hören.

Fünfter Abschnitt.

Die Korannas.

Kurze Nachricht vom Koranna-Stamme. — Sein Verlangen nach Missionaren. — Missionar Anderson läßt sich am Orangeflusse nieder. — Gefahren der Reise. — Africaner. — Seine Grausamkeit. — Auch Missionar Kicherer begibt sich dorthin. — Gesegnete Wirksamkeit unter den Korannas. — Ein Betrüger in der Wüste. — Kicherer's Rückkehr zum Zackflusse. — Seine gefahrvolle Lage in der Wüste. — Beginn einer Niederlassung unter den Hottentotten am Zackflusse. — Wachsthum der Gemeinden. — Kicherer's Reise nach England und Holland.

Eine Missionsstelle in einem Heidenlande gleicht einer Stadt auf einem Berge, welche nicht verborgen seyn kann. Sie zieht die Aufmerksamkeit der umherwohnenden Völkerstämme auf sich und streut die Strahlen der himmlischen Wahrheit, die Saatkörner der Menschenbildung und die Segnungen des Gewerbfleißes nach allen Richtungen hinaus. — Die kleine Missionsniederlassung am Zackflusse wurde bald ein reizender Anziehungspunct für die Korannas, einen Hottentottenstamm, welcher nördlich mit seinen Viehheerden auf der weiten Gebirgsebene hauste; und von Zeit zu Zeit kamen mehrere derselben herbei, um die Wunder dieser neuen Erscheinung anzuschauen. Eine der ersten war ein Korannaweib, Namens Tray. Als diese sich zuerst auf der Niederlassung sehen ließ, glich ihr Aussehen kaum der Gestalt eines menschlichen Wesens, und ihr ganzes Benehmen war so roh-thierisch, daß die Missionare oft zu sich selbst sagten: „wahrlich, es ist unmöglich, daß „ein solches Geschöpf zum Christenthum bekehrt werden „kann!" Aber wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist auch die Gnade noch viel mächtiger geworden. Bald flossen Bußthränen von ihren braunen Wangen herab. Sie trauerte tief, bis der HErr ihrer Seele Frieden zusprach. Nach ei-

nem Jahre wurde sie getauft und erhielt den Namen Esther, — auch wurde sie bald eines der thätigsten, fleißigsten und nützlichsten Glieder unter dem Häuflein der Neubekehrten.

Dieser Volksstamm von Ureinwohnern, der in verschiedene Geschlechter oder Clane sich eintheilt, ist sehr zahlreich. Seine Wohnsitze sind außerhalb der Grenzen der Capcolonie in der Nähe des Orangeflusses; die meisten derselben treiben sich südlich vom Beetschuanenlande auf den Waideplätzen des Narb- und Vaal-Flusses umher. Sie leben noch ganz nach der Weise ihrer Voreltern und bringen bei viel Gutmüthigkeit ihr Leben in Trägheit und in fortgesetzten Wanderungen in der Wüste zu. Die Korannas tragen mehr Sorgfalt für ihre Viehheerden als die übrigen Hottentotten und selbst die Colonisten, und haben sich durch ihre Viehzucht und die Kunstfertigkeit bei der Erziehung ihres Hornviehes einen Namen gemacht. Ihre Ochsen sind gewöhnt gleich den Pferden im Galopp zu reiten oder an einen Pflug angespannt mit großer Fertigkeit den wilden Boden aufzubrechen. Man braucht sie dabei nicht hart zu behandeln, sondern nur mit einem dünnen Stabe leise zu berühren. Ein Ring durch die Nase, an den eine Schnur befestigt ist, dient als Zaum und ein Ziegenfell als Sattel. Auf diesem sitzt der Reiter so fest, daß er sich von dem wildesten Thiere nicht herabstürzen läßt. Auf ihren Wanderungen sind die Stäbe und Matten ihrer Hütten bald abgebrochen und auf den Rücken eines geduldigen Ochsen geladen, und so setzt sich eine ganze Dorfschaft von Zeit zu Zeit in Bewegung, um sich auf einem andern Waideplatze für kurze Zeit niederzulassen. Ihr unstetes Nomadenleben hatte bisher dem Unterrichte derselben das größte Hinderniß in den Weg gelegt; da sich aber großes Verlangen unter ihnen zeigte, das Evangelium zu hören, so wurde frühe, im Jahre 1801, mit dem ersten Missionsversuch unter ihnen der Anfang gemacht.

Vier neue Missionsarbeiter, die Missionare Tromp und Van der Lingen, Anderson und Reed waren indeß am Ende des Jahres 1800 in der Capstadt ange-

kommen, um sich nach tauglichen Arbeitsstätten unter den Hottentottenstämmen umzusehen. Missionar Kicherer, dem jetzt das Leben in der Wildniß zur Gewohnheit geworden war, benützte diesen Anlaß, um mit seinem bisherigen Mitarbeiter Kramer und dem neuangekommenen Gehülfen Anderson im Lande der Korannas eine passende Stelle für die Pflanzung der Erkenntniß Christi aufzusuchen, und dieß um so mehr, da sie schon früher von einem kleinen Kraale derselben zu einem Besuche am Orangeflusse freundlich eingeladen worden waren. Dieser Kraal bestand nur aus vier Geschlechtern, an deren Spitze der alte Adam Kok und drei Brüder Berends standen. Ihr District am Orangeflusse wimmelte von Gewild; ihre Familien hatten sich ansehnlich vermehrt, auch andere Korannas hatten sich an sie angeschlossen; aber ein Familienzank hatte sie getrennt, und so bildeten sie jetzt zwei Kraale, von denen der eine von einem Sohne Adams, Namens Cornelius Kok, der andere von einem Berends regiert wurde. Letzterer Stamm hatte schon früher um die Niederlassung eines Missionars in ihrem Kreise nachgesucht, und Missionar Anderson machte sich jetzt (24. März 1801) zuerst dorthin auf den Weg. Die Reise war ausnehmend gefährlich. Ein frecher Bösewicht, Namens Africaner, der durch seine grausamen Mordthaten und Räubereien allgemein in der Wildniß gefürchtet ward, hielt das ganze Land, durch welches der Zug ging, in Schrecken und Unterwerfung. Er war ein furchtloser, kecker, grausamer und immer unruhiger Räuberhauptmann, ein Hottentotte, der eine Zeitlang als Knecht auf der Colonie gedient hatte und sich durch seine Arglist, Gewandtheit und einen trotzigen Muth, welcher keine Gefahr scheute, schon als Diener seines Herrn einen Namen gemacht hatte. Aus dem Dienste desselben war er über die Grenzen der Colonie in die Wildnisse des Orangeflusses geflohen, von denen aus er die Colonie mit unaufhörlichen Streifzügen bedrohte. Wilder denn die Tiger des Waldes kannte er kein anderes Vergnügen als seine Seele mit dem Blute seiner Mitmenschen zu sättigen und alles,

was sein Fuß betrat, zu Grunde zu richten. — Es war eine gnadenreiche Fügung Gottes, daß Anderson mit seinen wenigen Begleitern den Händen dieses Raubmörders und anderer wilden Buschmänner auf seinem Zuge durch die Wildniß entging. Aber nicht minder gefährlich waren die Flüsse, welche bisweilen durch anhaltenden Regen zu wildem Ungestüm in der Wüste anschwellen, und die ihn oft lange Zeit auf seinem Zuge zurückhielten.

Mittlerweile hatte auch Missionar Kicherer mit seinen Leuten den Beschluß gefaßt den Zackfluß zu verlassen und seinem Freunde in das Land der Korannas nachzuziehen, da die Ufer des Orangeflusses freundlicher waren als das südlichere Land, die Waideplätze reicher, die Waldungen voller und auch die Wasservorräthe zureichender daselbst gefunden wurden. Dazu kam, daß auch das Land ungleich bevölkerter war als in den Gegenden ihres bisherigen Aufenthaltes, und so brachen sie nun gemeinschaftlich im Mai 1801 ihre Hütten am Zackflusse ab, um in das Land der Korannas auszuwandern. An ihn schloß sich auf dem Wege ein Hottentotte, Cornelius Koopmann, an, der Anfangs durch sein hochmüthiges Betragen Jedermann Anstoß gab. Bald aber rührte die göttliche Gnade, im Umgang mit Missionar Kicherer, sein Herz, und wahre Herzensdemuth kehrte jetzt bei ihm ein. „Ach," rief er öfters aus, „lieber wollte ich an dieser Stelle hängend sterben, wo „Christus gepredigt wird, als zu den Christen der Colonie „zurückkehren, welche mir nie etwas von Gott und Christus, „noch von dem Weg zur Seligkeit gezeigt haben." Bald wurde er ein Muster der Gottseligkeit für seine Umgebung, und sein inbrünstiger Gebetsumgang mit dem HErrn, sowie sein Wandel machten ihn zum Segen für Alle die ihn kennen lernten.

Im Juli 1801 erreichten sie den Orangefluß, der, obgleich in trockener Jahreszeit nicht breiter als der Rhein, doch um diese Zeit nicht überschritten werden konnte, und sie mußten daher warten, bis das Wasser des Flusses noch mehr abgenommen hatte. Jetzt wagten sich Einige durch

Schwimmen über den Fluß hinüber, verfertigten ein Paar Flöße und brachten die Missionare an das jenseitige Ufer hinüber, wo sie an der Riet- (Schilfrohr) Quelle ihre Zelte aufschlugen.

Hier schlossen sich umherstreifende Parthien eines andern Stammes der Eingebornen, der Namaquas, an sie an — ein Volksstamm, dem in früherer Zeit die großen Gebiete des Nieuweveld, Bokkeveld und Roggeveld eigenthümlich angehörten, und der jetzt außerhalb der Grenzen der Colonie in den westlichen Wildnissen von den Kamisbergen an bis nach Angra Pequina hinauf umherstreift. In diesen entfernten Sandwüsten der westlichen Meeresufer hätte man erwarten sollen, daß sie, ungestört von Außen her, ihre einfache Lebensweise als Viehhirten fortzusetzen die Gestattung haben würden; aber die kaufmännische Raubgier kennt weder Ruhe noch Mitleiden. Die schönen Heerden der Namaquas waren ein zu mächtiger Reiz für die sogenannten civilisirten Christen der Colonie, und auf ihren Nomadenzügen in dieser Wildniß waren sie auch dann nicht, als der Boden ihrer Väter der Habsucht der Bauern anheimgefallen war, vor Plünderung ihres Eigenthums gesichert.

Jenseits des großen Flusses wurden die Missionare von den Eingebornen mit der größten Hochachtung aufgenommen, und bald sahen sie sich von Haufen Menschen aus allerlei Volksstämmen umgeben, welche mit ihren Heerden sich um sie her gesammelt hatten. Ein begieriges Verlangen nach Unterricht schien Alle ergriffen zu haben, und die Wirkungen der Verkündigung des Wortes waren kräftig und sicher. Menschen, welche aus dem Zustande roher Barbarei heraustraten, sind unwissenden Kindern ähnlich: sie vermögen nicht ihre Neigungen zu beherrschen oder zu unterdrücken, wo diese gereizt werden, und sind gewohnt unter allen Umständen ihnen den vollen Lauf zu lassen. So wie in ihrem Naturzustande der religiöse Wahn eine starke Gewalt über sie ausübt, so gewinnt auch leicht und bald die Wahrheit eine große Kraft über ihre Gemüther.

Und wirklich machte die erste Verkündigung der Freudenbotschaft von Christo einen so überwältigenden Eindruck auf viele dieser Hottentotten, daß sie unter der Macht desselben zu Boden fielen, während zahllose Thränen über ihre Wangen rollten. Hier bauten sie von Zimmerholz, Schilf und Lehm einen großen Schuppen auf, dessen beide Enden für die Beherbergung der Missionare und dessen Mitte für die Haltung des Gottesdienstes bestimmt war. Noch eine zweite Hütte dieser Art ward für solche Korannas, Namaquas und andere Fremdlinge aufgebaut, welche die holländische Sprache nicht verstanden und deren Unterricht durch Dolmetscher geführt werden mußte; auch wurde ein großer Garten angelegt, den die Hottentotten unter der Leitung der Missionare mit den nützlichsten Pflanzen anzubauen gelehrt wurden.

Mehrere Male wurde Missionar Kicherer während seines Aufenthaltes an dieser Stelle aus den Klauen der Löwen errettet. Ein Mal schlief er neben einem Karren, als sich leise ein Löwe zu ihm herbeischlich, der jedoch durch das Bellen eines kleinen Hundes noch im rechten Augenblick verrathen wurde. Ein anderes Mal mußte er sich auf einer seiner Wanderungen in der Begleitung eines einzigen Hottentotten bei Nacht unter freiem Himmel zur Ruhe niederlegen, als er um Mitternacht durch unruhige Bewegungen seines Pferdes vom Schlafe aufgeweckt wurde. Kicherer erwachte und sah im Dunkel der Nacht zwei blitzende Augen eines fürchterlichen Löwen, welche gleich brennenden Kerzen ihm entgegenglänzten. Er machte plötzlich Licht, zündete das dürre Gras umher an, und nun machte sich der Löwe davon, während eine Flintenkugel ihm nachgesendet wurde. Am folgenden Morgen sah man seine blutigen Fußstapfen auf dem Boden, und so war die Flucht dieses Thieres um so ungewöhnlicher, da in solchem Falle höchst selten ein Löwe davonflieht, ohne zuvor sein Blut gerächt zu haben. Aber eine noch ungleich größere Gefahr als die Löwen drohte ihm und seinem Werke, jener Bösewicht, der Grieche Stephanos, dem er früher Barmherzigkeit erzeigt hatte. Dieser Mann

hatte sich in verschiedenen Hottentotten-Kraals für einen Propheten ausgegeben und nach und nach über die abergläubischen Einwohner einen solchen Einfluß gewonnen, daß er die schändlichsten Verbrechen ungestraft verübte, und daß ein Jeder, welcher ein Wort gegen ihn sprach, auf eine unbarmherzige Weise mißhandelt wurde. Er hatte eine Art von Tempel und einen Altar aufgerichtet, auf welchem Opfer dargebracht wurden. Auch umgab ihn eine Zahl auserwählter Schüler, welche Träume und Visionen gehabt zu haben behaupteten, die ihnen der Engel Gabriel vom Himmel herab gebracht haben sollte. Wenn der Betrüger seine Lust, seine Habsucht oder sein Rachgefühl befriedigen wollte, so gab er hiezu eine Beglaubigung vom Himmel vor, und wer an diese nicht glauben wollte, der mußte ein Opfer seiner Rache werden.

Für diese schien er besonders die Missionare auserkoren zu haben, und da der Häuptling des Kraals, in welchem er sich aufhielt, Cornelius Kok, ein sehr einflußreicher und gewaltiger Mann unter den Hottentotten war, so hatten sie Ursache, für sich und ihr Werk das Aeußerste zu fürchten. Nach reifer Ueberlegung faßte Missionar Kicherer den Entschluß, sich in Begleitung einiger Männer nach diesem Kraale zu begeben, und den verführerischen Täuschungen dieses Betrügers muthig entgegenzustehen. Dieser rief nun alsobald eine Versammlung seiner Anhänger zusammen und erklärte denselben, es sey jetzt der wichtige Augenblick gekommen, wo sie ihre Liebe zu Gott und seinem Propheten an den Tag legen könnten; thun sie dies jetzt nicht, so werde Feuer vom Himmel fallen und sie verzehren. Als Kicherer mit seinem Gefolge dem Kraale sich näherte, so war bereits die Partei des Betrügers versammelt, um ihn mit racheschnaubenden Gesichtern zu empfangen. Stephanos trat hervor und verlangte unter dem Schatten eines Baumes den Streit abzumachen, und dorthin zog ihm die ganze Versammlung nach. Kicherer suchte ihn nun mit seiner Bibel in der Hand zu widerlegen; aber der Betrüger, seine Eingebungen mit wilder Heftigkeit behauptend, wollte sich auf solche Beweise nicht

einlassen und schien zur Gewalt seine Zuflucht nehmen zu wollen. Kicherer ließ ihn nun als einen zum Tode verurtheilten Verbrecher ergreifen, und alsobald legten sie die Hände an ihn und sperrten ihn als Gefangenen in seinem eigenen Tempel ein. Der Betrüger hatte nun seine Rolle ausgespielt, und er fing jetzt an in französischer Sprache, welche das Volk nicht verstand, den Missionar Kicherer aufs Demüthigste anzuflehen, ihm noch einmal die Freiheit zu schenken, damit er das Land verlassen könne. Kicherer sagte ihm seine Bitte zu unter der Bedingung, daß er ein offenes und freies Bekenntniß vor dem ganzen Volke ablege, und jetzt gestand er öffentlich vor der Versammlung, daß er sie Alle betrogen habe, — daß sie, wenn sie seinem Beispiele folgten, zur Hölle gehen würden, und daß sie Ursache hätten, Gott zu danken, welcher ihnen Lehrer der Wahrheit zugesendet habe. Nun drängten sich die Hottentotten um Kicherer her, um demselben aufs Herzlichste zu danken, daß er sie vom tyrannischen Joche dieses Betrügers erlöset habe, und ihn zu bitten, denselben nackt in die Wüste hinaus zu senden. Indeß hielt Kicherer für zweckmäßig, ihn bis an die Meeresküste begleiten zu lassen; allein Stephanos entfloh seinem Begleiter auf dem Wege und schloß sich jetzt an die Räuberhorde des wilden Afrikaners an.

Nachdem Missionar Kicherer in Kok's Kraal die beiden Gehülfen Anderson und Kramer zur Fortsetzung des angefangenen Werkes unter dem Stamme der Korannas zurückgelassen hatte, so faßte er nach zehnmonatlichem Aufenthalte unter denselben den Entschluß, im Frühling 1802 mit seinem Begleiter Scholz wieder nach dem Zackflusse zurückzukehren, weil die Weideplätze am Orangeflusse für den Unterhalt ihrer ansehnlichen Heerde nicht zureichten. Er selbst gedachte noch etwas länger die Abreise dorthin aufzuschieben, weil er befürchtete, daß in dieser Jahreszeit (Monat März), die Sandwüste, die er durchwandern sollte, noch nicht Wasser genug habe; allein da ihn einige wilde Buschmänner wissen ließen, daß viel Regen in der Wildniß gefallen sey, so entschloß er sich, mit seinem Gefolge und seiner Viehheerde den

Weg anzutreten. Aber bald sah er sich betrogen; denn nach drei Tagereisen hatte er keinen Tropfen Wassers in der Wüste angetroffen, bis er endlich einen kleinen Sumpf entdeckte, an welchem er jedoch seinen brennenden Durst nicht zu löschen wagen durfte, weil ihn die Buschmänner mit einer Anzahl von Schlangenköpfen, die auf demselben umherschwammen, vergiftet hatten. In ihrer großen, verderbendrohenden Noth warfen sie sich nun gemeinschaftlich auf ihre Kniee nieder, um Gott um Seine Hülfe anzuflehen; und siehe! am Abend desselben Tages sandte Er ihnen einen starken Regenschauer, der ihren Durst stillte und das schmachtende Land erquickte. Nun ruhten sie ein paar Tage aus, um desto schneller ihren Zug durch die Wüste vollenden zu können, als sie an einem Morgen die Wahrnehmung machen mußten, daß wilde Buschmänner einen Theil ihrer Heerde weggetrieben hatten. Einige bewaffnete Hottentotten jagten nun den Räubern nach, und sie waren so glücklich von 80 geraubten Ochsen 73 wieder zurückzubringen. Missionar Kicherer hatte seit einem halben Jahre keinen Bissen Brot gekostet, und ihn verlangte sehnlich, seine heftige Gierde nach demselben zu befriedigen. Er eilte daher mit einigen Begleitern nach einem Bauernhofe einige Tagereisen voraus, und bemerkte in seinem Tagebuche: „Es ist schwer, sich von dem hohen Genuß eine Vorstellung zu machen, den ich empfand, als ich ein hartes Stück Bauernbrot einmal wieder in den Mund nehmen durfte."

Am Zackflusse mit seinen Leuten angekommen, wünschte er nun eine bleibende Niederlassung für dieselben am Ufer dieses Flusses aufzurichten, und da ihm die erforderlichen Geräthschaften und Werkzeuge hiezu gebrachen, so reiste er nach der Capstadt, um mit den Unterstützungen der dortigen Missionsfreunde das nöthige Bau- und Ackergeräthe einzukaufen. Der brittische Statthalter daselbst, der sein Vorhaben kräftig unterstützte, bot ihm indeß dringend eine einträgliche Pfarrstelle in dem benachbarten Städtchen Roodesand an, was er jedoch ausschlug, weil sein Herz dem armen Hottentottenvolke liebend zugethan war. Nach seiner Rückkehr

machte er sich nun unverweilt ans Werk und fing den Bau einer großen Kirche an, um welche her die bekehrten Hottentotten ihre Wohnungen aufrichteten. Anfangs griffen die Hottentotten mit frischem Muth das Werk an; allein nur allzubald sanken sie wieder in ihre gewohnte Trägheit und Sorglosigkeit zurück. Nun erklärte ihnen Missionar Kicherer, es sey ihm eine Pfarrstelle in der Nähe der Capstadt angetragen worden, und er werde sie innerhalb wenigen Wochen verlassen, wenn sie nicht mit allem Ernst auf den Aufbau und die Vollendung des begonnenen Werkes Bedacht nehmen würden. „Jetzt erfolgte ein Auftritt,“ erzählt er, „an den ich ohne tiefe Rührung mich nicht zurückerinnern kann. Alle fingen an laut zu weinen und mich so inbrünstig um mein Bleiben bei ihnen anzuflehen, daß mir mein Herz zerschmolz und ich ihnen das Wort geben mußte, daß ich sie nicht verlassen wolle. Ihre Freude hierüber war ausnehmend groß; Viele fielen mir um den Hals und weinten Freudenthränen, und ich durfte nun sehen, daß mich diese armen Hottentotten mehr liebten, als ich erwartet hatte.“

Die Niederlassung lag in einem hoch gelegenen von öden Bergen umgebenen Thale, dessen Boden zwar des Anbaues fähig, aber eben nicht sehr fruchtbar war. Außer der Kirche, welche 800 Zuhörer in sich fassen konnte, wurde auch ein geräumiges Missionshaus aus Stein aufgerichtet, und in der Nähe befand sich eine treffliche Quelle, welche reichliches Wasser lieferte. Rings um die Kirche her richteten die Neubekehrten, die zur Gemeinde gehörten, ihre Wohnungen auf, und hinter denselben lagerten im Umkreise die kleinen Hütten der noch ungetauften Hottentotten. Eine schwache Viertelstunde von der Missionscolonie floß der Zackfluß vorüber, an dessen Ufern die Kornfelder angelegt wurden. Der Himmelsstrich war indeß nicht günstig, indem glühende Hitze des Tages und schneidende Kälte des Nachts häufig mit einander wechselten und die Weideplätze umher für den Anwuchs der Viehheerde nicht zureichten. Indeß hatten die Missionare um diese Zeit eben keine andere

Wahl, weil sie nur solche Stellen zum Anbau für ihre Leute in Besitz nehmen durften, welche die Bauern um ihres schlechten Zustandes willen des Anbaues nicht werth hielten. Indeß gedieh sichtbar das Werk des HErrn in ihren Händen, und Missionar Kicherer hatte am Ende des Jahres 1802 die Freude, 30 Erwachsene und 24 Kinder durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der Christen aufzunehmen. „Gott thut Wunder in dieser öden Wildniß," schrieb er um diese Zeit, „wie groß ist nicht Seine Leutseligkeit, die Er an diesen armen, verblendeten Geschöpfen offenbart! Ich kann meine Gefühle hierüber nicht in Worten ausdrücken, und Freudenthränen fließen über meine Wangen, wenn ich bedenke, was der HErr an diesem Volke gethan hat und wie ich jetzt mit meinen Augen sehen darf, was mein Herz Jahre lang sehnlich von dem Vater der Barmherzigkeit erflehte."

Geschwächte Gesundheit und andere dringende Bedürfnisse gaben im Frühling 1803 die Veranlassung dazu, daß Missionar Kicherer, von einigen seiner bekehrten Hottentotten begleitet, eine Reise nach Europa antrat, um für das Aufblühen des Missionswerks neue Freunde unter den Christen seines Vaterlandes zu gewinnen. Der Abschied von seiner kleinen Hottentotten-Gemeinde war rührend; die guten Leute weinten bitterlich, hielten ihn bei der Hand und wollten ihn kaum ziehen lassen. Er tröstete sie mit der Versicherung, nach 15 Monaten, so es dem HErrn wohlgefalle, wieder in ihrem Kreise einzutreffen. Das Gemeindlein bestand aus 83 Getauften und über 500 Katechumenen, die nach dem Unterricht im Christenthum verlangten. Ihnen ließ er Hrn. Bosmann als Lehrer zurück, einen wackern Christen, welcher zuvor Gutsbesitzer im Lande gewesen war und freiwillig Alles verlassen hatte, um den armen Heiden das Evangelium zu verkündigen.

Sechster Abschnitt.

Die Kaffern.

Das Kafferland. — Beschreibung der Kaffern und ihrer Gewohnheiten. — Die Missionare Van der Kemp und Edmond ziehen dorthin. — Ihre Unterhandlungen mit dem Kaffernkönig Geika. — Niederlassung am Keiskammaflusse. — Missionar Edmond zieht nach der Colonie zurück. — Gefahrvolle Lage Van der Kemp's. — Seine Arbeiten im Kaffernlande. — Rückzug desselben nach Graaf Reinet. — Zusammentreffen mit den Missionaren Van der Lingen und Read.

Das Kaffernland war das erste Land außerhalb der Capcolonie, dessen heidnische Bewohner die Liebesthätigkeit europäischer Christen auf sich zogen. Zwar hatten schon früher einzelne Kaffern zu Pavianskloof Besuche gemacht und die Arbeiten der Brüder daselbst kennen gelernt; aber ehe Dr. Van der Kemp nach Africa kam, war zuvor kein Versuch gemacht worden dieses wilde Volk der Erkenntniß Christi und den Segnungen der christlich-bürgerlichen Gesellschaft näher zu bringen. Erst die Liebe dieses Knechtes Christi suchte sie zuerst in ihrer Wildniß auf, und ihm haben wir auch die ersten zuverlässigen Nachrichten über die Beschaffenheit dieses Volkes in seinem heidnischen Zustande zu verdanken, nachdem uns La Vaillant zuvor viel Fabelhaftes von demselben erzählt hatte.

Den Namen Kaffer, welcher in der arabischen Sprache einen Ungläubigen bedeutet, pflegen die Muhammedaner allen Volksstämmen des südlichen Africas beizulegen; europäische Schriftsteller aber gebrauchen denselben nur von einem von den Hottentotten verschiedenen und an der östlichen Seite der Colonie wohnenden Volksstamm, der sich selbst Kusas zu nennen pflegt, und eine Bevölkerung von etwa 35,000 Seelen in sich begreift. Ihr Land hat unbestimmte Gränzen; es war in älterer Zeit ungleich ausgedehnter, als in unsern

Tagen, wo im Westen durch die brittische Regierung der Capcolonie, und im Norden und Osten durch ihre kriegerischen Nachbarn ansehnliche Theile von demselben losgerissen worden sind. Dasselbe ist gebirgig und wasserreich, der Boden thonartig, mit feinem Sand vermischt und sehr fruchtbar. Seine ganze Oberfläche ist bis zu den höchsten Bergspitzen mit Bäumen, Gesträuchen, Gras und Pflanzen aller Art bedeckt und zu keiner Zeit des Jahres pflanzenleer. Der Winter, welcher vom April oder Mai bis August dauert, und der Capcolonie anhaltende Regengüsse bringt, ist im Kafferland die trockenste Jahreszeit. Erst in den Sommermonaten wird das Land vom Regenschauer und nicht selten von den heftigsten Gewittern heimgesucht. Diese sind häufiger und schrecklicher als in Europa, und von eigenthümlichen Naturerscheinungen begleitet; die Blitze verbreiten nämlich keinen so hellen, das Auge blendenden und plötzlich wieder verschwindenden Glanz wie bei uns, sondern sie bestehen in fortgesetzten, funkenartigen Lichtströmungen, welche die Erde den Wolken und diese der Erde entlocken, und diese oft zwei- und dreifachen elektrischen Strömungen dauern mehrere Secunden lang. Dem häufigen Regen ist die größere Fruchtbarkeit des Kafferlandes, so wie seiner hohen Berglage das gesunde Klima desselben zuzuschreiben, indem es durch seine Höhe über der Meeresoberfläche eine kühlere Luft gewinnt, als dies in einem Lande zu erwarten wäre, das der heißen Erdzone nahe liegt. Diese Kühlung ist im Sommer wie im Winter ziemlich gleich, und wenn in der letzten Jahreszeit das Blätterwerk nicht ganz so lebhaft ist, so liegt die Ursache hievon mehr in verminderter Feuchtigkeit, als im Mangel an Wärme.

Das äußere Ansehen der Kaffern ist gebieterisch; sie sind im Allgemeinen hoch gewachsen und riesenhaft; ihre Gesichtszüge sind in vielen Fällen edel und ihre Körperfarbe ist tief braun und dem Schwärzlichen sich nähernd; indeß ist ihre eigentliche Hautfarbe häufig kaum bemerkbar, da sie sich Gesicht und Körper mit rother Erde oder Eisenstein zu bemalen pflegen. Statt sich zu punctiren, wie es die Süd-

see-Insulaner zu thun pflegen, ziehen sie sich ein spitziges Eisen durch die Haut, das über der Oberfläche des Körpers aufrecht hervorragt. Eben so schneiden sie auch reihenweise kleine Narben in die Arme, den Rücken und die Brust ein, um sich dadurch ein gewisses mannhaftes Wesen zu verschaffen. Die Kleider, die sie etwa anlegen, dienen ihnen nicht zur Bedeckung, sondern als Putz, und wenn die Kälte sie nicht nöthigt, ihrem Körper eine Bedeckung umzuwerfen, so gehen sie gerne nackt einher. Ihre Köpfe sind immer unbedeckt und nur mit einer Schnur kupferner Körner nach Art eines Diadems oder mit einem schmalen Bande umhängt, an welchem kleine Muscheln von verschiedener Farbe sich befinden. Auch ihre Ohren sind mit allerlei Zierrathen geschmückt, so wie der Geschmack oder die Mode sie dem Einzelnen empfiehlt. Ueberhaupt gehören Ringe von verschiedenem Metall, womit sie ihre Gliedmassen reichlich umhängen, zu den Luxusartikeln des Kaffernvolkes, während fünf bis sechs Tigerzähne oberhalb des Ellbogens aufrecht am Arme des Mannes befestigt sind. Gegen die Kälte pflegen sie sich gemeiniglich mit einer Kuhhaut zu schützen, die sehr weich gegerbt ist, indeß ihre angesehenen Männer zur Auszeichnung mit einer Tigerhaut sich bedecken. Die Weiber gehen baarfuß und umhängen sich mit einer Schürze; die Männer tragen eine Art Sandalen in der Hand oder an einem Stock, und diese binden sie an die Füße, wenn der Weg rauh ist.

Zur Verehelichung ist beiderseitiges Einverständniß keineswegs erforderlich. Der Mann kauft sich seine Gattin mit ein paar Ochsen von ihren Eltern, und ihm ist gestattet dieselbe wieder zu verkaufen. Vielweiberei ist besonders bei den Häuptlingen häufig, nicht sowohl um des Vergnügens als um des Nutzens willen, indem die meisten Geschäfte von dem weiblichen Geschlechte verrichtet werden. Sie bauen die Hütten, graben den Boden, fällen das Holz, bereiten alle Geräthschaften des Feldbaues und der Haushaltung und spielen bei der Aufrichtung eines Kraales die Hauptrolle. Der Beruf des Mannes besteht allein im

Kriegführen, in der Jagd, im Melken der Kühe. Die Beschneidung wird an den Knaben verrichtet, wenn sie 12—14 Jahre alt geworden sind, und mit ihr treten sie ins männliche Alter ein. Bei derselben wird der Knabe am ganzen Körper weiß angestrichen, sodann zu einem Flusse gebracht und rein abgewaschen; alle seine alten Kleidungsstücke werden auf die Seite gelegt und ihm dafür neue gegeben, und alle diese Ceremonien sollen andeuten, daß er jetzt ein ganz neuer Mensch geworden sey. Ihre Wohnungen sind im Allgemeinen besser gebaut als die Hütten der Hottentotten; sie haben eine länglicht runde Gestalt und ruhen auf starken Baumpfosten. Das Dach wird mit Stroh bedeckt und die Wände sind mit Lehm oder Kuhdünger bestrichen. Die Dörfer der Kaffern sind gut geschützt; auch ist ihre Vorstellung von Privateigenthum richtiger als bei den Hottentotten, wie dies überhaupt bei allen angesiedelten und Ackerbau treibenden Völkern der Fall ist. Der große Hof in der Mitte eines Kraals, in welchem die Viehheerde sich befindet, ist mit Baumpfosten befestigt. Hieher wird am Abend alles Vieh zum Melken getrieben und die Nacht über bewacht, indeß es am andern Morgen nach dem Melken wieder auf das freie Feld hinaus zur Weide gebracht wird.

In der Mitte dieses großen Hofes besitzt jede Familie ein eigenes tiefes Loch, in welchem sie ihren Kornvorrath aufbewahrt. Dieses ist mit Stangen und Stroh bedeckt, auf welches sodann ein Haufen Erde geworfen wird. Wird das Loch zum ersten Mal geöffnet, so schenkt der Eigenthümer jedem Bewohner des Kraals einen Korb voll Korn, und ein größerer wird dem Capitän gegeben. Das Kafferkorn ist eine Art Hirse, die 10 Fuß hoch wächst. Die Aehren sind einen Zoll dick und die Körner besitzen einen zuckerhaften Geschmack. Das Korn selbst wird gesotten verzehrt oder zwischen zwei Steinen gemahlen und zu ungesäuertem Brot gebacken. Auch bereiten sie durch Gährung eine Art Bier aus demselben. Beim Anbau des Bodens wird weder Pflug noch Spaten noch irgend ein Werkzeug gebraucht, sondern der Same wird nur über das Gras

hingestreut und das Gras sodann mit hölzernen Werkzeugen geschlagen; unter ihm keimt hernach die Frucht auf. Noch besitzen sie eine andere Kornart, Bona genannt, welche in Holland unter dem Namen türkisch Korn bekannt ist, dessen Körner die Gestalt einer Erbse haben. Jedes Dorf hat einen gemeinschaftlichen Garten, neben welchem jede Familie noch einen eigenen besitzt, und diese Gärten sind mit einem Gehäge von Holzstöcken umzäunt. Hier werden Kürbisse und eine Art von Wassermelonen gepflanzt; überdies besitzen sie Wurzel- und Fruchtarten, die man in Europa noch nicht kennt, besonders eine Gattung hoher Bäume, die eine Art Oliven von köstlichem Geschmack tragen, welche zwei Zoll lang, saftreich und süß sind. Auch viel Tabak wird von den Kaffern gepflanzt, den sie geschmackvoll zuzubereiten wissen. Sie ziehen den Rauch aus hölzernen Pfeifen, welche in ein großes, mit Wasser gefülltes Kühhorn gestellt werden, wodurch derselbe angenehm abgekühlt wird.

Ihre Hauptnahrung besteht im Fleisch und der Milch ihrer Heerden, so wie im Ertrage der Jagd. Schaf- und Ziegenheerden besitzen sie nicht, auch wird kein Federvieh von ihnen erzogen. Ist ein Mann arm und besitzt er keine Kühe, so wendet er sich an die Häuptlinge, welche ihn reichlich mit Lebensmitteln versorgen und sich dafür auf den Weideplätzen der Bauern auf der Colonie entschädigen, denen sie Hunderte von Viehstücken unversehens hinwegstehlen. Ihr Ackerbau ist der Viehzucht untergeordnet. Fische werden nur in armen Kraals verzehrt, und diese sind deshalb verachtet. Wird ein Stück Vieh geschlachtet, so gehört die Brust desselben dem Könige, dem sie dieselbe auf weite Entfernung hin zusenden, obgleich sie häufig in Fäulniß übergegangen ist, wenn er sie erhält.

Von Krankheiten weiß man nicht viel unter den Kaffern; ihre müßige Lebensweise, ihre körperlichen Uebungen, so wie die Sorgfalt, mit welcher sie nur auf gesunden Anhöhen ihre Dörfer anlegen, mögen viel zur Erhaltung ihrer Gesundheit beitragen. Dr. Van der Kemp hat während seines ganzen Aufenthaltes unter diesem Volke nie von

Wechselfiebern, von auszehrenden oder scorbutischen Krankheiten unter ihnen gehört. Indeß richtet doch bisweilen eine Art von Faulfieber, das aus ihrer Lebensweise zur trocknen Jahreszeit zu entstehen pflegt, große Verheerungen unter ihnen an. In solchem Falle nehmen sie gewöhnlich zu Zauberern und Beschwörern ihre Zuflucht, welche sodann Steine, Schlangen, Bäume und Holzstücke aus dem Körper des Kranken herauszuzaubern vorgeben. Bisweilen muß ein Stück Vieh geschlachtet, in Stücke zerlegt und als Sühnopfer in den Fluß geworfen werden. Vermuthet der Zauberer eine Teufelsbesitzung in dem Kranken, dann sucht er zuerst den bösen Geist durch allerlei lächerliche Kunststücke aus dem Körper herauszujagen und gefangen zu nehmen, und da ihm dies selten gelingen will, daß er ihn in die Faust bekommt, so läuft er ihm mit dem Wurfspieße in der Hand über alle Berge und durch alle Thäler nach. Will die Krankheit nicht weichen, so wird der Unglückliche aufs Feld geschleppt, um von den Wölfen verzehrt zu werden. Gelingt es ihm nun, wieder in seine Hütte zurückzukommen, so wird er zum zweiten und dritten Mal hinausgebracht — und hat er doch noch Kraft genug zurückzukehren, so sperrt man ihn mit etwas Speise und einem Kruge Bier in seiner Hütte ein, indeß der ganze Kraal aufbricht und ihn sterben läßt. Nach seinem Tode wird er ohne alle Ceremonien den Wölfen zum Verzehren vorgeworfen, indem ein Begräbniß das ausschließliche Vorrecht des Königs und der Königin ist. „Es dauerte lange Zeit," bemerkt Van der Kemp, „ehe ich den wahren Beweggrund dieses grausamen Gebrauches entdecken konnte; aber seitdem ich mit dem Charakter dieses Volkes besser bekannt bin, ist es mir klar, daß sie nur aus Liebe zur Selbsterhaltung also handeln. Sie fürchten nämlich nichts so sehr als die Verbreitung von Krankheiten unter einem Kraal, und kennen kein besseres Mittel dagegen, als dieselben schon in ihren ersten Keimen zu ersticken. Eine Folge dieser kalten Selbstsucht ist auch ihr Benehmen, wenn sie einen Menschen in Gefahr sehen im Flusse zu ertrinken. Statt ihm zu helfen fliehen sie

eiligst davon oder machen eher Anstalten, daß er ertrinken muß. Menschenmord wird kaum für ein Verbrechen gehalten und mit einer kleinen Buße abgestraft, wenn sich die Verwandten nicht die Blutrache vorbehalten. Die klingende Münze ist das Vieh, das als Strafe gegeben werden muß, und wovon ein Theil dem Könige und ein anderer den Verwandten des Erschlagenen angehört. Auch die Bestrafung des Ehebruchs ist leicht abgethan; aber wenn Jemand es wagt, an einem Brunnen oder in einem Viehhofe einen Schaden anzurichten, so ist immer die Todesstrafe darauf gesetzt. Vermeintliche Befleckung ist das schwerste Vergehen, und wer zufällig oder absichtlich sich dieselbige zuzieht, muß sich dafür schweren Büßungen unterziehen. Stirbt ein Mann oder eine Frau, so müssen seine nächsten Angehörigen, welche für unrein gehalten werden, in die Einsamkeit sich zurückziehen, und ihre Hütten sowohl als ihre Kleider werden sämmtlich verbrannt, ehe sie sich in der Gesellschaft wieder sehen lassen dürfen. Die vorgeschriebenen Reinigungsceremonien und Waschungen nach der Geburt eines Kindes und in andern Fällen haben mit den Vorschriften der jüdischen Reinigungsgebräuche große Aehnlichkeit. Hat aber Jemand einen Andern ermordet, so darf er nur mit eigener Hand sein Fleisch am Feuer braten, das aus bittern Wurzeln gemacht werden muß, und sodann mit der Asche sein Gesicht reiben, so ist er von jeder Blutbefleckung frei. Die geringe Achtung, in welcher das Menschenleben gehalten wird, bildet bei diesem Gebrauche, so wie überhaupt bei den Vorschriften heidnischer Völker in Betreff des Menschenmordes, einen schneidenden Gegensatz gegen das ernste Gesetz, das uns Gott in Seinem Worte hierüber gegeben hat. Nur wer Den kennt, der den Menschen gemacht hat, kennt auch den wahren Werth, den ein Menschenleben in Seinen Augen besitzt."

Im wechselseitigen Verkehr ist ihr Benehmen sehr anständig, und obgleich ausnehmend wild, vermeiden sie doch Alles was beleidigen könnte. Sie pflegen einander nicht zu grüßen; dies thun sie nur gegen den König, dessen Na-

men sie den Ausdruck An beifügen, der eine Ehrenbezeichnung seiner Würde ist. Eben so sind sie gewohnt, das Familienhaupt nicht nach dem Geschlechtsnamen, sondern nach dem Namen des erstgebornen Sohnes, oder wenn kein solcher da ist der ältesten Tochter zu bezeichnen. Diesem Namen pflegen sie das Wort Na (Vater) oder Ma (Mutter) beizufügen. So heißen sie z. B. einen der Missionare nicht anders als Na John (Vater des Johannes), weil sein ältester Sohn Johannes hieß, und als dieser starb, wurde er von ihnen Na Sarah und die Mutter Ma Sarah (Vater, Mutter der Sarah) genannt; oder sie geben einem Manne, den sie ehren wollen, einen neuen Namen. So war Van der Kemp mit drei Ehrennamen von ihnen benannt, welche im ganzen Lande bekannt waren.

Die Regierungsform der Kaffern ist monarchisch, und der König hat das Recht, seinen Nachfolger selbst zu wählen, der gewöhnlich, doch nicht immer, ein Glied seiner eigenen Familie ist. Die Macht des Königs ist unumschränkt; jedoch hängt sein ganzer Einfluß von dem guten Willen und der Liebe seines Volkes ab. Ihre Anhänglichkeit an die Person des Königs ist sehr groß und sie verehren ihn beinahe göttlich und schwören bei keinem andern Namen, als bei dem seinigen. Mag er seine Unterthanen ums Leben bringen und berauben, ihre Gewohnheiten und Rechte nach Willkühr ändern, so lassen sie sich dies Alles mit kindlicher Hingebung gefallen. Indeß steht ihm sein Staatsrath zur Seite, der ihn mit der Volksmeinung bekannt macht; auch gestatten sich seine Feldobersten viel Freimüthigkeit gegen ihn, wenn er sein Ansehen mißbraucht. Läßt sich der König nichts sagen und weist er die Mahnungen mit Verachtung von sich, so brechen die verschiedenen Kraals nach entfernten Gegenden auf und lassen ihn allein sitzen; aber selten kommt es zu gewaltsamem Aufruhr gegen ihn, und ihre Auswanderungen bringen ihn gemeiniglich zur Vernunft. Jeder Kraal hat einen Anführer (Capitän). Nach der Anzahl ihrer Untergebenen ist ihre Macht größer oder kleiner; bisweilen theilt sich sein Volk in mehrere Kraals

ab, und dann ernennt er Stellvertreter für dieselben. Die Würde eines solchen Häuptlings ist erblich. Hinterläßt er keinen Sohn, so wird ein Anderer an seiner Statt aus dem Volke erwählt und von ihm bestätigt. Der König hat auf diese Wahlen keinen Einfluß; bisweilen aber nimmt er einzelne Dörfer unter sein eigenes Regiment und versetzt Häuptlinge, die ihm als gefährliche Leute erscheinen. Die mächtigste Beschränkung der königlichen Würde ist der Mangel an Miethtruppen, indem jeder waffenfähige Kaffer ein freiwilliger Soldat ist. Das königliche Einkommen besteht in Lieferungen an Vieh, Korn, Elephantenzähnen, Pantherhäuten und Kranichfedern. Reist der König, so wird er von seinen Staatsräthen begleitet; auch folgt ihm ein Zug seiner Weiber nach. Hält er irgendwo inne, so wird alsobald ein Ochse zu einem Gastmahle für ihn geschlachtet; aber von der Milch seiner Unterthanen darf er nicht trinken, sondern zu diesem Behufe werden ihm einige seiner eigenen Kühe nachgeführt.

Die Kaffern führen häufige Kriege, nicht nur mit den benachbarten Volksstämmen, sondern besonders auch mit der Capcolonie. Jeder Häuptling ist gehalten, auf die Mahnung des Königs mit seinen Untergebenen auszuziehen, und der König stellt sich an die Spitze seiner Krieger und kämpft in der Mitte derselben. Ihre Waffen bestehen in einem Wurfspieße (Hassagain) und dem Kirri, einem kurzen, furchtbaren Prügel. In neuerer Zeit wußten sie sich auch Schießgewehre zu verschaffen und dieselben geschickt zu gebrauchen. Im Kriege bedecken sie ihren Körper mit dem Schilde einer Kuhhaut. In früherer Zeit waren sie immer gewohnt, ihre Feinde zu offener Feldschlacht herauszufordern und von ihrem persönlichen Muthe und ihrer Kraft den Sieg zu erwarten. Seitdem sie aber von den Colonisten auf eine so verrätherische und heimtückische Weise mißhandelt worden sind, ist der edle Rittergeist dieses Volkes sehr gesunken, und sie tragen jetzt kein Bedenken mehr, dieselben Waffen der Hinterlist und Bosheit zu gebrauchen, deren sich ihre Feinde gegen sie zu bedienen pflegen. Mit bürgerlicher Kunstfertigkeit sind die

Kaffern nur wenig bekannt; indeß haben sie doch gelernt ihre Kriegswaffen und Werkzeuge zum Feldbau aus Eisen zu verfertigen. Eben so machen sie verschiedene Töpferwaaren aus Lehm, welche an der Sonne gebrannt werden und unsern Flaschen mit weitem Halse ähnlich sind. Mit Binsengeflechten wissen sie sehr geschickt umzugehen, und ihre geflochtenen Milchkörbe sind sehr schön und dicht. Mit Zahlen ist ihre Sprache nur wenig bekannt; indeß haben sie sich doch auch ohne Zahlnamen ihre eigene Rechnungsweise ersonnen, um ihre Heerden, wenn sie auch einige Hunderte von Stücken betragen sollten, genau zu zählen.

Als Volk haben sie keine Vorstellung von dem Daseyn eines Gottes; auch besitzt ihre Sprache nicht einmal ein Wort für die Bezeichnung eines höchsten Wesens, obgleich viele Einzelne unter ihnen sind, welche einige dunkle Religionsbegriffe von benachbarten Völkern entlehnt und diese in ein abergläubisches Gewand eingehüllt haben. Bei der Mündung des Flusses Keis-Kama liegt ein alter Anker, der einem an der Küste verunglückten Schiffe zugehörte. Ein Kaffernkönig, welcher um das Jahr 1786 das Land regierte, ließ ein Stück von diesem Anker abschlagen. Nicht lange hernach starb der Mann, der dies that, und dieser zufällige Umstand war hinreichend, dem Volke den Glauben beizubringen, als besitze dieser Anker die Macht, Jeden zu bestrafen, der ihn ungebührlich behandle, und als liege er deshalb am Ufer, um das Meer zu bewachen. Um nun den Anker zu versöhnen, wurde ihm ein eigener Name gegeben, und kein Kaffer geht an ihm vorüber, ohne ihn bei diesem Namen zu grüßen. In früherer Zeit war der Glaube unter ihnen verbreitet, ein Mann, in einen grünen Rock gekleidet und seine Augen unverrückt auf den Boden senkend, erscheine bisweilen in ihren Kraals, und dann bieten sie ihm Geschenke aller Art an und laden ihn in ihre Hütten ein. Aber er nimmt nie ihre Einladung an und läßt sich auch selten hören. Einmal soll er in einem fürchterlichen Sturmgewitter gesagt haben: „Fürchtet euch nicht, ich spiele nur mit euerm Land." Wenn dieser Mann in einem Kraale

erscheint, so läuft jetzt Alles eiligst davon. Man schlachtet einige Thiere und legt neue Kleider an. Wenn die Kaffern nun auch nicht an die Regierung eines guten Geistes glauben, so fürchten sie sich um so mehr vor dem Einflusse böser Geister, gegen den sie alle Zauberkünste in Bewegung setzen. Hat Jemand irgend ein Leiden, das sie nicht zu erklären wissen, so wird alsobald eine Hexe herbeigeholt und jede Person, die sie als schuldig bezeichnet, sogleich mit dem Tode bestraft. Die Todesart, zu welcher sie verurtheilt wird, ist fürchterlich, indem sie gebunden in einen großen Ameisenhaufen gelegt und von denselben gefressen wird. Als Van der Kemp im Kafferlande war, stand die Mutter des Königs an der Spitze dieser Zauberinnen, und nicht selten wurden seine vermöglichsten Unterthanen der Zauberei beschuldigt, die sich jedoch mit ihren Viehheerden von der Todesstrafe loszukaufen wußten. Einmal waren fünf derselben angeklagt, weil der König selbst krank darnieder lag, und er wurde von allen Seiten angegangen, sie ums Leben zu bringen; allein er sprach die großmüthigen Worte, die jedem Monarchen der Welt Ehre machen würden: „Kann mein Leben nur mit dem Tode so vieler meiner Unterthanen gerettet werden, so laßt mich sterben." Merkwürdig ist, daß im Kaffernlande sowohl als unter allen heidnischen Völkern die Zauberer immer bekennen, die Macht ihres Zaubers werde durch die Gegenwart der Christen zernichtet. Dies war bei Van der Kemp der Fall. Nach langer Trockenheit wurden die Regenmacher zusammengerufen, um Regen herbeizuschaffen. Van der Kemp kam dazu, und die Mutter des Königs, welche dabei am geschäftigsten war, erklärte laut, sie bringen keinen Regen zu Stande so lange er da sey, denn das Loch falle immer wieder zu, so oft er an den Himmel blicke.

Die Kaffernsprache ist von der Hottentottensprache gänzlich verschieden; sie hat keine schnalzenden Töne, ist kräftig und weich, auch fehlen ihr die rauhen Kehltöne der Europäer, besonders das R; sie ist leichter zu erlernen als die Hottentottensprache. Die Geschichte des Kaffernvolkes reicht

nicht weit hinauf; Van der Kemp faßte so viel von ihr auf als er in Erfahrung bringen konnte, und der Reisebeschreiber Lichtenstein erzählt ihm in seiner Reisebeschreibung nach, während er schnöde den Charakter dieses edeln Missionars befleckt, dem er doch alle seine Nachrichten über das Kaffernland zu verdanken hatte. Die Ueberlieferungen der Kaffern reichen nicht weiter als auf die Regierung von sechs Königen zurück. Der letzte derselben ist Geika, ein Großsohn des Palo, den sein Oheim Zlambi erzog, der während der Minderjährigkeit des Knaben regierte. Als Geika mündig wurde griff er nach dem Zügel der Regierung; allein sein Oheim verweigerte ihm denselben, und so entstand ein Volksaufruhr; es wurden mehrere blutige Treffen zwischen beiden Parteien geliefert. Geika trug den Sieg davon und nahm seinen Oheim mit beiden Söhnen desselben gefangen. Der älteste derselben ward von ihm ermordet, der jüngste, Hintza, als ein Kind begnadigt, und selbst der alte Zlambi zu einem Häuptling des Volks erhoben. Während der Revolution waren ansehnliche Parteien in entfernte Gegenden gezogen, welche einen gewissen Grad von Unabhängigkeit zu behaupten wußten.

In solcher Lage befand sich das Kaffernland, als der edle Missionar Van der Kemp zuerst als Bote Christi unter diesem Volke eintrat, um in den Finsternissen desselben die herrliche Freiheit der Kinder Gottes zu verkündigen. Die Capcolonie, durch welche er den Weg nach diesem Lande machen sollte, befand sich damals in mächtiger Aufregung. Viele der holländischen Bauern, welche sich des Bodens der Colonie bemächtigt hatten, waren der brittischen Regierung abgeneigt und huldigten den Grundsätzen der französischen Revolution jener Tage, indeß das arme von den Bauern niedergedrückte Hottentottenvolk sehnsüchtig nach der Regierung um Hülfe hinblickte, und deshalb nur desto grausamer von den Bauern mißhandelt wurde, während die brittische Regierung weder den Muth noch die Kraft hatte gerecht zu seyn und ihnen den verheißenen Schutz der Gesetze angedeihen zu lassen. Viele dieser Unglücklichen flohen daher

ins Kaffernland und schlossen sich an die benachbarten Kaffern an, welche gleichfalls vielfach erduldetes Unrecht an den Colonisten zu rächen hatten, und machten gemeinschaftlich Krieg gegen die Colonie, in welcher sie ihre Familien und ihre Viehheerden zurückgelassen hatten. Ein ansehnlicher Landstrich an den Gränzen des Fischflusses wurde nun von ihnen verheert, und das ganze Land in ängstliche Unruhe versetzt.

Unter solchen Umständen hatte Dr. Van der Kemp mit seinem Mitarbeiter Edmond im Mai 1799 die Reise von der Capstadt nach dem Kaffernlande angetreten, wohin ihn mehrere Hottentotten von Pavianskloof begleiteten. Der brittische Statthalter, General Dundas, hatte sie dem Landdrost von Graaf Reinet, der letzten Station der Colonie, empfohlen, und diese Empfehlung sowohl als der Umstand, daß Van der Kemp ein geborner Holländer war, hatte den Reisenden eine gute Aufnahme unterwegs verschafft, und dies um so mehr, da den feindlichen Bauern der Zweck ihrer Sendung noch ganz unbekannt war. Im Juni, dem Anfang eines kalten Winters, kamen sie wohlbehalten zu Graaf Reinet am Sonntagflusse an, wo der Landdrost sowohl als die Einwohner Alles versuchten, um die Reisenden von ihrem weiteren Zuge über den großen Fischfluß nach dem Kaffernlande abzuhalten, indem sie ihnen die wilde Erbitterung der Kaffern gegen die Weißen mit grellen Farben schilderten. Allein sie erklärten, wenn der Kaffernkönig Geika ihnen den Zutritt zu seinem Lande gestatte, so achten sie ihr Leben nicht theuer, um dem Gebote ihres himmlischen Königs zu gehorchen, der sie bisher auf die wundervollste Weise in jeder Gefahr erhalten habe. An den Gränzen des Landes war Alles in der größten Verwirrung. Die Gränzbauern standen unter den Waffen und suchten den Zug der Missionare nach dem Kaffernlande auf jegliche Weise zu verhindern. Indeß sandten sie doch eine Botschaft an den Kaffernkönig ab, um diesen um die Erlaubniß zu bitten, sein Land besuchen zu dürfen. Die Kaffern am Fischflusse, welche sie mittlerweile besuchten und die sie mit dem

Zweck ihrer Sendung bekannt machten, erklärten ihnen, daß sie mit solcher Botschaft von den Kaffern nichts zu fürchten hätten. Indeß kehrten die Boten mit einer sehr ermunternden Einladung vom Könige Geika zurück, der ihnen seine eigene Tabaksbüchse als Reisepaß zugesandt hatte. Sie machten sich daher auf den Weg, wurden aber schon am folgenden Tage von feindlichen Kaffern angegriffen, welche sie für Soldaten der Colonisten hielten, und so blieb ihnen nichts übrig, als bis zum September 1800 am Fischflusse zu warten, bis sich die Mißverständnisse aufgeklärt haben würden. Sie standen jetzt allein in der Wildniß da und waren gänzlich sich selbst überlassen, durften aber doch in diesem hülflosen Zustande die tägliche Erfahrung machen, daß der himmlische Vater für ihre Bedürfnisse sorgte. Als sie an einem Abend hungrig in ihrem Zelte saßen und nicht wußten, wo sie ein wenig Speise zur Erhaltung ihres Lebens herbekommen sollten, wurden sie einige wilde Zwiebeln gewahr, die im Boden ihres Gezeltes sich befanden, und bei genauerer Prüfung fanden sie, daß ihr Zelt auf einem großen Ackerfelde solcher Zwiebeln von köstlichem Geschmacke stand, an denen sie nach Herzenslust ihren Hunger stillten. Endlich brachen sie auf und erreichten nach mehrern Tagereisen die Wohnung des Königs.

Bald ließ sich der König sehen, welcher mit langsamem majestätischem Schritte, von seinen Häuptlingen begleitet, hervortrat. Er war mit einem Talar von Tiegerfellen bedeckt und trug ein Diadem von Kupfer um seinen Nacken, während er einen eisernen Stab in seiner Hand hielt. Die Missionare traten nun zu ihm herbei und er reichte ihnen, ohne ein Wort zu sprechen, die rechte Hand dar. Van der Kemp überreichte ihm nun seine Tabaksdose, die er mit kleinen Knöpfen gefüllt hatte, welche der König gnädig annahm. Indeß hatte sich ein großer Volkshaufe umher gesammelt, und Van der Kemp machte nun laut die Frage an die Anwesenden, ob keiner derselben Holländisch verstehe? Nach langen Worten trat ein wegen Aufruhr entlaufener Colonist, Conrad Buchs, hervor, um den Dolmetscher zu

machen. Der König Geika fragte jetzt, was der Zweck ihres Kommens sey und was sie von ihm verlangen? Van der Kemp antwortete: sie seyen gekommen, ihn und sein Volk in Dingen zu unterrichten, welche sie im Leben und nach dem Tode glücklich machen würden, und sie bitten daher um die Gestattung, sich im Lande niederlassen zu dürfen, mit der Freiheit, so bald sie es wünschen wieder zurückzukehren. Der König, sichtbar vom Dolmetscher veranlaßt, antwortete: sie seyen in einem sehr ungünstigen Zeitpuncte gekommen, wo das Land voll Verwirrung sey, obgleich er an dem Streit zwischen den Engländern und einigen Kaffern keinen Theil nehme. Er gebe ihnen daher den Rath, nicht lange bei ihm zu bleiben. „Euer Volk," fuhr er fort, „hält mich für einen großen Mann; aber ich bin nicht im Stande Euch zu bewirthen wie ich sollte. Ihr seht Euch nach einer Niederlassung um, aber ich habe keinen Platz zum Nutzen; auch vermag ich Euch nicht zu schützen, da ich mich selbst nicht schützen kann." Van der Kemp bemerkte ihm, sie seyen nur Privatleute und wollen für sich selbst sorgen; es sey ihnen wohl bekannt, daß er die Unfälle des Krieges nicht verhindern könne, aber sie seyen willig sich mit Geduld in die Umstände zu schicken, und sie verlangen keinen andern Schutz als den, welchen er dem geringsten seiner Unterthanen angedeihen lasse. Der König wiederholte, daß er uns nicht rathen könne in seinem Lande zu bleiben, indem unsre Lebensweise von der ihrigen sehr verschieden sey; indeß gab er doch die Erlaubniß, daß die Missionare ihre Ochsen ausspannen und ihr Gezelt aufrichten durften. Letztere überreichten ihm nun ihre Geschenke, womit er sich befriedigt erklärte und zum Beweise dafür sie bald mit einem Besuche in ihrem Gezelte beehrte.

Ein alter Widersacher der Missionare, ein Colonist Prenslo, hatte indeß schon früher das Herz des Königs gegen sie eingenommen, indem er ihm den Verdacht beizubringen wußte, sie seyen englische Spione und führen Zaubereien mit sich, um ihn zu vergiften. Lichtenstein erzählt: Geika habe in dieser Absicht den Van der Kemp um ein

Glas Wein gebeten, und als dieser ihm in aller Unschuld erklärte, daß er keinen Wein habe, so habe alsobald der König die Falschheit dieser Anklage eingesehen und jeden Verdacht fahren lassen. Van der Kemp nennt nur in seinem Tagebuche mit Dankbarkeit gegen Gott, daß Er alle Umtriebe seiner Widersacher zu Schanden gemacht habe, ohne sich weiter darüber zu erklären. Indeß konnte sich der Kaffernkönig zu einer bestimmten Gestattung ihres Aufenthalts nicht entschließen, und die Unbeständigkeit der Wilden machte den wackern Van der Kemp verlegen, während seine Begleiter immer nur auf die Rückkehr bedacht waren. Herr Edmond, der am Kaffernlande keine Freude finden konnte, hatte allen Muth verloren und war krank geworden; auch der Colonist, Herr Buys, welcher mit Van der Kemp ins Kaffernland gezogen war, fing an wegen seiner Sicherheit besorgt zu seyn. „Was mich betrifft," schreibt der muthige Van der Kemp, „so weiß ich, daß ich schon beim Eintritt in dieses Land mir selbst das Todesurtheil gesprochen hatte, und daß ich bei solchem Entschlusse nicht auf mich oder Andere, sondern allein auf den Gott, der die Todten auferwecket, mein Vertrauen setzen durfte." Als ihre Besorgnisse den höchsten Grad erreicht hatten, lasen sie mit einander den 34sten Psalm, an dem sich ihre Seelen erquickten.

Am folgenden Tage bekannte Geika aufrichtig, daß er unrecht gethan habe, und daß er nichts dagegen einwenden wolle, wenn Tinkhanna (ein Name, den er Van der Kemp gab) am jenseitigen Ufer der Keiskamma sich bleibend niederlassen wolle. „Ich werde," erklärte er gegen Buys, „ihm nie etwas zu Leide thun; und sollte er je sich beleidigt fühlen, da ich leicht Fehler machen kann, so sollst du zwischen mir und ihm Richter seyn und dein Ausspruch soll gelten. Mein ganzes Volk soll dies wissen." Nun schenkte der König den Missionaren ein Schaf, und sie machten sich auf den Weg die Stelle ihrer Niederlassung aufzusuchen. Das Reisen in einem wilden Lande, das pfadlos dem Wanderer seine Flüsse, seine Gebirge und seine undurchdringlichen Wälder entgegenstellt und von Raubthieren aller Art in

Besitz genommen ist, setzt den Muth und die Geduld desselben auf eine harte Probe. Kaum hatten sie den Gipfel des ersten Berges erstiegen, so brach ein Rad ihres Wagens, das unter heftigen Regengüssen wieder gemacht werden mußte, und kaum ging der Zug etwas weiter, so waren sie in einem Dorngebüsche so verwickelt, daß sie nur mit Mühe und Wunden sich wieder herauswinden konnten. In einer Nacht verliefen ihnen fünf Ochsen, und sie mußten warten, bis sie in der Wildniß wieder gefunden waren. Van der Kemp blieb allein beim Wagen zurück. „In dieser Einsamkeit," schreibt er, „und verlassen von allen Menschen, erfuhr ich, welch ein treuer Freund und süßer Gefährte Jesus ist, und mich verlangte nach keiner andern Gesellschaft." Nun ging's weiter; aber bald verloren sie jede Spur eines Weges unter den Füßen, und ungewiß an welcher Stelle sie sich befänden, legten sie sich unter freiem Himmel zum Schlafe nieder. Aber die Wölfe ließen ihnen keine Ruhe, und da sie keine andern Waffen als einen Kaffern-Kiri (Keule) bei sich hatten, so mußten sie mit diesem die Wölfe wegscheuchen. Endlich kamen sie an der angewiesenen Stelle am späten Abend an, wo sie mit Anbruch der Nacht von einer Serenade der Wölfe bewillkommt wurden. Ihr Geheul gleicht dem Jammergeschrei einer weiblichen Stimme, die bald mit dem weinerlichen Tone eines Kindes und bald mit dem lärmenden Freudengeschrei eines berauschten Mannes wechselt. Van der Kemp hielt diese Töne anfangs für Stimmen wehklagender Weiber und Kinder und machte sich auf den Weg ihnen zu Hülfe zu eilen, als eine Art nächtlicher Katzenmusik ihn bald überzeugte, daß er es nicht mit Klagweibern, sondern mit heulenden Wölfen zu thun habe, und jetzt kehrte er zu seinem Nachtlager zurück.

Die Stelle, welche ihnen Geika zur Niederlassung angewiesen hatte, war ein schönes Wiesenfeld, mitten in einem Amphitheater hoher Berge und von einem herrlichen Strome durchflossen. Die reichsten Weiden mit herrlichen Blumen bekleidet lagen hier umher, indeß dichte Urwälder die Gipfel der Berge krönten, und in nicht großer Entfernung 11 Kaf-

ferndörfer in verschiedenen Richtungen sich angesiedelt hatten. Schon am andern Tage wurden die Bäume an der zur Aufrichtung des Wohnhauses bestimmten Stelle umgehauen und mit dem Zurichten des Bauholzes der Anfang gemacht. Auch ein Stück Feld wurde umgebrochen und mit Kartoffeln und Rüben angepflanzt.

Indeß dauerten die blutigen Händel zwischen den Colonisten und den Kaffern an den Gränzen fort, und mehrere Bauernhöfe der erstern wurden niedergebrannt. Auch Van der Kemp kam dabei in nicht geringe Gefahr, indem die erbitterten Bauern vier Meuchelmörder ausgesendet hatten, um ihn ums Leben zu bringen; aber die Hand des HErrn schützte ihn in jeglicher Gefahr.

Die Kaffern lieben das Salz nicht, und um ihr Fleisch schmackhaft zu machen wenden sie dasselbe, ehe sie es braten, öfter in einer Thonlache herum. Da ihm und seinen Gefährten dieses Ersatzmittel des Salzes nicht zusagte, so machte er einen Ausflug auf der Küste und legte an derselben mehrere Salzpfannen an, um durch die Sonnenstrahlen das erforderliche Meersalz zu gewinnen. Bei seiner Rückkunft fand er ein Schreiben von dem brittischen Statthalter der Hauptstadt, General Dundas, vor, der aus Besorgniß für seine Sicherheit ihm eine Pfarrstelle bei einer holländischen Gemeinde auf der Colonie anbot. Van der Kemp konnte den Gedanken nicht ertragen, seinen Missionsberuf unter den Heiden aufzugeben, und trug daher seinem jungen Freunde Edmond, dem das Leben im Kafferlande nicht zusagte, diese Stelle an. Nicht ohne Thränen vermochte er von demselben zu scheiden. Sie gingen mit einander in den nahen Wald, fielen auf ihre Kniee nieder, und der ehrwürdige Alte empfahl jetzt seinen scheidenden Bruder der Gnade Gottes und der Leitung Seines heiligen Geistes. „Ich stieg auf einen Hügel," schreibt er in seinem Tagebuche, „und folgte dem Wagen mit meinen Augen nach, bis er hinter den Bergen sich verbarg, und kehrte jetzt meinem Gott vertrauend in meine Einsamkeit zurück."

Allein gelassen und hülflos fand jetzt Van der Kemp seinen Trost nur in seinem Berufe, und der HErr segnete auch seine Arbeit an mehrern Heidenseelen. Selbst sein ärgster Widersacher, der Colonist Prenslo, wurde durch die Predigt des Evangeliums gerührt und fing an, ihr das Ohr zu leihen. Auch der Kaffernkönig wohnte bisweilen dem Abendgebete bei und erklärte einmal, es komme ihm zuweilen vor, er werde fast ein Christ werden. Das Beisammenwohnen von einer Anzahl Menschen in dieser Wildniß schien besonders die Aufmerksamkeit der Wölfe auf sich gezogen zu haben, welche sich des Nachts schaarenweise bei ihrem Lager einfanden. Das Heulen derselben war weniger zu fürchten als ihr Stillschweigen. Im Dunkel der Nacht schlichen sie sich unbemerkt herbei und wußten nicht selten ein Stück Vieh vom Stalle wegzuschleppen. Häufig äußert Van der Kemp in seinen Tagebüchern seine Dankbarkeit gegen Gott darüber, daß Er ihn bisher aus dem Rachen dieser wilden Thiere befreit habe. Besonders war der Tiegerwolf ungemein keck; ein solcher raubte einmal vor Van der Kemp's Zelt ein säugendes Kalb hinweg, während die Mutter ihm nachrannte. Der Räuber leistete Widerstand, als eine Anzahl Kühe ihrer Freundin zu Hülfe kamen und wirklich den verschlagenen Dieb nöthigten, seine Beute fahren zu lassen. Er wurde von ihnen mit den Hörnern zerstoßen, und der Schelm maß von der Schnauze bis zum Schwanz nicht weniger als fünf Fuß. Häufig wurden Van der Kemp von diesen Thieren die Stricke seines Zeltes zerrissen, und nicht leicht ging eine Nacht vorüber, in der sie nicht einen Angriff auf die Heerde machten. Aber dennoch waren in dieser heulenden Wildniß die wilden Menschen noch mehr zu fürchten als die wilden Thiere. Gar oft war sein Leben auch von dieser Seite her in der augenscheinlichsten Gefahr, und nur der waltenden Vorsehung Gottes hatte er seine Erhaltung zu verdanken. Mehrere Verschwörungen wurden gegen sein Leben gemacht und er von seinen Freunden gewarnt das Land zu verlassen; allein Van der Kemp war entschlossen nicht früher abzuziehen, bis

ihm Gott selbst die Nothwendigkeit davon gezeigt haben würde. Einmal waren bereits die Meuchelmörder in seiner Nähe; „aber," schreibt er, „während alle Andern um ihr Leben zitterten, durfte ich erfahren, daß Gott mich mächtig tröstete. Ich blickte auf Jesum als den König der Völker, ohne dessen Willen mich kein Mensch berühren darf; ich durfte in Seiner Gnade ruhen und schlief diese Nacht in den Armen Seiner Liebe im vollen Frieden, indeß die Andern dieselbe in großer Angst zugebracht hatten."

Erfahrungen dieser Art wußte die Huld Gottes diesem muthvollen Knechte auf mannigfaltige Weise zu versüßen. Es kamen aus verschiedenen Richtungen Hottentotten herbei, welche Holländisch verstanden und denen er das Wort des Lebens verkündigte. Besonders gab ihm ein Hottentottenweib, welche später in ihrer Taufe den Namen Sarah erhielt, gute Hoffnung für ihre Bekehrung, und sie wurde deshalb so gehaßt, daß ihr von den Andern alle Nahrung entzogen wurde. Schon hatte sie ihre letzte Kuh geschlachtet und verzehrt und fing jetzt an zu darben. Van der Kemp bat einen der Colonisten, ihm zwei Schafe käuflich zu überlassen, um sie dem armen Weibe zu schenken; allein dieser weigerte sich beharrlich dies zu thun. Er schenkte ihr nun ein Stück Eisen, um für dasselbe Korn von den Kaffern einzutauschen; sie ließ ihm sagen, der Colonist habe sie wissen lassen, daß ihm in der verflossenen Nacht dreizehn Schafe über einen Felsenabhang hinabgestürzt seyen, und sie könne gehen und ihre todten Körper holen. Auf diese Weise erhielt sie nicht blos Nahrung, sondern auch Felle, um sich und ihre kleinen Kinder zu bedecken. „Wie erquicklich ist es nicht für meine Seele," schreibt Van der Kemp, „daß mir der HErr in dieser Wildniß unter Tiegern und Wölfen ein armes Heidenweib zugeführt hat, mit dem ich über den seligen Umgang mit Christo von Herzen reden kann. Siehe, mein Winter ist dahin! schon hört man die Stimme der Turteltaube in diesem Lande!" Bald hatte er die Freude, daß noch ein paar Andere zum HErrn bekehrt wurden.

Am gesegnetsten waren die Arbeiten Van der Kemp's unter den Hottentotten auf einigen umherliegenden Höfen holländischer Bauern gewesen, die sich aus der Colonie ins Kaffernland geflüchtet hatten. Indeß wollten diese jetzt wieder nach der Colonie zurückkehren, und sie ersuchten Van der Kemp, mit ihnen zu ziehen. Lange konnte er sich hiezu nicht entschließen, weil er auf diese Weise die Mission unter den Kaffern aufgeben mußte. Aber auf der andern Seite fiel es ihm nicht minder schwer, von einem Häuflein von Hottentotten sich trennen zu müssen, in deren Herzen ein Werk der Gnade begonnen hatte, und die ihn dringend baten, sie nicht hülflos zu lassen. Als er zu gleicher Zeit die Nachricht vernahm, daß zwei Missionsgehülfen in der Capstadt angelangt seyen, um sich an ihn anzuschließen, daß aber der brittische Statthalter daselbst es bedenklich finde sie ziehen zu lassen, so glaubte er in diesem Umstande einen Wink der Vorsehung Gottes zu finden, das Häuflein seiner Neubekehrten nach der Colonie zurückzubegleiten, und er verließ nun mit ihnen das Kaffernland am letzten Tage des Jahres 1800, nachdem er über 16 Monate unter mancherlei Gefahren in demselben zugebracht hatte. Der Zug war höchst beschwerlich. Naturhindernisse aller Art, wilde Thiere und noch wildere Buschmänner, durch deren Land sie zogen, vereinigten sich, um ihren Marsch höchst gefahrvoll zu machen. Einmal war er in Gefahr in einem tiefen Fluß zu ertrinken, in dem er mit seinem Pferde untersank und mit genauer Noth von seinen herbeieilenden Leuten gerettet wurde. Sie hatten etwa 300 Stück Hornvieh, 25 Pferde und viele Ziegen und Schafe bei sich. Dies zog die wilden Thiere, von denen das Land damals wimmelte, von allen Seiten herbei, und sie mußten Tag und Nacht gegen dieselben zur Wehr stehen. Was ihre Lage noch viel gefährlicher machte war der Umstand, daß sie bei Nacht keine Feuer gegen die Angriffe der Löwen anzünden durften, weil sie sich dadurch den wilden Buschmännern verrathen und des Nachts ihren vergifteten Pfeilen ausgesetzt hätten. Einmal wurden fünf ihrer Leute, die sich aus ihrem Lager gewagt hatten, auf

die grausamste Weise von den Buschmännern ermordet. Um so mehr durfte sich Van der Kemp des sichtbaren Segens erfreuen, den der HErr auf die Arbeiten unter seinem Häuflein legte, das aus 59 Seelen bestand, und von denen er mehrere am Ufer eines Flusses durch die heilige Taufe der Gemeinde der Gläubigen einverleibte.

Indeß waren Van der Kemp's beide Gehülfen mit der Gestattung des Statthalters zu Graaf Reinet angekommen, um ihn dort zu erwarten, und er eilte nun, sie dort als willkommene Mitarbeiter in seine Arme zu schließen. Wie groß war nicht seine Freude, als er diese beiden Brüder, Van der Lingen und Read (Rihd), zu Graaf Reinet antraf und von dem dortigen Regierungsbeamten, Herrn Maynier, die Versicherung erhielt, daß es ihnen gestattet seyn solle, ihr Missionswerk ungestört an dieser Stelle unter den heidnischen Einwohnern zu treiben.

Siebenter Abschnitt.

Die Arbeiten der Missionare zu Graaf Reinet. — Empörung der Bauern wegen des Unterrichts der Hottentotten. — Graaf Reinet von denselben belagert. — Van der Kemp's Vermittlung. — Seine Zusammenkunft mit Geika. — Neuer Angriff der Bauern auf Graaf Reinet. — Plan einer neuen Niederlassung in der Algoa-Bay. — Van der Kemp's Wiederabzug dorthin. — Gedeihen ihrer Arbeit. — Gefährliche Lage der Niederlassung. — Uebergabe der Colonie an die Holländer.

Ungesäumt machten sich jetzt die Missionare zu Graaf Reinet an das Werk, die zahlreichen Sclaven und Hottentotten der Umgegend im Christenthum zu unterrichten; aber bald warteten ihrer bei diesem Werke noch drohendere Gefahren als die Predigt des Evangeliums im Kaffernlande gefunden hatte. Jeden Abend wurden durch das Geläute der Glocke die Hottentotten zum Unterricht in der Kirche eingeladen, und schon am ersten Abend fanden sich über 200 derselben ein, welche das Wort begierig aufnahmen. Auch

eine Schule ward ungesäumt errichtet, um sie im Lesen und Schreiben zu unterrichten, und nicht minder zahlreich wurde sie auch von den erwachsenen Hottentotten und ihrer Jugend besucht. Aber es währte nicht lange, so erwachte der Ingrimm der Bauern, denen jeder Versuch ein Greuel war, dieses unglückliche Volk aus dem Zustande heidnischer Unwissenheit herauszureißen, und die Folge davon war, daß ein allgemeiner Aufruhr derselben befürchtet werden mußte. Die Bauern waren der brittischen Regierung und ihren Behörden gram, weil sie eine Bereitwilligkeit zeigte den armen Hottentotten durch Unterricht aufzuhelfen. Dies war ein Verbrechen in ihren Augen, das durch kein Mittel versöhnt werden konnte. Eine große Anzahl derselben hatte sich auf etwa 300 Wagen bewaffnet zu Zwagerschock versammelt, um dem Unterrichte der Missionare unter den Heiden für immer ein Ende zu machen. Alles war in Bewegung. Die Bauern drohten das Dorf Graaf Reinet zu verbrennen, und viele der Einwohner ergriffen jetzt die Flucht. Als Herr Maynier die versammelten Bauern durch einen Abgeordneten nach der Ursache ihrer Empörung fragen ließ, gaben sie als Hauptbeschwerde an, daß die Hottentotten in der Religion und in andern Kenntnissen unterrichtet, sogar in die Kirche aufgenommen und auf diese Weise den weißen Einwohnern gleichgestellet werden, ein Vergehen, das nicht länger geduldet werden könne, und zugleich beschuldigten sie die Regierung, die Hottentotten und Kaffern in Schutz genommen zu haben. So wie die Insurgenten sich dem Dorfe näherten, traten die Einwohner von Graaf Reinet unter die Waffen; indeß zeigte sich's bald, daß auch unter ihnen sich Viele befanden, welche den Unterricht der Hottentotten mißbilligten. Dem brittischen Beamten stand nur ein Häuflein von 21 Reitern, 80 bewaffneten Hottentotten, einer kleinen Anzahl Einwohnern und ein paar Kanonen zu Gebot, indeß mehr als 300 berittene Bauern gerüstet gegen das Dorf heranrückten. Der Commandant desselben hieß sie durch einen Abgeordneten ihre Waffen niederlegen und zu friedlicher Beilegung des Streites sich versammeln. Allein

die Bauern verlangten, daß vor jeder Unterhandlung die Hottentotten aus der Kirche hinausgeworfen, die Sitze in derselben gewaschen, der Boden aufgebrochen und zum Zeichen der Trauer die Kanzel mit einem schwarzen Tuch überhängt werden solle. Die Missionare legten alsobald ihre Bereitwilligkeit zu Tage, mit dem Häuflein der Heiden sich aus der Kirche zurückzuziehen und ihre Gottesdienste in einem Privathause zu halten. Dies geschah, und der Commandant des Ortes machte die rebellischen Bauern mit diesem Beschlusse bekannt mit der Bemerkung, daß sie sich jetzt ruhig an ihre Wohnorte zurückziehen sollen. Allein Letztere erklärten mit diesem Schritt noch nicht zufrieden zu seyn, sondern daß sie sich selbst durch die Mittel, welche in ihrer Gewalt lägen, Genugthuung verschaffen wollten. Nun blieb kein anderes Mittel als muthvolle Vertheidigung übrig, und da die weißen Einwohner des Ortes sich weigerten gegen ihre Landsleute in den Kampf zu ziehen, so marschirte der Commandant mit dem kleinen Häuflein der Hottentotten den Bauern entgegen, und die Missionare folgten denselben unbewaffnet nach. Jetzt baten sich die Insurgenten drei Tage Bedenkzeit aus; allein der Commandant verweigerte ihnen dieselbe, und nun zogen sie bis zu einer gelegenen Zeit stille nach Hause zurück. Van der Kemp zog jetzt den Bauern nach, um den Anführer derselben, einen Herrn Van der Walt, der sich stets freundlich gegen ihn erwiesen hatte, zu friedlicher Beilegung der Streitigkeiten zu bewegen. Wirklich wurde er von den Insurgenten freundlich empfangen, und diese versprachen in Ruhe zu bleiben, wenn die Regierungsbehörde ihre bisherigen Schritte ihnen vergeben würde, und wenn Keiner von ihnen, der nach Graaf Reinet komme, etwas zu befürchten habe. Dies versprach ihnen Van der Kemp und bot sich selbst als Geißel dafür an, was einen so tiefen Eindruck auf die Bauern machte, daß für jetzt Alles friedlich beigelegt wurde.

Mitten unter diesen feindlichen Auftritten setzten die Missionare ihre friedlichen Arbeiten fort und hatten die Freude, dieselben mit stillem Segen gekrönt zu sehen. Das

Häuflein heilsbegieriger Seelen nahm zu, und auch die Schule blühte auf. Die Missionare erwarben sich durch ihren rechtschaffenen Sinn und Wandel eine so allgemeine Achtung, daß einer der angesehensten Hottentotten-Häuptlinge, Klaas Stuurmann, sie einladen ließ an den Zwartkopsfluß zu kommen und ihm und seinen Leuten das Evangelium zu verkündigen; allein sie mußten diese freundliche Einladung ablehnen, weil sie bereits die Hände voll zu thun hatten und ihre Herzen noch immer dem Kafferlande sich entgegensehnten. Es dauerte nicht lange, so sandte der Kafferkönig Geika zwei Abgeordnete an den Landes-Commissär Maynier mit dem Antrage, in friedliche Unterhandlungen mit der Colonial-Regierung zu treten, falls ihn Tinkhanna (Van der Kemp) nach Graaf Reinet persönlich abholen würde. Dieser machte sich nun, von Missionar Read (Rihd) begleitet, unverzüglich auf den Weg nach dem Kafferlande, an dessen Gränzen ihn Geika zu erwarten versprach. Wirklich trafen beide auf dem Wege zusammen. Der König nahm ihn freundlich auf, entschuldigte sich aber, daß er ihn nicht nach der Colonie begleiten könne, weil dringende Umstände ihn an sein Land fesseln. Er erklärte sich bereit, nicht nur mit der Colonie Frieden zu halten, sondern auch selbst Unterricht im Christenthum mit denjenigen seiner Leute anzunehmen, die sich freiwillig dazu entschließen würden, wenn sie sich nochmals in seinem Lande niederlassen wollten. Van der Kemp, der sich für jetzt an seine Arbeitsstätte zu Graaf Reinet gefesselt fühlte, erklärte dem Könige, noch weiter über seinen Antrag nachdenken zu wollen, und beide gingen jetzt freundlich wieder auseinander. Wenn die Missionare von dem Anerbieten des Königs unter den vorliegenden Umständen nicht rathsam fanden jetzt schon Gebrauch zu machen, so wurden doch auf diese Weise für künftige Missionare neue Wege dorthin gebahnt, und die Folgezeit zeigte, daß dieselben nicht ungenützt von der Hand gelassen wurden.

Wirklich waren auch die Missionare zuerst dem armen Hottentottenvolke ihren Beistand schuldig, und dies um so mehr, da dieses anfing in Schaaren zu der Predigt des

Evangeliums herbeizuströmen und dasselbe freundlich anzunehmen. Um dem armen Volke die Wege des Heils aufzuschließen, reiste nun Van der Kemp in dem Gränzdistricte von Graaf Reinet, diesem fruchtbarsten und bevölkertsten Theile der Colonie, der aber jetzt durch Kaffereinfälle verwüstet und verlassen da lag, auf den zerstreuten Bauernhöfen umher, verkündigte auf denselben das Evangelium und sprach den Gutsbesitzern ernstlich zu, die armen Hottentotten milder zu behandeln, als bis jetzt geschehen war, und die offene Pforte zum Reiche Gottes nicht länger vor denselben zu verschließen. Freilich vermochte der edle Kämpfer das eiserne Joch der Sclaverei, das die Colonisten geschmiedet hatten, jetzt nur erst mit ein paar Stößen zu berühren, und er fiel als Opfer auf dem Schlachtfelde noch ehe der Sieg errungen war; aber dennoch hatte er die Ehre, zu der endlichen Befreiung der unterjochten Nation der Eingebornen den Weg gebahnt zu haben. Bald brach ein neuer Aufruhr unter den angesiedelten Bauern aus unter dem Vorgeben, daß Van der Kemp's Zusammentreffen mit dem Könige Geika keinen andern Zweck gehabt habe, als diesen zu neuen Einfällen in die Colonie aufzureizen. Wirklich machten sie den Versuch, mit bewaffneter Hand Graaf Reinet, das mit Vertheidigungswällen umgeben war, unversehens zu überrumpeln. An einem frühen Morgen hatte sich der ehrwürdige Missionar an den vorüberströmenden Sonntagsfluß begeben, um seine Leinwand zu waschen — ein Geschäft, das er selbst zu thun hatte — als er nicht ohne Erstaunen von den benachbarten Kraals große Haufen von Hottentotten-Weibern und Kindern wehklagend der Stadt zueilen sah; und kaum blickte er sich um, so war dasselbe bereits von allen Seiten von bewaffneten Bauern umzingelt. Ein Theil derselben drang in die Stadt und setzte die nächsten Häuser in Brand, wurde aber von den Einwohnern mit Gewalt zurückgetrieben. Auch auf Van der Kemp ward von allen Seiten geschossen; aber die Hand Gottes brachte ihn doch unversehrt in seine Wohnung zurück, und auch die Bauern kehrten wieder unverrichteter Dinge nach Hause. Der Zu-

stand der Dinge schien unter diesen Umständen im höchsten Grade hoffnungslos; aber gerade in der finstersten Stunde erhielt der Missionar von dem brittischen Statthalter Dundas ein Schreiben, worin ihm dieser die Gestattung gibt, auf irgend einem Theile des dem Staate zugehörigen Bodens zum Unterricht des Hottentottenvolkes eine Missionsstation aufzurichten.

Van der Kemp ergriff die Gelegenheit, den Statthalter mit der ganzen Lage dieser unglücklichen Nation bekannt zu machen. „Wir sind Augenzeugen," schreibt er in seinem und seiner Mitarbeiter Namen, „von dem beklagenswerthen Zustand, in welchen das Hottentottenvolk aus Mangel an Nahrung, Unterricht, bürgerlicher Freiheit, nützlicher Beschäftigung und vor Allem darum hinabgesunken ist, weil demselben auf dem Erbtheil seiner Väter auch nicht ein Stück Boden übrig geblieben ist, das sie ihre Heimath nennen könnten. Ich rede zunächst von der unglücklichen Lage derselben zu Graaf Reinet, wohin sich Hunderte von Hottentotten flüchten mußten, um dem Hungertode und der Gewaltthätigkeit der Bauern zu entfliehen, indeß der größere Theil derselben am großen Fischflusse auf dem Kafferngebiet gegen die rohe Barbarei der Colonisten seine Zuflucht nehmen mußte. Unter diesen befinden sich die Kraale des Klaas Stuurmann und Urson, welche mich wiederholt eingeladen hatten zu ihnen zu kommen und sie zu unterrichten, die sich aber in die Nähe von Graaf Reinet nicht wagen dürfen. Die unausbleiblichen Folgen dieses Zustandes sind Müssiggang, Verarmung, Lasterhaftigkeit und bitterer Haß gegen die weißen Leute, lauter Folgen, welche den letzten Keim ihrer Wohlfahrt tödten und die Colonie selbst der augenscheinlichsten Gefahr aussetzen müssen. Diese Betrachtungen haben uns veranlaßt, unsere Missionsversuche unter den Kaffern und Buschmännern für einige Zeit aufzugeben, und uns so lange ausschließlich dem Unterricht der Hottentotten zu widmen, bis eine größere Anzahl von Missionsgehülfen uns zugesendet seyn wird, die uns in Stand setzt, in weiterem Umfange das Erlösungswerk der süd-africanischen

Völker als **Knechte** Christi ins Auge zu fassen. Freilich stand es eben nicht in unserer Macht, der zeitlichen Noth der Hottentotten abzuhelfen, aber wir trauten es dem HErrn zu, daß Er zu Seiner Zeit die rechten Wege aufschließen würde, um nach unsers Herzens Wunsch diesem unglücklichen Volke auch in dieser Beziehung zu Hülfe zu kommen. Dieser Lorbeerkranz scheint Ihnen vorbereitet zu seyn, und ich wage es, in meinem und meiner Mitbrüder Namen Ew. Excellenz folgende Vorschläge zu weiterer Erwägung vorzulegen:

„1) Es ist zu wünschen, daß unsre Missionsniederlassung zwischen dem Buschmannsflusse und der Algoa-Bai aufgerichtet werden möchte.

„2) Der Hauptzweck der Missionare, deren Leitung diese Niederlassung anvertraut wird, ist kein anderer, als unter dem Hottentottenvolke die Erkenntniß Christi und die praktischen Grundsätze wahrer Gottseligkeit durch Unterricht und Beispiel auszubreiten, und sie auf diesem Wege an eine geordnete und nützliche Thätigkeit zu gewöhnen.

„3) In diese Niederlassung soll Keiner aufgenommen werden, der sich nicht verbindlich macht den Regeln derselben gemäß zu leben und zu handeln.

„4) Die wirkliche Zulassung soll allein von dem Urtheil der Missionare abhängen.

„5) Da wir den gesegneten Arbeiten unsrer mährischen Brüder nicht nur nicht im Wege stehen, sondern vielmehr dieselben fördern möchten, so soll kein Hottentotte, der Mitglied ihrer Niederlassung ist, ohne die ausdrückliche Gestattung unsrer Brüder in die unsrige aufgenommen werden.

„6) Die Regel des Apostels: „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen," soll Grundsatz unsrer Niederlassung seyn, und zu diesem Zweck soll ohne Verzug auf den Ackerbau, die Viehzucht und bürgerliche Gewerbe aller Art ein sorgfältiges Augenmerk geworfen werden.

„7) Sollte die Niederlassung zu einer größern Anzahl von Mitgliedern sich vermehren, als drei Missionare und zwei Schullehrer zu umfassen vermögen, so soll in einem

andern Theile der Colonie eine zweite Niederlassung begonnen werden.

„8) Gute Ordnung und Zucht gehört zum gesunden Kern einer solchen Anstalt. Die Ansiedler sollen demnach in drei Classen, nämlich in Mitglieder der Kirche, in Katechumenen und in Zuhörer eingetheilt werden. Unter Letztern verstehen wir solche Hottentotten, welche von Zeit zu Zeit herbeikommen, um das Wort Gottes zu hören. Die Katechumenen treten unter eine genauere Aufsicht, erhalten regelmäßigen Unterricht und sind der Kirchenzucht unterworfen. Unter Mitgliedern der Kirche verstehen wir solche, welche durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen worden sind und Früchte der Bekehrung in ihrem Sinn und Wandel tragen.

„9) Wir kennen keine andere Strafe als die Ausschließung von unsrer Verbindung. Dem Landdrost des Districtes soll jeder Fall dieser Art angezeigt werden.

„10) Wir sind bereit jedes Jahr einen ausführlichen Bericht über den innern und äußern Zustand unsrer Niederlassung der Regierung vorzulegen.

„11) Unsre Ansichten über die Vielweiberei der Heiden stimmen mit denen der mährischen Brüder überein.

„12) Was den bürgerlichen Schutz betrifft, so wünschen wir dieselben Vorrechte von der Regierung zu erhalten, welche den Brüdern zu Pavianskloof zuerkannt sind. — Noch bemerken wir zum Schlusse, daß wir in der Hottentottengemeinde zu Graaf Reinet zum Unterrichte und zur Erbauung derselben einen Missionar zurückzulassen gedenken. Unsre Schülerzahl beläuft sich auf 112 Kinder, für welche die nöthigen Schulbücher gedruckt werden sollen. Auch ist uns bereits ein Wohnhaus, eine Schulstube und ein Versammlungshaus an dieser Stelle eingeräumt worden."

Der Statthalter genehmigte vollkommen die ihm gemachten Vorschläge mit dem Ausdruck seiner Bereitwilligkeit, Alles was er vermöge zu ihrer Ausführung beizutragen; auch wurde den Missionaren eine taugliche Stelle zur Niederlassung angewiesen. Missionar Read machte sich nun

unverweilt auf den Weg am Sonntagsflusse hinab bis nach Algoa-Bai zu ziehen, und sich nach einer tauglichen Stelle zur Niederlassung daselbst umzusehen, indeß Dr. Van der Kemp die nöthigen Vorbereitungen zur Abreise von Graaf Reinet machte. Nach einem Gesetze der Colonie durften damals die Sclaven ohne Gestattung ihrer Eigenthumsherren nicht getauft werden, weil ein zum Christenthum bekehrter Sclave nicht verkauft werden durfte. Dies war die Ursache, um welcher willen mehrere Sclaven nicht zur Christentaufe zugelassen werden konnten, obgleich ihre aufrichtige Bekehrung sie dazu geeignet haben würde. Zu diesen gehörte ein Sclave, Namens Capido, welcher bereits als Gehülfe am Evangelio unter seinen Mitsclaven gebraucht werden konnte, und Susanna, welche ihrem Glaubensbekenntnisse durch ihren Wandel Ehre machte. Endlich machte sich am 20. Februar 1801 Van der Kemp mit seinen Gehülfen und einem Gemeindlein von 109 Hottentotten auf den Weg, indeß er den Missionar Van der Lingen als Lehrer und Seelsorger des zurückgebliebenen Häufleins hinterließ. Bei ihrer Ankunft am Zwartkopsflusse ließ sie der Häuptling Klaas Stuurmann, von hundert seiner bewaffneten Leute begleiten, da er erfahren hatte, daß sich die Bauern auf einem benachbarten Hofe gesammelt hatten, um sie zu überfallen und auszuplündern. Jedoch ging die Gefahr glücklich vorüber, und am 7. März kamen sie wohlbehalten in der Algoa-Bai an, wo sie in der Nähe des Forts Frederick, eine Stunde von der Bai, von einem herrenlosen Platze, Botashof genannt, Besitz nahmen. Der Mangel an Wasser an dieser Stelle wurde durch das Graben von Brunnen bald gehoben; auch wuchs ihr Häuflein in kurzer Zeit auf 160 Seelen an und sie hatten Hoffnung, dasselbe noch weiter vermehrt zu sehen, indeß der Statthalter in der Hauptstadt für ihren Lebensunterhalt im ersten Jahre durch eine reiche Schiffsladung, welche bereits in der Bucht eingelaufen war, freundlich gesorgt hatte. An Weideplätzen, Bauholz und Steinen hatte die Stelle Ueberfluß, und die Missionare säumten nicht, ein Wohnhaus für sich, ein Bet-

und Schulhaus, so wie eine Druckerei an dieser Stelle aufzurichten, indeß ihre Hottentotten sich um sie her ansiedelten. Jedem derselben wurde ein Stück Landes angewiesen, auf welchem er sich eine Hütte erbaute und einen Garten anlegte. Morgens und Abends kamen sie zu gemeinschaftlicher Andacht zusammen, in welcher ein Abschnitt aus dem Worte Gottes gelesen, derselbige erklärt und gebetet wurde. Auch die Schule ward für Erwachsene und Junge zwei Mal des Tages gehalten. Alle Mittel zu ihrem Wohlstande hatte jetzt der HErr in ihre Hände gelegt; nur Eines stand demselben im Wege: die Stelle war ungesund, indem die stehenden Wasser der Umgegend viele Fieber und andere Krankheiten verursachten.

Noch ein anderer Feind befand sich in ihrer Nähe, der ihrem leiblichen und geistlichen Gedeihen von allen Seiten in den Weg zu treten drohte. Sie befanden sich hier an den äußersten Gränzen der Colonie, indem in jenen Tagen das Land auf dem östlichen Ufer des Sonntagsflusses von den Kaffern als Eigenthum in Anspruch genommen wurde, welche unausgesetzt plündernde Ueberfälle in das Gebiet der Colonie machten und von Zeit zu Zeit große Verheerungen anrichteten. Ihnen gegenüber kämpften die erbitterten Bauern, welche schaarenweise von den Höfen der Colonie herbeikamen, um die plündernden Kaffern zurückzujagen, und von diesen Bauern hatte die Missionsniederlassung noch mehr zu fürchten als von den wilden Kaffern. Noch einen andern Feind hatten die weißen Colonisten durch ihr unmenschliches und habsüchtiges Betragen sich zugezogen: es waren die mißhandelten Hottentotten selbst, an deren Spitze sich Klaas Stuurmann gestellt hatte, um sein niedergedrücktes Volk aus ihren Räuberhänden zu erretten. Unter diesen Umständen waren die Missionare mit dem Häuflein ihrer Neubekehrten unausgesetzten Kränkungen und Gefahren preisgegeben. Von den Bauern wurden sie als Leute tödtlich gehaßt, welche das Hottentottenvolk zu christlicher Bildung und eben damit zu bürgerlicher Unabhängigkeit zu erheben trachteten. Den

feindseligen Schritten des Häuptlings Stuurmann gegen die Colonie, obgleich das Recht der Vertheidigung auf seiner Seite war, konnten die Missionare nicht beipflichten, und die wilden Kaffern behandelten ihre Niederlassung gewöhnlich als eine Colonie der Weißen, denen sie einen unversöhnlichen Haß geschworen hatten. So wurde ihre Lage an der Algoa-Bai mit jedem Tage gefährlicher, als ganz unerwartet die Nachricht sich verbreitete, daß in dem Friedensschlusse zu Amiens die Capcolonie aufs Neue an die holländische Regierung abgetreten worden sey. Der menschenfreundliche Statthalter Dundas, welcher bei der bevorstehenden Veränderung den gänzlichen Untergang der Missionsniederlassung zu befürchten Ursache zu haben glaubte und dem Werke der Mission unter den Hottentotten aufrichtig zugethan war, hatte Van der Kemp eingeladen nach der Capstadt zu kommen und indeß bis auf günstigere Zeiten das Häuflein der bekehrten Hottentotten auseinander gehen zu lassen. Der wackere Missionar ließ dagegen dem Statthalter mit dem Ausdruck seines Dankes wissen: „Er hoffe dem Berufe getreu zu bleiben, zu welchem ihn Gott berufen habe, und wenn er glauben dürfe, die Seele auch nur des geringsten Hottentotten durch sein Bleiben unter denselben retten zu können, so sey er bereit, für solchen Preis sein Leben zum Opfer darzubringen." Dieselbe Hingebung legte Missionar Read zu Tage, und der menschenfreundliche Statthalter gab sich jetzt zufrieden und übermachte ihnen vor seinem Abzuge ein Geschenk von 6000 Pfund Reis, 200 Schafen, 59 Pflugochsen, 11 Milchkühen und 96 Stücken Hornvieh, um ihnen seine Achtung und seine Theilnahme an ihrem Berufe durch die That zu beurkunden.

Kaum waren die brittischen Truppen im April 1803 aus der Gegend abgezogen, um das Land den holländischen Behörden zu überlassen, so sammelten sich Kaffern, wilde Hottentotten und Bauern wetteifernd um die Missionsniederlassung her, um dieselbe bis auf den Boden zu zertrümmern. Van der Kemp versuchte zu wiederholten Malen Friedens-

unterhandlungen mit den feindlichen Parteien anzuknüpfen; aber vergeblich. Jeder seiner Unterhändler, der sich ihrem Lager nahte, wurde mit Flintenschüssen zurückgewiesen. Jetzt ward in mitternächtlicher Finsterniß ein allgemeiner Sturm auf die Niederlassung gewagt, welche die Missionare mit hohen Baumstämmen verschanzt hatten. Dem kleinen Häuflein ihrer muthigen Hottentotten blieb unter diesen Umständen nichts übrig, als zu ihrer Vertheidigung Gebrauch von ihren Waffen zu machen. In mitternächtliche Finsterniß eingehüllt war es ihnen unmöglich die Stellung des Feindes zu erkennen, der von allen Seiten gegen ihre Verschanzungen anrückte. Sie feuerten indeß aufs Ungefähr ihre Schießgewehre ab, und eine ihrer Kugeln traf den Anführer der feindseligen Horden und streckte ihn todt zu Boden. Jetzt flohen die Haufen von allen Seiten davon und die Missionare hatten Ruhe, bis Unterhandlungen mit der neuen Regierung angeknüpft werden konnten. Der widrigen Umstände ungeachtet bewies sich die Predigt des Evangeliums an vielen Herzen als eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben. Das Häuflein der Gläubigen wuchs und stärkte sich im HErrn; schon belief sich ihre Zahl auf 300 Seelen, und unter dem Schirm des allmächtigen Gottes zogen sie getrost im Drange der Welt der nahenden Zukunft entgegen.

Achter Abschnitt.

Uebergabe der Capcolonie an die holländische Regierung. — Neue Hoffnung der Colonisten für die Unterdrückung der Mission. — Van der Kemp's Ansiedlung zu Bethelsdorf. — Seine freundlichen Verhältnisse zum holländischen Statthalter. — Aufblühen von Gnadenthal. — Lichtenstein's Besuch daselbst. — Zustand von Bethelsdorf. — Schwierigkeiten dieser Niederlassung. — Besuch des General-Commissärs an dieser Stelle. — Die Capcolonie von einer englischen Flotte bedroht. — Aufrichtung eines Hottentottencorps. — Missionar Korhammer als Feldprediger unter denselben

angestellt. — Feindselige Maaßregeln der Regierung gegen die Mission. — Zurückkunft des Missionar Kicherer. — Sein Besuch am Zackflusse. — Anstellung desselben als Prediger zu Graaf Reinet.

Die weißen Ansiedler der Capcolonie feierten im vollen Jubel die Uebergabe des Landes an die holländische Regierung mit den schändlichsten Ausschweifungen. Sie raubten die Kinder der armen Hottentotten, ermordeten die Eltern derselben und freuten sich schon zum Voraus der siegreichen Gewißheit, das ganze Hottentottenvolk in das Sclavenjoch hinabzudrücken. Zwar hatten sie schon mehrere Male die schmerzhafte Erfahrung gemacht, daß dieses Volk, wenn es sich in Masse gegen die Colonisten erhob, denselben eben keine verächtliche Macht gegenüberstellte; aber diese Erfahrung, statt sie weise zu machen, hatte ihr Rachgefühl nur um so mehr gesteigert. Jedem Missionsversuche gram, war die Arbeit des Dr. Van der Kemp ein besonderer Gegenstand ihres Hasses geworden. Diesen wackern Mann verfolgten sie mit der bittersten Heftigkeit, gleich als ob sie vorhergesehen hätten, daß er vorzugsweise geeignet war, das Bollwerk ihrer Herrschsucht zu untergraben und die festeste Stütze desselben zu erschüttern. Allein Van der Kemp hatte zugleich von oben jede erforderliche Eigenschaft empfangen, Zerstörungsversuche, unter welchen jeder gewöhnliche Missionar versunken wäre, durch ein ruhiges Handeln wirkungslos zu machen. Dabei besaß er ausgezeichnete Geistesgaben, war in frühern Zeiten ein Schul- und später ein Kriegskamerad des neuen holländischen Statthalters, General Jansen, gewesen, und dieser würdige Mann war der erste, der ihm zu Algoa-Bai einen persönlichen Besuch machte. Ihm voraus hatte er eine Compagnie waldeckischer Jäger geschickt, um die Colonie im Fort Frederick in Schutz zu nehmen. Schon dieser Umstand machte es den Colonisten klar, daß ihr Jubel zu frühzeitig gewesen war. Augenblicklich ließ der Hauptmann der Compagnie die unruhigsten Köpfe unter den Bauern ins Gefängniß stecken, während

er den ehrwürdigen Van der Kemp und seinen Mitarbeiter Read mit der größten Auszeichnung behandelte. Dem Statthalter war nun vor Allem daran gelegen, die aufgelöste Ordnung wieder herzustellen. Aber auch hier geschah was so oft der Fall ist, daß die eigentlichen Urheber des Verbrechens zugleich auch die ersten Kläger sind. Kaum war der Statthalter zu Algoa-Bai angekommen, als eine Deputation der Colonisten bei ihm sich einfand, die ganze Schuld auf die Hottentotten warf und die Frechheit hatte, ihm den Vorschlag zu machen, daß jeder Hottentotte eine Kette am Beine tragen, und daß sie Alle als Sclaven unter die Bauern vertheilt werden sollten. Natürlich ward dieser Vorschlag abgewiesen; aber dennoch ließen die bittern Klagen der Colonisten in der Seele dieses Mannes einen ungünstigen Eindruck gegen die Hottentotten zurück, welcher nicht mehr ganz ausgetilgt werden konnte. Leider hatte eine schwere Krankheit in diesen Tagen den wackern Van der Kemp ans Bett gefesselt, daß er dem Statthalter nicht zuerst einen Besuch machen konnte. Dieser kam dagegen an sein Krankenlager, erinnerte ihn an die frühern Tage ihres Jugendlebens und behandelte ihn mit hochachtungsvoller Zartheit. Als jedoch die Sprache bald auf die Missionssache gelenkt wurde, so zeigte sich's, daß das Gemüth des Generals von mancherlei Vorurtheilen eingenommen worden war. Man hatte ihm gesagt, daß Missionsversuche, die von einer englischen Gesellschaft geleitet würden, unausbleiblich mancherlei Gefahren für die holländische Regierung herbeiführen müßte. Indeß fiel es Van der Kemp nicht schwer, den menschenfreundlichen Statthalter von der Richtigkeit dieser Besorgniß zu überzeugen und ihm zu zeigen, daß das Missionsgeschäft von allen äußerlichen National-Interessen rein und unabhängig sey, daß es nur mit der geistigen Bildung des Volkes zu thun habe, und daß es zu seiner Aufgabe gehöre, aus verwilderten und schädlichen Geschöpfen dem Lande gute und nützliche Bürger zu erziehen. „Aber es war nicht so leicht," fügt Van der Kemp hinzu, „die veralteten Vorurtheile der Colonisten gegen die Missionssache überhaupt aus ihrer Seele

zu nehmen, und unsre Verbindung mit einer englischen Missionsgesellschaft sollte nur einen Vorwand hergeben, um einer tief eingewurzelten Feindschaft gegen die Verbreitung christlicher Grundsätze unter den Heiden einen Schleier darzubieten." Indeß gab sich doch der General gern zufrieden, und um den Colonisten jeden Anstoß aus dem Wege zu räumen, wurde ausgemacht, daß in Zukunft Van der Kemp's Briefwechsel mit der Londoner Gesellschaft immer durch die Hände der holländischen Missionsgesellschaft gehen sollte.

Vor Allem sollte eine neue und tauglichere Stelle für die Missionsniederlassung aufgefunden werden. Diese fand sich auch bald, 3 Stunden nördlich vom Fort Frederick, an einem kleinen Bache zwischen hohen Gebirgen, wo wenigstens für ein Jahr lang ein Versuch gemacht werden sollte, bis eine tauglichere Stelle aufgefunden werden konnte. Auf das Verlangen des Statthalters sollte Van der Kemp dieser neuen Niederlassung einen Namen geben; jedoch wurde ihm dabei von demselben bemerkt, daß es kein Schriftname seyn dürfe, weil er eben solche Namen nicht liebe. Van der Kemp hatte gerade Sonntags zuvor über die Stelle im ersten Buch Moses, Cap. 35, 2. und 3. gepredigt, und er schlug daher dem Statthalter Bethelsdorf vor, der, weil er in den Ohren des Mannes gut klang, auch genehmigt wurde; als er aber am folgenden Tage bei weiterem Nachdenken die Zusammensetzung des Wortes entdeckte und jetzt fand, daß er getäuscht war, so brach er mit Van der Kemp in ein lautes Gelächter aus und wußte nichts an der Sache zu ändern.

Auch von einigen Kaffern-Häuptlingen, Zlambi, Conga und Andern, die sich gegen Geika empört hatten und im Kriege mit den Colonisten sich befanden, kamen Abgeordnete an, um mit denselben Frieden zu schließen. Unter ihnen befand sich Conga's erster Staatsminister, Nacabaleh, der ein wahres Musterbild eines kafferischen Kriegsobersten war. Er war ein Mann von mittlerem Alter, schlank gewachsen, hatte ein martialisches Gesicht und blitzende Augen. Er erzählte, daß er vier Weiber habe, deren Ankauf ihm jedoch

so hoch zu stehen gekommen sey, daß er fast kein Vieh mehr im Stalle habe. Er trug ein Tiegerfell um seine Schultern, das an die rechte Schulter so angeheftet war, daß ihm der rechte Arm frei blieb. Auf seiner Brust hatte er eine Kupferplatte, auf welcher das Wappen des General Dundas eingegraben war. Acht schöne Armbänder, jedes aus einem Stück von Elfenbein bereitet, waren über seinem Ellbogen angeheftet, und um seinen Unterleib war ein Gürtel gewunden, der mit einer doppelten Reihe kleiner Kupferplättchen geziert war. Sein Haupt schmückte eine Art von Diadem, das in einem ledernen Bande bestand, an welchem in schönen Figuren kleine Muscheln von allerlei Farben angeheftet waren, und auf seinem Wirbel befand sich ein großer Büschel von Haaren des Gungathieres, welcher aufrecht stand und mit allerlei kleinen Muscheln durchwoben war. Alles was dieser Mann sah, erregte seine Verwunderung. Als er durch das Feldlager der Soldaten ging, befanden sich diese gerade bei der Mittagsmahlzeit, und er erstaunte über die Ordnung, die unter ihnen herrschte. Zwischen diesen Abgeordneten der Kaffern und den Colonisten ward jetzt glücklicher Weise ein Friede zu Stande gebracht, nach welchem die Kaffern die Gefangenen der Colonie, welche sie zu Sclaven gemacht hatten, ausliefern, und die Colonisten die gestohlenen Kaffernkinder zurückgeben, und für die Zukunft der Fischfluß die Gränze zwischen beiden Ländern bilden sollte. Noch ward freilich dem Friedensschlusse ein Artikel beigefügt, welcher für geraume Zeit den Missionaren an der Gränze jeden Verkehr mit den Kaffern unmöglich machte, und für jetzt die Missionsarbeiten unter denselben gänzlich aufhob. Diesem Artikel gemäß sollte es keinem Kaffer gestattet seyn, ohne die Genehmigung des Landdrostes über den Fischfluß herüberzukommen, und eben so auch keinem Colonisten, nach dem Kaffernlande hinüberzuziehen, ohne die Erlaubniß hiezu bei dem Statthalter eingeholt zu haben. Durch diesen Beschluß sah Van der Kemp mit großer Betrübniß seinen Lieblingsplan, das Licht des Evangeliums unter dem Kaffernvolke auszubreiten, vielleicht auf lange

Zeit zernichtet, und hätte die holländische Regierung unter diesen Umständen die Capcolonie lange behalten, so wäre für die Boten des Heils das Kaffernland noch lange verschlossen geblieben.

Auch die Niederlassung der Brüdergemeine zu Pavianskloof wurde im Jahr 1803 von dem holländischen Statthalter besucht, und auf seine Veranlassung von nun an dem Orte der Name Gnadenthal beigelegt. Nicht lange hernach besuchte auch der General-Commissär De Mist in Begleitung des bekannten Dr. Lichtenstein diese Stelle, und Letzterer, obgleich keineswegs ein Freund von Missionsunternehmungen, fühlte sich doch gedrungen, in seiner Reisebeschreibung von Gnadenthal folgende Schilderung zu geben: „Zweihundert Häuser, von Gärten umgeben, geben dem Orte das Aussehen eines europäischen Dorfes, ein Anblick, der mir ausnehmend Freude machte, weil er mir zum ersten Mal auf lebhafte Weise die Erinnerung an mein Vaterland vor die Seele führte. Diese einzige Stelle ausgenommen habe ich nichts auf der ganzen Colonie gefunden, das mit einem deutschen Dorfe einige Aehnlichkeit hätte. Die fünf Missionare mit ihren Gattinnen empfingen uns an der Thüre ihrer Wohnung. Einer derselben hielt eine kurze Ansprache an uns, worauf sich ein Sängerchor von etwa 100 Hottentotten einfand, welche, in zwei Reihen gestellt, ein rührendes und herzerhebendes Lied anstimmten. Am folgenden Morgen wurden uns die verschiedenen Theile der Anstalt gezeigt. Die Kirche ist ein einfaches, niedliches Gebäude, in welchem zwei Reihen von Bänken mit einer Kanzel stehen. Die Arbeit ist vortrefflich, obgleich überall die größte Einfachheit sichtbar ist. Bei der Kirche befindet sich der Missionsgarten, in dessen Mitte noch der alte Birnbaum steht, den der alte Gründer dieser Missionsstelle, Schmidt, gepflanzt hat, unter dessen Schatten sich die Brüder zu sammeln pflegen. Im Garten werden alle Arten von Küchengewächsen gepflanzt; auch ist derselbe von Kanälen durchschnitten, mit deren Wasser der Boden reichlich bewässert werden kann. Der Kirchhof liegt gerade hinter dem Garten, und ein Spazierweg

theilt ihn in zwei Theile. Alles ist hier in der schönsten Ordnung und Regelmäßigkeit, und auf jedem Grabe steht ein kleines hölzernes Kreuz, auf dem der Name des Verstorbenen angeschrieben ist. Es befindet sich hier eine Messerfabrik, welche einträglich zu werden beginnt. Die Messer sind stark und gut gemacht und sind in der Capstadt sehr gesucht, obgleich der Preis derselben theuer ist. Auch eine vom Wasser getriebene Mühle ist hier aufgerichtet, in welcher nicht blos für die Niederlassung, sondern auch für die benachbarten Höfe Korn gemahlen wird. Um sich von dem Werthe dieser trefflichen Männer eine richtige Vorstellung zu machen, muß man selbst ihr Benehmen gegen die Hottentotten sehen. Die milde und doch würdevolle Weise, womit sie dieselben unterrichten, so wie die unter diesem rohen Volk durch ihren Unterricht bereits erzeugten wohlthätigen Wirkungen sind wahrhaft bewundernswerth, und dies um so mehr, da dies alles blos durch die Kraft der Ueberzeugung und der brüderlichen Ermahnung bewirkt wird. Man kennt hier keine andere Strafe als die Ausschließung vom Gottesdienst oder vom Verband mit der Gemeinde; aber nur selten sind die Missionare genöthigt, wenn ihre wiederholten Ermahnungen nicht gehört worden sind, zu dieser Strafe zu schreiten. Jede Hottentotten-Familie hat einen Garten hinter ihrer Wohnung, der mit Gemüsen und Obstbäumen angepflanzt ist. Diese Gärten bauen sie selbst unter der Leitung des Vaters, wie sie den Missionar zu nennen pflegen; auch werden ihnen die erforderlichen Werkzeuge, sowie die nöthigen Sämereien gegeben. Ihr Arbeitsfleiß wird dadurch belohnt, daß man das Grundstück vergrößert, das sie besitzen; auch machen sie sich durch Trägheit desselben verlustig. Indeß finden die Brüder immer noch einen Hang zur Trägheit unter ihrem Volke, und dies ist die größte Klage, die sie über ihre Schüler haben."

Auf seiner Reise besuchte der General-Commissär auch die Missionsniederlassung zu Bethelsdorf, welche freilich jetzt noch ein ganz anderes Aussehen hatte, da sie erst vor kurzer Zeit und zwar unter den ungünstigsten Umständen begonnen

worden war. Noch hatten die Einwohner daselbst kaum erst Zeit gefunden, einstweilige Hütten aus Schilf und Stroh auf dem Platze aufzurichten; auch war die Ernte sehr dürftig ausgefallen, weil es ihnen am Saatkorn und Dünger gemangelt hatte. Indeß war doch der Platz zur Anlegung eines Dorfes ausgesteckt, und jedem einzelnen Bewohner seine Baustelle und sein Gartenstück angewiesen. Schon hatten sie angefangen eine Kirche in der Gestalt eines Kreuzes aufzurichten, in dessen einem kleinern Flügel Dr. Van der Kemp und in dem andern Missionar Read sich häuslich niederließ, während der mittlere Theil für den Gottesdienst bestimmt war. In dem Garten waren bereits Feigen-, Pfirsich- und Granatäpfelbäume gepflanzt, indeß auf dem Ackerfelde Kaffern- und indisches Korn, Bohnen und andere Pflanzen gebaut wurden. Mehr konnte von einer Niederlassung nicht erwartet werden, die erst seit sechs Monaten unter den schwierigsten Umständen begonnen worden war, als der General-Commissär De Mist, von Dr. Lichtenstein begleitet, in der Algoa-Bai zum Besuche eintraf. Lichtenstein gibt von diesem Besuche folgende Beschreibung:

„Noch am Tage unserer Ankunft zu Algoa-Bai erhielten wir einen Besuch von Dr. Van der Kemp. In der heißesten Tageszeit sahen wir einen von vier magern Ochsen gezogenen Karren langsam über die Sandebene her sich bewegen, und auf einem über denselben hingelegten Brette saß Van der Kemp ohne Hut, und mit seinem ehrwürdigen kahlen Haupte den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt. Ein ganz abgetragener schwarzer Rock mit einem abgenutzten Unterkleide und ein Paar Ledersohlen, die an seine nackten Füße gebunden waren, machten seine ganze Bedeckung aus. Der General-Commissär eilte ihm mit der größten Freundlichkeit entgegen, und Van der Kemp stieg von seinem Karren und näherte sich langsamen Schrittes, eine schlanke, hagere und doch immer ehrwürdige Gestalt. In seinem heitern Gesicht erblickte man noch Spuren früherer Schönheit, und sein noch immer feuriges Auge verkündigte die Kraft der Seele, die seine frühern Jahre ausgezeichnet hatte. Statt

des gewöhnlichen Grußes verrichtete er ein kurzes Gebet, worin er für den Commissär und seine Gesellschaft den Segen und für unsere fernere Reise den Schutz Gottes erflehte. Sein Begleiter, Missionar Read, schien ein gutherziger Mann zu seyn, der aber, wie die meisten Missionare, sehr unwissend war. Zwei Tage hernach machten wir Van der Kemp einen Gegenbesuch. Kaum läßt sich die elende Lage beschreiben, in welcher sich uns diese Niederlassung darstellte, nachdem wir kurz zuvor Gnadenthal gesehen hatten. Auf einer weiten Ebene, auf welcher fast kein Baum zu sehen und fast kein Trinkwasser zu finden ist, erblickt man 40 bis 50 kleine kegelförmige Hütten, die so niedrig sind, daß ein Mann nicht aufrecht darin stehen kann. In ihrer Mitte befindet sich eine mit Stroh bedeckte, aus Lehm aufgeführte Wohnung, die den Namen einer Kirche trägt. Weit umher ist kein Busch zu sehen, und der Boden ist völlig nackt und hart getreten und nirgends eine Spur des menschlichen Fleißes. Die Unterstützungen aus England und Holland, die Gaben der Regierung, die Jagd und ein wenig Viehzucht sind die einzigen Mittel, durch welche 250 Hottentotten am Leben erhalten werden."

So sahen die ersten Anfänge von Bethelsdorf in jenen Tagen aus, über welche sich, so wie über den Charakter der Missionare, Dr. Lichtenstein mit hartem, schonungslosem Urtheile ausläßt. Aber könnte der Mann jetzt dieselbe Niederlassung mit ihren angebauten Fluren, ihren Manufakturen, ihrer Druckerpresse, ihrer freien und gut unterrichteten Bevölkerung aufs Neue sehen, wie ganz anders würde seine Beschreibung von derselben ausfallen. Es ist richtig bemerkt worden, daß die Vorurtheile gegen die Missionssache, wie sie Schilderungen dieser Art in Umlauf zu bringen geeignet sind, vielleicht noch das geringste Uebel sind, welche sie veranlassen. Der schonungslose Tadel, welcher der Zeit, den Umständen und dem Orte keine Rechnung trägt, — die bittere Schmach, womit man den Charakter edler Männer bedeckt, und eine absichtliche verkehrte Darstellung sollen dazu dienen, selbst die Freunde der Mission zweifelhaft zu machen

an der Glaubwürdigkeit der Missionsberichte. Allein zum Preise Gottes ist diese Zeit des kalten Unglaubens vorüber, der in den Missionsunternehmungen ein Werk der Schwärmerei, oder, wenn er ihnen je eine gute Seite abzugewinnen weiß, blos ein Förderungsmittel der bürgerlichen Cultur finden kann, und die Missionsgeschichte unserer Tage hat in Hunderten von Thatsachen den erfreulichen Beweis geliefert, daß auch bei den armseligsten Anfängen der Missionsarbeit dennoch die treue Beharrlichkeit und Geduld des Christenglaubens sich am Ende eines herrlichen Sieges erfreuen darf. Die Arbeiten der Missionare sind Dienste, deren wahren Werth die Kinder dieser Welt nicht zu würdigen vermögen und dazu auch keine Lust haben. Halten wir es doch für Thorheit, von einem Gemälde eine Vollkommenheit zu erwarten, so lange der Künstler nicht Zeit hatte dasselbe zu vollenden. Der Ackersmann erwartet die Ernte nicht, so lange er noch mit der Aussaat beschäftigt ist, sondern schickt sich geduldig drein, bis dieselbe reif geworden ist. Wie kann ein Vater von seinem Sohne eine gelehrte Bildung fordern, wenn derselbe erst angefangen hat die Schule zu besuchen? oder wie kann ein Lehrmeister eine tadellose Arbeit von seinem Lehrjungen erwarten, welcher erst das Handwerk zu erlernen angefangen hat? Ueber Verhältnisse dieser Art ist man gewöhnlich in der Welt mit sich selbst einverstanden, und man hält es für Thorheit und Unbilligkeit andere Erwartungen zu haben. Nach dem gleichen Maaßstabe sollte billig immerhin auch der langsame Entwicklungsgang des Missionsgeschäfts beurtheilt werden, und eine solche Urtheilsweise würde sich dadurch belohnen, daß man die Freude hätte, nach einer Reihe von Jahren seine stillen Hoffnungen oft über alle Erwartung hinaus erfüllt zu sehen.

Indeß war ein neuer Krieg zwischen England und Frankreich ausgebrochen, und auch die süd-africanische Colonie wurde vom Ueberfall einer englischen Flotte bedroht. Alles trat unter die Waffen zur Vertheidigung der Hauptstadt, und selbst aus dem Hottentottenvolke wurden Landwehr-Bataillone gebildet, ein Umstand, der, wie nachtheilig

er auch anfänglich für die Verbreitung des Christenthums unter diesem Volke den Missionaren erschien, doch in der Hand der Vorsehung ein wichtiges Mittel ward, nicht nur ihren Volkscharakter zu heben und sie für den Einfluß des Christenthums empfänglicher zu machen, sondern auch den ersten Grund zu ihrer bürgerlichen Freiheit zu legen. Da der Statthalter Jansen bekehrte Hottentotten den heidnischen als ungleich brauchbarer zum Militärdienste vorzog, so erließ er an die Missionare zu Gnadenthal eine Aufforderung, aus den Reihen der dortigen Einwohner ein Corps Freiwilliger auszulesen, welche zur Vertheidigung ihres Vaterlandes Geneigtheit und Muth in sich fühlten. Dieser Umstand versetzte die Missionare in nicht geringe Verlegenheit, weil sie vielfache Seelengefahr für ihre Neubekehrten dabei fürchteten; indeß glaubten sie doch dem Zutrauen der Regierung sich nicht entziehen zu dürfen. Wirklich ließ sich ein Theil ihrer Hottentotten zum Kriegsdienste willig finden, und nun wurde Missionar Kohrhammer als Feldprediger derselben bestellt, welcher nun das Lager der Hottentotten bezog und in diesem neuen Beruf die willkommenste Gelegenheit fand, nicht nur seinen eigenen Leuten das Evangelium von Christo bekannt zu machen, sondern auch unter den heidnischen Hottentotten einen Zutritt für dasselbe zu gewinnen. Auch die Gemeinde zu Gnadenthal durfte sich um diese Zeit eines lieblichen Gedeihens erfreuen; sie bestand am Schlusse des Jahres 1804 aus 245 getauften Mitgliedern, 129 getauften Kindern und 99 Taufcandidaten, indeß in 217 Wohnungen noch eine große Anzahl heidnischer Hottentotten sich niederzulassen die Gestattung erhalten hatte, so daß die Gesammtzahl der daselbst wohnenden Hottentotten auf 1095 Seelen sich belief.

So groß die Freude über das geistliche Gedeihen dieser ansehnlichen Bevölkerung für die Herzen der Missionare war, so betrübend war in diesen Tagen der äußere Zustand derselben, indem eine anhaltende Dürre einen fast allgemeinen Mangel an Lebensmitteln über die Colonie verbreitet hatte. Auch ihre Gartengewächse hatten dabei stark gelitten, und

selbst die wilden Wurzeln, zu welchen sie in den Tagen der Theurung ihre Zuflucht zu nehmen pflegten, waren in dem erstorbenen Boden nur selten zu finden. Indeß half die Fürsorge Gottes auch in dieser Noth, und es gelang den Missionaren, durch kluge Vorsicht und Sparsamkeit das Leben aller ihrer Pflegbefohlenen zu erhalten.

Ungleich schwieriger war die Lage, in welcher sich die Missionare in dem 300 Stunden östlich von der Capstadt entlegenen Bethelsdorf in diesen Tagen ängstlicher Verlegenheit befanden. Der Drang der Umstände hatte den wackern Statthalter Jansen genöthigt, seine ganze Aufmerksamkeit und alle Kräfte der Colonie auf die Vertheidigung der Capstadt gegen die drohenden Angriffe der englischen Flotte zu verwenden; auch trat eine Abneigung, welche er gegen diese entferntere Missionsstelle gefaßt hatte, immer sichtbarer hervor. Das kräftige Aufblühen und der äußerliche Wohlstand der nahe gelegenen Colonie Gnadenthal, so wie die Geneigtheit ihrer Mitglieder, Soldatendienste zu verrichten, hatte ihm die Meinung beigebracht, als ob die christliche Bildungsweise zu Gnadenthal den äußerlichen Zwecken des Staates angemessener und für die Beförderung des zeitlichen Wohlstandes zuträglicher sey als die Art und Weise, wie die Missionare zu Bethelsdorf in ihrem Berufe zu Werke zu gehen pflegten. Immerhin mochte die langsamere Entwicklung dieses Missionspostens zum Theil ihren Grund in den Eigenthümlichkeiten haben, die sich in Van der Kemp's Ansichten über die Mission vorfanden. Ein Mann, der sein früheres Leben den höhern Wissenschaften gewidmet hatte und jetzt als christlicher Missionar es fast ausschließlich auf die Verbreitung evangelischer Erkenntniß bei seiner heidnischen Umgebung antrug, konnte keineswegs die Einsichten und die Gewerbsfertigkeiten besitzen, wie sie den Missionaren zu Gnadenthal zu Gebote standen. Mehr noch als dieses trug die weite Entfernung dieser Stelle von der Capstadt, ihre Abgerissenheit von allen Anregungen des bürgerlichen Verkehrs, so wie ihre zwischen den wilden Kaffern und den feindseligen Colonisten befindliche gefahrvolle Stellung dazu

bei, den Entwicklungsgang derselben zu hemmen und ihr unter tausendfachen Kämpfen mit Widerwärtigkeiten aller Art nur ein langsames Fortschreiten zu gestatten.

Indeß war Missionar Kicherer mit einigen frommen Mitarbeitern aus Europa nach der Capstadt zurückgekommen, und seine Ankunft mit neuen Gehülfen veranlaßte den Statthalter in Betreff der Missionsarbeiten im südlichen Africa eine Verordnung bekannt zu machen, die, wie gut sie auch gemeint seyn mochte, doch diesem heiligen Werke neue Hindernisse entgegenstellte. Er verordnete nämlich Folgendes:

1) Alle Missionare, welche eine gesetzliche Bevollmächtigung zu ihrem Berufe mit sich bringen, sollen die Gestattung haben, in das Innere der Colonie zu ziehen, um Religionserkenntniß und bürgerliche Bildung unter den heidnischen Einwohnern zu verbreiten.

2) Dies soll jedoch in einer solchen Entfernung von den Gränzen der Colonie geschehen, daß ihre Schulen weder mit den heidnischen Gränzbewohnern, noch mit den Einwohnern der Colonie an der Gränze die geringste Verbindung unterhalten können.

3) In die von den Missionaren gebildeten Bekehrungsanstalten soll keinem Hottentotten, welcher der Colonie angehört, die Aufnahme ohne ausdrückliche Erlaubniß des Statthalters gestattet seyn, und diese soll nur in Fällen dringender Nothwendigkeit gegeben werden.

4) Alle Missionare, welche durch die Colonie in das Innere des Landes zu ziehen verlangen, sollen gehalten seyn, einen Erlaubnißschein dafür bei dem Statthalter einzuholen, und zugleich die Stelle ihrer Niederlassung genau anzugeben, damit sie auf derselben immer gefunden werden können.

5) Die Missionare sollen sich verpflichten, von Zeit zu Zeit einen umständlichen Bericht von ihren Arbeiten und dem Fortgang derselben bei der Regierung einzugeben; auch soll ihnen verboten seyn, auf ihrer Durchreise durch die Colonie ohne ausdrückliche Gestattung des Statthalters einen Gottesdienst zu verrichten.

6) Es soll in den bereits aufgerichteten Missionsschulen nicht gestattet seyn, ohne ausdrückliche Erlaubniß der Regierung die Einwohner im Schreiben zu unterrichten.

7) Den Heiden, mit denen die Missionare sich beschäftigen, sollen nur solche Begriffe bürgerlicher Ordnung beigebracht werden, wie sie im Mutterlande (Holland) stattfinden. Auch soll es ihnen streng verboten seyn, für irgend eine andere Regierung, als für die Regierung der batavischen Republik in ihren Gottesdiensten zu beten.

Zum Schlusse des wahrhaft barbarischen Beschlusses wird dem Missionar Kicherer die Gestattung, am Ufer des Zackflusses seine Arbeit aufs Neue zu beginnen, so wie dem Dr. Van der Kemp die Erlaubniß ertheilt, die zu Bethelsdorf begonnene Missionsarbeit weiter fortzusetzen.

Dieser Regierungsverordnung, welche sichtbar darauf berechnet war, die kaum begonnenen Missionsarbeiten innerhalb und außerhalb des Gebietes der Colonie in ihrer hoffnungsvollen Entwicklung zu erdrücken, vermochte Dr. Van der Kemp nicht beizutreten, und es begann jetzt ein lebhafter Briefwechsel zwischen ihm und dem holländischen Statthalter, welcher jedoch vorerst keine andere Folge hatte, als daß wenigstens die unmenschliche und unchristliche Natur dieser Maaßregel zur Sprache gebracht wurde. Missionar Kicherer, von Herrn Pfarrer Vos begleitet, machte sich indeß auf den Weg, um, so gut es die Umstände gestatteten, auf seinem früheren Posten am Zackflusse seine Missionsarbeit unter den Hottentotten aufs Neue zu beginnen. Aber wie sehr hatten sich nicht während seiner zweijährigen Abwesenheit die Umstände daselbst geändert! Zwar hatte der fromme Bosmann, der sein Stellvertreter war, es an Fleiß und Treue bei der Verkündigung des Evangeliums nicht ermangeln lassen, und selbst einen ansehnlichen Theil seines Vermögens für dieses Werk aufgeopfert; allein die räuberischen Ueberfälle der Buschmänner, so wie die feindselige Widersetzlichkeit der Bauern hatten nichts unterlassen, um diese kaum begonnene Missionsniederlassung zu unterdrücken. Ein großer Theil der angesiedelten Hottentotten hatte sich

unter diesen Umständen zerstreut; ihre Pflanzungen blieben unangebaut, ihre Hütten waren zusammengefallen und Alles trug das traurige Bild der Verödung, als Kicherer auf seiner frühern Arbeitsstätte wieder eintrat. Er versuchte eine Zeitlang den erlittenen Schaden wieder gut zu machen und die zerstreute Hottentottengemeinde wieder zu sammeln; allein die harten Maaßregeln der Regierung, so wie die feindseligen Umstände seiner nächsten Umgebung ließen ihn bald fühlen, daß unter solchen Umständen an ein fröhliches Wiederaufleben seines Missionspostens nicht zu denken war, und er entschloß sich daher, eine angebotene Predigerstelle zu Graaf Reinet (im Jahr 1805) so lange anzunehmen, bis über den verdüsterten Himmel der Missionsarbeit ein neuer Sonnenstrahl der Hoffnung wieder aufgehen würde.

Neunter Abschnitt.

Die Korannas und die östliche Mission.

Missionar Anderson's Arbeiten unter denselben. — Sein Missionssprengel am Warmbad. — Lage desselben. — Ansteckende Krankheit. — Besuch des General-Commissärs De Mist und Dr. Lichtenstein's am Warmbade. — Zeugniß des Letztern über den Zustand dieser Missionscolonie. — Anderson von seiner gesegneten Arbeit hinweg nach der Capstadt gerufen. — Bethelsdorf. — Wachsthum der dortigen Gemeinde. — Ankunft neuer Missionare daselbst. — Dr. Van der Kemp und Missionar Read nach der Capstadt gerufen. — Frau Schmid daselbst. — Ihre Verdienste um die Mission. — Hoffnungslose Lage Van der Kemp's. — Die Capstadt von der englischen Flotte eingenommen. — Rückkehr der beiden Missionare nach Bethelsdorf. — Bildung von Nationalgehülfen. — Fortdauer der Bedrückung. — Van der Kemp's Vorstellung an die Behörden. — Wird deshalb nach der Capstadt berufen. — Sein Tod. — Einige Züge aus Van der Kemp's Charakter.

Die drei jüngst verflossenen Jahre hatte der fromme Missionar Anderson unter seinen Korannas jenseits des

Orangeflusses in unermüdeter Thätigkeit zugebracht. Nachdem er nebst seinem Mitarbeiter mit diesem Nomadenstamm lange Zeit von einem Weideplatz zu dem andern in dieser Wildniß umhergewandert war, gelangte er zu dem Entschlusse, eine feste Missionsstelle im Lande anzulegen, welche als Mittelpunct für die Missionsarbeiten unter den benachbarten Stämmen dienen sollte. Wirklich fand er auch, etwa 31 Tagereisen von der Capstadt entfernt, einen tauglichen mit reichem Quellwasser versehenen Platz, den er das Warmbad nannte, wo er sich niederzulassen entschloß, und wohin er die heilsbegierigen Korannas zu bleibender Niederlassung einlud. Zu seiner angenehmen Ueberraschung fanden sich wirklich ansehnliche Schaaren derselben in dieser Absicht bei ihm ein, und um Weideplätze und zureichende Unterhaltungsmittel für sie und ihre Viehheerden zu haben, vertheilte er dieselben auf sechs verschiedenen Stellen in weiter Umgebung umher, die er nun als seinen Missionssprengel betrachtete, dessen Bewohner zu würdigen Gliedern der Gemeinde Jesu und zu nützlichen Menschen erzogen werden sollten. Der Himmelsstrich so wie der Boden dieser Gegend gestattete keinen bedeutenden Feldbau, und es mußte daher das Hauptaugenmerk auf eine erweiterte Viehzucht geworfen werden. Da es im Winter und Frühling fast immer an Regen fehlte, und nur gegen das Ende des Sommers heftige Gewitter den Boden befeuchteten, so lag die ganze Hoffnung ihres Lebensunterhaltes auf ihren Hornvieh- und Schafheerden, indeß sie mit großem Fleiß Wassercanäle zu graben versuchten, um ihren Gärten zur Erzeugung von Gemüse die nöthige Feuchtigkeit zuzuführen. Dieses wilde Nomadenvolk konnte nur mit der größten Mühe zu einer gewissen Lebensordnung und zum Arbeitsfleiße gewöhnt werden, und die Missionare hatten lange mit der Zügellosigkeit ihres Sinnes schwere Kämpfe zu bestehen. „Dennoch," so bemerkt einer derselben, „hat mir Gott bis jetzt die Gnade verliehen, mein Missionswerk, das ja Sein Werk ist, mit viel Vergnügen und mit dem heißen Verlangen zu verrichten, daß es zum Heile ihrer Seele dienen möge, obgleich es

bis jetzt scheint, als ob die Arbeit bei Vielen unter ihnen vergeblich sey."

Im März 1805 brachen auf ihrer Niederlassung die Kindsblattern aus, und die Ansteckung verbreitete sich bald auf eine furchtbare Weise. Missionar Anderson, obgleich selbst von einer Krankheit ergriffen, besuchte die Leidenden unermüdet in ihren Hütten, um so gut er vermochte den Elenden hülfreich beizustehen und ihnen Worte des ewigen Lebens ans Herz zu reden. Wirklich erzeugte auch die Trübsal eine heilsame Geistesbewegung. Sie suchten begierig die Gelegenheit auf, das Wort Gottes zu hören und ihre verfinsterten Gemüther dem belebenden Lichte desselben aufzuschließen. Aber nach wenigen Monaten wurde Anderson selbst von einem heftigen Fieber ergriffen, das ihn aller Eßlust und alles Schlafes beraubte. Unbekannt mit der Natur seiner Krankheit und von aller ärztlichen Hülfe entblößt lag er hülflos auf seinem Krankenlager und schmachtete sehnsuchtsvoll der Stunde seiner ewigen Erlösung entgegen. In diesem traurigen Zustande kam ihm der Gedanke, eine Pflanze zu genießen, welche heftiges Erbrechen zu erzeugen pflegte, und siehe! das Mittel that seine Wirkung, die Krankheit ward gebrochen und er konnte sich mit Gottes Hülfe allmählig von seinem Lager wieder aufrichten. Noch hatte er sich nicht völlig erholt, als der holländische General-Commissär De Mist, von Dr. Lichtenstein begleitet, ihn in seiner Abgelegenheit mit einem Besuche überraschte. „Wir befinden uns nunmehr," erzählt Lichtenstein, „am Wohnorte des Missionars Anderson, in einem seiner größten Dörfer, das zwischen 300—400 Einwohner in sich faßt. Wir besuchten den Patriarchen, der von einer Krankheit noch so schwach war, daß er seine Wohnung nicht verlassen konnte. Diese bestand in einer Korannahütte, in welcher es sehr dürftig aussah, obgleich Alles reinlich gehalten war. Seine Schlafstätte war durch einen Vorhang von der Wohnung geschieden. In der Mitte der kleinen Stube stand ein Tisch, und an den Seiten derselben ein paar alte Kisten, welche als Stühle dienten. Wir fanden in Anderson einen freund-

lich aussehenden Mann von etwa 30 Jahren, der etwas sehr Heiteres und Andachtsvolles in seinem ganzen Benehmen hatte. Seine Gesichtszüge waren schön, und sein Auge funkelte vom Geiste der Gottseligkeit und der Hingebung. Diese Züge, verbunden mit Spuren einer lang anhaltenden Krankheit, geben ihm die Gestalt eines Heiligen, und es konnte nicht fehlen, daß schon der erste Blick das Herz eines Jeden gewinnen mußte, der ihm nahe kam. Er versicherte uns, wie willkommen ihm unser Besuch sey, und wie sehr er schon lange gewünscht habe, daß die Regierung ihre wohlwollende Aufmerksamkeit seiner Anstalt unter den Korannas zuwenden möchte. Bereits hatte er vier Jahre unter diesem Volke gearbeitet, und dennoch führte er die Klage, daß er der unermüdetsten Anstrengung ungeachtet doch bis jetzt nur wenig unter demselben habe ausrichten können. Einen Grund hievon fand er theils in der anhaltenden Trockenheit des Himmelsstriches, welche sein Volk nöthigte, sich immerdar von einer Stelle zu der andern zu bewegen, theils in dem hohen Grade träger Ungelehrigkeit, der bei den meisten seiner Schüler stattfand. Erst seitdem er an dieser Stelle sich mit seinen Leuten angesiedelt hatte, war ihm die Freude zu Theil geworden, einige heilsame Wirkungen seiner Arbeit unter denselben wahrnehmen zu dürfen. Ein wachsendes Verlangen nach Unterricht und nützlicher Thätigkeit war seit dieser Zeit unter diesem Volke aufgewacht. Es war ihm nun sehr darum zu thun, sie von der Neigung zum Nomadenleben abzugewöhnen und eine Liebe zum Feldbau unter ihnen zu pflanzen. Wirklich hatte er einige seiner Leute dahin vermocht, daß sie sich feste Wohnungen bauten. Er selbst war gerade damit beschäftigt, ein großes Haus für seine eigene Wohnung, so wie für die öffentlichen Gottesdienste aufzurichten; auch waren unter seiner Aufsicht Wasserleitungen in den Niederungen gegraben worden, um den Boden für den Anbau von Pflanzen tauglich zu machen. Seine ganze Bevölkerung hatte er in sechs Dörfer abgetheilt, deren jedem ein Bastard-Hottentotte als Magistratsperson vorsteht. Das Warmbad liegt in einem

langen von beiden Seiten mit flachen Hügeln umgebenen Thale, an dessen oberm Ende eine reiche Wasserquelle fließt, die sich weiter unten zu einem kleinen Bache vereinigt. Auf beiden Seiten desselben sind die Pflanzungen der Korannas angelegt, und zerstreut umher kleine Wohnhäuser von Stein aufgerichtet. Großer Gewerbsfleiß und ein Geist der Ordnung herrschte in diesen Wohnungen, und sie zeichnen sich dadurch vor manchem Bauernhofe weißer Colonisten aus. Neben den gewöhnlichen Küchengewächsen wird auch Mais und Tabak gepflanzt, und eine halb vollendete Kirche für die öffentlichen Gottesdienste aufgerichtet."

Sowie die Gesundheit des Missionars Anderson erstarkte, fand er auch seine Leute zum Gehorsam williger, und seine äußere Lage trug jetzt das Bild eines neuen Lebens, das unter Gottes Segen vom Tode erstanden war. Auch die Predigt des Evangeliums fing nun an Frucht zu tragen, und seine Schulen füllten sich mit lernbegierigen Schülern. Aber jetzt kam die neue Verordnung des Statthalters Jansen auch auf seiner abgelegenen Colonie jenseits des Orangeflusses an, nach welcher seinem Unterrichte gewaltige Fesseln angelegt werden sollten, und nicht lange hernach traf noch weiter der Befehl des Statthalters bei ihm ein, sich nach der Capstadt zu begeben, um die weitern Anordnungen der Regierung mündlich zu vernehmen.

Mittlerweile hatte auch Dr. Van der Kemp (J. 1804) trotz des Regierungsbefehles seine Missionsarbeit zu Bethelsdorf ruhig und nicht ohne gesegnete Folgen fortgesetzt. Erklären läßt es sich immerhin, wie der holländische Statthalter der Capcolonie dazu kommen konnte, innerhalb seines Gebietes den christlichen Unterricht des Hottentottenvolkes auf mannigfaltige Weise zu beschränken; er findet für diese unmenschliche Verordnung einige Entschuldigung in dem Umstande, daß er in jenen Tagen der Uebermacht der aufrührerischen Bauern ein Opfer bringen und ihnen in diesem Stück zu Gefallen leben mußte. Allein völlig unerklärbar ist es, wie er eine solche Verordnung auf die süd-africanischen Völker überhaupt ausdehnen und verlangen konnte, daß kein Missionar, wel-

cher durch das Capgebiet ziehen muß, die Gestattung haben solle, die benachbarten heidnischen Völkerstämme mit den Lehren des Christenthums bekannt zu machen. Auf solche Weise war es den Missionaren aufs strengste verboten, in das Kaffernland zu ziehen. Dagegen machten jetzt die Kaffern häufige Besuche zu Bethelsdorf, weil sie eine große Hochachtung für Van der Kemp im Herzen trugen. Einer ihrer Häuptlinge, Zazu, brachte ihm seinen eigenen Sohn herbei, um von den Missionaren erzogen zu werden, und seinem Beispiel folgte bald ein anderer Häuptling, Conga, nach, welcher zwei seiner Söhne ihrer Pflege anvertraute. Auf diese Weise machte ganz unerwartet die Weisheit Gottes die Bosheit der Widersacher zu Schanden, und bahnte so dem Evangelio eine weite Heerstraße in das Kaffernland, indem jetzt aus dem Kaffernvolke selbst im Stillen Lehrer des Christenthums erzogen wurden, welche auch bis auf den heutigen Tag ihren heidnischen Landsleuten die frohe Botschaft von Christo mit Segen verkündigen. Allein diese Vorgänge erregten ein solches Aufsehen, daß auch Dr. Van der Kemp im April 1805 nach der Capstadt gefordert wurde, um von seinem Betragen Rechenschaft zu geben. In den ersten drei Monaten dieses Jahres hatten die Missionare die Freude, ein Werk der göttlichen Gnade in den Herzen einiger armer Heiden wahrnehmen zu dürfen, so daß sie innerhalb dieser Zeit acht Erwachsene und fünf Kinder der Gemeinde Christi durch die Taufe einverleiben durften; auch hatten noch mehrere Andere ein großes Verlangen nach ihrem Seelenheile abgelegt, und nicht selten ließ sich unter der Predigt des göttlichen Wortes ein lautes Weinen vernehmen. Am 3. März desselben Jahres hatte sich Ulbricht als dritter Mitarbeiter an die Gemeinde angeschlossen, und nicht lange hernach kam auch Missionar Tromp und Tetje Bakker zu Bethelsdorf an, welche bisher unter den Hottentotten der Colonie gearbeitet hatten, aber der erwachsenden Hindernisse halber daselbst ihr Werk nicht länger fortsetzen konnten. So hatte auf unbekanntem Wege die Vorsehung Gottes dafür gesorgt, daß die bedeutende Lücke,

welche Van der Kemp in Bethelsdorf zurückließ, von andern treuen Mitarbeitern wieder ausgefüllt wurde.

Der Abschied von seinem theuern Heidengemeindlein fiel dem ehrwürdigen Manne schwer. Nach der Taufe einer bekehrten Hottentottin hielt er seine letzte Abschiedsrede an sie über die Worte: 2 Sam. 15, 25. und 26.: „Werde ich Gnade finden vor dem HErrn, so wird Er mich wieder herbringen, und wird mich die Lade Gottes sehen lassen und Seine Wohnung. Spricht Er aber also: ich habe nicht Lust zu dir! siehe, hier bin ich, Er mache es mit mir, wie es Ihm wohlgefällt!" Am nächsten Morgen, den 21. April, machte er sich nun mit seinem Mitarbeiter Read nach der Capstadt auf den Weg. Die Neubekehrten begleiteten ihn so weit als sie nur immer konnten, und als Alle zurückgekehrt waren, hing sich noch ein kleines Hottentottenmädchen an sie an, welches durchaus nicht von ihnen scheiden wollte und das sie deshalb mit sich nahmen. Auch der Sohn des Kaffernhäuptlings, der ihrer Erziehung anvertraut war, hatte sich mit ihnen auf den Weg gemacht. Unterwegs trafen sie auf einen andern Mitarbeiter, Missionar Smith, der die Gestattung erhalten hatte, nach Bethelsdorf zu ziehen, und sie dankten dem HErrn, der für ihre theure Gemeinde so väterlich sorgte, daß sie jetzt drei Arbeiter am Evangelio in ihr zurücklassen durften. Nach fünf Wochen gelang es ihnen, am 2. Juni (1805) wohlbehalten in der Capstadt anzukommen. Lange Zeit in der Capstadt zweck- und arbeitslos hingehalten, ohne vom Statthalter verhört, angeklagt oder freigesprochen zu werden, fanden die Missionare einen süßen Trost in dem christlichen Umgange mit einer bejahrten frommen Wittwe, Frau Schmid, welche ihr Leben und ihr Vermögen bisher menschenfreundlichen Unternehmungen gewidmet hatte, und in deren Haus die wandernden Missionare stets eine freundliche Ruhestätte fanden. Diese edelmüthige Frau glaubte Ursache zu haben, zu befürchten, daß diesen beiden Missionaren die Rückkehr nach Bethelsdorf nie wieder würde gestattet werden. Sie verkaufte daher ihre liegende Habe, entsagte im 55sten Lebens-

jahre den Bequemlichkeiten des Lebens und machte sich nach Bethelsdorf auf den Weg, um die durch ihren Abgang der Gemeinde geschlagene Wunde heilen zu helfen. Die ausgezeichneten Geistesgaben, welche der HErr ihr gegeben hatte, und der fromme Eifer einer warmen Liebe zu den Heiden, so wie ihre völlige Hingebung an die Rettung derselben machten sie zu einer ausgezeichneten Mitarbeiterin an dem Werke des HErrn. Wirklich gelang es auch ihren weise berechneten Bemühungen, viele Erwachsene und Junge ihres Geschlechts in einer Unterrichts- und Arbeitsschule zu vereinigen. Nicht minder geschäftig war sie, die Leute in ihren Hütten zu besuchen, sie mit den anständigen Sitten des häuslichen Lebens bekannt zu machen, und besonders die Hausmütter zu einer verständigen und christlichen Erziehung ihrer Kinder anzuleiten. Dabei hatte sie die Freude, daß mehrere ihrer Schülerinnen für den wahren Glauben an Christum gewonnen und der Gemeinde Jesu einverleibt wurden.

Als die beiden Missionare Van der Kemp und Read, eines achtmonatlichen beruflosen Aufenthaltes in der Capstadt müde, alle ihre Bemühungen vereitelt sahen, die Genehmigung der Colonial-Regierung für ihre Rückkehr nach Bethelsdorf oder für eine andere Arbeitsstätte unter den Völkern Süd-Africas zu erhalten, fingen sie an ihre Augen nach der großen Insel Madagaskar oder der Küste von Mozambique hinzulenken, um dort außerhalb des Bereiches ihrer Verfolger neue Wirkungskreise für die Predigt des Evangeliums aufzusuchen. Da Van der Kemp voraussehen mußte, daß nach den nun einmal aufgestellten Verfolgungsgrundsätzen der holländischen Regierung die bereits im Gebiete der Colonie aufgerichteten Missionsstellen innerhalb kurzer Zeit ihren unausbleiblichen Untergang finden würden, so hielt er für zweckmäßig, der Londoner Missionsgesellschaft den Vorschlag zu machen, zwei Parthieen tauglicher und entschlossener Missionare nach Süd-Africa zu senden, von welchen die eine auf dem westlichen Ufer außerhalb der Gränzen der Colonie, zwischen dem Orangefluß und dem

Wendekreis des Steinbocks, die andere aber auf der Ostküste, nordöstlich vom Kaffernland, unter den Tambukis sich niederlassen sollte, um unter dem Beistande Gottes nach und nach längs des Orangeflusses eine Reihe von Missionsstationen aufzurichten, und durch diese die Colonie und das Kaffernland mit dem Evangelio Christi zu umschließen, und daß die holländische Missionsgesellschaft aufgefordert werden möge, innerhalb des Gebietes der Colonie die Pflanzstätten des Evangeliums unter dem Hottentottenvolke einzunehmen, und so nach allen Richtungen hin dem Worte der Wahrheit die verschlossenen Wege aufzuthun. Allein die Weisheit Gottes hatte in ihrem verborgenen Rath bereits den Weg gebahnt, den die Verbreitung der seligmachenden Erkenntniß Christi unter den Völkern Süd-Africas nehmen sollte. Am 4. Januar 1806 erschien die englische Flotte in der Tafelbucht, und am 20sten darauf war die Capstadt den brittischen Truppen übergeben. Dieser Umstand führte nun auf einmal eine ganz unerwartete und willkommene Veränderung in der Lage der Missionare und ihrer Arbeiten auf der Capcolonie herbei, und diese beiden Knechte Christi eilten jetzt so gut sie konnten ihrem geliebten Bethelsdorf wieder zu, wo sie von Allen mit der innigsten Liebe aufgenommen wurden.

Missionsgesellschaften vermögen in heidnischen Ländern wenig mehr zu thun, als das christliche Bekehrungswerk unter den Einwohnern zu beginnen. Da es die Natur der Sache unmöglich macht, daß dem wachsenden Entwicklungsbedürfnisse der Missionsstellen gleichmäßig wachsende Unterstützungen von der abendländischen Gemeinde der Christen aus zugesendet werden können, so kann ihre Aufmerksamkeit nicht frühe genug auf das Beginnen gerichtet werden, aus dem Volke selbst heraus, unter welchem die Kirche Christi gepflanzt werden soll, brauchbare Gehülfen zu erziehen. Kaum war Van der Kemp mit seinem Mitarbeiter Read (1806) nach Bethelsdorf zurückgekehrt, als er diesem Missionsbedürfnisse seine ganze Thätigkeit zuzuwenden begann. „Einige unserer bekehrten Hottentotten," so schreibt er um

diese Zeit, „legen einen merkwürdigen Eifer zu Tage, ihre Landsleute zum Glauben an Christum hinzulenken. In ihnen ist dieser Eifer sichtbarlich eine Gabe des heiligen Geistes, und ihre Ermahnungen sind mit erfreulichem Erfolge begleitet. Ihr natürlicher Hang, so wie ihre äußerlichen Umstände gestatten es ihnen nicht lange zu Hause zu bleiben, und Mangel an Nahrung nöthigt sie, sich auswärts nach Arbeit umzusehen, um ihr ehrliches Stücklein Brot für sich und die Ihrigen zu erwerben. Auf diese Weise macht sie schon das Lebensbedürfniß zu reisenden Predigern, und da es ihnen meist an umfassendem Unterricht gebricht, dem sie sich wegen großer Dürftigkeit nicht unterziehen können, so bestehen auch ihre Ermahnungen in Mittheilungen ihrer christlichen Erfahrung, die sie an einen Bibelspruch anknüpfen. Könnten einige von ihnen in eine Lage versetzt werden, wo sie dem erforderlichen Vorbereitungsunterricht für einige Zeit sich sorgenlos widmen könnten, so würde die Huld Gottes durch solche schlichte Leute vielleicht noch mehr, als durch auswärtige Missionare unter dem einfachen Hottentottenvolke ausrichten. Ich würde zu diesem Zweck der Gesellschaft folgenden Plan vorschlagen: „Eine kleine Anzahl „gründlich bekehrter Hottentotten sollten für ein paar Jahre „zu Bethelsdorf in besondern Vorbereitungsunterricht ge„nommen werden. In den Zwischenstunden sollten sie ent„weder mit der Viehzucht oder mit Handarbeit sich beschäf„tigen und etwas zu ihrem Lebensunterhalte verdienen, wie „sehr es auch anfänglich der trägen Gemüthsart der Hot„tentotten schwer fallen mag, zu Hause zu bleiben und sich „anhaltend zu beschäftigen. Der Name Missionar müßte „ganz und gar vermieden werden, weil derselbe die Auf„merksamkeit der Widersacher reizen und ihrem Werke viel„fache Hindernisse in den Weg legen würde. Bereits findet „sich ein solcher Mann in unserer Gemeinde, Namens „Kruisman, welcher ausgezeichnete Tüchtigkeit zu solchem „Berufe hat und auch von Herzen bereit ist, sich ganz für „den Dienst Christi hinzugeben."" Auf solchem Wege ließ es der HErr den kleinen und schwachen Anfängen der evan-

gelischen Missionssache in Süd-Africa nach und nach gelingen, nicht nur die geistlichen Mittel und Wege ihrer Fortpflanzung im Stillen zu vermehren, sondern auch die Kreise ihrer Wirksamkeit unvermerkt immer weiter auszudehnen.

Freilich war noch mancher schwere Kampf zu bestehen, ehe das Licht und die Kraft der evangelischen Wahrheit die heitern Morgenstrahlen gewinnen konnte, welche sie in unsern Tagen über die Finsternisse der süd-africanischen Völker immer weiter zu verbreiten begonnen hat. Als die Engländer aufs Neue Besitz von der Capcolonie genommen hatten, so wurde ihre Ankunft von dem Hottentottenvolke freudig begrüßt, das in ihnen seine leiblichen und geistlichen Befreier zu erkennen glaubte. Wirklich fanden auch die brittischen Regierungsbehörden, daß sie den Hottentotten Zutrauen schenken durften, weil sie zur Unterdrückung des Uebermuthes der aufrührerischen Bauern kräftig mitgewirkt hatten. Als aber Letztere der unangenehmen Ueberzeugung sich hinzugeben anfingen, daß die Engländer jetzt bleibenden Besitz von der Capcolonie genommen hätten, so wandten sie jedes Mittel an, mit ihren neuen Gebietern sich auszusöhnen. Bald wurden die geleisteten Dienste der Hottentotten vergessen und das Interesse derselben dem Vortheil dieser neuen Verbindung zum Opfer gebracht. Dies war ein Ergebniß, das die Missionare nicht vorausgesehen hatten. Die Unterdrückung des Hottentottenvolkes dauerte auf die gleiche Weise fort, und Dr. Van der Kemp wurde bald gewahr, daß die brittischen Behörden seinen lauten Klagen eben so wenig Aufmerksamkeit schenkten, als dies bei den holländischen der Fall gewesen war. Schon im Januar 1807 sah er sich genöthigt, an die Londoner Missionsgesellschaft zu schreiben: „Es kommt mir vor, unsere Widersacher suchen ihren Plan dadurch zu erreichen, nicht daß sie uns aus der Colonie verjagen, sondern uns hin- und herstoßen und in immer engere Kreise der Wirksamkeit einschließen, indem sie hoffen, uns durch Widerwärtigkeiten aller Art zu ermüden und am Ende geneigt zu machen, unsere Stationen zu verlassen und ihnen das Feld zu räumen."

Der wackere Van der Kemp wurde indeß nicht müde, sich des niedergedrückten Hottentottenvolkes aus allen Kräften anzunehmen, und war sich als Diener Christi des innern Berufes bewußt, jedes gestattete Mittel zu ergreifen, um ihnen die verschlossene Bahn zur Erkenntniß des Heiles zu öffnen, und auf diesem einzig möglichen Wege der Rettung auch ihre zeitliche Knechtschaft in einen Zustand der himmlischen Freiheit zu verwandeln. Unter seinen Papieren finden sich manche schriftliche Beweise, wie sehr er sich der Unterdrückten auch vor den obrigkeitlichen Behörden muthig anzunehmen angelegen seyn ließ. So schrieb er unter dem 21. Mai 1808 an den Landdrost zu Uitenhage: „Die Träger dieses Briefs, ein paar wackere Hottentotten, führen die laute Klage, daß ihnen von zwei Colonisten ihre Frauen und Kinder von der öffentlichen Straße weggenommen worden sind und mit Gewalt von denselben zurückgehalten werden. Solche Mißhandlungen schreien laut zum Himmel um Gerechtigkeit. Ich bitte Sie daher ehrerbietig, daß Sie diesen Unglücklichen den Genuß der Freiheit verschaffen mögen, die ihnen durch die Natur und nach den Gesetzen des Landes gehört. Ich zweifle nicht, daß Sie die Nothwendigkeit erkennen werden, diesen und ähnlichen Mißhandlungen ein Ende zu machen, welche, weil sie bisher ungestraft geblieben sind, täglich an Zahl und Abscheulichkeit zunehmen und dieses Land jedem Fremden, in welchem der letzte Funke von Menschlichkeit noch nicht ganz erstickt ist, zum Gräuel machen."

Erinnerungen dieser Art waren nun freilich keineswegs geeignet, dem Missionswerke auf der Capcolonie die Gunst der öffentlichen Behörden zuzuwenden, und Van der Kemp mit seiner Missionscolonie hatte die bittern Rückwirkungen davon reichlich zu erfahren. Da sich immer deutlicher kund that, daß der Boden, auf welchem Bethelsdorf aufgerichtet war, für den Anbau gänzlich untauglich war, und die Einwohner der Niederlassung nicht zu nähren vermochte, so war ihm auf seine Vorstellungen schon längst von dem Statthalter die Anweisung eines günstigeren Landstriches zugesagt worden. Aber seinen wiederholten Bitten ungeachtet gelang

es ihm doch nie, die Erfüllung derselben sehen zu dürfen. „Auf dieser Stelle," so schreibt er an den Statthalter, „haben wir schon seit mehr als fünf Jahren geschmachtet und an den nöthigsten Lebensbedürfnissen bittern Mangel erduldet. Auch ist die gänzliche Ungewißheit unserer Lage Schuld, daß wir an den Aufbau fester Wohnhäuser noch nicht denken durften, sondern uns bisher in Schilf- und Strohhütten elendiglich behelfen mußten. Ich ersuche daher Ew. Excellenz ehrerbietig, daß dieser wachsenden Colonie ein taugliicheres Stück Land, wo möglich in der Nähe des Kaffernlandes, angewiesen werden möge, damit auch dieses Volk die Wohlthat des Religionsunterrichtes genießen und zu einem christlich gebildeten Volke erzogen werden möge." Die Erfüllung seiner Bitte erlebte freilich Van der Kemp nicht mehr, und erst die spätere Zeit trug ihre seligen Früchte aus dem heißen Kampfe davon, der ihm in diesem Leben für die Wohlfahrt des armen Hottentottenvolkes vom HErrn angewiesen war.

Da indeß der fromme Van der Kemp nicht müde wurde, seine bittenden Mahnungen an die Behörden des Landes in Betreff der fortgesetzten Hemmungen des Missionswerkes unter den Hottentotten und ihrer unmenschlichen Mißhandlung ergehen zu lassen, so blieb dem brittischen Statthalter, Grafen von Caledon, nichts übrig, als ihn nebst seinem Mitarbeiter Read nach der Capstadt zu berufen, um von einer niedergesetzten Commission ihre Klagen genauer untersuchen zu lassen. Van der Kemp kam im Spätjahr 1811 mit seinem treuen Mitarbeiter wohlbehalten daselbst an, ohne zu ahnen, daß für ihn die Stunde so nahe gekommen war, ihn von den Mühseligkeiten seiner Pilgerbahn zu erlösen und in die Freude seines HErrn aufzunehmen. Als er eben im Hause der Frau Schmid, in dem er sich niedergelassen hatte, einer ansehnlichen Versammlung einen Abschnitt aus dem Worte Gottes erklärte, ward er plötzlich von einer heftigen Krankheit ergriffen, die ihn auf ein kurzes aber höchst schmerzliches Krankenlager niederwarf. Seine Leiden waren so groß, daß er kein Wort zu sprechen vermochte, sondern stille duldend seiner Erlösungsstunde hoffnungsvoll

entgegenblickte. Einer seiner treuen Freunde richtete am Tage seiner Vollendung die Frage an ihn: wie sein Herzenszustand beschaffen sey? „Es ist Licht!“ rief er aus, „es ist Licht!“ — und mit diesen Worten übergab er seinen scheidenden Geist in die Hand seines Erlösers.

Die früheste Pflanzungsgeschichte der Kirche Christi unter den süd-africanischen Völkern ist so genau mit dem Lebensgange dieses Vollendeten zusammengewoben, daß sie sich nicht erzählen läßt, ohne seine Streiterbahn auf allen Seiten zu berühren. Mit seinem Abscheiden fängt auch eine neue Periode für die süd-africanische Missionsgeschichte an, deren kraftvolle Entwicklung wir bereits in unserm Magazine mehrfach (Jahrgang 1820, 1823, 1826, 1829, 1831) umständlich erzählt haben. Hier war es uns blos darum zu thun, die ersten Lebenswurzeln nachzuweisen, welche auf diesem wilden Acker der Welt schon im Laufe des verflossenen Jahrhunderts von einigen treuen Knechten Christi angepflanzt wurden, aus deren fruchtbarer Aussaat unter Gottes Segen das herrliche Erntefeld hervorgewachsen ist, das wir in unsern Tagen unter den süd-africanischen Völkern erblicken dürfen.

Der vollendete Dr. Van der Kemp, welcher an dieser frühesten Pflanzung einen so kräftigen Antheil nehmen durfte, war unstreitig einer der ausgezeichnetsten Männer seines Zeitalters; seine natürlichen Geistesgaben waren ungemein groß und zugleich mit sittlichen Eigenschaften verbunden, welche ihn für große Unternehmungen tauglich machten. Unter den Gelehrten seines Zeitalters behauptete er eine ausgezeichnete Stelle. Er war in sechszehn Sprachen so bewandert, daß er alle verstehen und die meisten reden und schreiben konnte. Die lateinische Sprache stand ihm so gut zu Gebot, wie seine Muttersprache, die Holländische. Er hinterließ Abhandlungen und Bemerkungen über den griechischen und hebräischen Text der heiligen Schriften, welche er selbst in griechischer und hebräischer Sprache niederschrieb, und die zugleich seine tiefe Bekanntschaft mit der theologischen Literatur seiner Zeit beurkunden. Auch in der syrischen

arabischen, persischen und armenischen Sprache hatte er sich gründliche Kenntnisse erworben, während er die französische, englische und deutsche Sprache mit Fertigkeit redete und schrieb. Selbst als er ein Alter zwischen 50 und 60 Jahren erreicht hatte, machte es ihm seine ausgezeichnete Sprachengabe leicht möglich, innerhalb 3—4 Monaten sich der Grundlagen jeder neuen Sprache zu bemächtigen, und innerhalb der wenigen Monate, welche er im Kaffernlande verbrachte, eine kurze Grammatik der Sprache dieses Volkes und ein Wörterbuch zu verfassen, das über 800 Wörter in sich faßt. Als Kenner der Naturwissenschaften, als Mathematiker und Arzt hatte er sich in Europa einen ehrenvollen Ruf erworben, und sich durch diese Kenntnisse den Weg zu großen Wirkungskreisen in seinem Vaterlande aufgeschlossen; aber er hielt es für noch größeren Ruhm, die Gaben der Natur und der Gnade, welche Gott ihm in so reichem Maaße verliehen hatte, auf das große Verbreitungswerk der christlichen Erkenntniß unter den heidnischen Völkern zu verwenden, und sich in einem Zeitalter öffentlich unter das Panier des Gekreuzigten zu stellen, in welchem es für Schmach geachtet wurde, zu Seinem Namen sich zu bekennen, und für schwärmerischen Wahnsinn, sein Leben dem Missionsberufe in der Heidenwelt zu weihen.

Immerhin mag die Bemerkung als gültig anerkannt werden, daß das heidnische Africa einem Manne wie Van der Kemp keine Wirkungskreise darbot, in denen er von seinen Gaben und Kenntnissen einen unmittelbaren Gebrauch machen konnte; aber wenn wir bedenken, wie sehr die unglücklichen Völker dieses Landes um diese Zeit eines Beschützers, Fürsprechers und Vertheidigers bedurften, welcher theilnehmend in ihren gränzenlosen Jammer hereintrat und ihre niedergedrückte Sache vor den Augen und Ohren der Welt geltend zu machen versuchte, und zugleich den hohen Muth, den unermüdeten Eifer, die unbestechliche Rechtschaffenheit und den bedeutsamen Einfluß in die Waagschale legen, der sich an Van der Kemp's Namen und Persönlichkeit anknüpfte: so müssen wir die Weisheit Gottes bewun-

dern, welche den süd-africanischen Völkern in diesen Tagen der Noth einen Mann zuführte, welcher vollkommen geeignet war, die eisernen Riegel ihrer Knechtschaft zu erschüttern und dem Werke Christi in dieser Wildniß die ersten Bahnen aufzubrechen. Immerhin mögen viele seiner Nachfolger ungleich tauglicher gewesen seyn als er, sich in ihrem Unterrichte zu den schwachen Erkenntnißkräften des Volkes herabzulassen und diesen unwissenden Kindern der Wildniß die erste Milch des Evangeliums darzureichen; indeß war es doch nicht selten der Fall, daß man den gelehrten Van der Kemp, von Hunderten von Hottentotten und Kaffern umringt, mit dem Alphabethe in der Hand dastehen sah, um diese Wilden mit den ersten Buchstaben der holländischen Sprache bekannt zu machen und sich gleich einem Kinde mit diesen Kindern zu beschäftigen. — Aber wenn diese ersten Anfänge des Unterrichtes auch nicht die eigentliche Aufgabe seines Lebens waren, so blieb ihm immer noch mehr als seinen übrigen Mitarbeitern zu thun übrig, um ihnen die Wirkungskreise anzubahnen, in denen sie sich jetzt freuen und ungehindert mit dem Werk Christi bewegen dürfen.

In einem Lande, wo rohe Sclaverei zu Hause ist, kann ein vom Christenglauben durchdrungenes Gemüth nicht lange in einem Zustande der Theilnahmlosigkeit verweilen. In einem solchen Lande wird der europäische Fremdling entweder seinen Abscheu gegen das System der Sclaverei mit jedem Tage vermehrt fühlen, oder sein Widerwille gegen dasselbe wird sich allmählig abstumpfen, und seine Theilnahme für den unglücklichen Sclaven unbemerkt und unbewußt in die Denk- und Handlungsweise seiner Gebieter umgewandelt werden. Selbst Solche, welche eine höhere Stufe christlicher Bildung und Sinnesart durch Gottes Gnade erreicht haben, können durch Umgang und Gewohnheit dahin gebracht werden, daß sie jeden Anblick zu ertragen vermögen. Wenn Mißhandlungen, Schmähungen, Peitschenhiebe, Qualen, Todesstrafen fast die täglichen Bilder sind, welche dem Auge vorschweben, so gewöhnt sich dasselbe allmählig an den Anblick dieser Grausamkeiten; man kann sie

ohne Entsetzen sehen, und an die Stelle des Mitleidens tritt meist unbewußt ein Gefühl der Härte, für welches sich in solchem Falle der bessere Mensch keine andere Rechenschaft als die der Angewöhnung geben kann. Dies ist eine der größten Gefahren, welche Missionaren unter barbarischen Völkern drohen, und sie bedürfen eines besondern Beistandes von oben und einer treuen Wachsamkeit über sich selbst, um mit dem harten, gefühllosen und ungeschlachten Geschlechte der Menschen nicht in dasselbe Gericht sittlicher Verhärtung hinabzusinken. Dies war glücklicher Weise bei dem vollendeten Van der Kemp nicht der Fall. Der tief verwundende Eindruck, den das harte Sclavenloos der unterdrückten Hottentotten auf seine Seele machte, blieb eine Wunde seines Herzens, die immer schmerzlicher wurde, je länger er in Süd-Africa verweilte. Anfangs nöthigte ihn das Gefühl der Theilnahme, sein ganzes Vermögen an die Loskaufung dieser Unglücklichen zu verwenden, und als ihm keine Geldmittel für diesen Zweck weiter zu Gebote standen, so waren ihm doch noch Gebet, Sprache, Schrift, Mahnung, Bitten, Drohen, Jammerruf übrig geblieben, um bei Männern von Einfluß und Ansehen ein Gehör für das niedergedrückte Volk zu suchen und Theilnahme für ihr trauriges Loos zu erwecken. Es ist dabei nicht zu läugnen, daß sich Van der Kemp nicht selten vom Strome dieser Gefühle übernommen und über die Grenzlinien der Mäßigung fortreißen ließ, und seine Eingaben an die Regierungsbehörden, welche diesen schmerzlichen Gegenstand seiner Seele betreffen, tragen nicht selten das Gepräge einer schonungslosen Empfindlichkeit, welche leicht das Verhältniß ehrfurchtgebietender Unterordnung vergessen konnte, welche er der Obrigkeit, die Gewalt hat, schuldig war. Aber wenn er bisweilen in diesem Stücke zu weit ging und dafür die Mißbilligung seiner christlichen Brüder sich zuzog, so darf es dennoch nicht vergessen werden, daß auch ihm in dieser Beziehung das Wort des Apostels gilt: „Thun wir zu viel, so thun wir's dem HErrn!" Vielleicht wäre freilich bei der zweiten Regel des Apostels: „Sind wir mäßig, so sind wir euch mäßig!"

der gleiche große Zweck nicht minder bald auf schonenderem Wege mit des HErrn Hülfe erreicht worden. Allein darüber gebühret uns nicht mit dem Vollendeten zu zürnen, der doch immer einen guten Kampf vor unsern Augen gekämpft und einen schönen Lauf vollendet hat, in welchem er ein Muster für seine Brüder geworden ist.

Zehnter Abschnitt.

Allgemeiner Ueberblick der evangelischen Missionsstellen unter den Hottentotten-Stämmen der Cap-Colonie im Anfang des Jahres 1836.

Fügen wir, um nicht die ganze Geschichte dieser Missionen zu verfolgen, den kurzen Ueberblick ein, den die Feder eines erfahrenen Mannes vor 15 Jahren von den Hottentotten Missionen gegeben hat.

Noch lag ein schweres mitternächtliches Dunkel über den Völkerstämmen Süd-Africa's, als der fromme Van der Kemp (im Jahr 1811) sein Auge im Tode schloß; und auch die Aussichten in die nächste Zukunft ließen den ruhigen Beobachter des Werkes Christi nicht sobald den ersehnten Anbruch eines hellen Morgensterns erwarten. Zwar hatte sich zu Gnadenthal ein Kirchlein Christi unter einer Anzahl bekehrter Hottentotten fest angewurzelt und es fing an, seine erheiternden Strahlen in den nächsten Umgebungen zu entfalten. Auch an den östlichen Grenzen der Colonie zu Bethelsdorf, so wie im Norden auf der Hochebene des Orangeflusses, waren die ersten Anfänge von Missionsansiedelungen unter den Eingebornen gegen tausendfache Hindernisse versucht worden. Aber die dortigen Häuflein heilsbegieriger Seelen waren sehr gering; und noch geringer war die Schaar von Arbeitern, welche auf dem verwilderten Boden den Pflug des Evangeliums in die Hand zu nehmen bereit standen. Die größten Hemmungen aber fand in jenen Tagen das Werk der Heidenbekehrung, in dem erbitterten Hasse, welchen die meisten Ansiedler demselben

von allen Seiten entgegenstellten. Fünf und zwanzig Jahre sind nunmehr vorübergeflossen, seitdem Van der Kemp von diesem Kampfplatze abgerufen wurde; und welche wundervollen Veränderungen haben sich nicht innerhalb dieses Zeitraumes unter den süd-africanischen Völkern ereignet! Welche herrliche Siege hat nicht das Evangelium Christi unter denselben davon getragen! Dem niedergedrückten Hottentottenvolke wurde die volle bürgerliche Freiheit errungen und durch einen Beschluß des englischen Parlamentes vom Jahr 1829 gewährleistet. Die Grenzen der Cap-Colonie wurden ansehnlich erweitert, und in allen Distrikten des Landes zahlreiche und gesegnete Missionssprengel aufgerichtet. Ueber alle benachbarten wilden Völkerstämme hat sich weit umher der heilende und bildende Einfluß der christlichen Erkenntniß ausgebreitet, und viele derselben der europäischen Gesetzgebung und dem Sonnenscheine christlicher Gesittung nahe gebracht. Die Sclavenketten der zahlreichen Negerbevölkerung wurden auf der Cap-Colonie zerbrochen, die Sclaverei für immer abgeschafft, und mit dem wilden Kaffernvolk ein Friedensvertrag geschlossen, welcher der Verbreitung des Evangeliums unter demselben sehr förderlich ist.

Wir beschränken unsere Uebersicht blos auf die Hottentotten-Nation in- und außerhalb der Cap-Colonie.

Durch die obengenannten Veränderungen, welche sich in einen Zeitraum von wenigen Jahren zusammendrängen, hat die Cap-Colonie schon an Umfang und Bevölkerung Ansehnliches gewonnen, indem sich der Boden derselben nunmehr von Westen nach Osten auf eine Länge von 180 deutschen Meilen erstreckt, auf welcher sich eine Einwohnerzahl von 235,000 Seelen befindet, von welcher durch den letzten Friedens-Vertrag 60,000 bis 70,000 Seelen in brittischen Schutz und den Genuß der brittischen Gesetze aufgenommen worden sind. Der mit den Häuptlingen des Kaffernvolkes am 17. September 1835 abgeschlossene Vertrag bildet unstreitig einen neuen merkwürdigen Wendepunkt in der süd-africanischen Missionsgeschichte.

Sein Hauptinhalt ist folgender:

1) Die Häuptlinge der Kaffernfamilie des verstorbenen Königs Geika, Macomo, Tyalie, Kusia, Eno Fadani mit ihren Stämmen versprechen für sich und ihr Volk, treue Unterthanen des Königes von England zu seyn, den Befehlen des Statthalters Sr. Majestät zu gehorchen, und den allgemeinen Gesetzen der Colonie sich willig zu unterwerfen; so wie der Statthalter und die Gesetze auch über das Kaffernvolk den gleichen Schutz und die gleiche Sicherheit ausdehnen, wie sie alle andern Unterthanen Sr. Majestät genießen.

2) Die Häuptlinge mit ihren Familien und ihrem ganzen Volksstamme unterwerfen sich hiermit allen Strafverordnungen und selbst den Todesstrafen, welche die Gesetze der Colonie auf Aufruhr, Mord, Straßenraub, Mordbrennerei, Diebstahl und andere Verbrechen gesetzt hat, mögen sie diese Verbrechen gegen einander selbst oder gegen die Einwohner der Colonie und andere Schutzverwandte derselben begehen. Dies ist namentlich auch der Fall bei jedem Verbrechen gegen die Personen und das Eigenthum der Fingu-Nation, welche sich durch einen Vertrag unter den Schutz des Königs von England gestellt hat. Noch weiter wird festgesetzt, daß jede Verhandlung von ihrer Seite gegen irgend Jemand innerhalb und außerhalb ihrer Stämme in Hinsicht auf Beschuldigung angeblicher Bezauberung durch obengenannte Gesetze gänzlich verboten ist und strenge bestraft werden wird.

3) Genannte Häuptlinge versprechen hiermit, alle räuberischen Ueberfälle auf die Nachbarländer für immer gänzlich aufzugeben, dieselben aus allen Kräften zu verhüten, und alle diejenigen, welche gegenwärtig auf Raubzügen sich befinden sollten, augenblicklich zurückzurufen. Eben so sollen:

4) Alle Schießgewehre, welche sie im Besitze haben, an den Befehlshaber der englischen Truppen, Obrist Smith, sogleich ausgeliefert werden.

In einigen weiteren Artikeln dieses Vertrages werden die Grenzen des Kaffernlandes genau bestimmt; es wird

angeordnet und zugestanden, daß unter dem Schutze der brittischen Regierung und der Kaffern-Nation Prediger des Evangeliums und Schullehrer, und erforderlichen Falles auch englische Beamte im ganzen Lande angestellt werden, und daß die Häuptlinge für die Sicherheit ihrer Personen und ihres Eigenthumes verantwortlich seyn sollen. Ein ähnlicher Vertrag wurde auch mit den Söhnen des berühmten Häuptlings Islambie abgeschlossen, welche die südöstlichen Theile des Kaffernlandes beherrschen, und die beiden Missionare, Herr Chalmers und Boyce von der Regierung als Ausführer dieses Vertrages aufgestellt.

Schon ein Jahr zuvor hatte der zum Christenthum bekehrte berühmte Häuptling des Griqua-Stammes, Waterboer, der an den nordöstlichen Grenzen der Colonie seine Wohnsitze hat, einen ähnlichen Schutzvertrag mit der brittischen Regierung abgeschlossen, und derselbe wurde als Verbündeter zum Grenzwächter (Markgrafen) der Colonie an ihrer östlichen Grenze aufgestellt. Bei einem Besuche, den er im Sommer 1834 in der Capstadt machte, wohnte er einer öffentlichen Jahresfeier der Mission in dieser Hauptstadt bei, und hielt an die zahlreiche Versammlung folgende Ansprache: „Ich habe dem HErrn für diesen Tag viel zu danken. Es macht meinem Herzen große Freude und erregt mein innigstes Dankgefühl, daß ich einer solchen Versammlung beiwohnen und nun gleichfalls gezählt werden darf zu der Schaar derer, welche nicht nur den HErrn Jesu lieb haben, sondern auch damit sich beschäftigen, seinen Namen auf der Erde kund zu machen, damit alle Menschen in Ihm gesegnet werden, und alle Völker Ihn den Gesegneten nennen. Ich fühle mich glücklich, mich heute umgeben zu sehen von Solchen, welche die Kraft des Evangeliums empfinden, das Menschengeschlecht in allen seinen Gestalten lieben, ihrer Mitmenschen sich erbarmen, und vereint sich sehnen und arbeiten und beten, damit bald die gesegnete Zeit herbeikomme, wo Unwissenheit, Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Krieg an allen Enden der Erde aufhören, und an ihrer Stelle Erkenntniß und Gerechtigkeit, Friede

und Liebe allgemein in der Welt herrschen werden. Ich fühle heute die eigenthümliche Stellung, in welcher ich mich befinde. Mein Leben ist eine Geschichte erstaunlicher Ereignisse. Oft befand ich mich früher in Lagen, welche entscheidungsvoll und gefährlich waren und meine ganze Seele mit sich fortrissen; aber ich erinnere mich nicht, in einer ähnlichen Lage wie heute je gewesen zu seyn, wo so große entzückende Gedanken mein Gemüth erfüllen. — In welchem Zustande ward ich in diese Welt herein geboren? — Mitten in einer christlichen Colonie war ich ein unwissender Heide, der von jedem Unterrichte ausgeschlossen war. Durch meine Farbe, meine Geburt und meinen Namen vom Genuß bürgerlicher Rechte und christlicher Vorzüge ausgeschlossen, mußte ich in banger Finsterniß meine unglücklichen Tage dahin leben; und in diesem Zustande würde ich geblieben seyn, hätten nicht wahre und lebendige Christen sich meiner und meines Volkes angenommen; und so hätten wir in thierischer Unwissenheit als Kinder des Verderbens unsern Lauf vollendet. Aber gelobt sey Gott! Er hat mich mit seinem Evangelio besucht; in den Wahrheiten desselben, die ich von Herzen liebe, bin auch ich unterrichtet worden; ich habe Antheil gefunden an seinen reichen Segnungen, die nun für mich ein Quell ewiger und unvergänglicher Freuden geworden sind. — Ich fühle mich emporgehoben durch seine Hoffnung; ich freue mich seiner heiligen Vorrechte, und blicke bewundernd vorwärts auf die Vollendung seiner Herrlichkeit hin. Aber eben darum fühle ich mich bei Allem, was im Worte Gottes und im Glauben an Seine Weltregierung groß und gut und köstlich ist, verpflichtet für die Verbreitung dieser heilbringenden Grundsätze und für die Begründung christlicher und kirchlicher Vorzüge zu arbeiten und zu beten, und zum Dank für seine Gnade alles was an mir ist, dem Dienste Gottes meines Erlösers unterthan zu machen.“ —

Noch werfen wir einen kurzen und flüchtigen Blick auf die zahlreichen evangelischen Arbeits-Stätten, welche in unseren Tagen innerhalb des Gebiets der Cap-Colonie aufge-

richtet worden sind. Es sind nicht weniger als sieben verschiedene Missionsgesellschaften, welche in unsern Tagen wetteifernd ihre zahlreichen Glaubensboten den süd-africanischen Völkern zugesendet haben. Die älteste derselben ist die evangelische Brüdergemeine, welche schon im Jahr 1736 ihre Arbeiten auf der Cap-Colonie begann, und dieselbe im Jahre 1792 erneute. Ihr folgte in den letzteren Jahren des verflossenen Jahrhunderts die Londoner Missionsgesellschaft nach. Etwa 20 Jahre später schloß sich die Methodisten-Missionsgesellschaft an die Reihe dieser Arbeiter an. Und ihren Fußtapfen folgten in den letzten Jahren die Missionsgesellschaften von Glasgow, Paris, Barmen und Berlin mit dem Häuflein ihrer Missionsarbeiter nach. Auf diese Weise zählt nunmehr der verhältnißmäßig kleinere und wenig bevölkerte Umfang der süd-africanischen Länder 54 weit umher zerstreute Missionsstellen, auf denen 104 Missionare nebst ihren Gehülfen dem Evangelio Christi und seiner Verbreitung dienen.

1) Die Capstadt. Diese faßt eine Bevölkerung von etwa 19,000 Seelen in sich, unter denen 6000 Neger sich befinden, welche vor kurzer Zeit von den Sclavenketten befreit und der bürgerlichen Freiheit theilhaftig geworden sind; mehrere Missionare verschiedener Gesellschaften, welche zugleich das Missionsgeschäft derselben in Süd-Africa leiten, haben sich hier bleibend niedergelassen. Mit besonderer Thätigkeit wird nunmehr der Unterricht des armen Negervolkes betrieben, und die zu diesem Zwecke aufgerichteten Schulen nicht blos von der Jugend, sondern auch von Erwachsenen jeden Alters fleißig besucht. Die Bibelgesellschaft, sowie die Traktatgesellschaft wetteifern mit einander, das unwissende Volk mit heiligen Schriften und nützlichen Unterrichtsbüchern zu versehen, und mehrere christliche Hottentotten sind Umträger dieser Bücher geworden. — Auch die Umgebungen der Hauptstadt werden von Missionaren besucht, und auf allen Dörfern umher wird das Evangelium von Christo verkündigt. —

2) Stellenbosch. Ein Missionar der rheinischen Mis-

sionsgesellschaft hat sich an dieser Stelle niedergelassen, um den weißen Colonisten, sowie den Muhammedanern und Negern im Evangelio zu dienen. Ihm und seinen Gehülfen haben die Einwohner freiwillig eine niedliche Kirche zum Gottesdienste aufgebaut.

3) Paarl, 14 Stunden nordöstlich von der Capstadt, wurde schon im Jahre 1819 von einigen Missionaren der Londoner Missionsgesellschaft besetzt. Sie haben ein kleines Gemeinlein von Hottentotten und Negern gesammelt, und 150 Kinder besuchen die Schule. Mehr als 500 befreite Sclaven genießen die Segnungen des Evangeliums, und die Kosten der Mission werden von den Colonisten getragen.

4) Bosjesfeld, 16 Stunden nördlich von der Capstadt, wurde im Jahr 1834 vom Missionar Kramer aufgerichtet, und sein Wirkungskreis, der etwa 300 Seelen umfaßt, nimmt mit jedem Tage zu.

5) Worcester. Hier befinden sich mehr als 2000, und im ganzen Districte wenigstens 9000 heidnische Einwohner. Ein Missionar der rheinischen Missionsgesellschaft arbeitet hier seit 1832 mit Eifer und Segen, und auch die Schule befindet sich in einem gedeihlichen Zustande. Ein neues Kirchlein wurde an dieser Stelle aufgebaut, das 400 Zuhörer in sich fassen kann.

6) Groenekloof, 16 Stunden nördlich von der Hauptstadt, seit 1808 als Missionsstelle der Brüdergemeine aufs neue besetzt, schließt mit 4 Missionaren eine Gemeinde von 668 Seelen in sich, unter denen 222 Abendmahlsgenossen und 104 Schulkinder sich befinden. „Wir wünschten," schreiben die Missionare, „einen größeren Hunger nach der Gerechtigkeit unter den Hottentotten dieser Gemeinde wahrnehmen zu dürfen. Dennoch dürfen wir zum Preise Gottes sagen, daß viele gläubige Seelen sich unter denselbigen befinden und daß wir fortdauernd ermunternde Beweise wahrnehmen dürfen, daß das Wort vom Kreuze nicht vergeblich gepredigt wird. Wir haben hier eine blühende Kleinkinderschule und die lieben Kleinen machen mir durch ihre Unterrichtsbegierde viele Freude. Es ist ein wahres Labsal für

mich in den Familien unserer Niederlassung Besuche zu machen. Komme ich einer Hütte nahe, so darf ich fast gewiß seyn, daß die Kinder in derselben die Lieder singen, die sie in der Schule gelernt haben; trete ich hinein, so laufen sie nach meiner Hand, um sie zu küssen; und gehe ich wieder fort, so folgen sie mir häufig von einer Straße zu der andern nach. Wenn ich in ihrem Kreise bin, so ist es mir, als sey auch ich wieder ein Kind geworden, obgleich ich bereits mein fünfzigstes Jahr zurückgelegt habe."

7) Wagenmachersthal, 12 Stunden nordöstlich von der Capstadt, eine Station, auf welcher sich im Jahre 1830 ein Missionar der Pariser Missionsgesellschaft niedergelassen hat. Dieser Ort ist von Nachkömmlingen holländischer und französischer Auswanderer bewohnt. Auch schließt er 700—800 freigelassene Neger in sich, unter denen der Missionar mit Segen arbeitet. Im verflossenen Jahre sind fünf derselben der Gemeinde Christi durch die Taufe einverleibt worden.

8) Tulbagh, 30 Stunden nordöstlich von der Capstadt gelegen. Noch arbeitet hier der alte ehrwürdige Arie Vos im Kreise dieser Gemeinde, indeß ein wackerer Gehülfe, ein Missionar Zahn, den die rheinische Missionsgesellschaft hierher versetzte, in den Umgebungen ein großes Erntefeld findet. Das Gemeinlein beläuft sich etwa auf 120 Seelen, und die Schule wird von 62 Kindern besucht. Auch eine Kleinkinderschule wurde an dieser Stelle aufgerichtet, welche 47 Kinder zählt.

9) Neu-Wupperthal, in den Zederbergen etwa 5 Tagreisen von der Capstadt entfernt. Auch diese Station wurde im Jahr 1830 von einigen Sendboten der rheinischen Missionsgesellschaft besetzt, welche thätig an der Verbreitung evangelischer Erkenntniß unter den Hottentotten arbeiten. Zwanzig Eingeborne sind getauft worden und 60 Kinder besuchen die Schule. An der äußersten nördlichen Grenze der Colonie findet sich die Station.

10) Eben-Ezer, 24 Stunden von Clan William entfernt, wo sich im Jahr 1831 auf Verlangen eines Häupt-

lings der umher wohnenden Namaquas-Hottentotten einige Missionare der rheinischen Missionsgesellschaft niedergelassen haben. Die Einwohnerzahl der Station beläuft sich auf 172 Hottentotten, von welchen 14 die heilige Taufe empfangen haben.

Ziehen wir weiter nördlich über die Grenzen der Colonie hinaus, so treten wir in das kleine Namaqualand ein, in welchem bereits seit 30 Jahren die Londoner Missionsgesellschaft ihre Glaubensboten umhergesendet hat. Die erste Station, welche uns hier begegnet, ist Lily-Fountain (Lilien-Quell) bei den Khamisbergen, wo seit 1807 eine Arbeitsstätte des Evangeliums aufgerichtet worden ist, und zwischen 700 und 800 Namaquas zu einer Christengemeinde vereinigt sind.

Noch zwei andere Missionsstellen, Komaggas und Steinkopf, befinden sich in diesem Lande, welche von einigen deutschen Missionaren im Dienste der Londoner Missionsgesellschaft besetzt sind, die im Segen in dieser öden Sandwüste arbeiten. —

Doch wir kehren wieder zu der Cap-Colonie zurück, um in ihrem Gebiete nach der östlichen Grenze hinzuwandern. Die nächste Missionsstation, welche uns in dieser Richtung von der Capstadt aus auf dem Wege begegnet, ist:

11) Gnadenthal, 52 Stunden von der Capstadt entfernt. Diese Station wurde, wie wir oben ausführlich erzählten, von den Missionaren der Brüdergemeine im Jahr 1792 aufs neue begonnen. Sie ist, wie die älteste, so auch die größte und blühendste im ganzen Hottentottenlande, indem sich eine Gemeinde von 1383 Seelen hier gesammelt hat. „Es sind wohl," schreibt ein wackerer Missionar dieser Stelle, „im ganzen Vereine der Brüder nur wenige, vielleicht keiner unserer Mitarbeiter, deren Lasten so leicht, und deren Ermunterungen so viele sind, wie dies bei uns der Fall ist. O möchten wir doch jederzeit unter einem tiefen Gefühl unserer Unwürdigkeit bereitwillig seyn, Gott allein die Ehre dafür zu geben, und es ernstlich bedenken,

wie nöthig es ist, allen Fleiß anzuwenden, um den dargebotenen reichen Segen weise zu benützen. Bei manchen Anläßen haben wir eine ermunternde Regsamkeit des göttlichen Geistes unter den Gliedern unserer zahlreichen Gemeinde kürzlich wahrnehmen dürfen. Wir feierten vor einigen Wochen das Jahresfest unserer Kleinkinderschule, welche mehr als 160 Kleine in sich faßt, wobei die Kinder mit ihren Eltern in der Kirche zusammenkommen. Nachdem die Kinder zum Vergnügen aller Anwesenden ihre kleinen Uebungen gemacht hatten, wurden unter sie die Geschenke vertheilt, welche kürzlich ein verehrter Freund ihnen zugesendet hatte. Gegen ihre Gewohnheit gingen die Eltern nach Hause, ohne ein Wort zu sprechen; aber kaum waren wir in unserer Wohnung zurückgekehrt, so füllte sich dieselbe mit Schaaren derselben, welche sich äußerten, durch das, was sie in der Kirche gesehen hätten, so mächtig ergriffen worden zu seyn, daß sie nicht im Stande gewesen wären, ein Wort herauszubringen, und sie hätten daher vorgezogen, einzeln ihren innigsten Dank für diese große Liebe uns auszusprechen, welche ihren lieben Kindlein zufließe. — Nur vor wenigen Jahren noch pflegten die Hottentotten so wenig Werth auf die Erziehung und den Unterricht ihrer Kinder zu legen, daß es sehr schwer gewesen wäre, sich ihrer Mitwirkung dabei zu versichern. Jetzt wetteifern sie mit einander, wer von ihnen zur Förderung dieses Werkes am meisten beitragen möge. Auch dies ist das Werk unserer Kleinkinderschule."

„Wie sehr die Gesinnungen unserer Colonisten in hiesiger Gegend sich verändert haben," heißt es unter anderm in ihrem neuesten Berichte, „wird auch durch folgendes anschaulich. Wenn früher eine Auction (öffentlicher Verkauf) auf einem Colonistenplatze gehalten wurde, durfte Musik und Tanz nicht dabei fehlen. In diesen Tagen wurde eine solche in unserer Nähe gehalten; aber statt der Musik und des Tanzes wurden geistliche Lieder gesungen und eine Erbauungsstunde gehalten. Der HErr hat im verflossenen Jahre viel an uns gethan. Der Gang unserer Gemeinde

war still und lieblich, und es befinden sich in derselben Viele, denen es von Herzen anliegt, dem Heilande zur Freude zu leben. Von auswärts hat unsere Gemeinde einen größeren Zuwachs gehabt, als es seit 30 Jahren der Fall gewesen ist, indem 108 neue Einwohner in unseren Ort gezogen sind. Die meisten Colonisten in der Umgegend stehen in lieblicher Gemeinschaft mit uns, und lassen nicht leicht einen Sonntag vergehen, ohne unsere Kirche zu besuchen. Auch im Aeußerlichen haben wir den Segen des Reiches Gottes reichlich genossen, und jeder, der arbeitet, hat was er braucht."

12) Caledon, 48 Stunden östlich von der Capstadt gelegen. Diese Station wurde im Jahre 1811 von der Londoner Missionsgesellschaft gegründet und nach langer Unterbrechung im Jahr 1827 wieder erneuert. Es befindet sich hier eine Hottentottengemeinde von 450 Seelen, welche ein deutscher Missionar, H. Helm, leitet. Auch wird die Schule von 150 Kindern fleißig besucht. „Die Kinder," schreibt Missionar Helm, „machen gute Fortschritte, und würden noch größere machen, wären nicht manche derselben durch die Armuth ihrer Eltern genöthigt, sich frühe schon in Dienste der Bauern zu begeben, um etwas zu verdienen. Besonders sind die freigelassenen Neger der Umgegend begierig nach dem Worte Gottes, und man sieht sie oft 16 Stunden weit herbeikommen, um dem Gottesdienste beizuwohnen."

13) Hemelen Aarde, ein großes Lazareth von Aussätzigen, das 5 Stunden von Caledon am Meeresufer liegt, und wo im Jahr 1823 von der Brüdergemeine ein Missionar aufgestellt wurde. Die umher wohnenden Hottentotten sammeln sich um diesen Glaubensboten herum, und ein Häuflein von 87 Getauften hat sich hier zu einer Gemeinde gebildet. Besonders gesegnet sind seine Arbeiten an den Unglücklichen, welche hier, meist von einem unheilbaren Aussatze gequält, darnieder liegen.

„Am 21. Juli," schreibt derselbe in seinem neuesten Briefe, „wurde einer unserer Kranken von seinem 8jährigen Jammerleiden durch einen seligen Heimgang erlöset. Dieser

Unglückliche litt nicht nur am ganzen Körper an der Lazaruskrankheit, sondern war überdies ganz blind.

Schon im Jahre 1816 hatte derselbe in Gnadenthal die heilige Taufe empfangen. Daß ihm diese Gnadenstunde unvergeßlich geblieben war, davon zeugte sein Mund oft auf eine erbauliche Weise, und er betrachtete sich von der Zeit an als ein Eigenthum Jesu. Das Wort Gottes gewährte seinem bedürftigen Herzen Trost und Weide, und er konnte den Augenblick der Erlösung von seinen Leiden kaum erwarten."

14) Elim, bei dem Cap Agulhas (Nadelspitze). Diese Station wurde im Jahr 1824 von der Brüdergemeine errichtet, und faßt eine Gemeinde von 258 Seelen in sich. Hier wurde von den gläubigen Hottentotten eine neue Kirche aufgerichtet, und die Schule befindet sich in gedeihlichem Zustande. Viele der umherwohnenden heidnischen Hottentotten werden durch die Predigt des Evangeliums angezogen. „Am Neujahrstage," so schreibt der Missionar, „hatten sich außer einer großen Anzahl von Heiden auch viele Christen hier eingefunden, und wir lernten mehrere derselben kennen, welche im Gefühl ihrer Sündigkeit nach dem Heilande der Sünder verlangen. Vor Anderen zeichnete sich ein junger Mann durch seine Liebe zu Jesu aus. Er besuchte die Hottentotten in ihren Häusern, unterhielt sich erbaulich mit denselben, und erzählte ihnen offenherzig, wie er ehedem den Vergnügungen der Welt nachgegangen sey, wie aber jetzt sein Herz nach dem Brode des Lebens verlange. Nach der Predigt bezeugte er öffentlich den anwesenden Hottentotten, mit Unwissenheit könnten sie sich nun nicht mehr entschuldigen, und wenn sie die Worte, welche sie hier gehört hätten, nicht zu Herzen nähmen, so würden sie sich eine schwere Verantwortung zuziehen. Vor seiner Abreise von hier besuchte er uns, und sein Mund ging über von dem, wovon sein Herz voll war.

15) Pacaltsdorp, 100 Stunden östlich von der Capstadt gelegen, und im Jahr 1813 von der Londoner Missionsgesellschaft aufgerichtet. Im Mai 1834 zählte man hier 516 Einwohner; als am Schlusse desselben Jahres

die Kaffern feindliche Ueberfälle in das Gebiet der Colonie zu machen anfingen, so suchten die flüchtigen Bewohner der Grenze hier einen Zufluchtsort, und ihre Zahl mehrte sich bald so sehr, daß 1242 Seelen innerhalb kurzer Zeit hier versammelt waren. Die Gottesdienste so wie die Schule werden fleißig besucht und tragen liebliche Früchte unter den Einwohnern. Die Missionare besuchen dieselben regelmäßig in ihren Häusern, und haben die Freude da und dort eine Seele aus der Finsterniß zum Licht erwachen zu sehen. Auch im Aeußerlichen nimmt der Wohlstand der Hottentotten-Gemeinde zu. Der Ackerbau wird fleißig betrieben und zwei neue Straßen mit niedlichen Wohnungen sind kürzlich an dieser Stelle aufgebaut worden. 60 Hottentotten haben freiwillig ihre Dienste angeboten, um die Colonie gegen die Kaffern zu vertheidigen.

16) Hankey am Chamtus-Flusse. Diese Station wurde im Jahr 1825 von der Londoner Missionsgesellschaft errichtet, und auf ihr arbeiten 2 Missionare mit unermüdeter Thätigkeit. Die Einwohnerzahl hat sich innerhalb kurzer Zeit auf 600 Seelen vermehrt; eine neue Kirche wurde aufgebaut; die Christengemeinde zählt 300 Mitglieder; die Schule faßt 110, und die Kleinkinderschule 60 Kinder in sich. Die Regierung hat kürzlich den angesiedelten Hottentotten dieses Ortes ein neues Stück Land von 800 Jucharten zum Geschenk gemacht, und dadurch ihrem äußerlichen Wohlstande bedeutend aufgeholfen. Die Wirkungen des letzten Kaffernkrieges wurden auch auf dieser Stelle schmerzlich gefühlt und vielfache Störungen im Missionsgeschäfte dadurch erzeugt. „Wenn ich daran gedenke," schreibt der hiesige Missionar Melville, „wie klein die Zahl derer ist, welche das Jahr hindurch der Gewalt der Finsterniß entrissen und in das Reich des Sohnes Gottes versetzt wurden, so will mich oft Kleinmüthigkeit überfallen. Aber bedenke ich den unendlichen Werth einer unsterblichen Seele, welche ihrem Gott zugeführt wird, so finde ich darin zureichenden Grund der Dankbarkeit, auch für die geringste Vermehrung des Reiches unseres Erlösers, und einen mächtigen Antrieb, für

diese heilige Sache alle meine Kräfte aufzuopfern." — Der Weg führt uns nun noch einmal nach:

17) Bethelsdorf, 90 deutsche Meilen von der Capstadt entlegen, diesem bekannten Kampfplatze des vollendeten Van der Kemp zurück, welcher nunmehr nach 25 Jahren eine ganz andere Gestalt gewonnen hat. Mehrere Reihen wohlgebauter Wohnhäuser bilden nunmehr ein schönes Dorf, das im Anfang des Jahres 1834 von 400 bekehrten Eingebornen bewohnt war. Der unfruchtbare Boden der Umgegend hindert freilich die schnellere Entwicklung des äußerlichen Wohlstandes der Einwohner, und da weder Viehzucht noch Ackerbau ihrem Bedürfnisse genügt, so bleibt ihnen nichts übrig, als durch Handelsverkehr mit der Küste ihre ehrliche Nahrung zu suchen. Das Evangelium erweist sich auch hier als eine Gotteskraft, zur Rettung des Sünders, und im Jahre 1834 wurden 18 Heiden durch die Taufe zu der Gemeinde des HErrn hinzugefügt. — Ihre Schule wird von 105 Kindern besucht, und auch die Kleinkinderschule zählt 90 kleine Schüler, welche früher dem guten Hirten zugeführt wurden. Ein Beweis von der frommen Thätigkeit der meist armen Hottentotten, welche hier wohnen, besteht auch darin, daß sie in diesem Jahr 648 fl. zur Förderung des Missionswerkes unter den Heiden freiwillig beigesteuert haben. Als am Ende des Jahres 1834 der Kaffernkrieg ausbrach, so diente Bethelsdorf als Zufluchtsort für die vertriebenen Grenzbewohner, und mehr als 1000 derselben eilten dorthin, um ihr Leben aus den Händen der blutgierigen Kaffern zu erretten. Diese sind nun wieder zu ihren friedlichen Hütten zurückgekehrt und die Gemeinschaft der Christenliebe hat nach den Tagen der Trübsal einen neuen Aufschwung gewonnen. In geringer Entfernung von Bethelsdorf befindet sich:

18) Die Distriktsstadt Uitenhage, wo sich seit mehreren Jahren der deutsche Missionar Messer zur Arbeit niedergelassen hat. Die neue Kirche dieses Ortes wurde am 1. December 1834 eingeweiht, und faßt ein Gemeinlein von etwa 300 Seelen in sich. Im Jahr 1834 wurden 34 Hei-

den getauft, und 16 Taufcandidaten aufgenommen; auch wird die Tagesschule regelmäßig von etwa 100 Schülern besucht. „Unter den Muhammedanern dieser Stadt,“ schreibt Missionar Messer, „ist kürzlich eine große Erweckung entstanden, und die alte Herrschaft des Irrthums und der Sünde scheint einen gewaltigen Stoß erlitten zu haben. Die muhammedanischen Priester versäumen kein Mittel um das arme Volk in Unwissenheit zurückzuhalten; allein bei vielen derselben verfehlen sie ihre Absicht. Die Leute sagen ihnen ins Angesicht hinein: „Ihr habt uns lange genug betrogen; jetzt haben wir etwas Besseres erkannt, und der Weg zur Gnade Gottes ist uns durch Christum aufgeschlossen.“ Eine der muhammedanischen Neubekehrten ist ein junges Weib, das vor wenigen Jahren mit ihren zwei kleinen Kindern von der Capstadt hierher gebracht wurde, um als Sclavin verkauft zu werden. Sie besuchte meine Kirche und sagte mir mit Thränen in den Augen, daß das süße Wort, daß wir durch Christum umsonst und ohne Geld von der Gewalt des Teufels und der Sünde erlöset werden können, einen so tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht habe, daß sie außer der Verbindung mit Ihm keine Ruhe mehr finden könne. Ich nahm sie in den Unterricht, und sie machte in der lebendigen Erkenntniß der Heilslehre so erfreuliche Fortschritte, daß sie zur Taufe zugelassen wurde. Die empfangene Gnade machte bei der Taufe einen so tiefen Eindruck auf ihr Gemüth, daß sie bei der Taufhandlung ihre beiden Kinder ans Herz drückte und laut zu schreien anfing.“ „Auch unsere äußerlichen Umstände,“ fährt der Missionar fort, „nehmen an Wohlstand zu. Die Leute fangen an, sich anständig zu kleiden, und die zahlreichen Branntweinschenken der Stadt sind bis auf zwei herabgeschmolzen. Auch hier wurde im Jahr 1834 eine Beisteuer von 180 Gulden durch die Scherflein der armen Hottentotten freiwillig zusammengetragen.

Auf der Südseite von Bethelsdorf befindet sich an der Algoabai:

19) Port Elisabeth, wo unter 1100 Einwohnern die Londoner Missionsgesellschaft eine Missionsstelle angelegt hat. Unter den Einwohnern wird in der holländischen und englischen Sprache das Evangelium verkündigt und mit Begierde aufgenommen. Auch die Schulen werden fleißig und zwar nicht blos von Jungen sondern auch von Erwachsenen besucht und durch sie der gute Same weithin in die Herzen ausgestreut.

An dem benachbarten weißen Flusse, der sich in den Sonntagsfluß und die Algoa-Bai ausmündet, hat im Jahr 1818 die Brüdergemeinde die Missionsstation

20) Enon aufgerichtet. Eine Gemeinde von 450 Hottentotten haben die dortigen Missionare gesammelt. Von diesen schreiben die Missionare im Jahr 1833: „Es gibt einige unter ihnen welche wissen warum sie hier sind; die meisten aber müssen sich noch bekehren. Ihr Herz ist dabei nicht ruhig, und wenn sie an das erinnert werden, was sie dem Heilande schuldig sind, so schlagen sie die Augen nieder. Bei den Abendmahlsgenossen ist zwar Leben aus Gott zu bemerken, aus Trägheit des Herzens achten sie aber zu wenig auf ihre Verpflichtung gegen den Heiland; doch können sie dabei nicht ruhig seyn, denn sie fühlen die Bestrafung des Geistes Gottes."

Im Jahr 1833 sind hier 19 Erwachsene und 16 Kinder getauft worden, und die Zahl der Abendmahlsgenossen belief sich auf 138 Mitglieder. Diese Gemeinde kam im December 1834 durch den Ueberfall der Kaffern in große Noth. „Wir versammelten die hier befindlichen erwachsenen Mannspersonen," schreiben die Missionare, „und es wurde berathschlagt, was in den gegenwärtigen Umständen zu thun sey, da die Kaffern als Feinde in die Colonie eingefallen seyen und uns immer näher kommen. Es ward nun der Beschluß gefaßt, der Missionsplatz Enon müsse gegen sie vertheidigt, und unsere Frauen und Kinder sammt dem Rindvieh bei der Annäherung der Kaffern nach Uitenhagen geflüchtet werden. Die Schießgewehre wurden nun zusammengebracht, aber es waren ihrer nicht mehr als 25 Stück. Wir gingen mit einander in die Kirche, um mit

einem Gebet auf den Knieen den HErrn um Hülfe und Errettung anzuflehen. Am 30. December wurden Kriegsrüstungen getroffen, Patronen verfertigt und alles zur Vertheidigung des Platzes zugerüstet, und am folgenden Tage unsere Frauen und Kinder nach der Stadt gebracht. Es wurde ausgemacht, daß unsere hiesige Schmiede, die mit einer Mauer umgeben ist, die Festung, wo man sich vertheidigen wolle, seyn sollte. Bald vernahmen wir in öffentlichen Blättern, die Kaffern seyen in so großer Anzahl in die Colonie eingedrungen, daß die militärische Macht nicht im Stande sey, ihnen wesentlichen Widerstand zu leisten, und schon sey ein großer Theil des Landes von ihnen in Besitz genommen, alles Vieh weggeführt, die Bewohner ihres Eigenthums beraubt, und Viele derselben ermordet worden. Endlich ließen sich einige Kaffern-Parthieen in der Nähe erblicken, unter denen einige gut holländisch sprachen. Diese erklärten: „den Hottentotten und den Missionsplätzen thun wir nichts zu Leide, aber die Bauern und die Engländer wollen wir ermorden, und wir werden nicht aufhören Krieg zu führen, sollte es auch noch drei Jahre lang dauern." Bald verbreiteten sich die Kaffern nach allen Richtungen hin, und die ganze Gegend von Enon wurde von ihnen in Besitz genommen. „Es ist äußerst schwer," schreiben die Missionare, „mit den Kaffern Krieg zu führen, weil sie nicht in Schlachtordnung anrücken, sondern nur Parthienweise, gewöhnlich des Nachts, ihre Ueberfälle machen. Sie schießen nicht vermittelst eines Bogens, sondern sie werfen mit Assagaien aus der Ferne, und in der Nähe stechen sie damit, wie mit einem Speer." — Einer der Hottentotten, welche Enon vertheidigten, schrieb um diese Zeit: „Wir fühlen in unserer Noth die Nähe des Heilandes. Er ist nicht von uns geschieden, wir finden Ihn. — Wir sind recht hungrig sein Wort zu hören, und wollen Ihn bitten, daß Er uns sättige. Er, der mächtig ist über alle Fürsten und Könige, wird Friede bringen in diesem Lande, auf daß sich die zerstreute Gemeinde von Enon wieder sammle mit unsern theuren Lehrern." —

Indeß eilten englische Hülfstruppen von allen Seiten herbei, und als ein bedeutender Heereshaufen derselben in Graaf Reinet sich gesammelt hatten, brachen sie auf die Kaffern los, schlugen dieselben mit großem Verluste über den Fischfluß zurück, drangen in ihr Land ein, und Enon ward auf diese Weise vom Untergange errettet. —

21) Grahams-Stadt. In dieser Hauptstadt des großen Distriktes Albany hat die Londoner- und Methodisten Missionsgesellschaft einige Missionsarbeiter aufgestellt. Die Gemeinde der ersteren besteht aus etwa 400 Seelen, während die letztere im ganzen Distrikte umher auf 4 verschiedenen Stellen Arbeiter am Evangelium unter den zahlreichen englischen Ansiedlern, sowie unter den Hottentotten angestellt hat. Eine thätige Hülfsgesellschaft in dieser Stadt wirkt zur Förderung des Evangeliums im Segen und hat im verflossenen Jahre 876 fl. zur Förderung der Missionssache beigetragen. Dieser Distrikt hat durch die letzten Ueberfälle der Kaffern großen Schaden erlitten, und Grahams-Stadt selbst befand sich in der drohendsten Gefahr, welche jedoch der HErr gnädig abgewendet hat. Die Stadt war von Flüchtlingen angefüllt, die größtentheils ihre ganze Habe eingebüßt hatten. „Uebung der Feindesliebe," schreibt einer der Missionare, „ist wohl die schwerste Pflicht, welche dem Christen anempfohlen ist. — Aber obgleich manche unserer Leute ihr ganzes zeitliches Eigenthum und viele ihrer nahen Verwandten eingebüßt hatten, so vereinigte sich doch unsere ganze Gemeinde vor der Feier des heiligen Abendmahls in dem feierlich erklärten Entschlusse: den Kaffern zu verzeihen und nur desto ernstlicher um ihre Bekehrung zu Gott zu flehen. Unter diesen drangsalsvollen Umständen hat sich an manchem Herzen die Kraft der göttlichen Gnade bewährt. Als einem unserer Mitglieder beim Heraustreten aus der Kirche die Trauerbotschaft entgegen gebracht wurde, daß während seiner Abwesenheit sein Haus niedergebrannt worden sey, so erklärte er laut an der Schwelle des Heiligthums: „Für den Segen, den die Predigt des Wortes Got-

tes meiner armen Seele mittheilte, gebe ich gerne mein Haus hin und Alles was darin ist. —

22) Theopolis. — Auch diese aus bekehrten Hottentotten gebildete Missionsniederlassung, welche etwa 220 Stunden von der Capstadt liegt und 24 Stunden nordöstlich von Bethelsdorf entfernt ist, befindet sich im Districte Albany, nahe bei der Mündung des Kowieflusses, umfaßt 382 Einwohner in sich. Sie wurde schon im Jahr 1814 aufgerichtet, und unter abwechselnden Umständen fortgeführt. An den äußersten Grenzen der Colonie gegen das Kaffernland gelegen, hat sie schon oft in früherer Zeit schwere Drangsale erduldet; aber nun läßt der neugeschlossene Friede auch eine bessere Zeit für das Aufblühen ihres leiblichen und geistlichen Wohlstandes erwarten.

23) Graaf Reinet. Diese Stadt ist eine der wichtigsten Punkte für die Mission, und schon der selige Van der Kemp hat ein Häuflein von Gläubigen in derselbigen gesammelt. Das Gemeinlein besteht aus 300—400 Seelen, unter denen mehrere Missionare am Evangelio arbeiten.

24) Niederlassung am Katzflusse. Diese Missionsstelle wurde im Jahr 1829 am Katzflusse nahe bei seiner Ausmündung in den großen Fischfluß auf einem Gebiete aufgerichtet, das als neutrales Land zwischen der Colonie und dem Kafferniande mitten inne liegt und fast ausschließend von Hottentotten besetzt ist, deren Anzahl sich auf 3000 Seelen beläuft. Unter ihnen arbeiten 2 wackere Missionare der Londoner Missionsgesellschaft. Ihre Gemeinde ist ansehnlich, und faßt 300 Abendmahlsgenossen in sich. Im Jahr 1835 hatten die Missionare daselbst die Freude, hundert bekehrte Hottentotten durch die Taufe der Gemeinde Jesu einzuverleiben. Diese Gegend hat durch den letzten Einfall der Kaffern am meisten gelitten, und die Einwohner mußten sich mit Zurücklassung ihrer Habe über die Grenzen der Colonie hinüberretten. Nun haben sie sich wieder auf ihren Wohnplätzen gesammelt, und die brittische Regierung hat dieses Land unter ihren unmittelbaren Schutz genommen.

25) Die äußerste Missions-Niederlassung, Siloh, welche am Klipplaatflusse (27° östlicher Länge, und 31° 30′ südlicher Breite) liegt, haben drei muthige Missionare der Brüdergemeine vor wenigen Jahren unter den Tambuckies begonnen. Der neueste Bericht derselben, der bis zum Juli 1834 reicht, enthält manche erfreuliche Spuren von der Wirksamkeit der göttlichen Gnade, und neue Zeugnisse der bewachenden Huld Gottes, welche auch in den größten Gefahren ihre Kinder zu schützen weiß. Das Gemeinlein bestand am Ende des Jahres 1833 aus 240 Tambuckies und 162 Hottentotten, und hatte im Laufe des Jahres um 31 Seelen zugenommen. Missionar Bonatz daselbst gibt in einem Briefe vom 30. Juni einige Nachrichten über die Art und Weise, wie die mächtige Hand Gottes diese Gemeinde mitten im drohendsten Kriegssturme auf eine huldreiche Art bewahret hat. Er meldet hierüber Folgendes: „Die verflossenen Monate waren in der That für uns eine Zeit, in der wir mannigfaltig auf die Probe gestellt wurden, und wo man fast täglich an sich die Frage stellen mußte: „wo ist nun dein Glaube? wo ist dein Vertrauen auf den, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fallen soll?" Ach wie oft haben wir da den treuen Hüter unseres Lebens durch Kleinglauben und Mangel an Vertrauen betrübt! Und wenn wir nun daran zurückdenken, in welcher Gefahr wir uns befanden, und wie wir noch heute so ungestört hier wohnen, ohne daß uns der geringste Schaden betroffen hat, so erstaunen wir billig über das Wunder göttlicher Barmherzigkeit und Liebe! O wären wir Ihm dafür doch mehr zum Preise!

„Als im December vorigen und im Januar dieses Jahres die Kaffern, unsere südlichen und südöstlichen Nachbarn, unter denen es schon lange gegährt hatte, einen wüthenden Anfall auf die Colonie machten, so hörten wir zwar bald von dem Anfange dieser Unruhen, da aber sogleich aller Verkehr zwischen uns und der Colonie aufhörte und wir lange Zeit nichts mehr vernahmen, so trösteten wir uns, daß dieselben wohl nicht von großer Bedeutung

seyn möchten, legten den Grundstein zur neuen Kirche, und fingen frisch zu bauen an. Da liefen plötzlich die schauderhaftesten Nachrichten von den Verheerungen bei uns ein, welche diese Wilden um uns her verübten. Mehrere Missionsplätze im Kafferlande wurden ein Raub der Flammen; englische Handelsleute wurden gewaltsam ermordet; die Missionare konnten kaum ihr eigenes Leben durch die Flucht retten; auch in der Colonie bis gegen Enon hin, wurden Unthaten in Menge begangen, Rindvieh und Schafe in Menge fortgetrieben. Bald zogen auch Kaffern mit ihren geraubten Heerden dicht bei uns vorüber, und unsere Tambucki bekamen Lust mit ihnen Krieg anzufangen und ihnen ihre Beute wieder abzunehmen. Wir geboten ihnen aber, sie ungehindert ziehen zu lassen, und der HErr gab unsern Ermahnungen Nachdruck, daß sie befolgt wurden. Nur wenig Stunden von diesen Barbaren entfernt, blieben wir aus Gnaden verschont. Endlich aber kam doch ein ernstlicher Brief von unserm Freund, Kapitän Armstrong, der uns aufforderte unser Leben zu retten, weil man auch den Tambucki's nicht mehr trauen könne. — Wir hörten nun auf an unserer Kirche zu arbeiten, packten ein, vergruben was wir nicht fortzubringen glaubten, und zeigten es sodann den Tambucki's an, daß wir sie verlassen müßten. Sie waren außer sich vor Betrübniß und fragten mit vielen Thränen, ob wir sie den Feinden zum Raube lassen wollten. Andere sagten, ja, es ist wahr, wir haben es verdient, denn wir haben auf Gottes Wort noch so wenig Acht gehabt. Solche Aeußerungen machten es uns schwer wegzugehen, und da das Bauern-Commando bald darauf in unserer Nähe postirt wurde, so lavirten wir von einem Tage zum Andern, und obschon wir oft Nachricht bekamen, daß die Kaffern auch unsern Untergang beschlossen hätten, und die Tambucki's uns nun selbst ermahnten zu flüchten, weil sie nicht Ursach an unserm Tod seyn wollten, indem wir ihretwegen uns dieser großen Gefahr aussetzten, so war unsere Stimmung doch die, auf den HErrn zu vertrauen, und falls Gefahr unserm Haupte drohe uns zu vertheidigen.

Niemand als wir selbst vermag sich vorzustellen, was wir in dieser Zeit gefühlt und erfahren haben. Die Truppen zogen endlich im April sämmtlich in das Schlachtfeld; die Kaffern sahen nun bald ein, daß aller Widerstand vergeblich sey, und sind jetzt alle wieder auf der Flucht begriffen.

„Ganz Kaffernland, und auch das Land, worin Siloh liegt, wird wohl eine englische Provinz werden. Wir bitten und wünschen, daß dieses keine nachtheiligen Folgen für die Tambucki's haben möge, die nichts mit diesem Kriege zu thun gehabt haben."

Elfter Abschnitt.

Freeman's Reise nach Süd-Africa. — Capstadt und Dr. Philip. — Gnadenthal, Swellendam und Zuurbrak. — Pacaltsdorp, George und Dyffelsdorp. — Die Umgestaltungen. — Oudshorn und Avontuur. — Bekehrung des Kaffern Genote. — Hankey und die Ueberschwemmungsnoth. — Das neue Leben. — Bethelsdorf und Port Elisabeth. — Die Fingu's. — Clarkson. — Lebensregungen aus Bethelsdorf. — Uitenhagen. — Theopolis. — Grahamstown, die östliche Hauptstadt. — Die Grenzverhältnisse mit den Kaffern. — Die neuen Gebiete. — Fort Beaufort. — Knapp's Hoffnung. — King William's Town. — Die Wesleyanerstationen. — Die schottischen Arbeiten. — Peelton. — Die junge Kafferin. — Die Berliner Station Bethel. — Freemanton. — Der Häuptling Madur. — Besuch der Häuptlinge. — Der Fitcani-Krieger. — Löwengeschichte. — Die Brüdergemeinde Siloh. — Die Niederlassungen am Capflusse. — Cradock, Somerset und Graaf Reinet. — Colesberg und Philippolis.

So bliebe uns zum Schlusse nur Eines noch übrig, den gegenwärtigen Zustand der Missionen in diesem Theile der Erde zu zeichnen. Da aber bei der Ausdehnung derselben über viele Völkerstämme und weite Länderstrecken dies nur in einer Reihenfolge von Heften dieses Magazins geschehen könnte, dem bisherigen Verfasser aber nicht vergönnt ist, diese ihm theure Arbeit noch länger fortzusetzen, so muß er sich begnügen, hier nur einen kurzen Blick in die jetzige Lage der Missionsstationen, ohne alle Ansprüche auf Vollständigkeit, zu

werfen, wie er ihn aus dem neuesten Bericht des seligen J. J. **Freeman**, Secretair der Londoner Missionsgesellschaft, entnimmt. Dieser theure Mann war früher Missionar auf der Insel Madagascar gewesen, bei der Verjagung der Mission zuerst nach der brittischen Insel Mauritius und dann nach England gegangen, wo er in einer Reihe von Jahren der Sache des Evangeliums unter den Heiden als Secretair der Missionsgesellschaft, die ihn ausgesendet hatte, die ersprießlichsten Dienste leistete. Im Jahr 1848 erhielt er den Auftrag nach Süd-Africa zu reisen und die vielen Stationen seiner Gesellschaft in Augenschein zu nehmen; hernach über Mauritius, wo er besonders die Angelegenheiten der eingebornen Christen auf Madagascar ins Auge fassen sollte, nach England zurückzukehren. Er vollführte diesen Plan, indem er auch noch Ceylon und dann Aegypten und Palästina besuchte. Es ist daher der Zustand der Dinge im Jahr 1849, den uns seine Schilderungen vorführen. In der **Capstadt** fand er den ehrwürdigen Dr. **Philip**, den ausgezeichneten, vieljährigen Vorsteher der Missionen seiner Gesellschaft im südlichen Africa, nicht mehr, denn die zunehmende Schwäche des Alters hatte ihn genöthigt, sich nach **Hankey**, wo seine Familie lebte, zurückzuziehen. Es gelang ihm, der Kirche seiner Gemeinschaft, die eben ohne Prediger war, einen solchen in der Person des gerade aus Ostindien zurückkehrenden Missionars W. **Thompson** zu verschaffen. Die Bevölkerung dieser Stadt beläuft sich auf etwa 22,000 Seelen, wovon über 12,000 zu den Farbigen gehören; Christen zählt die Stadt 15,000, Muhammedaner über 6000, der Rest sind Juden und Heiden. Für sie alle hat die holländisch-reformirte Gemeinschaft zwei Kirchen mit drei Predigern, die lutherische eben so viele, die englisch-bischöfliche Kirche unter dem Bischoff Dr. **Gray** zwei Kirchen mit zwei Geistlichen, die schottische Staatskirche und die schottische freie Kirche je einen Prediger mit Kirche; dann hat die Gemeinschaft der Congregationalisten, zu der er selbst gehörte, ihre zwei Kirchen und Prediger; eben so viele zählen die Wesleyaner. Die süd-africanische Missionsgesell-

schaft besitzt eine eigene Capelle von einem Geistlichen bedient und die Römisch-Katholischen haben einen Bischof und eine Kirche mit den nöthigen Priestern.

Unser Reisender ging in der gewöhnlichen, schon oft geschilderten Reiseart mit Ochsenwagen, an dem inzwischen zu einer blühenden Stadt von fast 4000 Einwohnern herangewachsenen Gnadenthal (dem früheren Bavianskloof) vorüber, durch Swellendam, gleichfalls einer blühenden christlichen Stadt der Hottentotten, nach dem nächsten Missionsplatz seiner Gesellschaft in Zuurbrak, einem saubern Hottentottendorfe von 1100 Einwohnern, wo Missionar Helen seinem frommen Vater als Missionar nachgefolgt war und dessen jüngerer Sohn als Schullehrer wirkte. Er sah in der Schule zu, wie alte Leute mit der Brille das Alphabet lernten, und freute sich 270 Erwachsene da versammelt zu finden; noch mehr aber wurde sein Geist erquickt, als er die Eingebornen in einer Versammlung so recht von Grund des Herzens beten hörte und die bekannten schönen Stimmen der Hottentotten im Gesang vernahm. Es ist dieses Dorf eine eigentliche Bildungsanstalt für das Volk, indem seine Leute, die sich theils selbst erhalten, sogar mitunter wohlhabend durch ihre Arbeit werden, theils solche, deren Unterhalt bestritten werden muß, christlichen und allgemein bildenden Unterricht erhalten. Aus dieser Anstalt werden von den umliegenden Städten und Dörfern Knechte und Mägde genommen; die meisten aber bauen das Land der Anstalt gegen Unterhalt und Lohn. Sie ist überhaupt (seit 1805) errichtet, um die von Natur so trägen Hottentotten an regelmäßige Arbeit zu gewöhnen, und sie hat diesen Zweck in hohem Grade, doch noch nicht so erreicht, daß es schon räthlich wäre sie aufzugeben und die Hottentotten zu freien Grundbesitzern zu machen, dann aber ein Gesetz gegen herumschweifende Arbeitslose zu erlassen. Diese Einrichtung würde nicht selten zum Verkaufe des Gutes durch leichtsinnige Besitzer und zur Auswanderung aus dem Colonielande führen, wo kein Gesetz sie erreichen könnte.

In Pacaltsdorp, das er zunächst erreichte und wo er mit schönem Gesang empfangen wurde, traf er den 80jährigen Missionar W. Anderson, der nun 50 Jahre in Süd-Africa gearbeitet hatte, nebst dem Missionar Atkinson. Eine Versammlung wurde gehalten, an der 250 Gemeindeglieder Theil nahmen, die Hr. Freeman ansprach und von denen dann mehrere, mit tiefem Gefühl der Gnade Gottes und des Segens, der ihnen geworden, ihm antworteten. Das Dorf hat seinen Namen von dem deutschen Missionar Pacalt. Es geht auch im Ackerbau nur langsam vorwärts, weil der Boden blos von der Regierung gepachtet ist und die Leute nicht so viel Interesse an seiner Verbesserung haben. Der sanfte Missionar ist zugleich Schullehrer und hat viel Arbeit auf sich. Eine Kleinkinderschule wird von Anderson's Tochter geführt. Die Eingebornen lernen nur langsam den Werth der Schulbildung verstehen.

George ist eine kleine Stadt von 1500 Seelen, nahe bei Pacaltsdorp, hat aber leider neun Cantinen, d. h. Branntweinhäuser, die sehr viel Schaden thun. Es war gerade Bibelfest in der reformirten Kirche, woran die Missionsgemeinde zahlreich Theil nahm. Es sind hier auch bischöfliche Christen mit einem Geistlichen. Jetzt ging es durch den majestätisch wilden Kamphurpaß über die Craddockberge nach Dysselsdorp zu, wo Missionar Anderson, der Sohn des Patriarchen in Pacaltsdorp, arbeitet. Er kam entgegen, und auf dessen Pferdewagen ging es in wildem Jagen so rasch nach der Station, daß die entgegengerittenen Gemeindeglieder in vollem Galopp kaum Schritt halten konnten. Das Dorf selbst hat nur 80 Einwohner, in der Nähe aber leben bei den Bauern viele Hunderte, die zur Station gehören, so daß die sonntäglichen Gottesdienste von 3—500 Eingebornen besucht werden und die Gemeinde im Ganzen wohl 1500 Seelen umfaßt. „Ich hatte," schreibt der Reisende, „große „Freude an den Leuten im Gottesdienste. Nichts konnte „anständiger seyn als ihre Erscheinung: Alles in tiefer „Aufmerksamkeit mit sichtlicher Begierde zu lernen. Einfach„heit, Mäßigkeit und Reinlichkeit sind die hervorstechenden

„Züge der Gemeinde. Alles hübsch, Niemand auffallend ge-
„kleidet. Der Gesang gut, die Stimmen melodisch und har-
„monisch. Es wurde für eine Capelle im Dorfe Oudshorn
„gesteuert, und zwar so reichlich und so ganz freiwillig, daß
„ich sehr erfreut war; und weil es am Vormittag so gut
„ging, verlangten sie, daß es am Nachmittag wiederholt
„werde. Es kamen 10 Pfund (120 Gulden) zusammen.
„Sie versprachen jährlich 100 Pfund (1200 Gulden) Mis-
„sionsbeiträge."

Auch für die damals schwebende Frage über die Ver-
pflanzung englischer Verbrecher nach der Capcolonie hatten
die Leute Sinn und faßten eine Bittschrift gegen dieselbe ab.
Beim Abschied waren sie wieder voll Liebe, wünschten glück-
liche Reise, gesegnete Heimkehr, gaben Empfehlungen an
alle ihre Freunde und an die Frau und Kinder des Be-
suchenden mit. „Wie schön veredelt doch," so ruft Freeman
hier aus, „das Christenthum alle Gefühle und erhöht das
„Leben! Welch ein Segen der Gesellschaft ist es, wenn
„es den Selbstling zum weitherzigen Menschen, den Rohen
„zum Gütigen, den Stolzen zum Demüthigen, den Rach-
„süchtigen zum Friedfertigen und Versöhnlichen umwandelt!
„Wie wird das häusliche Leben geheiligt, und wie werden
„seine Reize vermehrt! wie wird das Benehmen so mild
„und angenehm, das Angesicht leuchtend von Verstand! wie
„tritt Ordnung an die Stelle der Zügellosigkeit, und Fleiß
„an die Stelle des Müssigganges und Lasters! Das Land
„lacht, die Wildniß blüht wie eine Rose, die Einöde jubelt
„von Gesang!"

In Oudshorn hatte die Gemeinde ein kleines Grund-
stück gekauft und nun ganz mit eigenen Kräften eine Ca-
pelle darauf gebaut, indem sie 6 Wochen lang je 3 Wochen-
tage daran arbeiteten, wobei Anderson selbst der Erste war.
Ich ging hier in das Haus eines Eingebornen. Die Leute
hatten mir Erfrischungen bereitet. Die Familienbibliothek
bestand aus einer Bibel und einem Gesangbuch. Es ist
ein großer Mangel, daß es so wenige für die Anfänger
geeignete Schriften in holländischer Sprache gibt. Von

hier ging die Reise 32 Stunden weit nach der Station Avontuur in der Lange Kloof, noch im District George, wohin auf einem Pferdewagen gereist wurde. Dort steht Missionar Hood. Er hatte zuerst nur sechs Zuhörer bei seinen Predigten; allmählig wuchs die Zahl; ein holländischer Bauer gab Wohnhaus und Feld, wenn sich der Missionar bleibend ansiedeln wollte. Jetzt bestehen hier gute Schulen und reich besuchte Gottesdienste. Manche Eingebornen haben von dem Bauer Land gepachtet und wohnen jetzt in schönem Wohlstand um den Missionar her. Der Bauer hat den Vortheil, leicht Arbeiter zu finden, und so gewinnen alle Partheien. Jetzt bauen die Leute eine Capelle auf eigene Kosten, die 400 Leute faßt; denn es kommen auch Auswärtige her, so daß der Missionar, der zugleich Arzt ist, im Ganzen 700 Seelen in seiner Pflege hat. Es war ein herrlicher Anblick, die theilnehmende Freude der Leute zu sehen, als in einer Missionsstunde der Gang des Reiches Gottes gezeichnet wurde. Dort in Avontuur wohnt ein Kaffer vom Geika-Stamme, Namens Genote. Vor etlichen Jahren kam er mit mehrern Andern aus bloßer Neugierde zu dem Kaffern-Missionar Williams. Zu ihrem großen Erstaunen fanden sie an ihm einen Menschen, nur von anderer Farbe, Kleidung und Sprache. Zwaart Boy (Schwarzbube), so heißt man den Genote, hatte viele Warnungen erhalten zu fliehen, weil Gefahr sey; aber er sah nichts Gefährliches und blieb. Er war dabei als Williams erkrankte und starb, und trug einen Brief desselben an Herrn Hood in Somerset. Es sollte aber Krieg ausbrechen, und er beschloß sein Land zu verlassen und in die Colonie zu gehen, wo er sich einem Bauer verdingte, der ihn sehr schätzte, weil er treu und fleißig war. Er war nahe bei Avontuur, nur ein jäher Berg lag zwischen ihm und dem Bauernhofe. Zufällig begegnete er dem Missionar. Er wurde etliche Male in der Kirche gesehen, dann brachte ihn ein Freund zu Herrn Hood mit den Worten: „Sprechen Sie doch mit diesem alten Manne, „er hat schon zwei Tage und zwei Nächte keine Ruhe.“ Es wurde ihm ein Sitz geboten und er ersucht, sich offen aus-

zusprechen. Er bekannte, er fühle eine Gefahr, aber er wisse nicht was für eine, er könne seinen Zustand nicht beschreiben, es sey ihm als hätte er ein Verbrechen begangen und sollte gestraft werden. Auf die Frage, was er denn für die Ursache halte? gab er zur Antwort: „O meine Sünden, meine „Sünden! die ungeheure Menge meiner Sünden machen „mein Herz so schwer, wie ein Berg von Blei! Ich habe „keine Kenntniß, keine Weisheit, ich weiß nicht was ich „thun soll. Sagen Sie mir es doch!" Der Missionar sprach mit ihm von Gott und fand, daß er ziemlich richtige Vorstellungen von ihm als Schöpfer und Erhalter habe. „Aber," sagte der Mann, „ich brauche noch etwas Anderes; „ich kann nicht zufrieden seyn, ich habe keine Ruhe; sagen „Sie mir doch, was es ist?" — Jetzt konnte ihm der Missionar die Wunder der erlösenden Gnade anpreisen. Der Kaffer sagte ihm, welche Aenderung er in seinem Herzen spüre und erzählte: „Vor einiger Zeit starb mir ein Kind; „ich wurde ganz wüthend und hätte mich selber ermordet, „wenn man mich nicht mit Gewalt gehindert hätte. Vor „einem Monat wurde mir wieder ein Kind krank, und ich „sagte in meinem Herzen: „der große Gott, der es mir „gegeben hat, kann es mir wieder nehmen; Er thue was „Ihm wohlgefällt." Ich liebte mein Kind; es war ein „harter Kampf; aber ich gab es Gott zurück. Als mein „Kind starb, kamen meine Freunde mit mir zu weinen und „zu klagen. Ich bat sie fortzugehen, damit ich nicht auch „ins Klagen komme und es zurückzuhalten wünsche, was ich „doch nicht durfte; denn ich hatte es ja schon Gott übergeben. „Mein Kind starb, und ich war ganz still. Wer hat das „wirken können, als der große Gott? was kann ich thun „Ihm zu dienen?" Er horchte athemlos, als der Missionar ihm die Heilandsgnade schilderte. Ein Licht dämmerte in ihm. „Sagen Sie mir es noch einmal, denn ich bin alt „und dumm!" Seine Augen waren starr; Thränen rollten über die braunen Wangen. Er zitterte am ganzen Leibe von innerer Bewegung. Jetzt kam er oft und zuletzt wünschte er auf der Station zu wohnen, was aber, da er Vieh hatte,

wegen des Weideplatzes Schwierigkeiten fand. Aber er sagte: „Ich bin ein Kaffer und habe mein Vieh lieb, aber „ich will lieber das letzte Stück weggeben, um hier zu woh„nen und das Wort Gottes zu hören." Der Missionar, der eben eines Hirten bedurfte, bot ihm diese Stelle an, wo er sein eigenes Vieh mitweiden und noch Lohn erhalten sollte. Er schwieg einige Minuten und sagte dann: „Das ist nicht „Ihr Plan, das hat Gott Ihnen eingegeben." Und so machte er Anstalten zur Uebersiedelung. Sein Bauer wollte ihn nicht ziehen lassen. „Was treibst du denn?" fragte er, „du bist ja nicht weit von der Kirche, kannst hingehen so „oft du willst, ich hindere dich ja nicht." — „Ja," sagte der Mann, „aber der Berg ist hoch und steil, und ich werde „alt und schwach, und dann zählet Ihr doch die Tage die „ich dort bin und ziehet sie mir vom Lohne ab." „Aber „warum mußt du denn so oft gehen?" fragte der Bauer, „ich thue es ja auch nicht." — „Jawohl, aber Ihr habt „eine große Bibel dort am Fenster liegen und ich denke, Ihr „leset alle Tage darin — ich kann nicht lesen, bei mir muß „Alles durchs Ohr hinein, und ich muß in der Nähe bei „dem wohnen, der es mir alle Tage sagen kann." — „Aber „warum nicht machen wie wir?" fuhr der Bauer fort, „wir „laden den Missionar zu uns ein und hören ihn." „Ich „fürchte," sagte der arme Mann, „da kommt nicht viel her„aus. Wir haben auch keinen Platz, wohin wir den Missio„nar einladen könnten, und Ihr wisset ja, Ihr würdet ihm „Euern Platz nicht geben. Darum will ich lieber gehen." — Er ging und wohnt jetzt zu Avontuur, wurde getauft, ist Gemeindeglied und musterhafter Christ, ermahnt auch Andre. Er betet auch öffentlich und that es am Sonntag, als ich da war. Er fing holländisch an, wie aber sein Herz wärmer wurde, ging er in die Kaffern-Sprache über, und Jedermann war von der Innigkeit ergriffen, mit der er flehte, wenn gleich die meisten nur wenig davon verstanden. Er heißt jetzt Samuel.

Von da ging es nach Kruis Fontein (Kreuzquelle), einer von dem Kaffer-Missionar Williams errichteten Neben-

station von Hankey. Er kaufte Land, das er allmählig an freie Eingeborne wieder abtrat oder verpachtete. Die Station mit Capelle und Schule ist sehr blühend. Die Hauptstation Hankey hat ihre wichtigste Bedeutung durch das Seminar für eingeborne Missionare. Es ist zwar jetzt bei der schlimmen Wirkung des Kaffernkrieges, der die wildesten und unreinsten Leidenschaften erweckt und auch viele Jünglinge für den Militärdienst in Anspruch nimmt, kein günstiger Augenblick, daher bis jetzt nur wenige Zöglinge da waren; allein es wird so nicht bleiben.

Die Stelle, wo im Jahr 1847 ein Anschwellen der Flüsse Klein- und Gamtus-River eine furchtbare Ueberschwemmung machte, ist noch jetzt deutlich zu sehen, indem erst ein Anflug von neuer Vegetation den Sand überwuchert. Das Missionshaus, auf höherem Grunde stehend, wurde von ihr nicht erreicht, und jetzt baut sich das neue Dorf bei demselben an. Die hübschen weißen Hütten verkünden Fortschritte der Gesittung und des Wohlstandes. Gegenüber dem Hügel, worauf das Missionshaus stand und von ihm durch den Klein-River getrennt, erhebt sich ein anderer mit der Capelle. Dort liegt auch auf bewaldeter Höhe der Gottesacker der Station, wo Missionar William Philip und seine Mutter und andere Opfer des furchtbaren Ereignisses schlafen. Der alte ehrwürdige Dr. Philip wohnt jetzt hier bei der Asche seiner Geliebten und sein Sohn T. D. Philip steht an der Spitze seiner Station. Es kamen damals 13 Angehörige derselben um. Ein christlicher Hottentotte, der entkam, erzählte, wie er mit 6 Frauen und noch 9 Männern, als das Wasser gegen 40 Fuß über seine gewohnte Höhe heranwachsen wollte, sich auf eine Anhöhe geflüchtet. Da standen sie, lautlos einander ansehend, und Wasser ging ihnen noch bis unter die Arme. „Lucas," sagte er, „sprach kein Wort mehr. Ich faßte meinen Muth „fest zusammen. Ich band für mein Weib eine Matte zu„sammen und sagte ihr, daß sie dieselbe immer über der „Brust halten müsse, um den Kopf über dem Wasser zu haben, „bis Hülfe käme. Dann nahm ich meine Mutter und hielt

„sie in den Armen empor, bis ich nicht mehr konnte. Sie „war die Erste, die von uns weggeschwemmt wurde. Dann „riß es den Lucas fort und er sank sogleich. Meine Frau „war fortgerissen worden, während ich meine Mutter noch „auf den Armen hatte. Aber die Matte war ihr unter den „Arm gerathen statt auf die Brust, und so wurde sie über „und über gestürzt und schwamm fort in die Dornbüsche, „wo ich sie nicht mehr sah. Der Knabe Carl Baan ging „zu den drei Smits und ging von einem zum andern. Jetzt „hielt er seine Mutter empor, die er sinken sah, dann seine „kleine Schwester, bis sie alle sanken. Ich sah ein Dach „gegen mich hertreiben und entschloß mich es zu erreichen. „Es gelang. Sarah und Carl Baan folgten mir und wa„ren nahe bei mir. Ich warf ihnen eine Stange vom „Dache zu, Carl ergriff sie und ich zog ihn herauf. Auch „Sarah konnte ich in dem Augenblick heraufziehen, als sie „ausrief: „hilf, mein Oheim" und sinken wollte. Eben da „sah ich Lydia, des alten Lucas Weib, etwa 30 Ellen vor „mir auf einer Matte daher schwimmen. Sie fing an zu „singen: „Jezus neemt de Zondaars aan," sang das ganze „Lied durch und rief dann aus: „o großer Gott!" legte ihr „Haupt auf die Matte, wie auf ein Kissen, und sank. Die Zeit „ging schon dahin, aber am Abend hörte ich endlich auf mein „Hülferufen eine Antwort, daß Hülfe komme. Ich dachte, „als ich auf dem Dache saß, an Noah in der Arche; aber „ich fühlte, daß mir Gott nicht darum helfe, weil ich recht„schaffen sey wie Naoh. Ich wunderte mich, daß ich gerettet „werden sollte, während so viele Bessere als ich dahingerafft „wurden."

Herr Freeman machte in Hankey die Wahrnehmung, daß bei diesem Volke in frühester Jugend eine rasche Entwicklung eintrete und sie mit wunderbarer Leichtigkeit lernen; später aber pflege ein Stillstand einzutreten und es wolle dann nicht mehr gehen, wenn nicht ein mächtiger Antrieb von Außen das träge Wesen überwinde. Hier sey wirklich die Furcht des HErrn der Weisheit Anfang in wörtlichem Sinne, weil erst die Bekehrung den Lerntrieb hervorbringe.

Aber es fehlte auch auf sehr traurige Weise an Unterrichtsmitteln.

Eine Missionsversammlung wurde gehalten, der 250 Eingeborne anwohnten. Es war große Aufmerksamkeit und wurde wieder schön gesungen. Auch sprachen mehrere der Christen sehr tüchtig. Die Erbauung einer neuen Capelle wurde beschlossen. Im Allgemeinen lieben diese Hottentotten den öffentlichen Gottesdienst sehr. Allerdings ist dabei zu fürchten, daß viel Aeußerlichkeit mit unterläuft, weshalb sie auch nach den ersten christlichen Herzensregungen schon die Taufe und Zulassung zum Abendmahl begehren. Die holländische reformirte Kirche und die lutherische machen den Eintritt als förmliches Gemeindeglied sehr leicht, indem sie nur Einlernung gewisser Formulare fordern; andrerseits hat es auch seine Schwierigkeiten, den Andrang der Einlaßfordernden zurückzuhalten. Wir dringen daher im Ganzen doch darauf, daß Niemand aufgenommen werde, der nicht Buße und Glauben hat. Es liegt uns nicht daran, große, sondern lebendige Gemeinden zu haben, damit doch hier in Süd-Africa das biblische Christenthum in seiner einfachen Kraft stets seine Vertretung finde.

Von Hankey ging es erst zu Pferd, dann im Ochsenwagen 30 Stunden weit an Einem Tage nach Bethelsdorf, dann nach Port Elisabeth an der Algoa-Bay, einer rasch anwachsenden Stadt voll neuer Häuser, die an die Heimath erinnern würde, sähe man nicht die langen Ochsengespanne in den Straßen, die hart arbeitenden, schlecht gekleideten Fingus und die finstern Gesichter so verschiedener süd-africanischer Stämme. Die anglicanische, die wesleyanische und die Kirche der Independenten sind hier sehr besucht, aber Missionar Robson ist von der Arbeit unter den Einwanderern so in Anspruch genommen, daß die Farbigen darüber zu kurz kommen. Man will eine neue Kirche bauen, die ihren eigenen Geistlichen haben soll, und dann kann die Mission wieder schwunghafter betrieben werden.

Hier fand der Reisende in den bienenkorbartigen Häuschen der Fingu, die ein eigenes Dörfchen von 300 Seelen

bilden, eine Erinnerung an das alte Süd-Africa. Die Fingu sind ein Nomadenvolk. Sie bleiben nur in der Stadt, bis sie sich Geld genug erworben haben um Vieh zu kaufen; dann ziehen sie sich mit diesem auf bessere Weideplätze zurück, als die Nähe der Algoa-Bay darbietet. Darum haben alle Bemühungen, sie zum Bau ordentlicher, viereckiger Häuser zu vermögen, bis jetzt nichts gefruchtet. Sie sind auch Heiden geblieben und haben sich bis jetzt den Gottesdiensten der Mission ferne gehalten. So zeigt sich nur desto schlagender der Zusammenhang der höhern Gesittung an den Stämmen mit ihrem christlichen Unterrichte. Dagegen leiden die Fingus unter dem Einflusse einer andern Civilisation: sie trinken viel Branntwein und werden in jeder Hinsicht dadurch verschlechtert; ihre Stumpfheit nimmt zu, und ihr Lohn wird in den von der Regierung privilegirten Cantinen oder Branntweinschenken verpraßt. Einige dagegen auch von diesem rohen Stamme stehen doch als Beweise seiner Bildsamkeit da. Sie kommen in den Gottesdienst, beobachten den Tag des HErrn, lernen in der Schule und sind anständige und nützliche Glieder der Gesellschaft. Etwa 25 sind wirkliche lebendige Christen, tragen für die Gemeindezwecke und für Wohlthätigkeit reichlich bei, während sie vorher durch ihren Geiz sich auszeichneten. Als kürzlich die Wesleyaner eine Zeitung in der Kaffernsprache ankündigten, unterzeichneten sich 17 Fingus dafür. Diese Fingu sind die von den mörderischen Zulufürsten Tschaka und Dingaan zersprengten Reste mehrerer Völkerschaften, die sich ins Kaffernland flüchteten und von dem Könige Hintza aufgenommen wurden, wo sie als Nomaden lebten. Die Bedrückung der Kaffern trieb ihrer 15,000 ins Colonieland, wo sie im östlichsten Theile ihre Ansiedlung erhielten. Die Brüdergemeine hat unter ihnen die Missionsstation Clarkson errichtet.

Die Gemeinde Bethelsdorf besteht aus 300 Seelen, und Frau Kitchingman, die Tochter des dortigen Missionars, wirkt gesegnet durch eine Schule. Da weder Ackerbau noch Viehzucht auf dem schlechten Boden hinreichen

würde, die Einwohner zu ernähren, so hat man die Bereitung und den Vertrieb des Seesalzes dort mit Vortheil begonnen. Im Ganzen gibt sich auch hier zu erkennen, wie die Schlaffheit und Trägheit des Volkes auf die Mission und die Missionare nicht ohne Einfluß bleibt. Der Hottentotte ist ein schlauer, auch leiblich schwächlicher Mensch; Viele leiden an Brustkrankheiten, und auch abgesehen von den Kriegen und Verdrängungen der eingebornen Stämme ist ihre allmählige Aufreibung zu fürchten, wenn nicht ächt christliches Wesen sie hindert. Die Gemeinde war im Stillstande und kein rechter Fortschritt in ihr zu bemerken, während nach fünfzigjähriger Arbeit wohl Besseres erwartet werden konnte. Dies legte Freeman mit dem Blick auch auf die Leistungen der Gemeinde für die Mission ihr dringend ans Herz, indem er sie auf die Mittel hinwies, die ihr zu Gebote stehen. Einige der Africaner sprachen vortrefflich. Sie baten vor Allem um die Erhaltung der Gemeinde, um Geduld mit ihr und versprachen neue Anstrengungen zu machen, eine Zusage, der sie auch sogleich die That folgen ließen, indem 100 Pfund außerordentliche Missionsgaben unterzeichnet wurden. Auch die weltlichen Angelegenheiten der Gemeinde wurden gründlich besprochen, und Freeman konnte mit der Zuversicht abreisen, einen Anstoß zum Fortschritte gegeben zu haben.

Uitenhagen, nur 5 Stunden weiter nach Osten, eine schöne, regelmäßig gebaute Stadt mit 5000 Einwohnern, halb Europäer, halb Hottentotten, Fingu, Barolong und andere Stämme, war der nächste Ort, wo er Halt machte. Der Missionar, Herr Patterson, holte ihn ab. Er wurde von der Gemeinde, mit dem holländischen Geistlichen Smith und dem wesleyanischen Hall, in der Capelle mit einem Theemahle empfangen; 400 Personen nahmen Theil, meist Farbige. Es war ein schöner Abend im ehemaligen Lande der Wilden. Herrlicher Gesang und christliche Ansprachen wechselten, und man ging mit dem tiefen Eindruck der Gemeinschaft in Jesu Christo auseinander. Hier verräth Alles den segensreichen Einfluß christlichen Geistes und Lebens,

und man sieht so recht, was das Evangelium aus rohen Menschen machen kann.

Der nächste Ort war Theopolis, wohin der Reisende über Bethelsdorf, wohin ihn etliche Gemeindeglieder mit Hrn. Patterson begleiteten, und über Langbusch, eine Nebenstation von Grahamstown, gelangte, auf welcher der Missionar Smith ihn begrüßte. Die Leute derselben sind Holzhauer, ein fleißiges, mäßiges, verständiges Völklein, das wohl ein ordentliches Dorf um seine Capelle her bilden dürfte, wenn man ihm dazu an die Hand ginge. Es ging fünf Tagereisen mühsamer Wanderung über den Zwartekop-, Buschmann- und Sonntagsfluß an den Kasouga, an dessen jenseitigem Ufer das Missionsdorf liegt, das zu Ehren des Besuches schön in neuem weißem Anstrich glänzte. Lange Dürre hatte Gärten und Felder öde gelegt. Die Capelle zählte am Sonntage fast 400 Besucher. Aber im Ganzen sehen die Leute hier vernachlässigt aus. Die Station liegt zu weit von der nächsten Marktstadt; das Land ist wasserarm; nur Holzhauen, Holzhandel, Kohlenbrennen sind die Nahrungszweige; der Viehstand, auch der des alten, seitdem gestorbenen Missionars Saß, wurde in den Kaffernkriegen geraubt. Früher war die Station blühender und kann es unter tüchtiger Führung wieder werden. Sie litt 1846—47 schon durch die Kaffern. Missionar Taylor erzählte, wie die Kaffern in der Nacht einen vergeblichen Angriff gemacht, was sich nun eine Reihe von Nächten wiederholte, während sie bei Tage die Bauernhöfe der Umgegend ausraubten. Durch den Verrath einiger Kaffernweiber wurde endlich das Vieh der Station geraubt. Zwei Fingu-Leute, ein wackerer Christ darunter, wurden getödtet. Die Europäer und Gemeindeglieder mußten sich alle nach Grahamstown flüchten, um den Truppen freiere Hand zur Säuberung des Landes von den Eindringlingen zu geben. — Dahin zog auch Herr Freeman auf mühsamen Wegen. Er war nun in der Hauptstadt von Albany, der östlichen Metropole der Colonie, die auf einem den Kaffern abgerungenen Boden seit 1820 durch Einwanderung heranwuchs. Sie

hat in ihren schönen Straßen und stattlichen Häusern 5—6000 Einwohner. Die Wesleyaner sind dort die überwiegende christliche Gemeinschaft; nächst ihnen kommen die Independenten; dann folgen die Baptisten, die aber in innerm Zwiespalte liegen. „Ich lernte dort," sagt Freeman, „den „General Somerset kennen, den wärmsten, entschiedensten „Freund der Eingebornen, der durch die raschen Bewegungen „mit seinen berittenen Hottentotten im letzten Kriege der „Retter der Colonie wurde. Er versicherte, diese 3500 Hot„tentotten seyen im Kriege, in beständiger Bewegung, stets „beaufsichtigt und fern von den Branntweinschenken, ganz „vortreffliche Soldaten, bei denen fast nie ein Straffall vor„komme, während in der Garnisonsstadt, wo die Cantinen „wirken, täglich wohl hundert solche Fälle eintreten." Ein Dorf von Hottentotten und Fingu liegt in der Nähe der Stadt.

Von hier aus ging die Reise in das brittische Kaffernland hinein, und zwar zuerst nach der Niederlassung am Kat-River (Katzenfluß). Bis zum Jahr 1812 war der große Fischfluß die Ostgränze der Colonie. Von da an gab es zwar Mißhelligkeiten mit den Kaffern, aber erst 1819 brach der Krieg aus, an dessen Ende das Land zwischen jenem Flusse und dem Keiskamma als neutrales Gebiet erklärt wurde, das keiner von beiden Theilen besetzen dürfe. Im Jahr 1829 wurde der Kaffernhäuptling Makomo von den Engländern aus einer Gegend mit Gewalt vertrieben, die er in Folge von andern Vorgängen eingenommen hatte, da man auch Kaffern den Aufenthalt im neutralen Gebiet gestattete. Das geräumte Gebiet ist das jetzige Beaufort, und dort wurde am Katzenflusse eine große Hottentotten-Ansiedlung gegründet. Noch östlicher liegt das jetzige Victoria, wohin Makomo sich zurückzog. Da wohnen Tambucki, Buschmänner und andre Stämme unter brittischer Aufsicht. Der Hauptort ist Alice. Erst auf dieses folgt östlich Brittisch-Kaffraria mit dem Hauptplatze King Williams-Town. Es geht bis an den Kei-Fluß, jenseits dessen im Osten die unabhängigen Kaffern wohnen.

Zu Fort Beaufort wohnt Missionar Gill und besorgt auch noch Umxelo und Birklands als Nebenstationen. Hier hat der böse Kaffernkrieg der Mission unsäglichen Schaden gethan. Die Gemeinden wurden zerstreut, zur Flucht genöthigt; die Arbeit hörte auf. Dorthin kam der alte Missionar Read vom Kat-River, der nach fünfzigjähriger Arbeit noch frisch und kräftig wirkt mit seinem Sohne, zugleich aber auch Abgeordnete von Philippolis, die den Letztern zum Missionar begehrten. — In Birklands, wo christliche Kaffern sich hübsche Wohnungen gebaut haben, wurde eine Versammlung gehalten, die nebst Freeman auch Herr Calderwood, der Commissär des Distrikts, anredete. Er war zuvor Missionar und wurde ungesucht zur Annahme dieses Postens gedrungen.

Bei Alice am Chumie-Fluß sah Freeman die schöne Station der freien schottischen Kirche zu Lovedale. Auf derselben befindet sich eine Lehrerin, die ein Seminar für Schullehrerinnen leitet, worin jedoch seit dem Kriege nur noch sieben Zöglinge sich befinden. „Meine Ueberzeugung," sagt Freeman, „nach Allem, was ich gesehen, ist, daß wir „unsre Missionen im Kaffernland nicht aufgeben dürfen." — Ganz in der Nähe liegt die neue, erst 50 Familien zählende Stadt Alice.

Von hier ging es nach Knapps-Hope (Hoffnung), die den Namen des ehrwürdigen Professors Dr. Knapp in Halle trägt, weil Missionar Kayser daselbst sein Schüler war. Im Jahr 1846 war hier Alles von den Kaffern eingeäschert worden, nicht weil man die Mission haßte, sondern weil man fürchtete, die brittischen Truppen wollten sich da halten. Es war sogar befohlen worden, die Wohnungen der Lehrer zu schonen. Kayser war eben mit dem Wiederaufbau seiner Capelle beschäftigt. Die Station ist klein, was aber dem Charakter des Kaffernvolkes entspricht, das sich nie in großen Haufen zusammenthut, sondern Dörfer von 5 — 12 Familien bildet, weil der Weidegrund nicht mehrere duldet. Auch ist hier überall für den Ackerbau die große Dürre ein Hinderniß, und es hängt aller Erfolg von

guten Bewässerungsanstalten ab. So bleiben die Gemeinden, die Schulen, die Seminarien klein. Dem ungeachtet haben die Missionare jetzt mehr Hoffnung auf günstigen Erfolg als je bisher, indem die Kaffern unabhängiger von ihren Häuptlingen geworden sind, und das brittische Gebiet ihnen Raum zu freier Niederlassung darbietet. Auch sind die civilisirenden Wirkungen der Mission unter dieser Nation da und dort bei denen bemerkbar, die noch nicht selbst Christen geworden sind, indem sie das Land zu bauen und Korn für den Handel zu erzielen, bessere Häuser zu errichten und Wagen und Ochsen anzuschaffen begonnen haben. Leider hat seitdem Herr Kayser sich abermals vor den Kaffern nach Alice flüchten müssen, weil sein Leben in der drohendsten Gefahr schwebte.

In King Williams-Town, wohin Herr Freeman von dem dortigen Missionar Brownlee abgeholt wurde, der wichtigsten Militärstelle des brittischen Kaffernlandes, fand er die Mission in gutem Stande. Der Missionar hatte einen guten Bewässerungscanal aus dem Büffel-Fluß gebaut, den die Behörden sich zu Nutze machten und zum Danke dafür Brownlee's Haus und wohl gepflanztes Feld für sich wegnahmen. Er mußte sich Wohnung und Kirche neu bauen und that es im geringsten Style. Sonntäglich predigt Herr Brownlee in holländischer Sprache den Hottentotten-Soldaten, und den Kaffern in ihrer eigenen. In drei Gottesdiensten finden sich jedesmal etwa 150 aufmerksame Zuhörer ein. Die eigentliche Gemeinde zählt 40 Mitglieder. Ein wesleyanischer Missionar gibt eine christliche Zeitung heraus, welche sie fleißig lesen. Er hat eine große Druckerei, die ganz mit eingebornen Arbeitern geführt wird und großen Segen stiftet. Eben druckte er seine Grammatik der Kaffern-Sprache. — Auch zu Mount Coke in der Nähe befindet sich eine wesleyanische Missionsstation unter den Herren Impey und Hewitson, die an Umfang der Gemeinde und Tüchtigkeit der Schule und des Landbaues sehr wichtig ist.

Wesleyville und Ost-London sind zwei andere Stationen derselben Gesellschaft, und jede derselben hat ihren gesegneten Einfluß. Herr Freeman besuchte den Kaffernhäuptling Jan Zazo, der schon längst unter christlichem Einflusse steht, und fand ihn in guten Umständen, während rings umher die Heiden durch den Krieg verarmt waren. Aber auch er theilte den Nationalfehler seines Volkes, die Trägheit und Unbesonnenheit, ließ sich zur Theilnahme an kriegerischen Schritten verleiten und zerfiel dadurch mit dem Statthalter. — In Pirie, einer schottischen Missionsstelle, klagte der erfahrene Missionar Roß über den verderblichen Einfluß der sittlich verdorbenen europäischen Einwanderer.

Endlich erreichte er Gelbholz oder Peelsthal, eine neu gegründete Station seiner eigenen Gesellschaft, wo er den Missionar Birt antraf, der im Jahr 1840 die Station Umrclo gegründet, im Segen geführt, aber wegen des Krieges im Jahr 1846 wieder aufgegeben hatte. Seine Gemeinde von 50 Seelen zog mit ihm ins brittische Gebiet, zerstreute sich dort während der längern Dauer des Krieges, und nur die Hälfte sammelte sich nach dem Frieden wieder um ihn, um, da die alte Heimath jetzt zum brittischen Kafferlande gehörte, in der eigentlichen Kafferei, wo die Mission auf die Heiden wirken konnte, sich wieder anzusiedeln. Der Imidongo-Stamm wünschte sie wieder bei sich zu sehen, aber es fand sich kein brauchbarer Niederlassungsort. So kam man auf die jetzige Stelle, wohin zwar zuerst nur neun Seelen von der alten Gemeinde mitzogen, weil sie das schöne Land mit Vorurtheil ansahen, aber am Ende sich doch mehrere sammelten. Eine kleine Wohnung für den Missionar und ein Kirchlein wurden gebaut, und eigene Hütten der Eingebornen, von europäischer Form, erstanden, und zwar ohne einen Heller Beisteuer von der Gesellschaft. Eine Wochenschule mit 100 Kindern, eine Sonntagsschule mit eben so vielen Erwachsenen ist im Gang. Die Gemeinde zählt wieder 50 Glieder, und diese gehen nicht allein selbst predigend unter die Heiden, so daß rings umher die Kaffern

alle heidnische Sitte weggeworfen haben und ihre Kinder zur Schule schicken, sondern ein Eingeborner arbeitet auch draußen auf Kosten der Gemeinde förmlich als Katechist. Auch hatte Freeman die große Freude, 12 junge Kaffern aus verschiedenen Gemeinden zu sehen und zu sprechen, die auf den nahen Missionsstätten abwechselnd sich zum Gebet und Austausch ihrer Erfahrungen versammeln, und deren fester Grundsatz ist, allem heidnischen Wesen entgegenzutreten. Ein Anfang der eingebornen Geistlichkeit wurde in ihnen mit Freuden von ihm begrüßt. Sie verstanden Alle Englisch. Die ganze Umgebung mit dem schön angepflanzten Felde und den neuen Häusern sprach den gesittenden Segen des Evangeliums aus und zeigte, welches die Mittel sind, um den Wilden zu zähmen, welches die Bande, ihn an den Boden zu fesseln, und welches die Kräfte, um das Gewonnene zu festigen und den Frieden zu sichern. Frau Birt hat die eingebornen Frauen und Mädchen um sich gesammelt, die in anständiger europäischer Kleidung erscheinen und schöne Arbeiten zum Verkaufe machen, aus deren Erlös sie ein Schulhaus zu bauen beabsichtigen. Und wie viel mehr würden sie thun, fehlte es ihnen nicht so oft an den kleinen Werkzeugen, wie Nadeln, für die willigen Hände. Herr Birt erzählte folgenden Vorfall: Eine junge Kafferin hatte ihren Kaffernputz aufgegeben und europäische Kleidung angenommen, um die mit ihr vorgegangene Veränderung auch äußerlich darzustellen. Sie ging in den Unterricht. Ihr Bruder, der noch Heide war, wollte sie zu einem heidnischen Tanze mitnehmen, was sie verweigerte. Er holte einen Stock und drohte sie mit Schlägen zu zwingen. Er schlug sie, riß ihr die Kleider ab und schlug sie wieder, bis der Stock brach. Sie zuckte nicht, sie weinte nicht, sie sprach kein Wort des Vorwurfs. Er wollte einen andern Stock holen, als sich eingeborne Frauen darein mischten, weil sie fanden, sie habe genug gelitten. Jetzt zog er ihr mit Gewalt heidnische Kleider an, und da fing sie an bitterlich zu schluchzen, weil es ihr wie ein Rückfall ins Heidenthum erschien. „Warum hast du denn vorher nicht geweint?“ fragte der

Bruder, „als ich dich schlug, und weinst jetzt, da ich dich „anziehe?“ — Einige Zeit ging hin bis der Bruder wieder zu ihr kam. Er wollte nicht in die Hütte gehen; er schämte sich vielleicht seines Betragens und fürchtete Vorwürfe; aber sie kam heraus, gab ihm die Hand und einen Schwesterkuß. Das brach seinen harten Sinn. Sie darf jetzt ungestört den Unterricht besuchen.

Von Peelton, wie die Station jetzt heißt, ging Herr Freeman nach Norden, um einige Nebenstationen des Missionar Read zu sehen, ehe er seine Hauptniederlassung am Katzen-Flusse besuchte. Der Weg führte ihn über die deutsche (Berliner) Missionsstation Bethel. Die Missionare Liefeldt und Kropf waren eben beschäftigt die im Kriege von 1846 fast gänzlich zerstörte Station wieder aufzurichten. Alles war hier geplündert oder eingeäschert worden; aber schon stand die Capelle wieder da und Häuser wurden gebaut, Felder bewässert und angepflanzt, der Pflug und Spaten waren in voller Thätigkeit. So schön die Lage und so reich die Bewässerung ist, so sind dort die Leute doch sehr arm. Die Missionare mit Hrn. Birt begleiteten den Reisenden bis an den Kolong. Es ging über mehrere Flüsse. Herr Read kam entgegen und endlich wurde Madurs-Kraal im Madurs-Lande glücklich erreicht. Es liegt wohl 60 Stunden nördlich von King Williams-Town in kahlem, pflanzenarmem Hügellande, wo natürlich die Bevölkerung nur sehr spärlich seyn kann. Der Häuptling Madur, der der Regierung treu blieb, gebietet über etwa 300 Hottentotten, Buschmänner, Fingu und andere zersprengte Stämme. Sein Kraal ist klein und ärmlich. Die Capelle blieb vom Kriege verschont. Jetzt heißt die Station zum Andenken an diesen Besuch Freemanton. Der Häuptling ist alt und arm, aber regelmäßig im Lernen der Wahrheit und eifrig für besseres Leben und Einführung des Ackerbaues. Immerhin hat er den schweifenden Buschmann (er selbst ist ein solcher) zu geordnetem und friedlichem Leben gebracht, und wenigstens Einige dieser armen, rasch aussterbenden Nation dadurch gerettet. Es war vor 10 Jahren, daß die

Missionare zu Philipton (Katzenfluß) den Plan faßten, etliche dieser Armen aus den Wildnissen zu sammeln. Sie gingen in die Einöde und fanden sie; einige Nationalgehülfen ließen sich bei ihnen nieder und eine kleine Gemeinde entstand; eine Schule von 70 Kindern wurde gebildet. Ein einziger Pflug, den sie mitbrachten, richtete Großes aus. Die Bewohner der Station schlugen die Feinde der Colonie im Kriege glücklich zurück. Madur erzählte Herrn Freeman auf die Frage nach seinen frühern Vorstellungen von Gott, Welt und Ewigkeit, er habe darüber gar keine Gedanken gehabt, habe zwar gehört, daß es einen Mann gebe, der irgendwo im Himmel droben sey, aber wie er dahin gekommen, wer er sey und was er thue, darüber sey er ganz im Unklaren gewesen; „kurz," sagte er, „ich war eines der „wilden Thiere; ich hatte genug zu thun, um da und dort „meine Nahrung zu finden und dachte, wenn ich sterbe so „sey Alles aus. Und jetzt ist es mir ein Wunder, daß „mich Herr Read gefunden hat, ich weiß nicht wie und „warum. Und jetzt wohne ich hier in meinem Dorfe, meine „Familie und mein Volk um mich her; mein Land ist an„gebaut und wir haben den großen Segen, Gottes Wort „zu hören und unsre Kinder in die Schule zu schicken."

Dort in Freemanton kam auch Umdschaki, ein Häuptling der Amaponda-Kaffern, zum Besuche. Er hatte ausdrücklich mit Madur verabredet, ihm Freeman's Ankunft zu wissen zu thun. Er bat dringend um Lehrer für sich und sein Volk. Er war vormals ein stolzer, wilder, riesenhafter Krieger, jetzt aber gedemüthigt, weil einer seiner Söhne, wie Absalon, ihm des Volkes Herz gestohlen hatte. Auch ein anderer Eingeborner vom Fitcani-Stamme, den die Mantatti und die Colonial-Regierung vernichteten, kam nach der Station. Er ist ein schöner Charakter von großer Kraft, Einsicht und Tüchtigkeit, ein Mann, der sich selbst durch seinen Fleiß erhält und viele Zeit an den Unterricht seiner Landsleute wendet. Er erzählte von seinem vormaligen Kraale, den kein Weib betreten durfte, nur Krieger; wie vor ihm Jedermann sich bücken mußte, ehe er eintrat; von der furcht-

baren Hungersnoth, die sie im Kriege erlitten, so daß sie nach Aufzehrung alles Viehes die sämmtlichen Hunde und die Menschen verzehrten, wobei sie sich nur enthielten, Glieder der eigenen Familie zu fressen, indem sie die zu diesem schrecklichen Loose Bestimmten gegen einander austauschten.

Das Land in dieser Gegend ist noch reich an Löwen. Man erzählte Herrn Freeman, was sich kurz vorher zugetragen. Vier Eingeborne schliefen im Freien, je zwei und zwei zusammen in ein Tuch eingewickelt. Ein Löwe kam und trug zwei derselben in ihrem Tuche fort. Sie erwachten, schlüpften aus dem Tuche und schlichen zu ihren Gefährten zurück, während der Löwe mit dem leeren Tuche fortging. Eben hatten sie die Andern geweckt und erzählten ihr Abenteuer, als der Löwe, der inzwischen den Betrug gewahr geworden, daher sprang, sich auf den Erzählenden warf, ihn am Halse packte und tödtete, der aber noch Zeit hatte ausrufen zu können: schießt! schießt! Es geschah und der Löwe blieb todt. Nun flohen die Andern davon. Als sie aber Morgens die Stelle wieder aufsuchten, war nicht nur der getödtete Mann, sondern auch der erschossene Löwe von andern dieser grimmigen Thiere aufgezehrt.

Auf der Weiterreise nach dem Katzen-Flusse kehrte Freeman auf der Station der Brüdergemeine, Namens Siloh, ein, die, am Klip-Plaats-Flusse gelegen, einen herrlichen Nutzen durch geschickte Bewässerung zieht, und nicht allein sich selbst durch ihren tüchtigen Ackerbau erhält, sondern auch noch zur Errichtung einer neuen Station am Windvogel-Berg Mittel erübrigt. Es sind treffliche Felder und reiche Gärten da; die Bewohner selbst, 800 an der Zahl, kommen gut fort. Die Station entstand vor 10 Jahren auf Anregung der Regierung, die Anfangs an einen Militärposten dachte, weil Räuber das Land beunruhigten. Bruder Hallbeck von Gnadenthal reiste hin, und auf seinen Vorschlag wurde die Errichtung der Station mit geringer Unterstützung von Seiten der Regierung beschlossen. Die Hauptschwierigkeit war und ist das Bauen, weil weit umher kein Wald zu finden ist. Dennoch stehen das Missionshaus, Kirche,

Schule und etliche andere Häuser hübsch und geräumig da. Die Gemeinde, der holländisch und kafferisch gepredigt wird, zählt 80 Abendmahlsgenossen, Kaffern, Tambucki, Fingu, Hottentotten u. A. Der Krieg brachte auch hier einen feindlichen Angriff, der aber abgeschlagen wurde.

Endlich ging es nun durch die Winterberge, wo in der Höhe ein furchtbarer Schneesturm die Reisenden durch Kälte und durch Verschüttung und Erweichung der Wege in große Gefahr brachte, hinüber in die reich bewaldeten und wasserreichen Schluchten, die bereits zum Gebiete von Philipton am Kat-River gehören. Da lagen vor dem Auge die Niederlassungen Willsdale, Wilsonton, Bruceton, Lushington Vale, Readsdale, alle nach Freunden der Mission benannt, die zusammen mit Philipton die Niederlassung von 5—7000 Seelen bilden.

Nachdem die Hottentotten Schritt für Schritt um jedes Menschenrecht und um jeden Anspruch auf das Land ihrer Väter mit List und Gewalt gebracht waren, und nun die Mission anfing die andere Waagschale der Betrachtung sinken zu machen, so daß sie allmählig wieder bis zur Gleichheit mit den Weißen vor dem Gesetze gelangten, hatte doch die Regierung ihnen noch nicht wieder eigenen Landbesitz zugewiesen. Erst im Jahr 1829 gelang es den unablässigen Bemühungen des edeln Dr. Philip, auch dieses zu erreichen, indem die Hottentotten-Ansiedlung am Katzen-Flusse errichtet wurde. Das Land, das man ihnen gab, war spärlich zugemessen; es war den Kaffern abgenommener Boden und an der feindlichen Gränze gelegen. Aber die Hottentotten benahmen sich so musterhaft, daß auch die böswilligste Verläumdung, die das Aeußerste gegen sie that, doch in die Länge nicht aufkommen konnte. Einer aus ihrer Mitte, Andries Stoffels, erschien in England, in Geist, Beredtsamkeit und ächtem Christenthum ein edler Vertreter seiner Brüder. In den Kaffernkriegen von 1835 und 1846 waren diese Hottentotten eine Brustwehr der Colonie. Allein immer noch schwebt die Regierung zwischen der Anerkennung

dieser Thatsachen und dem Geschrei der den Hottentotten und der Mission feindlichen Bauernpartei.

Als im Jahr 1829 auf die Aufforderung der Behörden Tausende christlicher und gesitteter Hottentotten, darunter viele gebildete Familien, fleißige Ackerbauer und geschickte Handwerker nach dem Katzen-Flusse wanderten, da war es wie der Zug nach Kanaan. Es waren Arme und Reiche, meist aber fromme Leute. In kurzer Zeit war die Einöde in wohl bebautes Land mit Gräben, Dämmen, Wasserleitungen, Gärten und Häusern verwandelt, und Hunderte von Europäern jeden Ranges und Standes bezeugten, was sie mit ihren Augen da staunend gesehen hatten. Man bedenke, daß die Anbauer zugleich beständig gegen die wilden Anfälle des Kaffernhäuptlings Makomo sich zu wehren hatten, und man muß staunen, wie sie in so kurzer Zeit ein schön geordnetes Gemeindwesen mit ziemlichem Wohlstande bildeten.

Als die Hottentotten von Bethelsdorf sich diesem Zuge anschlossen, da drangen sie in ihren Missionar, den ältern Read, den ältesten der africanischen Missionare, mit ihnen zu ziehen, und er that es. Philipton, der Mittelpunct der ganzen Niederlassung, wurde sein Sitz. Ringsum entstanden die Stationen Balfour und Blinkwater (Tidmanton) und 11 Nebenstationen, von denen wir oben einige genannt haben. Kirchen wurden gebaut, und als sie im Kriege eingeäschert wurden, wieder hergestellt. In zwölf Schulen, die seit dem Kriege auf acht herabgesunken sind, sammelten sich täglich 700 bis 1000 Kinder; die Lehrer derselben wurden in Philipton selbst erzogen, wie dort denn 40 im Ganzen in 10 Jahren ausgebildet wurden. Gemeindeglieder zählt man zu Philipton im engern Sinne 600; die Zuhörerschaft in den Gottesdiensten kann bis auf 1000 steigen. Missionsvereine von Alten und Jungen, von Männern und Frauen wirken im Segen. Die Druckerpresse gibt ein Wochen- und ein Monatsblatt heraus. Diese Dinge sind meist auf Kosten der Eingebornen entstanden. Mäßigkeits- und Ackerbaugesellschaft bestehen. Zu Balfour steht Missionar Thomson, der zugleich als Arzt ausgezeichnet wirkt. Er

hat mehrere Kirchen in seinem Kirchspiel. Zu Tidmanton fand Freeman die Schule in schönem Gange und durfte die Ordination des eingebornen Lehrers Arie Van Royen miterleben, und sich sowohl von seiner als der Gemeinde wahrer Frömmigkeit und ächt christlicher Bildung überzeugen.

Ein Ausflug nach der nahen schottischen Missionsstelle Chumie zeigte ihm den Missionar Cumming mit seiner Gattin und die Wittwe Chalmers in voller, gesegneter Thätigkeit.

Nachdem der Reisende noch das Mögliche zum Schutze der Niederlassung gegen mancherlei von Seiten der Behörden geübte Ungerechtigkeiten gethan, reiste er nach Cradock ab, das 34 Wegstunden vom Katzen-Flusse liegt. Dort fand er den Missionar Taylor eifrig beschäftigt unter den Eingebornen und den Europäern, die Gemeinde in schönem Gedeihen, worauf er nach Somerset kam, wo er mit der farbigen Gemeinde eine Festversammlung hielt. Missionar Gregorowsky arbeitet dort. — Graaf Reinet wurde erreicht, eine aufblühende Stadt, in der Wohlstand herrscht. Dort ist die englische Kirche durch Herrn Lang, die holländische durch Herrn Murray, die Mission aber durch Herrn Merrington vertreten, um den sich die Eingebornen sammeln. Von da ging es über die Berge nach Colesberg, eine hübsche Stadt von 700 Einwohnern in bergigem Lande, zwischen dessen kahlen Hügeln nur ein Häufchen armseliger Buschmänner sich umhertreibt. Missionar De Kock weidet dort eine kleine Heerde von Eingebornen im Worte Gottes und hat noch eine wesleyanische Mission und zwei Geistliche der bischöflichen und holländischen Kirche neben sich. In der öffentlichen Versammlung der Gemeinde trat auch ein Mann mit einem Missionsbeitrag hervor, der vor Kurzem noch ein Muhammedaner und dabei trotz des Korans ein Trunkenbold gewesen war, nun aber ein wahrer Christ und ein Mann von Fleiß und strenger Mäßigkeit geworden ist. — Nächst Colesberg wurde Philippolis besucht, wohin es über den Oranien-Fluß

oder Gariep ging, und wo die Missionare Wright und Vanderschalk stehen.

Damit hatte er nun das Griqua-Land betreten, das er, den Stationen folgend, durchwanderte. Wir verlassen ihn hier und begnügen uns an dem kurzen Ueberblick über die Hottentotten- und Kaffernstationen, die seine Reise uns gegeben hat.

Missions - Zeitung.

Die den Gesellschaften beigesetzten Jahreszahlen zeigen das Jahr ihrer Entstehung oder des Anfangs ihrer Missionsthätigkeit an.

Die Zahlen zur Seite der Namen der Missionare oder Stationen u. s. w. in der Missions-Zeitung deuten auf die Gesellschaft zurück, welcher dieselben angehören. Die mit * bezeichneten Missionare sind Zöglinge der Basler-Anstalt.

Evangelische Missionsgesellschaften im Jahr 1852.

Deutschland & Schweiz.

1. Brüdergemeinde. 1732.
2. Ostindische Missions-Anstalt zu Halle. 1705.
3. Evangelische Missionsgesellschaft zu Basel. 1816.
4. Rheinische Missionsgesellschaft zu Barmen. 1828.
5. Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden, in Berlin. 1824.

Frauen-Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande, in Berlin.

6. Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden, in Berlin. 1822.
7. Evangelischer Missionsverein zur Ausbreitung des Christenthums unter den Eingebornen der Heidenländer (sonst Pred. Goßner's) in Berlin. 1836.
8. Berliner Missionsverein für China. 1850.
9. Lutherische Missionsgesellschaft in Leipzig. 1836.
10. Norddeutsche Missionsgesellschaft in Bremen. 1836.
11. Chinesische Stiftung in Cassel. 1849.

Niederlande.

12. Niederländische Missionsgesellschaft zu Rotterdam. 1797.

England.

13. Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß. 1647.
14. Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums. 1701.
15. Baptisten-Missionsgesellschaft. 1792.
16. Allgemeine Baptisten-Missionen. (General Baptists.) 1816.
17. Wesley-Methodisten-Missionsgesellschaft. 1786.
18. Londoner Missionsgesellschaft. 1795.

19. Kirchliche Missionsgesellschaft. 1800.

20. Londoner Juden-Missionsgesellschaft. 1808.

21. Brittische Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums unter den Juden. 1843.

22. Kirchliche Mission für Borneo. 1846.

23. Patagonische Missionsgesellschaft. 1851.

24. Schottische Missionsgesellschaft. 1796.

25. Mission der vereinigten presbyterianischen Kirche Schottlands. 1847.

26. Mission der schottischen Staats-Kirche. 1824.

27. Mission der freien Kirche Schottlands. 1843.

28. Missionen der reformirten presbyterianischen Kirche Schottlands. 1845.

29. Welsche und ausländische Missionsgesellschaft. 1840.

30. Mission der irländischen presbyterianischen Kirche. 1840.

31. Frauengesellschaft für weibliche Erziehung im Auslande. 1834.

Frankreich.

32. Missionsgesellschaft zu Paris. 1824.

Dänemark.

33. Dänische Missionsgesellschaft. 1821.

Schweden.

34. Schwedische Missionsgesellschaft in Stockholm. 1835.

35. Missionsgesellschaft in Lund. 1846.

Norwegen.

36. Norwegische Missionsgesellschaft in Stavanger. 1842.

Nord-America.

37. Baptisten-Missionsgesellschaft. 1814.

38. Americanische Missionsgesellschaft. 1810. (Board of Foreign Miss.)

39. Missionsgesellschaft der bischöflichen Methodisten-Kirche im Norden. 1819.

40. Missionsgesellschaft der bischöflichen Methodisten-Kirche im Süden. 1845.

41. Mission der bischöflichen Kirche in Nord-America. 1835.

42. Mission der presbyterianischen Kirche. 1837.

43. Freiwillens-Baptisten-Mission. 1833.

44. Südlicher Baptisten-Missionsverein. 1845.

45. Siebenter-Tag-Baptisten-Missionsgesellschaft. 1842.

46. Missionsverein für die Indianer 1842.

47. Americanischer Missionsverein. 1846.

48. American. lutherische Mission. 1837.

49. Mission der presbyterianischen Kirche in Neuschottland. 1848.

50. Presbyterianische Mission von Jamaica.

Australien.

51. Australische Missionsgesellschaft in Sydney. 1851.

1. Nachrichten aus der Heimath.

England. Von der kirchlichen Missionsgesellschaft werden Anstalten gemacht, um im Spätjahr 6 weitere Arbeiter nach Joruba (Abbeokuta) in West-Africa zur Verstärkung der dortigen Mission zu schicken. — Am 11. Juni wurden nicht weniger als 20 Personen, Frauen und Schullehrer mitgerechnet, nach ihren verschiedenen Arbeitsgebieten abgefertigt. Unter ihnen war ein christlicher Neuseeländer-Häuptling, Tamahana Te Rauparaha, der nach einjährigem Aufenthalte in England in sein Vaterland zurückkehrt. Africa, Nord- und Süd-Indien, Nordwest-America, Neuseeland und China sind die künftigen Arbeitsfelder der jetzt abgeordneten Missionare. Sieben Geistliche und drei Schullehrer gehen zum ersten Mal aus.

2. Nachrichten aus den Missionsgebieten.

China. Seit der Ankunft des ersten protestantischen Missionars, Dr. Morrison, in China, im Jahr 1807, bis Ende 1851 haben ihrer 150 in diesem Lande gearbeitet. Von diesen sind 25 gestorben, drei derselben durch Mörderhand und vier sind ertrunken. 48 haben China wieder verlassen, nachdem sie sammelhaft 202 Jahre, also jeder einzelne im Durchschnitt 4 1/5 Jahre, daselbst gearbeitet hatten. Zu Ende 1851 lebten und standen mit der Mission in Verbindung 83 Arbeiter, von denen 5 aus Gesundheitsgründen abwesend waren. Die Arbeitsjahre dieser Missionare betragen zusammen 474, so daß auf jeden durchschnittlich 5 2/3 Jahre kommen. Die Gesammtheit der Arbeitsjahre von sämmtlichen 150 Missionaren von 1807 bis Ende 1851 beträgt 810, so daß auf jeden einzelnen beinahe 5 1/2 Jahre kommen.

Indischer Archipel.

Borneo. Am 15. April 1851 brach Miss. **Denninger** (4) mit seiner Familie und einer Gesellschaft losgekaufter Dajacken von Bintang in Pulopetak auf, um im Innern von Borneo eine Missionsstation zu gründen. Von den mitziehenden Dajacken waren 13 bereits Christen, die übrigen 6 hatten wenigstens schon längere Zeit Unterricht empfangen und waren der Wahrheit zugethan. Sie fuhren den Dussonstrom hinauf und kamen am 30. April am Ziel ihrer Reise, im Dorfe Muarotowa, am Flusse Sihong, 30 Meilen von der Sonnenlinie, an. Die Stelle zu ihrer Niederlassung wählte Denninger zwischen diesem und dem nahen Dorfe Ganting, deren jedes etwa 200 Einwohner enthält. Man fällte den Wald und brannte ihn nieder, einige Wege wurden gemacht und Brunnen gegraben, und brauchbare Baumstämme im Walde zum Bauholz aufgesucht. Ein Stück des niedergebrannten Waldes wurde gleich von den Wurzeln gereinigt, aufgegraben und mit Kartoffeln bepflanzt. Bald aber stellte sich bei den Ansiedlern die Ruhr ein, die benachbarten Häuptlinge erwiesen sich feindselig, und so ging

es mit der Ansiedlung sehr langsam und trübselig zu.

Java. Drei Missionare des Goßner'schen Vereins (7), August und Adolf Mühlnicke und Zeese, sind am 5. August 1851 auf Java angekommen und haben bereits auf erhaltene Erlaubniß der holländischen Regierung bei Batavia eine Mission begonnen. Der Oberstatthalter hat selbst 500 fl. dazu gegeben. Auch hat sich dort ein eigener Verein für innere und äußere Mission gebildet.

Ober- und Nieder-Indien.

Ranschi-Bethesda. (7) Unter dem 2. December 1851 meldet Miss. Brandt, daß am 20sten Sonntag nach Trinitatis 30 Seelen, aus Erwachsenen und Kindern, Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen bestehend, durch die Taufe ihrem Gemeindlein hinzugefügt worden seyen.

Tschupra. (7) Miss. Ziemann meldet unterm 31. December 1851: „Unsre Schulen, sowohl Knaben als Mädchen, sind jetzt in ziemlich gutem Stande. Wir haben gegenwärtig sieben Knabenschulen mit 300 Kindern, und eine Mädchenschule mit 30—40 Mädchen, von Schwester Schorisch geleitet.“

Vorder-Indien. Kuddapa. Miss. Porter (18) in Kuddapa durfte im vorigen Jahr 18 Erwachsene und 14 Kinder taufen. Zu Ende des Jahres bestand die Missionsgemeinde aus 41 Mitgliedern mit Einschluß des Missionars und seiner Frau.

Nestorianer. (38) Memikan. Miss. Rhea schreibt unterm 6ten Januar 1852 von dieser neuen Station (siehe letzte Miss.-Ztg., S. 135): „Einige Tage nach unserer Ankunft dahier ließ der Bischof von Gawar durch einen Boten den Leuten den Besuch unsers Gottesdienstes verbieten; auch sollten sie ihre Kinder nicht in unsre Schule schicken. Die Hauptpersonen des Dorfes, mit Ausnahme des Diaconen Tamu und seiner beiden Brüder, hielten Rath und beschlossen, sich von uns ferne zu halten. Die kleinen Knaben jedoch, die ihre Bücher den Tag zuvor im Schrecken von sich geworfen hatten, kamen am folgenden Morgen vor Tagesanbruch in großer Eile und baten um Unterricht; und bei unsrer gewöhnlichen Abendandacht fanden sich zu unsrer Verwunderung alle ihre Eltern ein. — Vor etwa 14 Tagen kam ein Beamteter vom Mudir hieher und verlangte von diesem kleinen Dorfe, das nur vier steuerpflichtige Häuser hat, 20 Thaler, außer den bereits bezahlten 60 Thalern, welche allein im Vergleich gegen andern Dörfern schon außer allem Verhältniß waren. Die Leute gingen zu ihrem Bischof und mit ihm zum Mudir und baten um Gerechtigkeit; aber umsonst. Der Bischof, obgleich ein Mitglied der türkischen Behörde, nahm sich ihrer mit keinem Worte an. — Die Steuer wurde mit großer Schwierigkeit bezahlt; aber statt ihre offenbare Absicht zu erreichen, die Leute von uns abzuschrecken, schlossen sie sich jetzt nur um so enger an uns an. Am letzten Sonntag wohnte fast das ganze Dorf, 50 Seelen, unserm Gottesdienste bei.

Alle Mütter kamen zu Frau Coan in Religionsunterricht; zwei von ihnen lernen lesen. Unsre kleine Schule, die Anfangs nur zwei Schüler hatte, hat jetzt zehn; unter ihnen sind mehrere Jünglinge, die eine Stunde von ihrer Tagesarbeit abbrechen und dem A B C-Buch widmen."

Der Prinz-Regent von Aserbidschan, Hamsa Mirsa, hat der Nestorianer-Mission ein Geschenk von 50 Taman (über 250 fl.) gemacht und angeordnet, daß künftig eine gleiche Summe jährlich gegeben werde. Hamsa Mirsa ist der Oheim des gegenwärtigen Königs von Persien, und der dritte an Macht in diesem Reich. — Die eigenhändige Anzeige dieser Gabe war an den brittischen Consul zu Tebris, R. W. Stevens, gerichtet, und lautet wie folgt: „Der Hochrangige, Würdeerhabene, der Verstandes- und Klugheitsgenosse, der Solidität- und Geschicklichkeitsbesitzer, der Pfeiler christlicher Hauptleute, der Erhabenste der Edeln Christi, der Consul der hohen brittischen Regierung sey der gnädigen Theilnahme unseres Liebe kundgebenden Herzens versichert. — Als dieser Wohlwollende uns Schilderungen von der Schönheit des Betragens und der Arbeiten der Hochrangigen, der in Urumia wohnenden americanischen Geistlichen, welche sich mit dem Unterricht der Jugend befassen, vor Augen stellte, da nahm vollkommene Hochachtung für sie Besitz von unserm Herzen, und wir hielten uns verbunden, unsre Gunst gegen sie offenkundig zu machen; darum bestimmen wir die Summe von 50 Tamans in Form einer Bewilligung an die oben genannten Hochrangigen, und haben den edeln Diener seiner Majestät, Dschan Muhammed Khan, Statthalter von Urumia, beauftragt, ihnen diesen Betrag jährlich auszubezahlen und ihre Bescheinigung dafür zu nehmen. Da es sich geziemt, daß jener Wohlwollende von dieser Sache unterrichtet werde, so wird diese Anzeige gemacht."

Armenier. (38) Diarbekr. Miss. Dunmore in Diarbekr, nachdem er mehrere Beispiele von an Protestanten verübten Gewaltthätigkeiten und von der Feindseligkeit des Paschas berichtet, fährt in seinem Brief vom 5. Februar also fort: „Unsre Sonntagsgottesdienste sind seit Anfangs dieses Jahres im Durchschnitt von mehr als 70 Personen, die Kinder abgerechnet, besucht worden, und noch sehe ich keiner Abnahme entgegen. Die Bewegung ist ganz nur unter den Armeniern. Die Wahrheit scheint ihre Herzen mächtig ergriffen zu haben."

Constantinopel. Am 15ten Februar wurde zu Haskaui eine neue Gemeinde gegründet unter der Benennung: „dritte evangelisch-armenische Kirche von Constantinopel", bestehend aus den protestantischen Communicanten in Haskaui und Balad. — Die Pera-Gemeinde hat 20 Mitglieder, die zweite 62, und die neue Gemeinde 30, zusammen 112.

Miss. Everett gibt unter dem 31. März einen erfreulichen Bericht von den Arbeiten der Bücherhausierer, deren von den Brüdern

in Constantinopel elf angestellt sind. Auch sind im vorigen Jahr zwei reisende Buchhändler ausgesendet worden. Vier der Hausierer bringen ihre Zeit in Constantinopel und sieben an andern Orten zu. „In Constantinopel steht Baron Wertannes oben an. Er ist ein ungemein thätiger Mann, voll Glaubens und heiligen Geistes, hält überall Versammlungen, Katechisationen u. s. w., und hat überdies ein Auge über das ganze evang. Werk im Lande. Er hat binnen der letzten 5 bis 6 Jahre über hundert Briefe nach Marsowan geschrieben.“ — Unterm 14. April schreibt Miss. Everett: „Wir haben unser Bücherlager von Galata in das Herz von Constantinopel verlegt. Das ist ein wichtiger Schritt vorwärts.“

Nachdem Miss. Bliß in Trebisond in seinem Brief vom 16ten März von einer sehr bittern Verfolgung gegen die Protestanten und protestantisch Gesinnten in Marsowan gemeldet, fügt er hinzu: „Doch hat Alles zur Förderung des Evangeliums gedient. Die, welche an der protestantischen Sache Antheil genommen hatten, blieben standhaft, und der Besuch unsrer Gottesdienste hat zugenommen. Gewaltthaten, wodurch protestantisch Gesinnte entmuthigt werden sollten, haben vielmehr dazu beigetragen, sie der Wahrheit näher zu bringen.“

Aintab. Hier wurden am ersten Sonntag im März zwölf Personen in die protestantische Kirche aufgenommen, und Miss. Schneider glaubt, es seyen bei diesem Anlaß an 570 Personen zugegen gewesen. — Unterm 8. März heißt es in seinem Tagebuch: „In Kessab nimmt der Forschungsgeist noch immer mehr überhand, so daß der Raum zum Gottesdienst erweitert werden mußte. Bereits fangen welche an aus den umliegenden Dörfern zu kommen und sich nach den neuen Lehren zu erkundigen, und Arbeiter werden in der Nähe verlangt.“

Griechenland. Der Missionar Dr. King (38) in Athen ist abermals wegen der Predigt des Evangeliums in seinem eigenen Hause vor das Criminalgericht gezogen und von demselben zu 15tägiger Einkerkerung und Verbannung aus dem Reiche verurtheilt worden. Um ihn vor der Mißhandlung des fanatisirten Pöbels zu schützen mußte Militär aufgeboten werden. Der Kerker soll einer der ekelhaftesten der Welt seyn. (S. M.-Z. 1847, H. 1, S. 181 und H. 4, S. 274.) Dr. King selbst erzählt davon unt. 9. März: „So eben bin ich im Gefängniß von Athen eingezogen, wo sich außer mir 125 Gefangene befinden, welche in 11 kleine Gemächer vertheilt sind, von denen 8 nicht mehr als 10—11 Quadratfuß groß sind und 8—12 Gefangene enthalten. Zwei der Gefangenen sind in Ketten und wegen des Mordes von 17 Männern zum Tode verurtheilt. Anständig aussehende Männer und die ärgsten Uebelthäter, noch unverhörte Leute, die vielleicht unschuldig sind, und die wegen Mord und Raub Verurtheilten, Junge und Alte, Jünglinge, die vielleicht das erste Verbrechen

oder auch keines begangen haben, und der im Verbrechen ergraute Sünder, sind hier alle zusammengedrängt." — „Mein Herz ist nicht traurig, sondern voll Freude. Dieser Tag ist mir einer der schönsten meines Lebens. Ich danke dem HErrn Jesu von ganzem Herzen, daß ich würdig erfunden worden bin, um seines Namens und der von Ihm gelehrten Wahrheit willen Schmach zu leiden." — Am 10. März wurde King, da er sich auf den Areopag berief, aus dem Kerker in das Polizeihaus gebracht, wo er freundlich behandelt wurde und seine Freunde ihn ungehindert besuchen konnten. Drei Tage nachher erkrankte er am Fieber, und der Polizeidirector ließ ihn in sein Haus gehen, wo er bis zur Entscheidung des Areopags unter Bewachung bleiben durfte. Am 25. März erfolgte das Urtheil des Areopags, das eine Bestätigung desjenigen des Criminalgerichtes war.

Ost-Africa. Dr. Krapf* (19) erzählt in seinem Brief vom 12ten April aus Sansibar von einem Ausflug nach Usambara, um einen passenden Ort für Missionsarbeiten gegen Südwesten hin aufzusuchen. In dieser Absicht verließ er Rabbai im Februar und begab sich nach der Stadt Pangani, an der Mündung eines Flusses gleichen Namens, dem nördlichen Ende von Sansibar fast gegenüber, von wo er zwei Boten an Kmeri, den König von Usambara, absandte. Das Weitere lassen wir Krapf selbst erzählen: „Noch waren die Boten keine 30 Meilen weit gegangen, als sie einem Heerführer des Königs begegneten, der nach Pangani beordert war, um daselbst eine Steuer zu entheben. Der Heerführer schickte meine Boten zurück, da er mich seinem Herrn selber vorstellen wollte. So wurde mir ein leichter Eingang verschafft. Der Heerführer ließ mein Gepäck durch seine Leute auf Kosten des Königs tragen. Nach einer Reise von 12 Tagen kam ich nach Fuga, der Hauptstadt von Usambara, wo ich Kmeri an das mir vor 3 Jahren gegebene Versprechen erinnerte. Er sagte, ich könne von drei Orten einen für meinen Aufenthalt wählen: Tongueberg, Mringaberg und Pambireberg. Ich wählte den erstern, wegen seiner Nähe am Flusse Pangani, der bis Tongue schiffbar ist."

Süd-Africa. Des Kaffernkrieges ungeachtet konnten die Missionare (27) in Lovedale am 11ten April 9 Erwachsene, 4 Männer und 5 Weiber, taufen, von welchen 5 Kaffern und 4 Fingus sind. Eine weitere Zahl hatte die Taufe noch in Aussicht.

Madagaskar. Einer der nach Mauritius geflüchteten Christen von Madagaskar, Namens David Johns (Andrianabo) schrieb unterm 17. März d. J. nach England, indem er einen von einem gläubigen Landsmann in Madagaskar erhaltenen Brief einschloß. Aus David Johns Brief ist zu ersehen, daß die Königin Ranawalona noch lebt und regiert, daß sie aber wünscht die Regierung an ihren Sohn und Erben, den vortrefflichen Prinzen Rakotoseheno abzutreten, welche Absicht jedoch bisher durch den Wider-

stand des Oberbefehlshabers Rainiharo vereitelt worden ist. Ferner wird gemeldet, der Prinz mache in der christlichen Erkenntniß rasche Fortschritte und fahre fort, seine verfolgten Landsleute zu begünstigen und zu vertheidigen, so weit es ihm möglich sey.

Nord-America. Californien. Es ist bekannt, daß auch eine große Zahl Chinesen durch ihren Golddurst nach Californien gelockt worden sind. Um nun auch diesen den himmlischen Reichthum in Christo anzupreisen, hat die presbyterianische Kirche (42) einen Missionar unter sie zu senden beschlossen. W. Speer, früher Missionar in Canton, ist für diesen Posten bestimmt und soll Anfangs September dahin abgehen.

Westindien. Jamaica. (1) Die neu eingerichteten Nebenschulen für die Kinder, welche die Hauptschulen auf den Stationen nicht täglich besuchen können, weil sie zu entfernt wohnen, gedeihen immer erfreulicher, und immer mehrere werden eröffnet. „Die Zahl unserer Schüler," schreibt Miss. Buchner, „beläuft sich jetzt auf 2604, das ist 769 mehr als im vorigen Jahr. In unsern Nebenschulen werden nun 1019 Kinder unterrichtet, und die Mühe, welche wir uns um dieselben geben, hat die allgemeine Theilnahme in solcher Weise angeregt, daß sich auch auf den Stationsschulen die Zahl der Kinder im letzten Jahr um 323 vermehrt hat. — Wir denken noch mehr Schulen zu eröffnen, und da diese meist mit farbigen Lehrern besetzt werden müssen, so haben wir denn auch noch mehr als früher unsre Aufmerksamkeit auf unser Lehrer-Seminar oder Normalschule in Fairfield zu richten." — Ueber den religiösen Zustand der Insel im Allgemeinen sagt Br. Buchner: „Dem HErrn sey Dank, es scheint sich mit dem gottlosen, sinkenden Zustand, der in den letzten Jahren eingetreten war und uns für die Insel zittern machte, wieder geändert und gebessert zu haben. Der Besuch des Gottesdienstes und der Schulen nimmt wieder zu; von heidnischen Vergnügungen und Ausschweifungen, sowie von satanischen Schwärmereien und Irrlehren hört man wenig mehr. Hauptsächlich hat jedenfalls die Cholera dahin gewirkt, dem wachsenden Verderben Einhalt zu thun."

Dänisch-Westindien. Miss. Bentien (1) in Emmaus schreibt unterm 24. März 1852: „Jetzt unterrichte ich die letzten Heiden, welche hier auf St. Jan leben, für die heil. Taufe. Sie sind zwölf an der Zahl, meist alte Africaner."

Australien. Am 21sten October 1851 sind endlich die Missionare Täger und Spieseke (1) an dem Orte ihrer Bestimmung, am Boga-See, angelangt. Von Mitte Juli bis Anfangs October hatten die Brüder viel durch die nasse Witterung zu leiden gehabt. Heftige Stürme wehten, ein Regenschauer folgte dem andern, alle Bäche schwollen gewaltig an, und es war daher nicht möglich von der Station des Herrn Campbell, wo sie sich befanden, nach dem Boga-See zu gelangen. Vom Anfang Sep-

tember an wohnten sie 6 englische Meilen von dieser Station in einer Schäferhütte. Neben der Schlafstätte des Schäfers fand sich noch so viel Platz, daß Br. Täger des Abends sein Bett aufschlagen konnte; Br. Spieseke dagegen übernachtete im Wagen. Hier waren sie sechs Wochen hindurch in Erwartung besserer Witterung, in welcher Zeit ihre Geduld sehr geprüft wurde, und als sie endlich am 16. October aufbrechen konnten, hatten sie auf ihrer fünftägigen Reise mit allerlei Beschwerden zu kämpfen, indem sie durch Flüsse und Sümpfe zu setzen hatten, wobei sie einen Theil ihrer Habseligkeiten verloren und in durchnäßten Kleidern die Nacht zubringen mußten.

Inseln der Südsee.

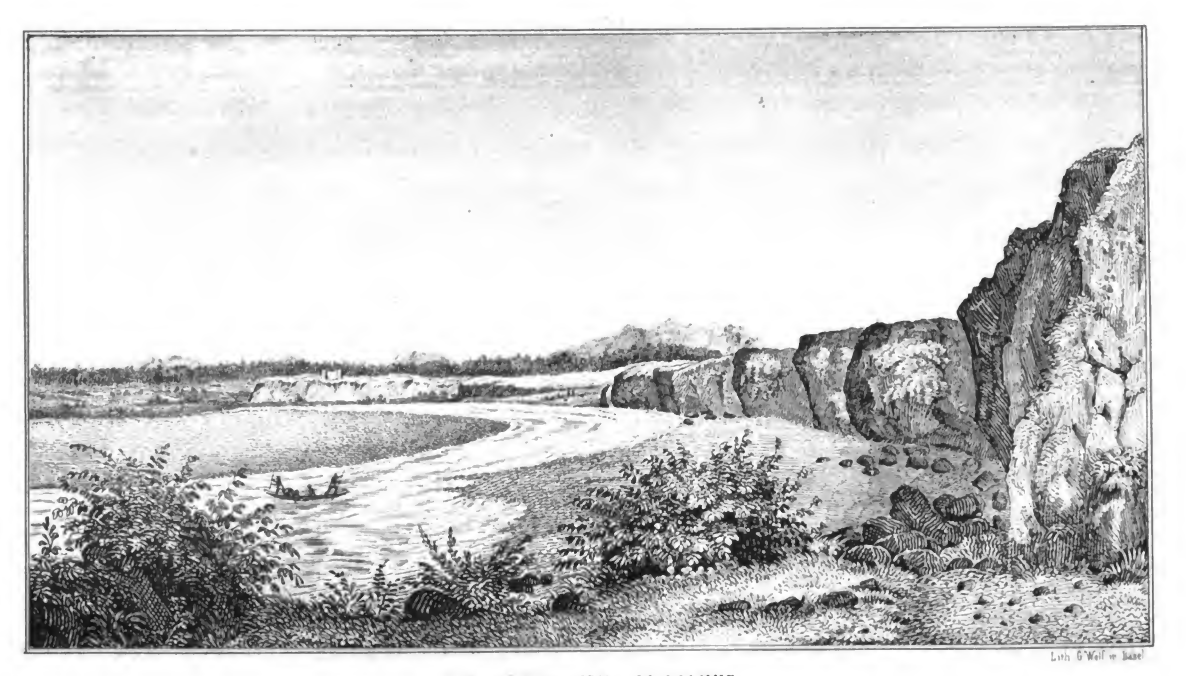
Sandwichsinseln. (38) Miss. Lyons sagt in seinem Bericht von Waimea vom Jahr 1851: „Einige der mir anvertrauten Gemeinden sind neu erweckt worden, und Bekehrungen haben sich vervielfältigt. Es sind 82 in die Gemeinde aufgenommen worden, und etliche 40 sind zu einer spätern Aufnahme im Vorschlag. Etwa 50 Abgefallene haben sich wieder herzu gefunden.“ — Ueber den Stand der Bildung im Allgemeinen äußert sich Miss. Lyons, nach einem Aufenthalt daselbst von 20 Jahren, so: „Die Wildniß ist zum Fruchtgefilde geworden, sprossend und blühend wie die Rose. Die vormals halbwilden Bewohner wandeln in gesitteter Tracht umher. Die Erziehung hat das Mannesalter erreicht. Schulen blühen unter dem Schutz der einheimischen Obrigkeit. Wir haben ein Gesetzbuch, das aus 3 Bänden und etlichen hundert Seiten besteht. Das Feudalsystem hat aufgehört und das gemeine Volk ist Landeigenthümer geworden. Es ist sein eigener Herr und kann sich seine Vertreter wählen, um in der Gesetzgebung seine Rechte zu wahren.“ — „Auf dem Gemeindebuch sind 6500 Mitglieder verzeichnet. Die Wohlthätigkeit hat eine etwas systematischere Form angenommen. Die ganze Bevölkerung ist aufgerufen worden, einen allgemeinen Mäßigkeitsverein zu bilden, und fast Jedermann hat sich darein aufnehmen lassen.“

Rarotonga. Miss. Gill (18) schreibt unt. 5. Juni 1852: „Seit Gründung der drei Kirchen dieser Insel im Jahr 1833 sind über 1500 Mitglieder in die Gemeinschaft aufgenommen worden, von denen die Hälfte im Glauben an Christum gestorben ist. Zwischen 7 und 800 leben jetzt noch unter uns dem Evangelio würdig und uns zur Freude und Krone. Im letzten Jahr sind 112 neue Mitglieder aufgenommen worden. Dies sind Früchte früherer Arbeiten, und in 2 oder 3 Monaten hoffen wir noch eine schöne Zahl von denen aufzunehmen, die im letzten Juni und Juli sich durch öffentliches Bekenntniß dem HErrn ergeben haben.“

Inhalt

des dritten Heftes 1852.

Seit



Lith. G. Wolf in Basel

DIE RHEDE VON CANNANUR

von der Nordseite

Jahrgang
1852.
Viertes Quartalheft.

Sieben und dreißigster

Jahresbericht

der

evangelischen Missions-Gesellschaft zu Basel.

(Mit einer Ansicht der Rhede von Cannanur und einem Grundriß von Akropong.)

Vorwort.

Wir sind bei der Bearbeitung unseres Jahresberichtes dieß Mal von unserer alten Regel, die Geschichte unserer verschiedenen Missionen nur bis zum letzten December des vergangenen Jahres mitzutheilen, die Geschichte unserer heimathlichen Verhältnisse dagegen bis zum 1. Juli des laufenden Jahres herab zu führen, abgegangen. Wir haben die Geschichte unserer Stationen gleichfalls bis zum 1. Juli 1852 verfolgt, um die Hauptresultate der ostindischen Visitationsreise des Inspektors Josenhans schon in diesem Jahresbericht mittheilen zu können, und den Bericht über dieselbe nicht in zwei Jahresberichten getheilt erscheinen lassen zu müssen. Der Natur der Sache nach muß sich der Reisende nun aber vorbehalten, die eingehendere Beschreibung seiner Wanderungen in Indien und die ausführlichere Darstellung unseres Missionswerkes in jenem Lande unsern Freunden in einem späteren Hefte des

Missions=Magazins vorzulegen. Wir hoffen auf diese Weise den Erwartungen unserer Leser am besten zu entsprechen, die ohne Zweifel schon jetzt etwas Näheres über die Ergebnisse dieser Visitation zu erfahren wünschen, dabei aber doch auf die Mittheilung einer ausführlichen Schilderung seiner Erlebnisse und Arbeiten nicht gerne verzichten würden.

Einleitung.

Wenn wir, von Europa kommend, im Tulu-Land oder in Malabar landen, fällt uns alsbald der Wald von Cocos-Palmen in die Augen, der den Sand der Meeresküste bedeckt. Wer von oben herab dort beim Leuchtthurm in Mangalur oder auf der Höhe von Nettur, auf der das Missionshaus von Tellitscherry steht, das erste Mal auf diesen Wald herniederschaut, den erfüllt dieser Anblick gewiß mit herzlichem Entzücken. Er bietet aber nicht blos dem Auge mancherlei Reize dar, er ist auch der Reichthum des Landes. Ohne die Cocos-Palme könnte das Volk dieses Landes nicht bestehen. Und doch, wenn man diese Zierde und Segensquelle des Landes näher betrachtet, was findet man? Im tiefen, unfruchtbaren, gelben Sand des Meeresufers, in welchem weit und breit kein Grashalm zu sehen ist, ist dieser Baum gepflanzt, und je weiter hinein ins Land und je höher hinauf an den Bergen, desto seltener ist diese Palme zu finden, desto weniger will sie gedeihen. Der Palmenwald erliest sich das Meer zum unzertrennlichen Begleiter; denn ihm verdankt er seine Herrlichkeit und Fruchtbarkeit. Die mit Salz gewürzte Meeresluft ist das Lebens-Element der Cocos-Palme. Außer ihr bedarf sie nur der fleißigen Hand des Gärtners, der ihr in der Zeit ihrer Jugend täglich Wasser spendet.

Wie der Palmenwald an der Meeresküste unseres ostindischen Missionsgebietes, so ist nun aber die Mission selbst.

Sie steht auf dürrem, unfruchtbarem Grund. Wem ist der Boden des natürlichen Menschenherzens besser zu vergleichen als der Sandebene dort an der ostindischen Meeresküste? Im tiefen, öden Sande, unter der Gluth der heißen Mittagssonne, pflanzt, begießt und erndtet, wer auf dem Felde der Mission zu arbeiten berufen ist. Und dennoch welch ein hehrer Bau ist demungeachtet das Werk der Mission! — Mächtig wie der Lebenstrieb der hoch aufstrebenden Cocos-Palme wirkt der Trieb des Geistes in der Mission. Wie das Blätterdach des Palmenwaldes, von jedem Hauch bewegt, fast unaufhörlich in Bewegung ist und im Windeswehen wie ein wogendes Meer seine grünen Wellen frisch und glänzend in die Ferne sendet, so ist auch im Heiligthum der Mission, wenn gleich verborgen, ein beständiges Weben und Schaffen und Gestalten unsichtbarer Kräfte zu bemerken, und setzen sich die Wellen ihres frischen Lebens, obwohl still und meist geräuschlos, doch hehr und gewaltig bis zu den fernsten Küsten der Erde fort.

Wie der Hindu unter diesem Dach der Palme Schutz findet gegen den Brand der Sonne seines Landes, so finden unter dem Dach der Mission die Heidenvölker eine stille Friedensstätte! Wie sich die Frucht der Palme in reicher Fülle Jahr aus Jahr ein um ihre Krone lagert, so bringt der Baum der Mission jeden Monat seine Frucht reichlich, mannigfaltig, süß und köstlich. Wie die Palme von der Wurzel bis zur Krone Stück für Stück und Glied für Glied nützlich sich erweist, so ist auch die Mission, von welcher Seite Du sie betrachten willst, ein Segen für die Welt.

Aber auch sie gedeiht nur in der Tiefe der Demuth und der Leiden, nicht auf den Höhen des Selbstruhms und des Glücks. Auch sie bedarf der treusten Pflege, vieler fleißiger Hände, die Wasser schöpfen aus den Lebensbrunnen und dieß alle Tage herzutragen, um ihre Lebenswurzeln, die im heißen, dürren Sande stehen, beständig zu erfrischen. Auch der Baum der Mission bedarf der Nähe eines Meeres, das ihm Kühlung bringt und mit seinem Salze seine sprudelnden Säfte würzt. Es ist das Meer der Gnade, an

dessen Ufern die Mission gepflanzt ist; es ist das Meer der Liebe, die uns täglich und stündlich mit seinem Trost erfüllt, die allein uns Stärke und Freudigkeit verleiht; es ist das Meer der Wahrheit und Heiligkeit, aus welchem alle Reinigung von Sünden, alle Erneuerung und Wiedergeburt der Einzelnen und der Völker, alle Läuterung und Verklärung unseres Lebens fließt.

Gelobt sey Gott, daß auch wir in Basel mit unserer Mission an den Ufern dieses Meeres der ewigen Gnade gepflanzet sind! Auch unsere Mission ist aus dürrem Erdreich aufgesproßt; noch ist der Boden, auf dem sie steht, kein anderer geworden, als er von jeher war, und so wird es bleiben, bis eine neue Zeit anbricht im Reiche Gottes. Darum können wir noch nicht sagen, die Pflanzung unserer Mission sey dem Bedürfniß täglicher Begießung, sorgsamer Pflege, bereits entwachsen. Wenn uns auch da und dort an einer fruchtbaren Stelle ein Erndtetag bereitet wird, die Erndte im Großen ist noch nicht gekommen. Dagegen gedeiht der Palmenwald dennoch sichtbar. Das Meer spendet sein heilsames Salz, und die Gnadenlüfte wehen uns — zum Ruhm des HErrn sey es gesagt — in Wahrheit Leben und Gedeihen zu. Davon ist das Zeuge, was wir im verflossenen Gesellschafts-Jahr erfahren haben und nicht blos hören, sondern auch mit eigenen Augen sehen durften.

Das verflossene Jahr ist in mehrfacher Beziehung vor manchem andern ausgezeichnet gewesen. Wir möchten es der Morgenstunde vergleichen, wo in unserm Indien (denn auch wir haben ein Indien, das wir unser nennen dürfen) der Seewind beginnt. In unserm Indien sind die Morgenstunden oft die drückendsten. Da gerade wird die Hitze Manchem am gefährlichsten. Um 10 Uhr dagegen beginnt der Seewind, der den Tag hindurch fortdauert und so weit er reicht, überall die Hitze des Tages mildert. Einen ähnlichen Wendepunkt soll in unserm Missionsleben, wie wir hoffen, das verflossene Jahr bezeichnen. Die heißen Morgenstunden, hoffen wir, seyen zurückgelegt und ein frischer Gnadenhauch begleite uns nun während der übrigen Zeit

unseres Arbeitstages. Noch kommt der Mittag erst; dies dürfen wir nicht vergessen; aber wir werden Seewind haben, der uns immer die nöthige Erfrischung bringt; diese Zuversicht haben wir.

Und der HErr, der im verflossenen Jahr sein Verheißungswort so treulich an uns erfüllte, wird unsere Hoffnung nicht zu Schanden werden lassen.

I.

In den heimathlichen Kreisen hat unsrer Gesellschaft das verflossene Jahr eigenthümlich schwere Prüfungen gebracht, aber auch auf merkwürdige Weise die Freundlichkeit und Treue des HErrn versiegelt.

Mußte schon der letzte Bericht mit Wehmuth erwähnen, daß den alten, in langer Erfahrung geübten Mitgliedern der Committee durch körperliche Leiden die gewohnte Tüchtigkeit der Mitwirkung erschwert worden sey, so schien bei Hrn. Rathsherrn Socin im Winter und bei Hrn. Ryhiner-Christ im Frühling dieses Jahres der Abschied von dem irdischen Tagewerk in unmittelbarer Nähe zu seyn. Zur gleichen Zeit wurde Hr. Candidat Ostertag und Hr. Pfarrer Geß, später Hr. Architekt Riggenbach von längerer Krankheit befallen. Die Zahl der in den Sitzungen Anwesenden schmolz mehrere Male nahe zusammen. Aber dem HErrn sey Dank! — Hr. Rathsherr Socin hat gegen alle Erwartung nicht blos sich erholt, sondern sogar vermocht, der langen Reihe seiner umfangreichen, mühevollen Jahresrechnungen auch die diesmalige mit eigener Hand beizufügen; Hr. Ryhiner-Christ kann wiederum regelmäßig in die Sitzungen kommen; die drei übrigen Erkrankten sind ganz oder doch im Wesentlichen wieder hergestellt, und außerdem hat Hr. Pfarrer Respinger

an der St. Leonhardskirche und Hr. Fabrikant Carl Sarasin Freudigkeit gewonnen, in die Reihe der Committeemitglieder einzutreten.

Kaum vor diesen Heimsuchungen mit Krankheitsnoth war es, daß die Committee in ein finanzielles Gedränge kam, wie noch nie zuvor, seit unsere Gesellschaft besteht. Nicht daß wir von einem offenbaren Abfall früherer Freunde oder von sichtbarer Ermattung ihrer thätigen Liebe zu sagen hätten; vielmehr könnten wir von manchen Orten glaubensvolle, mächtig ermunternde Werke der Liebe nennen; aber schon im vorigen Jahre hatte nur ein beträchtliches Vermächtniß das Gleichgewicht zwischen unsern Einnahmen und Ausgaben hergestellt. Die Revolutionsjahre, die Mittelmäßigkeit mehrerer Ernten, das schreiende leibliche und geistige Elend von Tausenden in der Heimath, sind Umstände, welche auf das Herbeifließen der Missionsbeiträge nicht ohne Einfluß seyn konnten. So kam es, daß in den letzten Jahren unsere Einnahmen hinter frühern Jahren zurückblieben, während wir Gottlob in jedem Jahre unsere Ausgaben steigen sehen. Es wäre ja ein trauriges Zeichen, wenn es sich anders verhielte. Je mehr Saaten, desto mehr Arbeiter. Je mehr Ernte, desto mehr Schnitter. Je mehr erweckte, also aus der Kaste verstoßene, alles Erwerbes beraubte Hindus, desto mehr unabweisbare Verpflichtung, diesen neuen Brüdern die Möglichkeit zu verschaffen, daß sie auf neue Weise im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod verdienen. Die Committee mußte ein Anlehen von 55,000 franz. Franken aufnehmen und dafür das Missionshaus zum Pfande geben. Der Blick auf die Zeitumstände war geeignet, den Ernst dieser Sache noch mehr zu erhöhen. Die politischen Verhältnisse waren durch die bekannten Dezembervorgänge in Frankreich neuerdings in Frage gestellt. In einem Theile der Schweiz, besonders aber in Württemberg, steigerte sich die Noth der ärmern Klasse zu einer Höhe, wie seit lange nicht. Gleichwohl beschloß die Committee eben in jenen Wochen den Zögling Winnes aus Staffort im Badischen als dritten Missionar nach China zu senden, weil die Noth-

wendigkeit der Jahre langen Einsamkeit Missionar Lechler's ein Ende zu machen, klar vor Augen lag. Und dem HErrn sey Dank: Er hat unsere Hoffnung nicht beschämt. Unsere Wege sind etwas lichter geworden. In Basel selbst, in Genf und in anderen Gegenden der Schweiz, Deutschlands, des Elsasses u. s. w., haben treue Freunde unsere Noth zu Herzen genommen und durch besondere Gaben einen Theil der Schuld getilgt.*) Wir trauen dem HErrn zu, daß Er auch des anderen Theiles gedenken werde.

Zu besonderm Danke sind wir Ihm aber unter diesen Umständen dafür verpflichtet, daß Er uns im Laufe des Jahres neue Hülfsvereine zugeführt. 1) In Straßburg hat die evangelische Gesellschaft beschlossen, künftig neben dem Werke der Pariser Missionsgesellschaft auch das unsrige mit ihren Gaben zu bedenken. 2) In Genf hat sich die Zahl unserer Freunde durch Bildung eines eigenen Hülfsvereins für die Basler China-Mission vermehrt. 3) Für denselben Zweig unserer Arbeit haben wir von einem in London constituirten chinesischen Missionsverein Unterstützung erhalten. 4) Aus Preußen haben sich früher mit Berlin verbundene Freunde, durch die veränderte Richtung der Berliner Missionsgesellschaft genöthigt, mit ihren Missionsunterstützungen uns zugewendet. Unsere russischen, schwedischen und amerikanischen Freunde haben ihre Beihülfe für unser Werk fortgesetzt.

Das Missionshaus sah im Anfange des Septembers seinen Hausvater, Inspektor Josenhans, für drei Vierteljahre nach Indien ziehn. Als 5 Monate hernach zwei der Lehrer, Herr Pfarrer Geß und bald darauf Herr Candidat Ostertag erkrankten, so trat für die Zöglinge eine ziemliche Verwaisung und in Betreff des Unterrichts ein großes Gedränge ein. Wir haben Herrn Theol. Professor Auberlen für die Freundlichkeit zu danken, mit welcher er während dieser Zeit die im theologischen Studium befindlichen Zöglinge

*) Am 1. Oktober waren 25,000 fr. Frank. an der contrahirten Schuld heimbezahlt.

an seiner Alttestamentlichen Vorlesung Theil nehmen ließ, wie uns Herr Professor Hagenbach hinsichtlich der Kirchengeschichte schon seit einer Reihe von Jahren dieselbe Güte erweist. Mit besonderer Freude aber dürfen wir den sämmtlichen Zöglingen des Missionshauses das Zeugniß geben, daß sie der Committee und den Lehrern die Zeit des Gedränges durch den Ernst ihres Wandels und ihrer Arbeit wesentlich erleichtert haben. In der Mitte des Juni kehrte der Inspector, Gott sey Dank, wohlbehalten zurück. Und wie der Glaube, mit welchem die Committee ihn sendete, bereits gekrönt worden ist, so soll, dies hoffen wir, diese ostindische Reise, wie für unser ganzes Werk, so auch für die Erziehung und Ausbildung der Zöglinge nicht ohne mancherlei gesegnete Nachwirkung bleiben. Dagegen ist leider Herr Candidat Ostertag durch seinen noch immer nicht ganz gekräftigten Gesundheitszustand genöthigt worden, seine Lehrthätigkeit nach 15-jährigem lebendigem Wirken bis auf Weiteres einzustellen, so daß sich die übrigen Lehrer in seine Fächer (Religionslehre für die Zöglinge der Voranstalt, biblische Geschichte und Weltgeschichte &c.) haben theilen müssen.

Aus der Voranstalt mußten im Laufe dieses Jahres drei Zöglinge entlassen werden, aus dem Missionshause Einer. Die Ursache lag aber, Gott sey Dank, bei keinem in Mißverhalten, sondern bei Einem in Krankheit, bei Dreien in Mangel an Gaben. Die Committee erkennt es je länger je mehr als Pflicht gegen die Brüder selbst und gegen das ihr anvertraute Werk, wo nicht entschieden die nöthigen Gaben der Natur und des Geistes vorhanden sind, ohne Verzug die Entlassung anzuordnen, weil sie immer klarer erkennt, daß zum Missionsberuf mehr als nur gewöhnliche Tüchtigkeit erforderlich ist. Ein weiterer Zögling der Voranstalt, Mühle aus Schlesien, wurde der hiesigen Gesellschaft von Freunden Israels übergeben, weil er überzeugt ist, daß seine Berufung auf Israel gehe.

Außer den vier Brüdern, deren Abgang nach Indien zugleich mit dem Inspector schon im vorigen Jahresbericht erwähnt worden ist, wurde auf unsere eigenen Missions-

stationen im Laufe des Jahres 51/52 nur der oben erwähnte Zögling, Bruder Winnes, abgesendet. Er ist im Mai in Hongkong angekommen, aber leider wegen eines unterdessen von dem chinesischen Statthalter des Districtes Tiotschio (Provinz Quantung) gegen die Mission erlassenen Edictes bis jetzt verhindert gewesen, das eigentliche Ziel seiner Reise zu erreichen, daher er sich vorerst in Hongkong mit dem Studium der chinesischen Sprache beschäftigt. Dagegen sollen im Dezember 1852 zwei unserer Brüder auf unsere westafricanischen Stationen gehen: Christaller aus Winnenden (Württemberg), um die von H. N. Riis begonnene sprachliche Arbeit an Ort und Stelle fortzusetzen, insbesondere seiner Zeit biblische Bücher zu übersetzen; Steinhauser aus Langenwinkel (Baden), um die Arbeitslast der drei Brüder in Ussu zu erleichtern.

Mit dem im vorigen Berichte erwähnten Bruder W. Däuble ging auch Johannes Menge aus Hanau im vorigen Spätjahr auf die Bremer Missionsstation Peki in West-Africa ab; es hat aber dem HErrn gefallen, denselben bereits im April dieses Jahres am Klimafieber aus dieser Zeit abzurufen. Auch Däuble's Gesundheit ist ziemlich angegriffen. In Folge dessen sollen in kurzer Zeit unsere Zöglinge J. W. Brutschin aus Gersbach (Baden) und Friedr. Plessing aus Markgröningen (Württemberg) zur Verstärkung nach Peki ziehen.

In den Dienst der Englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft sind im Laufe dieses Sommers drei Brüder übergeben worden: G. Fr. Gerst aus Eßlingen, J. G. Kefer aus Winterbach und A. Maser aus Schlaitdorf in Württemberg. Sie werden im November dieses Jahres mit dem aus Africa auf Besuch zurückgekommenen Bruder Hinderer nach dem Joruba-Lande abgehen, ohne zuvor die Ordination in London erhalten zu haben.

Nach Nord-America gingen im Laufe des letzten Jahres, außer dem im vorigen Berichte erwähnten Gantenbein, noch zwei andere Brüder ab: Julius Ehrhart aus Heidenheim (Württemberg) nach Saginaw-City, Staat Mi-

chigan und Andreas Irion aus Thuningen (Württemberg). Nachdem nämlich der letztere lange vergeblich auf seine Bestätigung Seitens der kaiserlich-russischen Regierung für die Pfarrei Elisabeththal bei Tiflis gewartet hatte, so bekamen wir endlich die Eröffnung, daß kein Schweizer und kein auf schweizerischen Anstalten gebildeter Mann künftighin in Rußland könne zugelassen werden. Diese Nachricht hat uns nicht blos wegen Bruder Irion leid gethan, dem seine Gesundheit die Versetzung in ein tropisches Klima nicht gestattet, während wir zu seiner Reife und Umsicht die Zuversicht haben durften, daß er für die Elisabeththaler Gemeinde ein tüchtiger Diener seyn werde, sondern was uns besonders schmerzt, ist dies, daß wir demnach die seit Jahrzehnten mannigfach gesegnete Verbindung unseres Hauses mit den deutschen Gemeinden am Kaukasus, dem schwarzen Meere und der Wolga, wonach deren Seelsorger meist aus unserer Anstalt hervorgingen, künftighin werden geschmälert sehen.

In jetzigem Augenblicke sind im Missionshause 36, in der Voranstalt 23 Zöglinge: 16 der Letzteren sind diesen Sommer neu aufgenommen worden. Von diesen neu eingetretenen Brüdern sind 5 aus der Schweiz, 6 aus Württemberg, 2 aus Baden, 1 aus Baiern, 1 aus Nassau, 1 aus Hannover.

Die Lehrfächer, in welchen jetzt gerade und für das ganze Anstaltsjahr 1852/53 die Zöglinge unserer Anstalt Unterricht empfangen, sind folgende:

I. Missionsanstalt.

Lehrgegenstände.	Lehrer.	Hörende Classen.
A. Theologische Fächer.		
a) praktische Theologie.		
Predigtübung mit prakt. Schrifterklärung	Inspector Josenhans	Classe I—III.
Katechetische Uebungen	Pfarrer Geß	Cl. I—III.
Missions-Wissenschaft	Inspektor Josenhans	Cl. I u. II.

Lehrgegenstände.	Lehrer.	Hörende Classen.
b) wissenschaftliche Theologie.		
Kirchengeschichte	Prof. Dr. Hagenbach	Classe II.
Vergleich. der Bekenntnisse der verschiedenen christl. Kirchen. (Allg. Symbolik.)	Pfarrer Geß	Cl. I—III.
Neutestamentliche Exegese Evang. Johannis	" "	Cl. I—III.
Alttestamentliche Exegese Jesaias	" "	Cl. I u. II.
c) vorbereitende Fächer.		
Bibel-Analyse	Candidat Mörike	Cl. IV.
Uebungen im Predigt-Vortrag	Candidat Günzler	Cl. IV.
B. Philologische Fächer.		
a) Latein.		
Libri symbolici	Pfarrer LeGrand	Cl. III.
Lateinische Schriftsteller	Candidat Mörike	Cl. IV.
Lateinische Syntax und Composition	Candidat Günzler	Cl. IV.
b) Griechisch.		
Plato und cursor. Lect. des N. T.	Candidat Günzler	Cl. III.
Griech. Grammatik	" "	Cl. IV.
c) Hebräisch.		
Formenlehre, Exp. und Comp.	Candidat Mörike.	Cl. III.
d) Englische Sprache	Sprachlehrer Mosley	Cl. I.
	Sprachlehrer Hoff	Cl. II.
C. Realien.		
Medizin	Prof. Dr. Streckeisen	Cl. I.
Weltgeschichte	Candidat Mörike	Cl. III u. IV.
Geographie	Candidat Günzler	Cl. III u. IV.
D. Künste.		
Gesang	Dr. Hauschild	Cl. I—IV.
Violin	Kapellmeister Lutz	Cl. I—IV.
Zeichnen	Candidat Günzler	Cl. III u. IV.

II. Voranstalt.

Lehrgegenstände.	Lehrer.	Hörende Classen.
Religionslehre	Inspector Josenhans	Cl. I u. II.
Bibellectüre	Hausvater Kolb	Cl. I u. II.
Biblische Geschichte	Lehrer Eppler	Cl. I u. II.
Uebung im Schulhalten unter Aufsicht Schullehrer Bubeck's in der Klingenthalschule.		
Lateinische Formenlehre	Hausvater Kolb	Cl. I u. II.
Deutsche Sprache	Lehrer Eppler	Cl. I u. II.
Leseübungen	" "	Cl. I u. II.
Orthographie	" "	Cl. II.
Kalligraphie	" "	Cl. II.
Geographie	Hausvater Kolb	Cl. I.
	Lehrer Eppler	Cl. II.
Geometrie	Real-Lehrer Schäublin	Cl. I.
Arithmetik	" " "	Cl. II.
Gesang	Hausvater Kolb	Cl. I.
	Lehrer Eppler	Cl. II.
Violin	Hausvater Kolb	Cl. I.
	Lehrer Eppler	Cl. II.
Klavier	Hausvater Kolb	Cl. I.
Zeichnen	Lehrer Eppler	Cl. I. u. II.

Von den aus der Heidenwelt in die Heimath zurückgekehrten Brüdern konnte Missionar Widmann mit seiner Gattin im vorigen Winter wieder nach Akropong ziehen; Missionar Layer mit seiner Frau dagegen, obwohl sehnlich seine Rückkehr nach Indien wünschend, schien der Committee noch nicht so weit in seiner Gesundheit gekräftigt, um dieses Unternehmen wagen zu dürfen. Missionar H. N. Riis hat im Genusse ordentlicher Gesundheit Sprachlehre und Wörterbuch der Odschi Sprache zu Ende gebracht. Von Missionsprediger Zaremba, der während der Abwesenheit des Inspectors theilweise die Hausvaterstelle versah, hat nach der Rückkehr des Letztern noch im September eine längere Reise zu den Elsässer Missionsfreunden angetreten.

II.

Unsere Arbeit in den drei verschiedenen Heidenländern, welche unsere Gesellschaft in Angriff genommen hat, ist im verflossenen Jahre mit Ausnahme der Station Jamtsao in China, ohne Störung vorangeschritten. Ja sie ist uns abermals unter den Händen gewachsen. Der Stand der Dinge auf unsern verschiedenen Missionsstationen ist, was den Geist, in welchem gearbeitet wird, die Ordnung, in welcher die Administration sich befindet und die Eintracht der Missionare unter sich betrifft, im Ganzen ein vollkommen befriedigender. Die Erfolge unsrer Arbeit sind auf allen unsern Stationen, nicht Eine ausgenommen, so ermuthigend, daß wir uns aufgefordert sehen müssen, mit Freudigkeit vorwärts zu gehen. Das Werk im Ganzen ist zu einem stattlichen Baume erwachsen. Vergleichen wir es freilich mit dem, was von den evangelischen Missionsgesellschaften Großbritanniens und Nordamericas, oder andrerseits von der römischen Propaganda geschehen ist und noch geschieht, so kommt es kaum in Betracht. An sich betrachtet dagegen und von unserm Standpunkt aus angesehen, ist es in Wahrheit groß und bedeutend zu nennen. Wir können dies im besondern von unsrer ostindischen Mission bezeugen, deren Umfang und Einfluß uns durch die Acten der ersten Visitation unsrer ostindischen Stationen so vollständig und klar vor Augen gerückt ist, wie noch nie. Man hat uns bisweilen in dem Verdacht der Großsprecherei und Ruhmredigkeit. Man wird auch diese Aeußerungen in dem eben bezeichneten Sinne deuten. Nichtsdestoweniger wird, was Thatsache ist, unangefochten stehen bleiben müssen, und es ist um so nöthiger, daß die Resultate der Mission in ihrer wahren Bedeutung erkannt werden, da es Stimmen genug gibt, welche dieselben in Zweifel ziehen und verkleinern, und auch der Muth und die Freudigkeit der Gläubigen oft so tief herunter sinkt. Diesen äußern und innern Feinden gegenüber müssen wir uns dessen bewußt bleiben, daß wir trotz aller Schwachheit und

Gebrechlichkeit, welche unserm Missionswerk, wie uns selber, anklebt, Ursache haben, uns von ganzem Herzen dessen zu freuen, was der HErr aus Gnaden durch unsere Gesellschaft ausgerichtet hat.

A. Die Mission im westlichen Ostindien.

Wenden wir uns zunächst zur Darstellung unsrer ostindischen Angelegenheiten, so erscheint es uns zweckmäßig, die specielle Geschichte unsrer Stationen voranzuschicken und sodann die Darstellung der allgemeineren Verhältnisse nachfolgen zu lassen.

a) Mission in Canara.

I. Station Mangalur.

(Angefangen im Jahr 1834.)

a) Stadttheil Niraschwale.

Missionare: C. L. Greiner mit Gattin; B. Deggeller.
Katechisten: Simeon, Elieser Aaron, Samuel Ammanna, Leonhard Schiri, Daniel Aaron.
Gemeindeschulmeister:
Knabenschulmeister: Katechist Samuel Ammanna.
Mädchenschulmeister: Katechist Leonhard Schiri.
Tamelschulmeister: Katechist Daniel Aaron.
Hausvater am Waisenhaus: Daniel.
Vorsteherin des Mädcheninstituts: Frau Miss. Greiner.
Außenstation: Bolma, 3 Stunden von Mangalur.
Katechist: Elieser Aaron.

Im Anfang des Jahres 1851 waren außer den beiden oben genannten Missionaren Greiner und Deggeller auch

die Missionare Bührer und Lehmann an der Stadtgemeinde Mangalur stationirt. Missionar Bührer war aber durch heftige und langwierige Dysenterie schon im Jahr 1850 genöthigt worden, die Station zu verlassen und auf den blauen Bergen seine Genesung zu suchen. Erst im Spätjahr 1851 konnte er nach Mangalur zurückkehren. Zum Preise des HErrn hält seine Gesundheit nun wieder vollkommen Stand. Miss. Lehmann wurde im Spätjahr 1851 von einer Gefahr drohenden Lungenkrankheit befallen, ist jedoch von derselben wieder vollständig genesen. Die Abtrennung der beiden Außenstationen Utschilla und Gudde von ihrer Mutter-Gemeinde Mangalur und ihre Vereinigung mit der um sechs Stunden näher liegenden Gemeinde Mulky machte die Versetzung Miss. Bührer's und Lehmann's nach Mulky nothwendig. Sie verließen deswegen im Anfang des Jahres 1852 die Station Mangalur.

Damit ist die Fürsorge für die Mädchen-Erziehungsanstalt in Mangalur der Frau Miss. Greiner allein zugefallen. Sie war im Anfang des Jahres 1851 genöthigt, um ihrer Gesundheit willen eine Luftveränderung vorzunehmen. Sie brachte einige Zeit auf der Außenstation Utschilla und in Cap zu; die Regenzeit über mußte sie auf der höher gelegenen Balmattha Zuflucht suchen. Dagegen konnte sie vom September 1851 bis Juni 1852 ununterbrochen ihrem Beruf nachkommen, was uns um so mehr zum Dank gegen den HErrn verpflichtet, als in der That sehr viel auf ihr liegt.

Miss. Greiner, der Senior der Mangalur-Station, obwohl unter der achtzehnjährigen Arbeitslast grau geworden und bisweilen (so auch im Spätjahr 1851) von plötzlichen Krankheitsanfällen, welche ihren Sitz in der Leber zu haben scheinen, in gefährlicher Weise heimgesucht, arbeitet immer noch mit bewundernswürdiger Kraft und Ausdauer fort, wie er denn jetzt noch die größten Fußreisen, trotz einem Eingebornen, in der heißesten Zeit zu ertragen vermag, und von Morgens bis Abends ununterbrochen in Arbeit ist.

Miss. Deggeller erfreute sich im Ganzen einer ziemlich guten Gesundheit und arbeitet sich nicht allein immer mehr in die Tulu-Mission hinein, sondern gewinnt auch immer mehr die dem Missionar nothwendige Gewißheit, daß er vom HErrn gesandt und getragen sey.

Das Gehülfen-Personal der Mangalur-Stadtmission hat sich im Lauf der innerhalb der Grenzen unsers Berichts fallenden anderthalb Jahre sehr verändert. Mit der Abtrennung Utschillas und Guddes kamen die Katechisten Titus und Isaak zur Station Mulky. Die Entlassung der ersten Promotion unsrer Balmattha-Zöglinge aus dem dortigen Katechisteninstitut machte es möglich, für die Station drei neue Katechisten zu erhalten, von welchen Samuel Ammanna neben dem Katechistenamt das Amt eines Schulmeisters an der Gemeinde-Knabenschule, Leonhard Schiri das an der Gemeinde-Mädchenschule, Daniel Aaron das an der Tamelschule übernommen hat. Eliefer Aaron, der früher die Knaben- und Mädchenschule aus Mangel an einem tauglichen Lehrer zugleich besorgt hat, wurde dagegen als Katechist und Schullehrer nach Bolma, einer Außenstation von Mangalur, 3 Stunden von der Stadt entfernt, versetzt. Von den alten aus der Gemeinde hervorgegangenen Katechisten ist jetzt nur noch der greise Simeon in Thätigkeit. Peter wurde ein anderes Gemeindeamt zugewiesen, weil seine Gabe mehr für die eigentliche Diaconie als für das Lehramt sich eignet. Enos ist kränklich und gebrechlich. Andreas aber ist im Lauf des Sommers 1852 selig heimgegangen.

Miss. Greiner schreibt von ihm, er sey eine Säule der Gemeinde gewesen. Er mit seinem Bruder Simeon sey die erste Ursache davon gewesen, daß das Evangelium in Bockapatna (Vorstadt von Mangalur) festen Fuß faßte, sowie daß in Utschilla und durch dieses wiederum in Gudde kleine Gemeinlein gegründet wurden. Er habe keine glänzenden Gaben gehabt, aber seine Aufrichtigkeit und Treue haben ihn geschickt gemacht, an dem Wohl Anderer zu arbeiten. Er bekleidete außer dem Amt eines Katechisten das Amt eines Gemeindeältesten sieben Jahre, und die an der Ge-

meinde arbeitenden Missionare wissen einstweilen die durch seinen Tod entstandene Lücke nicht auszufüllen. Er hinterläßt eine Wittwe mit 9 unversorgten Kindern, von welchen einige bereits als hoffnungsvolle Jünglinge eine Zierde der jungen Christengemeinde sind.

Was die Missionsarbeit betrifft, so war Missionar Greiner von Ende Januar 1851 bis Mitte April in Utschilla und Gudde damit beschäftigt, theils die neue Nebenstation Gudde einzurichten, theils den Taufunterricht und die Taufe der dortigen Katechumenen zu ertheilen und zu vollziehen. Es wurden in der ersten Hälfte des Jahres 1851 33 neue Glieder zu der Tulu-Gemeinde hinzugethan, nämlich in Utschilla 11, in Gudde 22 Personen, über welche der Bericht vom vorigen Jahre bereits Näheres mitgetheilt hat. Die Tamel-Gemeinde erhielt gleichfalls einen Zuwachs von 11 Personen, welche neu aufgenommen wurden. Unter diesen befindet sich eine römische Katholikin von Cuddalur, welche sich zur Trauung mit einem Tamel-Christen evangelischer Confession meldete, und zugleich den Wunsch aussprach, zur evangelischen Kirche überzutreten. Ihr Name ist Catharina. Getauft wurde ein Tamelweib von Marcara, jetzt Hannah, die im Dienste einer englischen Dame dort war und auch wieder dahin zurückkehrte. Sie lebte früher mit dem Vater eines unserer Katechistenschüler, der nun gestorben ist (der Vater). Es lag diesem Jüngling am Herzen, sie auf dem Weg des Heils zu sehen, und durch seine Zusprüche hauptsächlich wurde der Wunsch in ihr rege, Christin zu werden. Am 23. Februar wurde eine Familie von Tameln getauft, die 9 Seelen stark ist; der Vater Samuel, sein Weib Hannah, drei erwachsene Kinder, Simson, Naemi, Salomon, und vier kleinere Kinder, Elisa, Anne, Esther, Miriam. Diese Leute kamen hieher mit dem jetzigen Collector; sie gehörten einer Unitarier-Gemeinde in Madras an. Der älteste Sohn, Simson, wurde durch das Lesen der heiligen Schrift von der Gottheit Christi überzeugt und über das Heil seiner Seele, in Verbindung mit einer Gemeinde, die den Sohn leugnet, bedenklich, sowie über die darin erhaltene Taufe

beunruhigt. Sein Herr liebt und schätzt ihn seines Charakters und Wandels halber, ging ihm auch beim Forschen der Wahrheit an die Hand, empfahl ihn aber uns zu weiterem Unterricht und Befestigung. Seine Eltern und Geschwister, obgleich nicht selbst ergriffen wie er, gaben doch seinen Vorstellungen ein geneigtes Ohr und sprachen nach einigen Unterredungen mit uns den Wunsch bestimmt aus, in die rechtgläubige Gemeinde Christi aufgenommen zu werden.

In der zweiten Hälfte des Jahres fanden in der Tulu-Gemeinde keine Uebertritte statt. Die Tamel-Gemeinde verminderte sich durch den Abzug des in Mangalur stationirten Regiments um 17 Seelen. Dagegen erhielt sie von anderer eite her einen Zuwachs von 14 Seelen, unter welchen ein ehemals römisch-katholischer Zimmermann sich befindet, dem das leere Formenwesen der römischen Kirche nicht länger genügte, und die früher in Mangalur getaufte, dann nach Honor verheirathete, gründlich bekehrte Lydia, von welcher in dem Bericht unserer verehrten Frauen-Missionsgesellschaft Näheres mitgetheilt ist.*)

Die Aussichten, welche sich unserm Werk auf dieser Station eröffneten, schildert der Bericht vom 3. Juli 1851 in folgenden Worten:

„Während wir voriges Jahr von einer Regung zu Gunsten des Christenthums unter den Palmweinziehern in Utschilla und Gudde berichten konnten, so sind wir genöthigt nun vom Gegentheil zu melden. Feindschaft und Zorn hat sich jetzt der meisten Leute bemächtigt. Auch sonst ordentliche, wenigstens nicht zu den erklärten Feinden gehörige Leute, werden von dem Fürsten der Finsterniß aufgeregt. Die früher dem Evangelium Geneigten sind jetzt durch Furcht ganz eingeschüchtert und zurückgetrieben, und Manche sind wohl innerlich auf des Feindes und seiner Knechte Seite getreten. Schon lange führten diese Letztern einen Gewalt-

*) Dreizehntes Schreiben des Frauen-Vereins zu Basel für weibliche Erziehung in den Heidenländern an die theuern Hülfsvereine in Deutschland und der Schweiz. Basel im Oct. 1852. Gdr. b. C. Detloff.

streich im Schilde, drohten auch laut genug; endlich brachte der Uebertritt eines 17jährigen jungen Weibes die Sache zum Ausbruch. Um unsern Christen den obrigkeitlichen Schutz angedeihen zu lassen, waren wir genöthigt, endlich Klage einzugeben. Der Spruch des Richters trifft zwar die Rädelsführer nicht und legt denen, die wirklich Hand anlegten, nur eine geringe Geldbuße auf; wir hoffen aber, dies werde sie doch von weitern Gewaltthätigkeiten abhalten. Das Mädchen selbst ist so bearbeitet, eingeschüchtert, innerlich umgewandelt worden, daß sie leider vor Gericht alle an ihr und Peter verübte Gewaltthätigkeit läugnete und hier vor dem Magistrat erklärte, bei den Ihrigen bleiben zu wollen. Wir können in Folge der Stimmung der Gemüther statt einer langen Liste von Taufcandidaten diesmal nur Einen von dorther und Einige von hier aufweisen, im Ganzen 9.

„Unter den 8 in diesem Bericht aufgeführten Taufcandidaten befindet sich jedoch Einer, dessen Bekehrung als ein glänzender Sieg über die Macht der Finsterniß zu betrachten ist. Es ist ein 17jähriges Mädchen, Namens Rosa, dessen Unterricht für einige Tage eine ziemliche Aufregung in der Stadt Mangalur hervorrief. Ihre Großmutter, Mutter und Tante waren öffentliche Huren, die durch diesen Sündendienst reich wurden. Des Mädchens Vater, ein englischer Oberst, prozessirte vergeblich um den Besitz seiner Tochter; sie wurde der Hurenmutter zugesprochen und von ihr zu gleichem Handwerk aufgebracht. In letztern Jahren hatte sie öfter Unterredungen mit einigen auf ihrem Grund und Boden wohnenden Christen, deren Worte Eingang fanden. Sie gewann sie lieb und gelangte allmählig zur Ueberzeugung von der Schlechtigkeit ihres Weges und der Falschheit ihrer Religion. Dazu kam, daß ein englischer Herr, der sie hielt, in seinem Gewissen, wie es scheint, gestraft, bei seiner Abreise sie bat, diese Lebensweise aufzugeben und Christin zu werden. Die Tante (die Mutter starb bald nach der Geburt des Kindes) hielt es mit einem hochgestellten Muhammedaner, der um ihres Vermögens willen sie zu heirathen beschloß, und alle

Ueberredungskunst anwandte, sie und das Mädchen zu Muhammed zu bekehren; allein der Plan scheiterte an dem entschiedenen Widerstand des Mädchens, das endlich frei erklärte, es wolle Christin werden. Auf dieses hin wurde sie bewacht; es gelang ihr aber zu entfliehen und mit Hülfe unserer Christen unser Bangalow zu erreichen. Für mehrere Tage wurden wir beunruhigt; ihre Verwandten brachten Haufen Maplah's mit, die bereit waren sie mit Gewalt fortzuschleppen, sobald sie aus dem Haus heraustreten würde. Die in ihrem Gehöfte wohnenden Christen wurden fast täglich geängstet. Man warf Steine in ihr Haus und paßte ihnen auf, um sie zu schlagen; es geschah ihnen jedoch kein Leid. Der Magistrat machte dem Treiben bald ein Ende, und eine Anklage auf gewaltsame Entführung des Mädchens wurde von ihm kurz und bestimmt abgewiesen, ohne daß wir nöthig hatten, sie vor Gericht zu bringen.

„Auch in der zweiten Hälfte des Jahres traten mehrere Heiden aus der Verbindung mit ihren früheren Umgebungen und begehrten in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen zu werden. Sie sind Citu und Subba mit seiner Frau und seinen drei Kindern; ferner Ischwara, ein junger verheiratheter Mann von der Goldschmiedkaste und einer ihrer Hauptleute hier. Er kam Mitte December mit David, der sein Nachbar ist, ins Bangalow, um Christ zu werden. Er war aufgeregt und voll Furcht und erklärte, er gehe nicht mehr fort. Schon vor 10 Monaten habe sich der Gedanke in ihm geregt, er wolle Christ werden, sey aber an der Ausführung gehindert worden. Allein er sey gewiß, daß all ihr Gottesdienst und Weg nichts als Betrug sey, und sein Entschluß sey nun fest. Wir wagten es mit ihm und behielten ihn. Sein Uebertritt machte einiges Aufsehen. Seine Kastenleute kamen einige Tage hindurch um ihn zu sehen und zu sprechen. Er ist vermöglich und hat Haus und Hof, das nun einstweilen seine Mutter allein bewohnt. Sein Weib, Parvatti, kam vor ein paar Wochen auch nach. Sie ließ ihm sagen, er solle sie holen, wurde aber beim ersten Versuch mit Gewalt zurückgehalten. Nachts spät ge-

lang es ihm jedoch sie ohne Geräusch von Hause wegzubringen. Nun ist sie mit Freuden bei uns. Zunächst kam sie freilich nur aus Liebe zu ihrem Mann, ist aber voll Vertrauen zu uns und wohnt Gebet und Unterricht aus freiem Antrieb bei. Außerdem ist uns eine Anzahl Heidenkinder, theils von ihren Eltern, theils von Regierungsbeamten, übergeben worden. Einige sind geradezu selbst gekommen. Die Kleinen sind einstweilen im Krankenhaus unter Simeon's und seiner Frau Pflege, die größern Knaben im Waisenhaus und die größern Mädchen im Mädcheninstitut untergebracht. Ein erwachsenes katholisches Mädchen, das durch schlechtes Leben an Leib und Seel verdorben war, kam ebenfalls und bat dringend um Erlaubniß da bleiben zu dürfen. Sie führt sich gut auf und erholt sich auch körperlich. Zwei der ins Waisenhaus aufgenommenen Knaben sind wieder fortgelaufen. Der Dritte ist aber ein fleißiger Knabe, der sich brav hält.

„Auch in Utschilla ist eine Familie nahe getreten, deren Glieder Christen werden wollen. Es ist eine Wittwe mit ihrer verheiratheten, aber von ihrem Manne verlassenen Tochter und zwei noch unerwachsenen Kindern. Der Umgang mit einer unserer jungen Christenfrauen dort und die Bedrückungen ihres bisherigen Hausherrn, eines Brahminen, brachten die Tochter zu dem Entschluß, Christin zu werden. Sie verdienen ihr Brot mit Tagelöhnen, und wohnen Gebet und Gottesdienst bei."

Den sittlichen und religiösen Stand der Mangalur-Gemeinde schildern unsere Missionare folgendermaßen. Sie schreiben im ersten Bericht:

„In der Gemeinde hat sich nichts besonderes zugetragen. Einige Streitigkeiten zwischen Eheleuten und Nachbarn hatten wir beizulegen. Ein anderer Pastoralfall, Caleb und sein Weib betreffend, ist noch schwebend. Beide, vom HErrn entfernt, machen einander das Leben sauer, und unser Bitten und Ermahnen geht dahin, sie zur Erkenntniß ihrer Sünde und aufrichtiger Buße zu führen. Die Sonntags- und die Wochen-Gottesdienste gehen ihren regelmäßigen Gang.

Die kleinen Gemeinlein auf den Nebenstationen geben uns Hoffnung und machen uns Freude."

Der zweite Halbjahrbericht sagt:

„Die Gemeinde, die der Hirte und Bischof unserer Seelen uns zu weiden anvertraut hat, erfährt bei unserm vielfachen Zurückbleiben und Unzulänglichkeit, über die wir Buße zu thun haben, doch die Treue des ewig treuen und wahrhaftigen Zeugen, der gesagt hat: „ich will dich nicht verlassen noch versäumen; ich will mit dir seyn bis ans Ende der Tage." Das Wirken seines Geistes offenbart sich an denen unter ihnen, die ihr Seelenheil mit Furcht und Zittern schaffen, und auch an Solchen, an denen wir wenig Gnadenwirkungen bemerken konnten. Ein junger Mann kam und klagte mit Thränen sich der abscheulichsten Sünden an, die ihm Tag und Nacht keine Ruhe lassen, und wie er bisher aus Schaam geschwiegen habe, es nun aber nicht länger tragen könne. Er seufzte und rang nach Vergebung und Frieden, den er auch dann im heiligen Abendmahl fand, in der Vorbereitung, wozu er so stark ergriffen worden war. Eine andere Seele, die früher ausgeschlossen werden mußte, sucht nun ihr Seelenheil mit Ernst."

Natürlicher Weise betrachtet aber der hinter dem Pflug gehende Ackersmann eben meist die Furche, die er gerade zieht; höchstens überblickt er am Abend oder am Morgen das Stück Landes, das er bereits umgebrochen oder noch umzubrechen hat. Einen Ueberblick über ein Missionsgebiet im Ganzen zu nehmen, sind die wenigsten Missionare im Falle. Sie sind an ihre Station gewiesen. Ueberdies geht der Blick der besten Missionare, der gesegnetsten Arbeiter auf dem Gebiete der Mission, vorzugsweise auf die Erweckung, Bekehrung und Kräftigung der Einzelnen. Eben deswegen liefert der Bericht eines mitten in der Arbeit stehenden Missionars für Entferntstehende selten ein vollständiges und anschauliches Bild von der Gemeinde, an welcher er arbeitet. So ist es auch hier. Wir lassen deshalb Inspector Josenhans mit Wenigem den Eindruck schildern, den er von

der Gemeinde Mangalur, während seines 14wöchigen Aufenthalts daselbst erhalten hat. Sein Urtheil ist dieses:

„Unsere Christengemeinde in Mangalur, verglichen mit der Gesammtbevölkerung der von ungefähr 40,000 Menschen bewohnten Stadt, ist freilich immer noch sehr unscheinbar. Wenn ich die, nun zu Mulky gehörigen, Außenstationen Utschilla und Gudde abziehe, betrug die Zahl der Gemeindeglieder in Mangalur, die Katechumenen eingerechnet, am Schluß des Jahres 1851 ungefähr 354. Und diese Christen gehören meist den mittlern und untern Kasten an. Mangalur ist also noch lange nicht bekehrt; die Sarasvata und Concani und Tulu-Brahminen, die Guzeratis, die Parsis, die Mopla's, die Beamten im Gerichtshof und in der Cutschery des Collektors, die Priester, die Gelehrten, die Handelsleute, die sich in buntem Gemisch in dieser Stadt bewegen, sind noch nicht unser. Aber erstens werden diese Gewaltigen und Edeln und Weltweisen es vielleicht gar niemals, und der HErr triumphirt doch. Man lese was Paulus 1. Cor. 1, 26—29 schreibt und erinnere sich daran, daß es ein oft gehörter Vorwurf der Polemiker der ersten christlichen Jahrhunderte gegen die christliche Religion war: Weiber, Sclaven, Handwerker seyen die einzigen Anhänger der neuen Secte. Fürs andere ist doch unter der Zahl der Mangalur-Christen nun eine ganze Reihe von Kasten vertreten; die höchste nicht ausgenommen. Fürs dritte zählt man die Christen nicht, sondern wiegt sie, wie mein russischer Freund zu sagen pflegt. Und da spreche ich es dann als meine volle Ueberzeugung aus, daß in der von unsern Missionaren gegründeten Christengemeinde jenes Specificum lebt, was als die Kraft der Auferstehung vom Tode auch in uns allein die Wiedergeburt zum Leben vollbringt. Ich habe an Kindern und Alten, an Frauen und Männern, an Knechten und Herren die Kennzeichen wahrer Bekehrung wahrgenommen. Die Mangalur-Gemeinde im Ganzen ist mir nicht so wohl unterrichtet erschienen als einige andere; sie ist weniger aus Einem Guß geformt. Dagegen geben sich bereits Spuren von selbstständigem Leben kund. Ueberdies

genießt die Gemeinde im Ganzen eine Achtung unter dem Volk, die mich in Verwunderung gesetzt hat. Nur einige Wenige bedürfen in leiblicher Beziehung noch der Unterstützung der Heimath. Mit Einem Wort: die Gemeinde hat sich nach allen Seiten hin Bahn gebrochen; und es ist ein solider, guter Grund aufs Künftige gelegt.

„Freilich ist eine junge Hindu-Christengemeinde eine eigenthümliche, dem europäischen Ankömmling anfangs völlig räthselhafte Erscheinung. Leute von oft vorgeschrittenem Alter, von oft ausgezeichneter Begabung und selbst wieder mancherlei Erfahrung, und doch Kinder, wenn man sie mit den europäischen Christen vergleicht; Kinder, denen man den Mangel an Erziehung auch im Alter noch ansieht. Wir können uns der Periode der Kindheit unseres Volkes nicht mehr entsinnen; darum greifen wir in Betreff Indiens im Urtheil bald zu hoch, bald wiederum zu tief. Nichtsdestoweniger wird der Unterschied zwischen einem bekehrten und einem unbekehrten Hindu sogleich Jedem klar und deutlich; denn derselbe ist in Wahrheit so groß, daß man in Indien nicht blos an eine geistige, sondern auch an eine leibliche Wiedergeburt muß glauben lernen. Erkennen Sie nicht den Ernst und die Feierlichkeit im Gesicht des Aeltesten Simeon dort? Sehen Sie nicht das Auge des Greisen wahre, hohe Freundlichkeit und Freude ausstrahlen? Bemerken Sie nicht die Anmuth und die Zartheit in der Schüchternheit selbst, mit der er als ein Mann der untern Kasten dem Europäer gegenüber sich benimmt? Und dieses junge Volk hier, wie tritt es doch so ganz anders an Sie heran als die heidnische Jugend; insbesondere das Volk der Mädchen! Gewiß diese evangelische Christengemeinde hat eine gottversiegelte große Zukunft. Es lebt in ihr der Geist dessen, von dem Johannes sagte: „ich taufe euch mit Wasser. Er aber wird euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen.“

Die Schulen und Erziehungs-Anstalten, welche zur Niraschwale Mission gehören, nämlich das Waisenhaus für Knaben, mit welchem die Knaben-Gemeindeschule verbunden ist, und die Mädchen-Anstalt, mit welcher die

Mädchen-Gemeindeschule in Verbindung steht, sind nach dem Bericht unserer Brüder ihren regelmäßigen Gang gegangen. Der Bestand der Schulen ist folgender:

Anstaltsknaben	25
Tagschüler	21
Summa der Knaben	46
Anstaltsmädchen,	
welche nicht mehr schulpflichtig sind	9
welche die Schule besuchen	34
Tagschülerinnen	4
Summa der Mädchen	47

Die Mädchenschule war eine Zeit lang weniger besucht, weil eine große Zahl der Kinder an einem langwierigen Fieber darniederlagen, das Manche todesschwach machte. Manche unter den Mädchen machten der Vorsteherin und den Lehrern Freude; Andere bereiteten ihnen mancherlei Sorge. Mit den Knaben konnten die Lehrer im Ganzen zufrieden seyn; besonders waren ihnen zwei der neu confirmirten Knaben durch ihren stillen und gottesfürchtigen Wandel zur Freude. Dagegen kamen durch das Geständniß eines andern, später auch confirmirten Knaben, Verführungen mehrerer Fleischessünden an den Tag.

Der Inspector freute sich über den Zustand dieser Schulen. Die äußere Einrichtung fand er geringer als auf den andern Stationen. Die Lokalitäten sind im höchsten Grad einfach. Die Mädchenschule wird in der Verandah gehalten. Knaben und Mädchen sitzen noch auf dem Boden, während die Kinder an andern Orten wenigstens Bänke zum Sitzen haben. Es hat dies wohl mancherlei Nachtheile. Natürlich geht der Schreibunterricht und das Schreiben erst recht an, wenn man einmal am Tisch sitzt. Auch wird die Reinlichkeit und der Anstand durch das Kauern auf dem Boden nicht befördert. Dagegen sind die Fortschritte der Kinder im Lesen, beziehungsweise im Schreiben, Rechnen, Gesang, biblischen Geschichte, Auswendiglernen und Katechismuslehre, ja selbst in der Geographie im Ganzen befriedigend. In der Mädchen-

Anstalt fand er einige ganz tüchtige Schülerinen. Besonders sprach ihn das offene und zutrauensvolle Benehmen der Kinder an, was gegen die heidnische Art auffallend abstach. Er hat sich davon überzeugt, daß in Manchen der Kinder ein wahrhaft frommer Sinn lebt.

Eine besondere Schwierigkeit bereitet in den Mangalur-Schulen das Bedürfniß der gleichzeitigen Betreibung zweier Sprachen, des Tulu und des Canaresischen. Ebenso erscheint es bei einem Theile der Mädchen als sehr wünschenswerth, daß sie nicht blos in weiblichen Arbeiten, sondern auch in Garten- und Feldarbeit einige Uebung erlangen, damit sie dem Gewerbe der Eltern nicht entfremdet werden.

Sehr erfreulich sind die Fertigkeiten, welche sich die Knaben und Mädchen in mancherlei Handarbeiten erwerben. Die Knaben fertigen Grasmatten, spulen Garn, arbeiten im Garten; die Mädchen nähen, stricken, klöppeln Spitzen, häckeln, machen die Franzen an die in der Weberei gewobenen Stoffe, waschen, glätten, flicken, kochen u. s. w.

Die Heidenschulen, welche früher von den Missionaren in Niraschwale besorgt wurden, sind neuerdings den Balmattha Brüdern zugetheilt worden.

Das Krankenhaus, in welchem bis 20 und mehr Kranke, meist Aussätzige und an unheilbaren Krankheiten Leidende oder Krüppel verpflegt werden, steht unter Aufsicht des Katechisten Simeon und seiner Frau, die in Erfüllung ihres schweren Berufs eine musterhafte Treue beweisen. —

Die Familie des alten kinderlosen Paars ist zugleich der Zufluchtsort, in welchem die ganz kleinen schwarzen Waisenkinder, Findlinge und Heimathlose geborgen werden.

Census der Niraschwale-Gemeinde
(Utschilla und Gudde mitgerechnet)
vom 1. Januar 1852.

Summa der Gemeindeglieder	412
Taufcandidaten	42
Summe der mit der Mission in Verbindung stehenden Seelen	454

b. Stadttheil oberer Bazaar.

α) Englische Schule.

Missionar: W. Hoch mit seiner Frau.
Lehrer der englischen Schule: Herr May, ein Indobritte;
" Ball, ein Indobritte;
" Menazes, Katholik;
Lehrer der canaresischen Schule: " Rangappa, Heide.

β) Canaresischer Gottesdienst.

Missionare: H. Mögling u. H. Anandr. Kaundinja.

Ungefähr eine halbe Stunde von dem Missionsgehöfte in Niraschwale befindet sich das Missionsgehöfte des obern Bazaars. Schon seit einer Reihe von Jahren stand dort unsere englische Schule. Sie steht an einer der gangbarsten Straßen des Marktes und bildet einen einzigen großen Saal. Der Lehrer Missionar Hoch wohnte bisher auf der eine halbe Stunde entfernten Balmattha. Im Lauf des Jahres 1851 wurde an die englische Schule ein zweistöckiges Wohnhaus für Missionar Hoch und das Indobritten-Institut erbaut. Es befinden sich im untern Stockwerk dieses Hauses ein Zimmer für die indobrittischen Zöglinge und ein Studirzimmer für den Missionar. In der Verandah wird die canaresische Schule gehalten. Im zweiten Stockwerk sind drei Zimmer für die Familie des Missionars eingerichtet.

Seit dem Anfang des Jahres 1852 wird die englische Schule zugleich für den canaresischen Gottesdienst benützt. Es wird jeden Sonntag in der Frühe in der genannten Sprache von den auf der Balmattha wohnenden Missionaren, derzeit Miss. Mögling und Miss. Hermann Anandrao Kaundinja gepredigt.

Was nun

α) die englische und canaresische Schule betrifft, so entwirft der Jahresbericht des Miss. Hoch ein interessantes Bild von den Kämpfen, welche diese Anstalt im Jahr 1851/52 zu bestehen hatte. Wir lassen ihn deshalb hier folgen:

Jahresbericht des Missionar Hoch:

„Lobe den HErrn meine Seele, und was in mir ist Seinen heiligen Namen; lobe den HErrn meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat." Diese Worte sind mir im verflossenen Jahre so oft ins Herz und auf die Lippen gelegt worden bei den Veränderungen meiner persönlichen Verhältnisse, daß ich nicht umhin kann, sie heute an die Spitze meines diesmaligen Berichtes zu setzen. Vor Allem Lob und Dank dem HErrn, daß Er mir von Tag zu Tag bei dem Bau meines Wohnhauses neben der englischen Schule so treu durchgeholfen, meine Arbeitsleute vor allem Unfall gnädiglich bewahrt und mich bei voller Gesundheit und Kraft erhalten hat. Sobald nach der Regenzeit der Ausbau des untern Stocks so weit vollendet war, daß die untern Zimmer bezogen werden konnten, war ich genöthigt die Balmattha mit unsern sechs indobrittischen Zöglingen zu verlassen, weil im dortigen Missionshause Platz bereitet werden mußte, um unsere erwarteten Gäste aus der Heimath aufzunehmen. Somit bezogen wir das neue Haus schon Ende Septembers, mußten uns aber freilich im Anfang sehr beschränken und uns behelfen, so gut wir konnten. Insbesondere fehlte uns aber noch die kräftige Hausmutter. — Ganz unerwartet, gerade als ich am 14. October Nachts mich anschickte, mit meinen Knaben den Tag mit Gebet und Betrachtung des Wortes Gottes zu schließen, kam die Nachricht, daß unsere Reisegesellschaft angekommen sey; und sobald die Abendandacht vorbei war, eilte ich sie zu begrüßen; und aufs neue in höherm Grade hieß es: Lobe den HErrn, meine Seele! — Nun aber gab es 14 Tage lang viel Mühe und Arbeit bis auch der obere Stock so weit ausgebaut und eingerichtet war, um bezogen werden zu können. Am 30. October durfte ich dann meine Braut zum Altar führen und ein neues „Lobe den HErrn" anstimmen. Ein großer Kreis von Missionsgeschwistern (es befanden sich außer Herrn Inspector und seinem Begleiter 16 Brüder und 5 Schwestern hier) und unsere Gemeinde ward festlich versammelt. Die lieben Brüder begrüßten uns in

der Kirche mit einem deutschen Lobpsalm. Nach dem canaresischen Gemeindegesang eröffnete Br. Ammann mit einem herzlichen Gebet in Tulu. Dann betrat der liebe Herr Inspector die Kanzel und predigte über die köstliche Verheißung der Tagesloosung (Ezech. 34, 16.) und die große Missionsfrage im Lehrtext (Ap.-Geschichte 2, 37.) und traute uns hierauf an dem Altar, an dem die meisten unserer anwesenden Geschwister aus den Heiden in den Tod Jesu getauft und mit uns schon oftmals Eines Brotes und Eines Kelches theilhaftig worden sind. Nach der kirchlichen Feier vereinigte das gastliche Haus der Geschwister Greiner nicht nur die Missionsgeschwister, sondern auch viele unserer Gemeindeglieder, während unsere Jünglinge und die größern Knaben sich auf Balmattha zum festlichen Mal versammelten. Die Gemeindeglieder, die sich in ihren schmucken Feierkleidern zum Mittagessen einfanden — es waren ihrer 200 — lagerten sich in 2 langen Reihen auf dem Boden der Verandah, welche das Missionshaus umgibt. Die Grasmatten, auf denen sie saßen, waren ihr Tischtuch; Pisangblätter ihre Teller, die Hände ihre Löffel. Ihr vergnügtes Gesumme bildete unsere Tafelmusik, als wir uns in dem innern Saal des Missionshauses zu Tische setzten. Wir durften es bei diesem Anlaß recht fühlbar erfahren, daß der HErr Jesus noch derselbe ist, der Er in Kana war. Sein Wort war in der That unser Nachtisch, als zuerst Br. Hebich anfing, die Loosungen anzuwenden, die einem jeden der Gäste auf den Teller gelegt worden waren, und Herr Inspector dann Br. Hebich's Bibelspruch mit Bemerkungen begleitete. So wurde es Abend, ehe wir uns dessen versahen, und wir schlossen mit dem Liede: Eines wünsch' ich mir vor allem Andern 2c. Dann aber versammelten wir uns nochmals im neuen Hause um den Theetisch. Unser Gesang zog viele unserer heidnischen Nachbarn herbei, die allmählig unsere Treppe füllten und uns in unserer Festfreude durch die Fenster beobachteten. Nachdem wir noch zum Schluß das Lied: Nun lob mein' Seel' den HErren 2c. gesungen hatten, und Herr Inspector Psalm 103 gelesen, weihte er das Haus

in einem eindringlichen Gebet. — Zu beklagen hatte ich freilich an diesem Tage, daß meine Schulknaben nicht auch an unserer Festfreude Theil nehmen konnten, weil ihnen als Heiden nicht vergönnt ist, mit uns zu essen und zu trinken und in unsrer Weise sich zu freuen und fröhlich zu seyn. Ach, daß sie es wenigstens noch lernten, ehe wir droben mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen dürfen! — Seit diesem unvergeßlichen Tage wohnen wir nun im Segen und Frieden des HErrn mit den uns anbefohlenen 6 Zöglingen in unserm neuen Hause, und bilden einen vergnügten Familienkreis. Wenn es auch namentlich in der Erziehung unsrer Knaben manche demüthigende und betrübende Erfahrung zu machen gibt, und auch unsere Freude im besten Fall nur eine Freude mit Zittern ist, so dürfen wir uns doch unsers treuen HErrn freuen, der unsere einzige, aber auch allgenügende Zuflucht ist. Eine große Freude war es uns, als wir unsere Pfleglinge am Christabend beschenken und mit ihnen „Gott wird ein Mensch!" singen und unserm Heilande aufs Neue huldigen durften. Darum war „Lobe den HErrn meine Seele!" billiger Weise unser Ruf auch am Jahresschluß, und sehr freute es uns, als auch Herr Inspector mit dem 103. Psalm das verflossene, reich gesegnete Jahr schloß. —

„Wenn ich aber zu den Schulen übergehe, so wandelt sich meine Freude in Seufzen. Hier gehen die Festtage zu Ende, und Werktage des Kampfes und scheinbar erfolgloser Arbeit beginnen. Am liebsten knüpfe ich meinen Bericht an die Beschreibung unsers Jahresexamens, das am 29. November stattfand.

„Nach 10 Uhr sammelten sich die Schüler in der gereinigten frisch geweißten Schule in festlicher Kleidung. Meist waren sie ganz weiß gekleidet; sie hatten ein weißes Tuch in Beinkleiderform um die Lenden geschlungen, darüber einen weißen Rock, und auf dem Kopf einen schmucken, weißen Turban, den sie, mit Ausnahme unsrer Christenknaben, die ganze Zeit aufbehielten, indem es bei ihnen als schlechte Sitte gilt, ihre Haarzöpfe vor Europäern sehen zu lassen.

Ihre zum Theil höchst verständigen, ansprechenden, mehr oder weniger braunen Gesichter drückten festliche Freude aus und zeigten viel weniger Befangenheit, als wir es von Haus aus gewohnt sind. Sie haben ein besonderes Vergnügen an Gelegenheiten, bei denen sie sich hervorthun können; und wiederholen oder vielmehr lernen auswendig für einen solchen Anlaß mit großer Anstrengung und Beharrlichkeit Alles, wovon sie vermuthen, daß es im Examen vorkommen könnte. Es ist daher gar nicht schwer, sie in einem Examen glänzen zu lassen, so lange man nicht weiter fragt, als was sie in den Lectionen gelernt haben. Freilich ist es anders, wenn ihr Denkvermögen vorherrschend in Anspruch genommen wird. — Während ich ihnen ihre Plätze anwies, trafen bereits einige englische Gäste ein. Es kamen der erste Collektor, Hr. Maltby, mit seiner Frau; durch ihn eingeführt ein Verwandter des Königs der Kurgs (der in Folge des Kurgaufstandes im Jahre 1834 von den Engländern entsetzt, pensionirt und nach Benares verwiesen wurde) mit seiner Gemahlin, die er nach englischer Sitte am Arm führte, während nach Hindusitte die Frau hinter ihrem Mann einhergeht; ferner der erste Richter, Hr. Anderson, der die Güte hatte, zu präsidiren, der Kaplan Hr. Posnett, die Herren Copleston, Fischer, Chamier u. s. w., sowie mehrere unserer Missionsbrüder. Die Gäste saßen in einem großen Halbkreis, in dessen freien inneren Raum die einzelnen Klassen, die auf Bänken vor demselben in 8 Reihen saßen, vorzutreten hatten. Der übrige freie Raum der Schule wurde bald ausgefüllt von einer Menge Zuschauer aus der Stadt. Auf einem Tisch vor dem Präsidenten lagen die Schulregister und Zeugnisse und Examenarbeiten der Schüler. Die Examenarbeiten der ersten Klasse bestanden in einem englischen Aufsatz über die Frage: „Was ist Wahrheit;" in der Uebersetzung einiger schwieriger canaresischer Aufsätze, in einigen Aufgaben, Quadrat- und Kubikwurzeln zu suchen und in Uebungen im englischen Schön- und Rechtschreiben. — Um halb 12 Uhr endlich konnte begonnen werden. Aus unsern Katechistenschülern und meinen Zöglingen hatte ich

für diesen Anlaß einen Gesangchor gebildet, weil es bis jetzt noch nicht gelungen ist, meine englischen und canaresischen Schüler so weit für unsern Gesang zu interessiren, daß sie den Wunsch hätten, darin Unterricht zu empfangen. Wir sangen in canaresischer Uebersetzung das Lied: „Wachet auf ruft uns die Stimme!" nach der Melodie im alten Rythmus. Hierauf betete ich etwa in folgender Weise in englischer Sprache:

„Allmächtiger Gott, himmlischer Vater! Durch Deine Gnade und Barmherzigkeit sind wir hier versammelt, um Dir Ehre und Preis zu geben, für die Liebe womit Du die ganze Welt geliebet hast und auch uns liebst, so viele wir hier beisammen sind! O HErr! wenn wir diese jungen Seelen, die Du einladest den Weg des Friedens zu betreten, heute Rechenschaft ablegen hören, wie sie das letzte Jahr angewendet haben, laß uns da nicht vergessen, daß wir alle zusammen einst vor Dir erscheinen werden, um Rechenschaft zu geben, wie wir die Gnadenmittel benützt haben, die Du uns bescheeret hast. Ach HErr, schenke uns einen recht tiefen Eindruck von all Deiner Liebe und Barmherzigkeit. Erleuchte aber besonders auch alle die, welche noch in Finsterniß dahingehen und belebe die, welche noch im Todesschatten liegen. HErr! erbarme Dich über uns und offenbare Deine Barmherzigkeit und Dein Heil einem Jeglichen unter uns. — Sey nun auch in unserer Mitte und segne die Worte, die da gesprochen werden. HErr erhöre uns, um Deines heiligen Namens willen. Amen.

„Alsdann las ich folgenden Jahresbericht englisch vor:

„Bei dem dießmaligen Examen kann ich nicht anders als an des Heilands Gleichniß vom unfruchtbaren Feigenbaum Luc. 14, 6—9. zu erinnern, und ich vermuthe, daß auch manche der Freunde, die von Jahr zu Jahr unserm Examen beiwohnten, geneigt seyn könnten, unsere Schule einem solchen unfruchtbaren Feigenbaum zu vergleichen. Wenn wir den Baum betrachten, so finden wir ihn wohl mit grünen Blätter bedeckt; aber auch eine Menge Blätter sind bereits abgefallen, und vielleicht schon verdorret, oder doch am Verdorren, und wir müssen fürchten, daß in kurzer

Zeit eine weitere Menge sich ablösen werden. Von Früchten weiß ich nichts! — Doch nein — wenigstens einige Früchte befinden sich in unsrer Mitte, die zur Ehre unsers HErrn und Meisters herangereift sind. (Br. Hermann Kaundinja, sowie seine beiden Freunde waren anwesend.) Jedoch was den gegenwärtigen Stand der Schule betrifft, so müssen wir uns darauf beschränken zu graben und zu düngen, und geduldig und treu fort zu arbeiten, bis des HErrn Stunde kommt. Bei diesem Anlaß aber möchte ich auch alle die auffordern, welche wissen, daß diese jungen Leute noch lange nicht versorgt sind, wenn sie auch eine tüchtige Schulerziehung empfangen haben, uns mit ihrer Fürbitte für sie zu unterstützen. Ich selber auch, ich halte es für nöthig, es hier öffentlich zu erklären, werde inskünftige suchen mit mehr Eifer und Beharrlichkeit für sie zu beten.

2. Bei dem letzten Examen im Jahre 1850 waren 130 englische Schüler anwesend. Unmittelbar nach dem Examen mußten 27 neuaufgenommene Knaben wieder entlassen werden, weil sie sich weigerten, neben Billawern (Söhne von Kokosnußbauern) zu sitzen. Dieser Vorfall, in Verbindung mit einigen andern, wodurch die Leute ängstlich geworden waren, hatte zur Folge, daß auch andere die Schule verließen und Eltern sich veranlaßt sahen, ihren Kindern den Schulbesuch zu verwehren. Außerdem mußten wir auch dieses Jahr wieder die alte Erfahrung machen, daß manche neuaufgenommene Knaben sehr bald nach kurzem Versuch der Schule müde werden und wegbleiben. So kam es, daß wir im September 1850, in dem das letzte Examen stattfand, 44 Schüler verloren. Im Lauf des Jahres mußten noch 29 Schüler entlassen werden, theils weil sie ihre Strafgelder nicht zahlten, theils weil sie zu lange von der Schule wegblieben in Folge von Hochzeiten und Reisen. Auf solche Weise verloren wir während des Jahres insgesammt 73 Schüler. Aus verschiedenen Rücksichten sahen wir uns veranlaßt, 15 Schüler im Lauf des Jahres aufzunehmen. Somit sind heute 72 englische Schüler anwesend. Am letzten Mittwoch (26. Nov.) wurden 34 neue Schüler

aufgenommen. Viel mehrere hätten sich gern aufnehmen lassen, wenn ich nicht erklärt hätte, daß ich bei meinem frühern Entschluß, in der Schule keine Kastenunterschiede zu dulden, beharren müsse. Aus dieser Ursache blieben die Braminen auf der Straße stehen, als ich die sich meldenden Schüler herein rief und sitzen hieß; und nur einige Wenige kamen nachträglich, ihre Namen einschreiben zu lassen. So wurden aufgenommen: 11 Katholiken, 9 Muhamedaner, 7 Braminen, 4 Söhne von Cocosnußbauern und 3 Knaben anderer Kasten. Wir haben somit jetzt 106 englische Schüler. Aber es ist wahrscheinlich, daß alle Braminenknaben der 3ten, 4ten und 5ten Classe nach dem Examen die Schule verlassen werden, weil auch Billawerknaben in diesen Classen sind. Ich sprach mit einigen der verständigsten Schüler über diese Sache, und suchte ihnen nachzuweisen, daß solche gehässige und sündliche Gesetze einer einzelnen Classe von Menschen, in einer Schule wie die unsrige unbeachtet bleiben müßten, und daß ich ihnen zur Sünde behülflich seyn würde, wenn ich ihnen solchen Unterschied erlaubte.

3. Der Schulbesuch ist immer noch nicht regelmäßig genug, obschon er etwas besser geworden ist, namentlich in Folge unserer Strafgelder. Wir empfingen während des Jahres 28 Rup. Strafgelder; — gewiß viel zu viel! — Indessen haben diese Strafgelder die gute Wirkung, daß die Eltern und Verwandten der Schüler nicht mehr so gleichgültig beim unregelmäßigen Schulbesuch der Knaben bleiben können, als sie es sonst waren. In Betreff der vielen Feste sahen wir uns genöthigt, eine neue Verordnung zu machen, weil nämlich die verschiedenen Kasten, denen unsere Schüler angehören, ihre besondern Feste haben, so können wir ihnen um der übrigen Schüler willen an solchen Tagen nicht mehr Vacanz geben, sondern werden, wenn sie an diesen Tagen von der Schule wegbleiben, wie sonst Strafgelder zahlen lassen. —

4. Die neue Einrichtung, daß die Schüler ihre Bücher und Schreibmaterialen anschaffen, hat sich erprobt. Wir

verkauften im letzten Jahr für 318 Rupien Bücher und Schreibmaterialien.

5. Unterricht. Ich kann nicht sagen, daß ich mit den Fortschritten der Schüler während des letzten Jahres völlig zufrieden bin. Das letzte Jahr war aber auch ein höchst ungünstiges Schuljahr. Wir waren mehrmals genöthiget, unsere Lectionen etliche Wochen lang zu unterbrechen, wegen des Baues des neuen Hauses neben der Schule. Die Beaufsichtigung dieses Baues nahm auch meine Zeit so sehr in Anspruch, daß ich mich der Schule nicht gehörig widmen konnte. Außerdem sind aber noch einige weitere Umstände ins Auge zu fassen, welche nachtheilig auf die Fortschritte der Schüler wirkten. Erstlich fühlten wir den Mangel herangebildeter Lehrgehülfen in den verschiedenen Classen sehr stark. Zweitens müssen wir gestehen, daß unsere englischen Schulbücher, die in England selber brauchbar seyn mögen, den Bedürfnissen unsrer Schüler ganz und gar nicht entsprechen, und so viel wir wissen, ist es fast unmöglich passendere Schulbücher zu erhalten. Beinahe alle Schulbücher, die in den englischen Schulen Indiens gebraucht werden, sind nichts als Abdrücke von Büchern, die in den Schulen Englands und Schottlands eingeführt sind! Drittens haben die Schüler fast keine Zeit ihre Aufgaben zu machen. Sie sind Morgens von 6 bis 10 Uhr in der Schule, und wenigstens großentheils von 11 bis 5 Uhr im Regierungsbüreau als Freiwillige beschäftigt; und die Einrichtung ihrer Häuser ist so, daß es ihnen sehr schwer fällt, Nachts zu Hause zu arbeiten. Viertens ist auch die Schulzeit zu kurz, da sie des Tages nur 4 Stunden in der Schule seyn können.

6. Da mir nun meine Verhältnisse erlauben, meine ganze Zeit und Kraft auf die Schulen unter meiner Leitung zu verwenden, so gedenke ich, um den oben erwähnten Uebelständen so bald als möglich abzuhelfen, folgende Anstalten zu treffen, vorausgesetzt, daß ich die nöthige Theilnahme und Unterstützung finde, und die Schulkasse im Stande ist, die dadurch vermehrten Ausgaben zu tragen.

a) Ich will versuchen einige junge Leute zu finden, die da Willens wären, sich zu Lehrgehülfen heranbilden zu lassen, und sie an einigen Nachmittagen von 3—5 Uhr unterrichten.

b) Ich werde fortfahren mit Herrn May geeignetere Lehrkurse wenigstens für die untern Klassen zu bearbeiten, und die bereits vorhandenen Manuscripte zu diesem Behuf beendigen.

c) Wir werden sobald als möglich trachten, den Schülern die Schule Abends von 5—9 Uhr zu öffnen, und dafür zu sorgen, daß sie die nöthige Beleuchtung, Wörterbücher, Charten und andere Hülfsmittel zur Ausarbeitung ihrer Aufgaben vorfinden. Und da wir gefunden haben, daß es nicht wohl angeht, die Bücher unsrer Schulbibliothek ferner noch auszuleihen, weil manche derselben verloren, andere zu sehr beschädigt wurden, so sollen den Knaben, die ihre Aufgaben gemacht haben, passende Zeitschriften, wie die „Illustrated London News“ und Lesebücher gereicht werden, unter der Voraussetzung, daß sie dieselben zurückgeben, ehe sie heimgehen. Auch soll dafür gesorgt werden, daß Knaben die nöthige Hülfe finden, wenn sie vorziehen, sich im Uebersetzen canaresischer Gerichtspapiere zu üben.

d) Um für die übrigen Schulfächer mehr Zeit in der Schule zu gewinnen, sollen sobald als möglich die Uebungen im Uebersetzen canaresischer Gerichtsakten auf den Nachmittag verlegt werden. Ueberhaupt wünschen wir eine Mittagsschule von 3—5 Uhr einzurichten, welche folgende vier Classen umfassen würde:

I. eine Elementar-Classe, für Schüler der 3ten und 4ten Classe, welche des Nachmittags die Büreaux nicht besuchen.

II. Eine Classe zur Uebung im Uebersetzen canaresischer Gerichtsakten für Schüler der ersten und 2ten Classe, die sich gerne auf Anstellungen in den Gerichtshöfen vorbereiten möchten.

III. Um dem Wunsch eines Freundes zu entsprechen, eine Classe für künftige Feldmesser mit Unterricht im Zeichnen und in der Geometrie.

IV. Eine Classe zur Heranbildung von Lehrgehülfen.

7. Da nun zum ersten Mal Schüler, welche ihren eigentlichen Schulkurs beendet haben, aus der Schule entlassen werden können, halten wir es für nothwendig, für sie eine sogenannte Wiederholungs-Classe zu errichten, Morgens von 6 bis halb 10 Uhr, weil manche Fächer wegen Kürze der Zeit vom eigentlichen Schulkurs ausgeschlossen sind. Die Lectionen dieser Wiederholungs-Classe sollen bestehen:

a) In populären Kursen in Physik, Chemie, Naturgeschichte, Mechanik, Astronomie und andern Fächern, und zwar so, daß während eines Jahres nur eines dieser Fächer vorkommt und im nächsten Jahr mit einem andern wechselt, um so allen Schülern Gelegenheit zu bereiten, noch für eine Reihe von Jahren in der Schule sich fortzubilden.

b) In Aufsatzübungen und Erklärung englischer Schriftsteller.

c) In Algebra und Geometrie, ebenfalls in mit einander abwechselnden Jahreskursen.

d) Besonders aber auch werden sie angehalten werden, mit der ersten und zweiten Classe den täglichen Bibellectionen beizuwohnen.

Mit Rücksicht auf die Aufsatzübungen habe ich die Freude zu erwähnen, daß ein alter Freund unsrer Mission 100 Rupien zu Preisen geschenkt hat, um ältere Schüler zu veranlassen, noch länger in der Schule zu verbleiben. Wir hoffen daher am Schluß des nächsten Jahreskurses im Stande zu seyn, für die beiden besten Aufsätze von Schülern der Wiederholungs-Classe zwei bedeutendere Preise geben zu können.

8. Bei all diesen neuen Einrichtungen und Verbesserungen wollen wir jedoch die Worte des Psalmisten nicht vergessen: „Wo der HErr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst die daran bauen; es ist umsonst, daß ihr

frühe aufstehet, und hernach lange sitzet und esset euer Brot mit Sorgen; denn seine Gesegneten erben das Land!"

Nachdem dieser Bericht vorgelesen war, wurden die Schüler der untersten Classe vorgerufen, welche vor einem Jahr aufgenommen worden waren. Ihre Lectionen bestanden in englischen Sprechübungen, verbunden mit biblischer Geschichte, im Lesen, Schreiben, den vier Species, in Uebersetzungsübungen und im Analysiren ganz einfacher Sätze. Im Examen fragte ich sie über die Theile eines Federmessers; hierauf hatten sie einige einfache Sätze zu analysiren und machten dann der

4ten Classe Platz, welche aus der Geschichte des Sündenfalls gefragt wurden, und eine auswendig gelernte Erzählung hersagten. Ihre Lectionen während des letzten Jahres bestanden in Biblischer Geschichte, im Auswendiglernen englischer Erzählungen, im Lesen eines Theils des Buches: „Instruction for the youth of India," in grammatikalisch geordneten Uebersetzungsübungen, im Rechnen und Schönschreiben.

3te Classe. Diese Classe erhielt im letzten Jahr Unterricht in der Biblischen Geschichte und in den Elementen der Geographie; sie hatten ferner Uebungen im Uebersetzen englischer Lesestücke, die auswendig gelernt wurden, grammatikalisch geordnete Uebersetzungsübungen aus dem Canaresischen ins Englische, Rechnen und Schönschreiben. Im Examen wurden sie über die Länder und Hauptstädte Europas gefragt; außerdem hatten sie ein auswendig gelerntes Lesestück herzusagen.

2te Classe. Ihre Lectionen waren: Bibellesen, Geographie von Europa, Alte Geschichte, Lesen mit Auswendiglernen der gelesenen Stücke, Grammatik, Aufsatzübungen, Uebersetzungen aus dem Canaresischen, und Rechnen. Im Examen kamen vor: „der Untergang der Reiche Israel und Juda, Geographie von Holland und Hersagen einiger englischen Lesestücke.

1ste Classe. Diese hatten im letzten Jahr: Bibellesen (Evangel. Markus und Apostel-Geschichte 1—7.), Weltgeschichte bis zu Constantin dem Großen, Geographie von Indien, Grammatik, Lesen classischer Lesestücke mit Uebung im Auswendiglernen, Uebersetzen schwerer canaresischer Aufsätze, Uebung im Schreiben englischer Aufsätze und Rechnen (Regel-de-tri, Decimalbrüche, Quadrat und Kubikwurzeln.) Sie wurden examinirt über die Apostel-Geschichte und besonders über das Cap. 5, 17—42; über die Geschichte des Dekkans vom Anfang der muhammedanischen Eroberungen bis zu den Mahrattakriegen, über die punischen Kriege, und außerdem hatten sie einige Gedichte herzusagen.

Nachdem in solcher Weise die Prüfung der verschiedenen Classen, wobei namentlich die Schüler der ersten Classe gut und rasch antworteten, vorüber war, wurde die neue Classeneintheilung und Preisvertheilung vorgenommen.

In der ersten Classe befanden sich 13 Schüler; von diesen wurden 5 Schüler, nämlich Rangappa, Gregor Pachico, George Woodfall, (einer meiner Zöglinge), Dasappa und Jonathan (der Sohn unsers Kirchenältesten Andreas) mit guten Zeugnissen entlassen, dabei der Wunsch ausgesprochen, daß sie nun in die neue Wiederholungs-Classe eintreten möchten. Jonathan erhielt zudem einen Preis (eine populäre Astronomie in 2 Bändchen, herausgegeben von der englischen Traktatgesellschaft). Die andern vier konnten keine Preise erhalten, weil sie nicht das ganze Schuljahr hindurch anwesend gewesen waren. Die vier nächsten Schüler wurden mit ziemlich guten Zeugnissen und unter der Bedingung entlassen, daß sie wenigstens noch 1 Jahr die Wiederholungs-Classe besuchen. Der 10te und der 12te erhielten ein erträglich gutes Zeugniß, mit der Bedingung, daß sie noch 2 Jahre die Wiederholungs-Classe besuchen, während der 11te, ein 30jähriger Bramine, der sich zwar sehr viel Mühe gegeben hatte, die Schwierigkeiten der Sprache zu überwinden, aber seines Alters wegen in Fertigkeit und Gewandtheit hinter den meisten seiner Mitschüler zurückgeblieben war, mit einem

guten Zeugniß entlassen wurde. Dem letzten endlich, der noch sehr zurück war, wurde der Wunsch ausgesprochen, daß er noch 1 Jahr in der ersten Classe bleiben möchte. Bei diesem Anlaß wurden die Zeugnisse vorgelesen und die nöthigen Mahnungen angeknüpft. Die Schüler dieser Classe waren fast alle seit 1847 in der Schule. Von den 16 Schülern der 2ten Classe wurden 12 in die erste promovirt. Wegen unregelmäßigem Schulbesuch konnten dem 1sten und 3ten Schüler dieser Classe keine Preise gegeben werden; hingegen erhielt der 2te „Smart's Dictionary" und der 4te „Symond's Geography of India." — Von den 16 Schülern der 3ten Classe wurden 9 in die 2te befördert, aber keiner von ihnen konnte einen Preis erhalten. Von den 18 Schülern der 4ten Classe wurden 13 in die 3te aufgenommen. Der 2te, 3te und 5te erhielten Preise, nämlich Barth's biblische Geschichten. Von den 9 Schülern der 5ten Classe endlich konnten 8 in die 4te vorrücken; dem 1sten, 2ten und 4ten (zwei von ihnen sind Billawer) konnten Preise gegeben werden, bestehend in einem englischen Lesebuch für Anfänger. Zugleich wurden die 34 neu aufgenommenen Schüler vorgestellt, sowie auch die Schüler der canaresischen Schule, zu deren Examen die Zeit nicht mehr reichte, wenigstens den Gästen vorgeführt. Im Ganzen waren anwesend:

A. Englische Schule:

1ste Classe	13	Schüler.
2te „	16	„
3te „	16	„
4te „	18	„
5te „	9	„
Summa der alten Schüler:	72	
Neu aufgenommene:	34	
Englische Schüler in's gesammt:	106	

B. Canaresische Schule:

1ste Classe	. . . .	15 Schüler.
2te Classe	. . . .	8 "
3te Classe	. . . .	9 "
Summa der canaresischen Schüler:		32
Summa der englischen Schüler:		106
Somit insgesammt:		138 anwesende Schüler.

Von diesen 138 Schülern waren:

54 Brahminen, nämlich 38 Saraswata und 16 Concani (wovon 40 in der englischen Schule, 14 in der canaresischen).
29 Muhammedaner.
9 Billawer.
19 Aus verschiedenen Kasten.
17 Katholiken.
10 Protestanten.
138

Bei der Vorführung der Schüler nach der neuen Classeneintheilung, wobei nicht versäumt wurde, Mahnungen und Tadel auszusprechen, wo es immer nöthig war, kam es vor, daß ein kleiner Braminenknabe sich sträubte, an den ihm angewiesenen Platz zu stehen, weil sein Nachbar ein Billawer war. Dieß gab Herrn Anderson die Veranlassung, den anwesenden Braminen die Thorheit vorzustellen, wenn sie wegen den Billawern die Schule verlassen und sich so auf einmal ihre künftige Laufbahn verkümmern würden. Br. Hermann Kaundinja übersetzte Hr. Anderson's Rede ins Canaresische. Wir bedauerten nur, daß Hr. Anderson in seiner Ansprache nur die zeitliche Versorgung der Schüler im Auge behielt, und somit so viel als möglich mit den Braminen von ihrem Standpunkt aus sprach. Damit war das Examen zu Ende.

In der Woche darauf machte ich mit meiner lieben Frau und meinen 6 Zöglingen einen Ausflug nach Mulki. Nach meiner Rückkehr kam mir alsbald die Nachricht zu Ohren, daß alle Braminen die Schule verlassen wer-

den. Die alten Braminen hatten sich nämlich im Tempel berathen und beschlossen: ein Capital von 5—600 Rupien zu sammeln, um aus dessen Interessen einen indobrittischen Schulmeister für eine englische und einen Braminen-Schulmeister für eine canaresische Schule, die sie errichten wollen, zu besolden, und alle aus der Kaste zu stoßen, die ins künftige meine Schule besuchen oder Schüler zu mir schicken würden. Ich ließ nun alle Schüler auffordern, am 8. December in der Schule zu erscheinen, um ihre Examenszeugnisse in Empfang zu nehmen. Beinahe alle erschienen, und zwar in der Absicht, mich nochmals um Nachgiebigkeit in Betreff der Kasten zu ersuchen. Ich erklärte, es könne nicht seyn; Kastenunterschiede könne ich nicht dulden; und ich bleibe bei meiner Verordnung auch auf die Gefahr hin, daß sie alle, wie sie vorhätten, die Schule verlassen würden. Sie sollten aber nicht meinen, daß sie mir persönlich mit ihrem Austritt zeitlichen Nachtheil verursachten; ich lebe nicht davon, daß ich viele Schüler habe, sondern von den Beiträgen vieler Christen zu Hause, die da wünschen, daß sie, die englischen Schüler, das Heil in Christo finden möchten; aus diesem Grunde sey ich auch hier; — hingegen schmerze es mich tief, sie aus der Schule scheiden zu sehen, um ihretwillen. Das sey wahr, wenn sie es recht angreifen würden, so könnten sie allerdings eine Schule errichten, in der sie manches lernen könnten; aber Eines würden sie keine Gelegenheit haben zu lernen, nämlich wie sie selig werden könnten, und das sey die Hauptsache; wenn sie das nicht lernen, so sey all ihr Lernen umsonst; sie würden es auch einmal mit Schrecken bereuen, wenn sie einmal, wann es zu spät sey, nämlich dort vor dem Richterstuhle Christi, bekennen müßten, daß sie Gelegenheit gehabt hätten, selig zu werden, hätten aber diese Gelegenheit von sich gestoßen. Uebrigens weil ich sie jetzt vielleicht für lange nicht mehr so bei einander sehen würde — einmal freilich würde ich sie ganz gewiß wieder bei einander sehen, eben dort vor dem Richterstuhle Jesu Christi — wolle ich sie nun noch einmal ernstlich einladen, sich zu bekehren, und das Heil in Jesu Christo

anzunehmen. Außer Ihm sey ja gewiß kein Heil und keine Seligkeit zu finden; würden sie zu Ihm kommen, so würden sie auch auf einmal von den schmählichen Fesseln des Kastenwesens frei werden; sie sollten doch einmal dieser ihrer Knechtschaft müde seyn; hier bei Jesu sey Freiheit, Ruhe, Friede, Seligkeit zu haben. — Viele Zuhörer hatten sich versammelt; dieß veranlaßte mich die gesprochenen Worte auch noch canaresisch zu wiederholen. Nun forderte ich jeden einzelnen auf, sich zu erklären, ob er in der Schule bleiben oder austreten wolle. Der erste war Dasappa, einer meiner hoffnungsvollsten Schüler, der zugleich auch bereits gute Dienste als Monitor leistete; er suchte sich zuerst auszureden, er könne nicht anders, er dürfe nicht in die Schule kommen. Ich antwortete: er solle sich doch nicht so von Andern hin- und hertreiben lassen, sondern sich einmal entscheiden; wenn man ihn aus der Kaste stoße, so solle er nur zu mir kommen; ich wolle ihn gewiß mit Freuden aufnehmen. Er blieb bei seinem Nein. Alle Braminen, bis auf einen einzigen, einen Verwandten von Jakob Kamsika, der aber nicht anwesend war, somit 39, erklärten ihren Austritt. Ich bemerkte dieß in ihren Zeugnissen und entließ sie. Auch Mandschanatha, der schon mehrere Jahre als Monitor in der Schule arbeitete, erklärte seinen Austritt; bei ihm that es mir um so mehr leid, da ich immer noch eine freilich nur schwache Hoffnung hatte, daß er seinen Rückfall im Jahr 1843 bereuen und doch noch für Christum sich entscheiden würde. Ich sprach ernstlich mit ihm; es half aber nichts; er ging. — Seit dieser Zeit weiß ich wenig von ihnen. Nur so viel habe ich gehört, daß die Saraswata- und Concani-Braminen wegen der neu zu errichtenden Schule Streit bekamen; daß zwar viele Beiträge versprochen, aber noch keine 1000 Rupien bezahlt sind; und daß nun meine frühern Monitoren Mandschanatha und Dasappa im Saraswata-Tempel Schule halten, und sich von den Schülern monatlich ½ Rupie zahlen lassen. — Was werden soll, ist mir nicht klar. Ich glaube nicht, daß sie im Stande sind, eine ordentliche Schule zu errichten. Doch

sind meine Hoffnungen, daß sie bald wiederkehren würden, sehr schwach geworden. — Mehrere von ihnen haben mich schon besucht. Zwei von ihnen wünschten, daß ich ihnen etwa Abends besonders Schule halten möchte. Ich schlug es natürlich ab, fragte sie aber frischweg, ob sie Frieden hätten? ob sie einen Heiland hätten? Sie schwiegen mit Thränen in den Augen. Ich bat sie, sich zu entscheiden; lud sie ein, zu bleiben; sie gingen, versprachen aber, mich wieder zu besuchen. — Ein anderer, schon älterer Braminenschüler, der in seinem Braminismus schon erstarrter ist, besuchte mich ebenfalls. Ich sprach mit ihm über den jetzigen Stand der Dinge. Er meinte aber, sie (die Braminen) seyen besser als die Billawer. Ich fragte ihn da, ob sie denn keine Menschen seyen? Ich sey nicht besser als die Billawer; warum sie denn so sehr begehren zu mir in die Schule zu kommen? Wir kamen dann auf die Bibel zu sprechen; er meinte aber, ihre Schastras seyen richtig, und wollte die Wunder ihrer Götter geltend machen. Ich bat ihn dann, er möge doch nachsehen, wo Gott durchgängig heilig dargestellt sey; eine solche Darstellung Gottes könne von sündigen Menschen nicht herrühren, hingegen gar wohl die Darstellung eines unheiligen Gottes u. s. w. Dieser Nachweis wollte ihm nicht gefallen; aber gleichwohl schien er ihm einzuleuchten, und er suchte nun den HErrn Jesum anzugreifen, und sprach von seiner Menschwerdung, worauf ich ihm antwortete, daß er von dem heiligen Leben des HErrn auf seinen heiligen Ursprung schließen könne. Ferner sprach er von seinem Mangel an Erkenntniß, als er auf jenem Feigenbaum Früchte suchte zu einer Zeit, da es ja keine Früchte gab und ihn dann verfluchte, was ich ihm hernach erklärte. — So sprachen wir eine geraume Zeit; doch spürte ich nichts von einer innern Bewegung an ihm.

Vom 9. bis 15. December war dann nochmals Vakanz, weil ich nun für einen neuen Monitor sorgen und einen neuen Lectionenplan ausarbeiten mußte. Außerdem hatten die Katholiken gerade Feste, und es war Aussicht, daß im Laufe dieser Woche noch mehrere Schüler könnten

aufgenommen werden. Es wurden auch noch eine Anzahl aufgenommen; zugleich aber ließ mich eine zugekommene Nachricht, daß der hiesige katholische Bischof seinen Leuten den Besuch unsrer Schulen verbiete, befürchten, es möchten nun auch die Katholiken wegbleiben. Doch blieb, wie sich nachher zeigte, Keiner weg. — Einer von Herrn May's Schwägern, ein junger Hr. Ball, wurde mit 8 Rupien monatlich als neuer Monitor angestellt und angeleitet, so daß nun meine Gehülfen sind: Herr May (mit 50 Rup. des Monats), Herr Ball (mit 8 Rup. des Monats) und Herr Menezes (mit 8 Rupien des Monats). Am 15. December endlich konnte die Schule wieder eröffnet werden mit 105 Schülern, nämlich:

A. Englische Schule.

Wiederholungs-Classe . .	5	Schüler.
1ste Classe	13	"
2te "	12	"
3te "	12	"
4te "	12	"
5te "	29	"
Summa:	83	Schüler.

B. Canaresische Schule.

1ste Classe	10	Schüler.
2te "	8	"
3te "	4	"
Summa:	22	Schüler.*)
Schüler der englischen Schule:	83	
Zusammen:	105	Schüler.

*) Auch die canaresische Schule hatte nämlich durch obige Vorfälle fast alle Braminenschüler verloren. Sie wird wie bisher vom Braminen Rangappa gehalten. —

Diese 105 Schüler vertheilen sich nach den Kasten folgendermaaßen:

	Englische Schule.	Canaresische Schule.	Zusammen.
Protestanten	13	—	13
Katholiken	18	2	20
Muhammedaner	27	4	31
Braminen	1	7	8
Billawer	12	1	13
Verschiedene Kasten	12	8	20
	83	22	105

	Englische Schüler.	Canaresische Schüler.	Zusammen.
Am 15. Dec. waren anwesend:	80	19	99
„ 16. „ „ „	79	15	94
„ 17. „ „ „	61	10	71
„ 18. „ „ „	76	14	90
„ 19. „ „ „	77	13	90
„ 20. „ „ „	75	13	88
„ 22. „ „ „	77	13	90

u. s. w.

So stand es mit der Schule am Ende letzten Jahres. Nachträglich muß ich noch beifügen, daß in der Woche vom 12. bis 17. Januar dieses Jahres ein neuer Sturm über die Schule ergangen ist. — Auf einmal erklärten die Muhammedanischen Schüler in sämmtlichen Classen, daß sie die ihnen angewiesenen biblischen Aufgaben nicht mehr, wie bisher, lernen werden. Ich hatte da keine andere Wahl, als ihnen zu antworten, daß sie die Schule verlassen müßten, wenn sie bei dieser ihrer Widersetzlichkeit beharrten. Sie blieben dabei, und alle Muhammedaner, bis auf einen einzigen (zusammen 26), verließen die Schule. Außerdem blieben sonst noch einige weg, so daß jetzt in der englischen Schule sich nur noch 56 Schüler befinden, nämlich:

Wiederholungs-Classe	5	Schüler.
1ste Classe	11	"
2te "	7	"
3te "	9	"
4te "	8	"
5te "	16	"
Zusammen:	56	Schüler.

Wie sich herausstellt, so war diese Widersetzlichkeit der Muhammedaner durch einen ältern muhammedanischen Schüler angeregt worden, der ihnen versprach, mit ihnen eine englische Schule anzufangen. Ob es geschehen ist, weiß ich nicht.

So bin ich nun mit meinen Schulen auf einmal wieder in die Zeit des Anfangs zurückgewiesen, und muß aufs Neue unter Demüthigung und Beugung lernen zufrieden zu seyn mit den Schülern, die mir der HErr in Gnaden zuführt. — Am meisten beklage ich beim Anblick der Trümmer unsrer Schule, daß sie nicht die Folge eines Sieges, sondern einer Niederlage sind. Dem ungeachtet sey der Name des HErrn gelobet. Er weiß, wozu diese Führungen gut sind. — Es ist klar, daß die im Examenbericht angedeuteten Veränderungen und Erweiterungen unter den obwaltenden Umständen nicht eintreten können. Meine Aufgabe ist jetzt, wie ich glaube, in Geduld und Hoffnung fortzubeten und fortzuarbeiten und fortzuglauben. Dazu helfe mir der HErr. — Dafür bitte ich mir auch ganz besonders Ihre Fürbitte aus!" Wilhelm Hoch.

β) Noch haben wir einige Bemerkungen über die weitere Missionsarbeit in diesem Stadttheil hinzuzufügen.

1. Wie bereits bemerkt, wurde im Jahr 1852 ein canaresischer Sonntagsgottesdienst im Lokal der englischen Schule eingerichtet.

Bisher war die Kirche in Niraschwale der einzige Ort gewesen, wo regelmäßiger Gottesdienst gehalten worden war. Die Missionare Greiner, Bührer, Deggeller, Lehmann, Mögling und Würth predigten jeder in der Sprache, die ihm am geläufigsten war, die einen im

Tulu, die andern im Canaresischen. Dieß hatte das Unangemessene, daß, wenn canaresisch gepredigt wurde, ein Drittheil der Gemeinde die Predigt nicht verstand; wenn aber allein Tulu gepredigt wurde, zur Kirchensprache unsrer Canara-Mission ein Dialect erhoben wurde, welcher nur im Tulu-Land, einem sehr kleinen Theil von Canara, gesprochen wird, und diejenigen Einwohner der Stadt und des Landes, welche des Tulu nicht mächtig waren, das Evangelium niemals in ihrer eigenen Zunge verkündigen hörten. Auf Antrieb des Inspectors wurde deßwegen der Beschluß gefaßt, die Gottesdienste in der Niraschwale-Kirche sämmtlich im Tulu zu halten und in der englischen Schule einen regelmäßigen Gottesdienst im Canaresischen einzurichten. Die Balmattha-Missionare, die des Tulu nicht vollständig mächtig waren, lernten zu dem Ende noch das Tulu und predigen nun gleichfalls Tulu in Niraschwale; dagegen setzen sie ihre canaresischen Vorträge in der englischen Schule fort. Der Erfolg dieser neuen Einrichtung soll, wie wir hoffen, der seyn, daß wir im Lauf der Zeit eine canaresische Gemeinde an dieser Stelle entstehen sehen. Zu unsrer Freude können wir jetzt schon berichten, daß in den canaresischen Frühpredigten nicht bloß derjenige Theil unsrer Tulu-Christen, der gerne eine canaresische Predigt hört, sondern immer auch eine Anzahl Heiden sich einfindet, welche Lust zur Wahrheit oder auch ihr Marktgeschäft zufällig herzuführt. Vielleicht gelingt es uns später noch für eine regelmäßige Concani-Predigt Zuhörer zu finden. Der Prediger für eine Concani-Kirche stände schon bereit, da Concani die Muttersprache Herm. Kaundinja's ist.

2. Einen weitern sehr wichtigen Theil unsers Missionswerkes in Mangalur bilden die regelmäßigen Straßenpredigten, welche jeden Montag und Freitag Abend von den Missionaren Mögling und Kaundinja an der dem englischen Schulhause zunächst gelegenen Straßenecke auf dem Hauptplatz des Bazaars im vollen Predigergewand mit Gesang und Gebet unter einem gemietheten Baum gehalten werden. Mehrere Hunderte von Heiden und Muhammeda-

nern finden sich regelmäßig dazu ein. Der Anstand und die Aufmerksamkeit, mit welcher das Wort Gottes angehört wird, übertrifft die kühnsten Erwartungen, die man früher hegte. „Dürfen wir's nicht wagen zu denken," schreibt Missionar Mögling in Beziehung auf diese so höchst erfreuliche Erscheinung, „der HErr habe vor, ein Gnadenwerk in Mangalur auszurichten und führe die Leute der Predigt seines Wortes zu, ohne daß sie selbst sich bewußt sind, was sie immer wieder an den Predigtort bringt?"

Wir bitten unsre Leser, nachzulesen was unser dießjähriger Heidenbote, Nro. 12, über diese Bazaar-Predigten berichtet.

c. Balmattha.

Missionare: Hermann Mögling; Samuel Kullen; Hermann Anandrao Kaundinja mit seiner (noch heidnischen) Frau.

Vorsteher der Werkstätten:

Georg Plebst, Faktor der Buchdruckerei, lithographischen Presse und Buchbinderei.

Sebastian Müller, Vorsteher der Uhrenmacher-Werkstätte.

Johannes Haller, Vorsteher der Weberei.

Heidnische Schulmeister: 3.

Die Stadt Mangalur ist im Westen von ihrem Hafen, im Süden und Norden vom Netrawaty und einem namenlosen Fluß umschlossen. Im Osten liegen drei Hügel, die wie die Gabeln eines Dreizacks in die Stadt hereingreifen. Der nördliche Zinken ist der höchste und am weitesten vorspringende. Rechts an seinem Fuß liegt das Missionsgebiet des obern Bazaars, links dicht am Meere, im Mittelpunkt der Stadt, Niraschwale. Eine kleine halbe Stunde rückwärts auf dem mittlern, weit kürzern Hügel, Balmattha (ursprünglich Belmont) genannt, liegt unser drittes der Mission von Hrn. Blair geschenktes Missionsgehöfte, das, von dem Thurm der englischen Kirche auf dem Exerzierplatze hinter dem Niraschwale-Missionsgehöfte angesehen, sehr offen

und frei und wirklich freundlich auf die am Fuße der Hügel liegende und in die verschlungenen Windungen ihrer Seitenthälchen sich hineinziehende Stadt herniederschaut.

Das Missionsgut nimmt den größten Theil des Hügels ein. Am Fuße desselben, gegen Norden, Westen und Süden, liegt eines der römisch-katholischen Quartiere mit seinen fruchtbaren, wohl gepflegten Gärten. Unser Besitzthum ist meist steriler Felsengrund. Nur im Süd-Osten in einer kleinen Thalschlucht findet sich fruchtbares Land, auf welchem sich ein Theil unsrer Mangalur-Gemeinde angesiedelt hat. Das ganze Missions-Gut theilt ein von aller Welt gegangener Fahrweg in zwei ungleiche Hälften ab, von welchen die kleinere, nördlich gelegene, mit den darauf erbauten Häusern an einen englischen Freund vermiethet ist, weil die Mission gegenwärtig sie nicht bedarf; die andere dagegen theils von den Missionshäusern bedeckt und ein wenig angepflanzt, theils aber auch aus Mangel an Mitteln und Händen wüste liegen gelassen wird.

Reden wir von der Balmattha, so verstehen wir darunter also das eine Mal jenen Hügel, auf welchem unser Missions-Gehöfte liegt, das andere Mal die dort oben befindlichen Anstalten, welche wir Alle mit diesem Namen zusammenfassen. Und wer unter den Gliedern der Basler Missionsgesellschaft kennt die Balmattha nicht, in welcher Miss. Mögling's rastloser Geist schon seit langen Jahren schafft und waltet?

Die Missionsarbeit, welche auf Balmattha betrieben wird, ist von zweierlei Art. Wie es natürlich ist, muß sich das Daseyn eines Missionars stets schon in seiner unmittelbaren Nähe bezeugen. So hat auch die Balmattha von Anfang an an der Stadtmission Theil gehabt. Noch mehr findet dieß im gegenwärtigen Augenblick statt. Wie bereits berichtet wurde, haben die Miss. Mögling und Kaundinja einen Theil der Predigten in der Niraschwale-Kirche übernommen, und ist von ihnen ein gedoppelter canaresischer Gottesdienst in der englischen Schule und auf dem Marktplatz begonnen worden. Ueberdieß ist neuerdings Missionar

Mögling die Leitung der drei Heidenschulen, welche wir in Mangalur unterhalten, zugefallen. Zu gleicher Zeit befinden sich aber auf der Balmattha eine Reihe von Anstalten, welche nicht bloß der Stadt Mangalur, sondern unsrer ganzen Mission angehören.

a) Die Katechisten-Schule.

Die wichtigste der Balmattha-Anstalten ist die Katechistenschule. Sie stand bisher unter der Leitung Missionar Mögling's. Neben dem Amt eines Vorstehers und Lehrers dieser Schule hatte er aber zugleich das Secretariat der Generalconferenz unsrer Mission und die Aufsicht über unsere lithographische Presse zu besorgen. Jahre lang ertrug seine kräftige Constitution dieses Uebermaaß der Arbeit; endlich aber brach seine Kraft zusammen. Es schien er müsse in Europa Hülfe suchen (1850); eine längere Reise verschaffte ihm jedoch Erleichterung. Während dieser Zeit versah Miss. Würth von Hubly zeitweilig seine Stelle, wie derselbe auch nachher noch zu seiner Unterstützung an seiner Seite fortarbeitete (Herbst 1850 bis Ende 1851). Die Committee hielt es indessen für nothwendig, bleibende Abhülfe zu schaffen. Sie berief Candidat Kullen von Kornthal zum Vorsteher der Katechistenschule und beschloß, ihm Hermann Kaundinja zum Gehülfen zu geben. Beide reisten mit dem Inspector nach Indien. Natürlicher Weise mußte aber Miss. Kullen der Landessprache sich bemächtigen, ehe er in sein Amt eingeführt werden konnte. Ohne dieß schien es zweckmäßig, die Veränderung im Lehrerpersonal erst beim Austritt der in der Schule sich befindenden Promotion eintreten zu lassen. Dieser fand im Januar 1852 Statt. Es waren 9 Zöglinge, welche absolvirten. Das Examen, das mit ihnen im Beiseyn und theilweise unter Mitwirkung des Inspectors vorgenommen wurde, fiel vollkommen befriedigend aus. Die Zöglinge legten einen Grad von Schriftkenntniß Alten und Neuen Testaments an den Tag, und zeigten so schöne Kenntnisse in Kirchen- und Weltgeschichte, Geographie und Arithmetik, und eine so hübsche

Fertigkeit im Gesang, wie sie der Inspector unter den gegebenen Umständen nie erwartet hätte. Auch in Beziehung auf das geistliche Leben war in ihnen ein guter, solider Grund gelegt, wie der Inspector während eines mehrmonatlichen Zusammenlebens mit ihnen wahrzunehmen Gelegenheit hatte. So wurden sie denn in der ersten Woche des Januars (1852) über die verschiedenen Stationen vertheilt. Mangalur erhielt Samuel Ammanna, Leonhard Schiri und Daniel Aaron; Honor erhielt Christian Kamsika; Bettigherry den Nahasson Rozario; Malasamudra den Jacob Kamsika; Cannanur den Diego Fernandez und den Sebastian Phuhtah; Käty den Georg Kolb zugetheilt. Nachdem ihre Bestimmungsorte ermittelt waren, wurde der 4. Januar als Tag ihrer Einsegnung festgesetzt. Diese wurde in der Kirche zu Mangalur unter lebhafter und inniger Theilnahme der Gemeinde und auswärtiger Freunde, unter denen auch ein bekehrter Bramine, Namens Narajen aus Bombay, war, durch den Inspector vollzogen. Im Februar erreichten die jungen Katechisten, auch die, welche den weitesten Weg zurückzulegen hatten, ihre Stationsorte. Von keiner Seite her vernahmen wir bis jetzt Klage über sie.

Wenn man bedenkt, daß mehrere Katechisten-Seminare andrer Missionsgesellschaften in Folge der Selbstsucht und Eifersucht der Missionare auf einander zu Grunde gegangen sind, so darf man das Ereigniß der Aussendung unsrer ersten 9 eingebornen Predigtgehülfen um so mehr als einen himmlischen Segen betrachten, als es uns der HErr gelingen ließ, die leer gewordenen Plätze unsrer Katechistenschule mit einer noch größern Anzahl frommer Jünglinge wieder zu besetzen. Konnten gleich zwei unsrer Missionsprovinzen noch keine zum Katechistenamt tauglichen Jünglinge an die Anstalt auf Balmattha abgeben, so lieferten dagegen zu unsrer großen Freude die beiden andern Provinzen Canara und Malabar eine hinreichende Anzahl. Die Station Cannanur übergab der Schule die Zöglinge Hermann, Jesuadian, Joseph, Georg, Abraham (und als

Gast einen sehr begabten, aber von Natur zur Schwermuth geneigten Jüngling David). Wir sind unserm Senior Miss. Hebich dafür besonders dankbar. Die Station Tellitscherry sandte Benjamin und Esra, zwei der bestunterrichteten und erzogenen Leute. In Mangalur fanden sich die Jünglinge Israel, Aaron, Titus (in intellectueller Beziehung der begabteste unter allen), Theophilus, Peter und Dheiryanatha (ein unbekehrt zur römischen Kirche übergetretener, aber auf der Balmattha gläubig und evangelisch gewordener Bramine). Auch Mulky endlich konnte einen Zögling liefern: es ist Jonathan, Glied einer reich gesegneten Christenfamilie daselbst. Die neue Classe unterscheidet sich von der abgegangenen überhaupt darin, daß sie zum größeren Theil bereits in der christlichen Gemeinde aufgewachsen und erzogen ist. Sie soll nach dem Zeugniß ihrer Lehrer in geistlicher und intellectueller Beziehung reifer eingetreten seyn, als die abgegangene erste Promotion. Wir hoffen eben deßwegen, daß dieselbe nach Beendigung ihrer Vorbereitungszeit als eine noch tüchtigere Botenschaar aus der Schule hervorgehen und das Vertrauen unsrer Freunde in der Heimath sowohl als unsrer Missionare der Anstalt selbst, die wir aus wohl erwogenen Gründen mit aller Liebe und Sorgfalt zu pflegen entschlossen sind, für immer sichern werde.

Der Unterrichtscursus der neuen Classe begann im April dieses Jahres. Nachdem eine Hausordnung und ein neuer Unterrichtsplan entworfen und von dem Inspector genehmigt war, wurde von Letzterm in Gegenwart des Präsidenten und Secretärs der Generalconferenz, den Missionaren Hebich und Mögling, unter deren Obhut und Aufsicht die Anstalt zunächst steht, den Zöglingen Cand. Kullen als ihr Vorsteher, Miss. Herm. Kaundinja als ihr Lehrer vorgestellt, die Hausordnung vorgelesen und sie auf dieselbe verpflichtet. Es war für alle Anwesenden eine feierliche und reich gesegnete Stunde. Verschiedene Aeußerungen der Zöglinge, welche hernach laut wurden, bezeugen den tiefen Eindruck, welchen die Ansprachen und namentlich die

Verpflichtung auf die Hausordnung auf die Jünglinge machten. Mit großer Freudigkeit griffen unsere beiden Freunde Kullen und Kaundinja, für die nächste Zeit noch unterstützt von Missionar Mögling, ihr Werk an. Auch die Zöglinge faßten ihre Aufgabe mit höchst erfreulicher Munterkeit und Liebe und sehr befriedigenden Erfolgen an. Die Bibellectionen, die deutsche Sprache, der Gesang (letzterer von den jungen Brüdern aus Malabar besonders cultivirt), machten ihnen sichtbare Freude. Waren sie alle vor ihrem Eintritt auf Balmattha mit Miss. Hebich auf das Götzenfest in Taliparambu gesendet worden, um dort während der großen Festwoche die Aufgabe des Katechisten praktisch kennen zu lernen und einen tiefern Eindruck zu bekommen von der Heiligkeit, Größe und Gefahr ihres zukünftigen Berufs, so war es ihnen nun um so erwünschter, auf dem stillen Balmatthahügel aus dem Munde ihrer Lehrer das zu vernehmen, was sie tüchtig machen soll zu dem heiligen Krieg, zu welchem auch sie zunächst durch uns, wie wir hoffen, aber von dem HErrn selbst, berufen worden sind.

Die Hausordnung der Katechisten-Anstalt auf Balmattha bei Mangalur;

(von Miss. Kullen entworfen, von der Generalconferenz gutgeheißen und von der Committee bestätigt.)

§. 1. Die Katechisten-Anstalt auf Balmattha soll gottesfürchtige Jünglinge aus den gesammelten Christengemeinden, die die nöthigen Gaben und Vorkenntnisse haben, zu Schullehrern und Katechisten bilden, damit sie tüchtig werden die Missionare in ihrer Arbeit an den Gemeinden und unter den Heiden zu unterstützen.

I. §. 2. Ein Katechist muß vor Allem im lebendigen Glauben stehen an den HErrn, den er verkündigen soll, und selber bekehrt seyn, wenn Andere durch ihn bekehrt werden sollen.

Um die Gläubigen immer tiefer in die göttliche Wahrheit hineinzuführen, muß er eine zusammenhängende und umfassende Erkenntniß von der Wahrheit haben. Dann wird er auch antworten können denen, die Grund fordern der Hoffnung, die in uns ist.

Und nicht nur in Herz und Sinn muß er die Wahrheit tragen, sondern soll auch das Geschick haben, sie in klarer und lieblicher Rede hervorzugeben. Er sollte gerne mit andern Leuten umgehen, und den lebendigen Trieb haben, Alten und Jungen mit seiner Gabe zu nützen.

Auch ein Vorbild der Ordnung sollte ein Katechist für seine Landsleute werden. Darum lasset uns darauf sehen, daß Jeder seine Sachen in guter Ordnung habe!

§. 3. Diese Gaben kommen vom HErrn: Ihn dürfen wir um dieselben anrufen. Aber es gilt uns auch, unsere Gaben zu erwecken und auszubilden, um diesen mannigfaltigen Anforderungen genügen zu können.

Diejenigen, die den aufrichtigen Wunsch haben, dem HErrn in seinem Reiche zu dienen, ohne eitle Absichten auf Geld oder Ehre — werden also der Committee der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel dankbar seyn, daß sie sie aufnimmt in eine Anstalt, wo sie für ihren künftigen Beruf sich ausbilden können.

So werden sie auch den Vorsteher der Anstalt, den die Committee zu deren Leitung bestimmt hat, und den an derselben angestellten Lehrern um des HErrn willen gehorsam seyn, und ihnen mit Offenheit und Ehrerbietung begegnen, als die ihr Bestes suchen und über ihre Seelen zu wachen haben.

§. 4. Indem die Committee Zöglinge in die Anstalt aufnimmt, gibt sie ihnen damit nicht ein Versprechen, daß sie in ihrem Dienst einmal eine Anstellung finden werden. Es muß sich also Jeder prüfen, ob er den Glauben hat, in dieser Zeit der Vorbereitung treu fortzuarbeiten, ohne bestimmte Aussicht, ob und wie ihn die Gesellschaft hernach verwenden wird.

Die ganze Zeit der Vorbereitung ist somit eine Probezeit. Jeder unsrer aufgenommenen Brüder muß sich erst erproben, ob ein Leben aus Gott in ihm ist und ob er die nöthigen Gaben hat, ehe ihm der Katechistenberuf anvertraut werden kann.

§. 5. Körperliche Strafen sind in der Anstalt nicht eingeführt. Würde sich Einer zum Fleiß, zur Ordnung oder Bescheidenheit immer wieder vergebens ermahnen lassen, oder sich mit einer Weibsperson einlassen, oder in Sünden der Selbstbefleckung, beharrlicher Lüge oder des Betrugs fallen, so müßte er wieder entlassen werden.

II. §. 6. Unsre Hauptsorge soll seyn, das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. Durch fleißiges Gebet und treuen Gebrauch des Wortes Gottes wird Jeder den HErrn finden und in seiner Gnade wachsen. Wem irgend etwas auf dem Herzen liegt, der sage es dem Hausvater mit kindlicher Offenheit.

§. 7. Das Wort Gottes sollte jedem Zögling die liebste Beschäftigung seyn, so oft er Zeit findet darin zu lesen. Er lese es mit stetem Gebet zum HErrn um die Erleuchtung seines Geistes, und mit Nachdenken über das Gelesene, wenn er auch manchmal an einem Wort der Schrift wird vorbeigehen müssen, ohne es völlig verstanden zu haben.

§. 8. Sonntags und an Wochentagen nehmen die Zöglinge an den Gottesdiensten der Gemeinde Theil und werden angehalten, den Hauptinhalt der gehörten Predigt Montags kurz niederzuschreiben.

Wenn das Zeichen gegeben wird, sollen sie sich in Stille und Ordnung mit einander in die Kirche begeben und nach dem Gottesdienst wieder mit einander zurückkommen.

Auch in der Zwischenzeit sollen sie sich der Stille nach Innen und Außen befleißigen.

Wenn sie an einem der Wochentage ihre Lehrer zur Predigt vor den Heiden in der Stadt begleiten, mögen

sie auch das mit Ernst und Stille und mit fürbittendem Herzen thun.

§. 9. Aber auch jeder einzelne Tag möge uns geheiligt werden durch Gottes Wort und Gebet. Morgens (um 5 Uhr) und Abends (um 8 Uhr) werden die Lehrer in besondern Andachten mit den Brüdern singen, beten und das Wort Gottes lesen.

An einem Abend der Woche wird abwechslungsweise einer der Lehrer eine vertrauliche Besprechung mit den Brüdern halten, wie diese Einrichtung in der Mutteranstalt zu Basel seit Jahren im Segen besteht.

Am Abend vor dem Genuß des heil. Abendmahls wird eine besondere Vorbereitungsstunde in der Anstalt gehalten. Aber die ganze Woche vorher sind die Brüder eingeladen einzeln zu einem ihrer Lehrer zu kommen, um über ihr Inneres mit ihm zu reden.

III. §. 10. Als das nöthigste und wichtigste der Unterrichtsfächer lasset uns allezeit den Unterricht im Worte Gottes ansehen, und uns recht befleißen, mit der Schrift wohl vertraut zu werden.

Nächstdem ist einem Katechisten das Nöthigste, daß er die Sprache seines Volkes gründlich verstehen und richtig gebrauchen lerne. Das Erlernen einer der europäischen Sprachen ist dazu förderlich, wie überhaupt der Verstandesbildung dienlich, wozu auch der Unterricht im Rechnen mithelfen mag.

Aus Geographie und Geschichte sollen die Schüler die Länder und Völker der Erde und namentlich ihr eigenes Land und Volk näher kennen lernen, und ebenso sich bekannt machen mit den nicht christlichen Religionssystemen, mit denen sie später werden kämpfen müssen.

Endlich ist der Gesang ein wichtiger Theil des Gottesdienstes, zu dessen Hebung ein Katechist mitwirken soll. Wer irgend Gabe hat, gebe sich Mühe, daß er selber singen lerne, um es wiederum Andre lehren zu können.

§. 11. Beim Lernen ist vor Allem eine tüchtige Grundlage nöthig. Keiner ruhe, bis er das Gehörte verstanden hat. Das ist möglich, wenn sich die Schüler gewöhnen, in der Lection genau aufzumerken. Wer in der Lection Etwas nicht recht gefaßt hat, der komme zu dem Lehrer aufs Zimmer, um weiter darüber zu fragen.

Weil nur durch Wiederholung das Gelernte fest werden kann, so lasset uns die Stunden der Selbstbeschäftigung wohl auskaufen, damit jeder Schüler mehr und mehr selber denken und arbeiten lerne!

§. 12. Der Samstag ist vorherrschend der Wiederholung gewidmet. Je am letzten Samstag des Monats wird Vormittags von den Lehrern eine allgemeine Wiederholung angestellt, um den Fleiß der Schüler zu prüfen.

Auch die an der hiesigen Gemeinde arbeitenden Missionare werden zu derselben eingeladen.

IV. §. 13. Die Glocke zum Aufstehen läutet an Werktagen um 5 Uhr, Sonntags etwas später.

Um 5½ Uhr sollen sich die Zöglinge in Ordnung beim Morgengebet einfinden.

Auch zu den Lectionen sollen sie auf den Ruf der Glocke zeitig kommen und alles Zerstreuende beseitigen, damit der Lehrer ohne Weiteres beginnen kann. Es bleiben aber zwischen den einzelnen Unterrichtsstunden einige Minuten Zeit, damit sich die Schüler auf die neue Lection rüsten können.

Die Lectionen werden meist mit einem kurzen Gebet begonnen.

§. 14. Auch während der Selbstbeschäftigungsstunden soll Stille herrschen, und das gegenseitige Fragen aufs Nöthige sich beschränken. Die Zöglinge sollen selbst unter einander für Stille sorgen, so auch für gute Ordnung im Zimmer, daß nichts von Kleidern und dergleichen darin herumliege.

Jede Woche wird Einer zum Senior aufgestellt werden, der speciell dafür Sorge trägt, und seinen Anweisungen

soll Jeder willig folgen. Derselbe bringt auch die Teller der Zöglinge auf den Tisch und hilft die Speisen herschaffen und nach dem Essen den Tisch abräumen. Außer ihm soll ohne Auftrag Keiner in die Küche gehen.

§. 15. In der Freizeit, des Abends besonders, soll Jeder darauf bedacht seyn, sich Bewegung und Erholung zu verschaffen.

Ohne Vorwissen des Hausvaters sollen die Zöglinge nicht außerhalb des Gehöftes gehen oder in einem Hause einen Besuch machen. Auch wenn Einer nach dem Gottesdienst seine Angehörigen in der Stadt zu besuchen wünscht, soll er den Hausvater vorher darum wissen lassen.

In die Werkstätten auf der Balmattha soll Keiner gehen, so lang man dort an der Arbeit ist.

§. 16. Jeder erhält vier gute Anzüge *) (und einen abgängigen zur Aushülfe), zwei Turbane, zwei Leintücher (nebst Matte und Teppich), und zwei Sacktücher.

Sind neue Kleider anzuschaffen, so sollen die Zöglinge Nichts von sich aus bestellen, viel weniger der Eitelkeit Raum geben, sondern sich den Anordnungen des Hausvaters kindlich fügen, und auch in kleinen Dingen sich dankbar beweisen lernen.

§. 17. Ihre Matten zum Schlafen breiten die Zöglinge auf dem Boden ihres Wohnzimmers aus. Diejenigen, die in der wärmern Jahreszeit außen auf der Weranda schlafen wollen, mögen vorher dem Hausvater davon sagen.

Um 10 Uhr spätestens soll sich Jeder zur Ruhe begeben.

§. 18. Ueberhaupt, meine Lieben, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem lasset uns nachdenken und wachsen in allen Stücken an Dem, der das Haupt ist: Christus!

*) Die Sonntagskleider sind von weißem baumwollenem Tuch, bestehend in Rock und Hosen nach ostindischem Schnitt; die Werktagskleider bestehen in Wamms und Hosen von weiß und blau gewürfeltem baumwollenem Zeug.

Der Unterrichts-Plan der Katechisten Anstalt, wie er beim Beginn des neuen Cursus festgestellt wurde.

Erstes Jahr: Bibellesen (mit kurzen Erklärungen): geschichtliche Bücher des Alten und Neuen Testamentes, je 6 Stunden wöchentlich. — Biblische Geschichte des Alten Testamentes, 6 Stunden. — Canaresisch Lesen (christlicher, dann auch älterer Schriften), 2 Stunden. — Aufsatzübungen, 2 Stunden. — Grammatik, 2 Stunden. — Deutsche Sprache, 6 Stunden. — Rechnen, 4 Stunden. — Gesang, 4 halbe Stunden.

Zweites Jahr: Bibellesen: Lehrbücher des Alten und des Neuen Testaments, je 6 Stunden. — Geschichte des Neuen Testamentes und des apostolischen Zeitalters, 6 Stunden. — Canaresisch (wie oben), 6 Stunden. — Deutsche Sprache, 6 Stunden. — Rechnen, 4 Stunden. — Gesang, 4 halbe Stunden.

Drittes Jahr: Bibelerklärung: Hauptstücke der geschichtlichen Bücher des Alten Testaments, 6 Stunden. — Harmonie der Evangelien, 6 Stunden. — Geschichte des Reiches Gottes im alten Bund, 4 Stunden. — Katechismuslehre, 6 Stunden. — Uebung im Rechtschreiben von Predigten, 2 Stunden. — Deutsche Sprache, 2 Stunden. — Canaresisch, 2 Stunden. — Geographie, 2 Stunden. — Gesang, 4 halbe Stunden.

Viertes Jahr: Erklärung der Propheten, 6 Stunden, — der apostolischen Briefe sammt Apostelgeschichte, 6 Stunden. — Kirchengeschichte, 6 Stunden. — Predigt- und Katechisir-Uebungen, 4 Stunden. — Deutsche Sprache, 4 Stunden. — Christliche Glaubenslehre mit Rücksicht auf Islam und Heidenthum (sammt Lesen von Beweisstellen), 8 Stunden. — Singen, 4 halbe Stunden.

Die Zöglinge werden die Missionare zu ihren Predigten auf den Bazaar begleiten, jeden Monat einen Missionsausflug von 1—2 Tagen mit ihnen machen, und jedes Jahr eine mehrwöchentliche Missionsreise. —

Als Lehrbücher waren früher „Butler's Analogy of Religion, natural and revealed, to the Constitution and

Course of Nature“ und „Paley's horæ paulinæ“ vorzüglich im Gebrauch. Nunmehr wird die christliche Religionslehre nach dem Lehrbegriff der evangel. Kirche von J. H. Kurtz,“ von Herm. An. Kaundinja ins Canaresische übersetzt, im Manuscript als dogmatisches und ethisches Lehrbuch eingeführt werden. Für den Unterricht in der Kirchengeschichte ist eine canaresische Ueberarbeitung der Calwer Kirchengeschichte durch Missionar Mögling, für die Weltgeschichte ein nach Leo und Dittmar von Miss. Würth bearbeitetes canaresisches Handbuch im Manuscript vorhanden. Beim biblischen Unterricht wird die von Miss. Weigle für die Bibelgesellschaft in Madras revidirte canaresische Bibel-Uebersetzung gebraucht.

Die Aufsicht über die Haushaltung der Katechistenschule führt Missionar Plebst. Es mangelt auf der Balmattha immer noch an einer Frau, die das Hauswesen besorgte. Wir hoffen indeß, daß die Zeit nicht mehr ferne sey, wo des lieben Bruder Herm. Kaundinja's Gattin von ihren Göttern zu dem lebendigen Gott und zum Heiland ihrer Seele sich bekehren werde, und sie wäre dann wohl die tauglichste Person, das Hauswesen der Katechistenschule zu besorgen. Ueber alles Erwarten, bald nach der Ankunft ihres Mannes, ließ sie sich zwar herbei, sich wieder mit ihm zu vereinigen; aber, wenn sie auch nicht hoffen mag, ihn wieder vom HErrn abtrünnig machen zu können, dessen Eigenthum er geworden ist, so verstand sie doch ihr Anerbieten, wieder zu ihm zu kommen, ganz anders, als er und wir. Im vollen Bewußtseyn ihrer hohen braminischen Herkunft bietet sie mit der ganzen Verschrobenheit und Unbeugsamkeit eines unwissenden Hinduweibes jedem Versuch von seiner Seite, sie Christo und der Gemeinde in Liebe oder Ernst näher zu bringen, einen selbst Hermann's heidnischen Verwandten thöricht erscheinenden Trotz. Die Lage des geliebten Bruders ist eben deßwegen eine im höchsten Grade prüfungsvolle und schmerzliche. Demungeachtet sind wir im Glauben gewiß, es werde der Gnade und Barmherzigkeit unseres großen Gottes und Heilandes gelingen, ihren star-

ken Geist unter das Kreuz Christi zu beugen. Möge dieser Tag bald erscheinen, der für Hermann Kaundinja nicht allein, sondern auch für die ganze Balmattha, ja die ganze Mangalur-Gemeinde, für unsere ganze große Missionsfamilie ein Tag der Freude und des Dankes seyn wird!

β) Schullehrer-Seminar.

Früher beabsichtigten wir auf der Balmattha ein Schullehrer-Seminar neben der Katechistenschule zu errichten; allein wir haben uns überzeugt, daß die Ausführung dieses Planes für jetzt, wegen des Mangels an tauglichen Jünglingen wie an den nöthigen Lehrkräften, unmöglich ist. Miss. Hoch, dem früher neben der englischen Schule und dem Indobritten-Institut die Schullehrerbildung zugewiesen war, ist von jenen beiden Anstalten so ganz in Anspruch genommen, daß wir nur die Wahl hatten, die englische Schule oder das Schullehrer-Seminar fallen zu lassen. Wir wählten das Letztere, weil wir klar erkannten, daß die Anstellung christlicher Lehrer in den Heidenschulen ihre Aufhebung aller Orten (wenige ausgenommen) zur Folge hätte, unsere Gemeindeschulen aber am zweckmäßigsten von unsern Katechisten besorgt werden, denen die Uebung im Schulhalten nur gut kommen kann. Unsere Katechistenschüler erhalten eben deswegen von Miss. Mögling, dem die früher von den Missionaren der Niraschwale-Gemeinde besorgten Heidenschulen in Mangalur übergeben wurden, praktische Anleitung im Unterricht der Jugend, indem er sie an dem in diesen Schulen zu gebenden Unterricht Antheil nehmen läßt.

γ) Buchdruckerei, lithographische Presse und Buchbinderei.

Im linken nord-westlichen Flügel der Balmattha befindet sich die Katechistenschule; im rechten süd-östlichen Flügel sind mehrere Gelasse, welche die Werkstätten der Buchdrucker, Lithographen und Buchbinder und ihre Vorräthe enthalten. In dieser Anstalt machte das verflossene Jahr Epoche.

Wie bereits in unserm letzten Jahresbericht erwähnt wurde, sollte Missionar Plebst als Faktor der neu zu errichtenden Buchdruckerei nach Indien gehen. Es geschah dieß im September 1851. Gleichzeitig gingen die in Basel neugefertigten canaresischen Typen, sowie das nöthige Quantum englischer Lettern nach Indien ab. Beide Sendungen langten aber erst im Mai 1852 daselbst an. In der Zwischenzeit war Miss. Plebst eifrig bemüht, die Lokalitäten der Buchdruckerei herzurichten, die schon längst in Indien stehende Dreimänner-Presse aufzustellen und in Gang zu bringen und die sonstigen Vorkehrungen zu treffen.

Ohne Zweifel ist nun die Maschine selbst bereits in Thätigkeit. Doch wird die Buchdruckerei erst dann ihren Zweck vollständig erfüllen, wenn einerseits das kleinere Alphabet, an welchem zwar schon längere Zeit gearbeitet wird, welches aber noch nicht vollendet ist, in Indien angelangt, andererseits die nöthige Anzahl Setzer erzogen seyn wird.

Die lithographische Presse wird in Zukunft theils nur für die Regierung arbeiten, wie sie dieß theilweise bis jetzt schon gethan hat, theils solche Manuscripte vervielfältigen, welche sie wohlfeiler liefern kann, als die Druckerpresse. Es liegt im Interesse der Mission, sie neben der typographischen Werkstätte fortbestehen zu lassen, weil eine der schwersten Aufgaben der Mission ist, den Christen einen Erwerb zu sichern.

Die Schriften, welche die lithographische Presse bisher geliefert hat, sind folgende:

a) im Tulu: Das Neue Testament auf Kosten der Basler Bibelgesellschaft.

b) im Canaresischen: Biblische Geschichte des Alten Testaments, — des Neuen Testaments, — des Alten und Neuen Testaments.

Pilgrim's Progress. Uebersetzung von Bunyan's Pilgerreise von G. Weigle.

Irarupatrike. Briefe zweier junger Bramanen, von denen sich einer bekehrt; während seiner Bekehrungszeit an seinen Freund geschrieben. Mit Benützung

der Geschichte H. A. Kaundinja's und seines (zurückgetretenen) Freundes Ram-tschandra's, von H. Mögling.

Sanmarga. Zusammenstellung des Hauptinhalts der christlichen Predigt für Heiden, von Miss. Layer.

Henry and his bearer. Uebersetzung des Schriftchens der Frau Sherwood ins Canaresische, von H. Mögling.

Hridayadarpana. Herzbüchlein; neu für Hindu bearbeitet, von H. Mögling.

Balabodhane. Erstes Lesebüchlein von Miss. Ries.

Balaschiksche. Fibel von Missionar Weigle.

Tati vichara. Gespräch über den Ursprung der Kaste. Beweis, daß der Kastenunterschied neu und menschlichen Ursprungs und die Opposition des Evangeliums gegen den Kastenunterschied ein Zeugniß seiner Göttlichkeit sey; von H. Mögling.

Mata vichara. Kritik des Hinduismus und Muhammedanismus und Gegenüberstellung der Hauptlehren der Schrift. Ein Gespräch von H. Mögling.

Gnana marga suchane (Erkenntnißwegs Uebersicht). Zusammenstellung der gegenüber von den Lingaiten wichtigsten Heilslehren für Lingaiten, bearbeitet von Miss. Layer.

Deva vicharane. Götter Untersuchung. Eine Komödie, die Thorheiten und Bosheiten des Hindu-Götzendienstes darstellend, von H. Mögling.

Das größte von der lithographischen Presse gelieferte Werk ist eine canaresische Blumenlese (Bibliotheca carnataka) in 3 Bänden kl. Fol., nicht für den Verkauf, sondern für den Gebrauch der Missionare als Hülfsmittel gründlichen und umfassenden Sprachstudiums bestimmt; mit Regierungs-Mitteln gedruckt. Das Werk umfaßt die:

Basava purana, eine Geschichte des Basava, Stifters des Lingaitismus oder der lingaitischen Religion.

Kanakadasa, ein Loblied auf Wischnu und Kanakadasa.

Dasara pada, 100 Gedichte moralischen Inhalts aus dem 15. und 16. Jahrhundert.

Ravana digvijaya, eine Prasanga von einem Mangalur-Meister aus dem Anfang dieses Jahrhunderts.

Jaimini. Umarbeitung eines Capitels der Bharata von Jaimini.

Channa Basava purana. Geschichte des Channa Basava, höchster Lehr-Auctorität der Lingaiten.

Bharata, alte canaresische Uebersetzung (aus dem 9. und 11. Jahrhundert) des Sanskrit Epos Bharata.

Gade, 3500 canaresische Sprüchwörter, von H. Mögling gesammelt.

Die Gesammtzahl der von der lithographischen Presse im letzten Jahr gelieferten Schriften beträgt 10,900 Exemplare, 1137 Seiten. Die Versorgung der beiden Pressen mit dem nöthigen literarischen Stoff, wie überhaupt die Oberaufsicht und Leitung derselben, ist von der Committee Miss. Mögling anvertraut. Die Zahl der Arbeiter in den Werkstätten der Buchdruckerei und Lithographie beträgt 13, die der Buchbinderei beträgt 5.

d) Die Industriewerkstätten.

Diese haben während des Aufenthalts des Inspectors in Indien mancherlei Aenderungen erfahren.

Die Industriefrage, unter andern eine der Hauptfragen, welche durch die Visitationsreise gelöst werden sollten, wurde von demselben von Anfang an mit besonderer Angelegentlichkeit ins Auge gefaßt, und auf seinem ganzen Wege auf jeder Station mit Beziehung auf die speciellen dort vorliegenden Verhältnisse und erhaltenen Aufschlüsse aufs Neue erwogen. Als er in Indien anlangte, waren 3 Brüder für die Industriewerkstätten in Mangalur angestellt: die beiden Schwarzwälder Uhrenmacher Bösinger und Müller und der Weber Johannes Haller. Letzterer war noch mit Erlernung des Englischen und Canaresischen und den Einleitungen zur Einrichtung der Baumwollenweberei beschäftigt. Die beiden Ersteren waren schon mehrere Jahre bemüht gewesen, ihrem Auftrage gemäß eine Uhrenmacher-Werkstätte einzurichten. Es hatte sich aber im Lauf der Zeit

herausgestellt, daß die Einführung der Schwarzwälder Uhrenfabrikation in Indien, wenigstens in unsern Verhältnissen, eine Unmöglichkeit sey. Einerseits hielten die Schwarzwälder-Uhren in der Regenzeit den Einfluß des Klima's nicht aus, und andrerseits war unsere Werkstätte nicht im Stande mit den Amerikanern zu concurriren, die schon lange auf diesem Gebiet Erfahrungen gesammelt und Fortschritte gemacht hatten. Dagegen war es Br. Bösinger gelungen, eine Schreinerei und Schlosserei zu errichten; Br. Müller konnte zur Klein-Uhrenmacherei übergehen, in welcher er täglich mehr Kenntnisse und Geschicklichkeit sich erwarb. Allein während der mancherlei Nöthen, welche die Brüder zu bestehen hatten, bis sie zu dem eben erwähnten Ziel gelangten, hatte sich ihrer Gemüther eine große Muthlosigkeit, wenn nicht eine fast völlige Hoffnungslosigkeit, bemächtigt. Zudem lebten sie mit einem Theil der Missionare in gespannten Verhältnissen, wozu außer der bei ihnen einwurzelnden Meinung, daß diese an dem Mißglücken ihrer Unternehmung einen großen Theil der Schuld tragen, der Umstand viel beitrug, daß die Industrie-Commission, um das Industriewesen von der Missionsarbeit gänzlich geschieden zu erhalten und die Zeit und Kraft der Missionare ungetheilt der Mission zuzuwenden, die Industrie-Brüder völlig unabhängig neben die Conferenz der Missionare gestellt hatte, was allerdings, statt der beabsichtigten Förderung beider Theile, beiden nur Schwierigkeiten bereitet hatte. So war es des Inspectors erstes Geschäft, die getrennten Gemüther zu vereinigen. Bald aber stellte sich die Unmöglichkeit heraus, Br. Bösinger völlig zufrieden zu stellen. Er bat um seine Entlassung, und der Inspector glaubte, sie annehmen zu sollen. Sofort trat er in die Privatdienste Missionar Lechler's in Salem. Damit war die Krise beendigt. Die Schreinerei und Schlosserei konnte nicht fortgeführt werden. Eintracht und Freudigkeit kehrte aber wieder. Br. Müller entschloß sich die Klein-Uhrmacherei nach Maaßgabe der gegebenen Verhältnisse mit 2 Lehrjungen im Kleinen fortzuführen, und es steht nun so viel fest, daß er im Stande ist, sein Brod ohne Zu-

schuß aus der Missionskasse zu verdienen und eine, wenn auch nur kleine Zahl junger Leute aus den Eingebornen in einer Kunst zu unterweisen, von der sie sich später nähren können, selbst wenn sie solche nur in sehr beschränktem Umfang auszuüben vermögend seyn werden.

Br. Haller begann die Umgestaltung der von Miss. Metz begonnenen Weberei. Er führte statt der dort gebräuchlichen Webstühle und Methode die europäischen ein. Es waren große Schwierigkeiten zu überwinden, unter denen immer diejenigen die größten sind, welche im Wesen und Charakter der Menschen liegen. Welchen Kampf der Meister mit seinen Hindu-Arbeitern zu bestehen hat, denen, wenn sie auch Christen geworden sind, alle christliche Erziehung und alle Anschauung der gebildeteren Welt mangelt, davon hat der Freund der Mission in der Heimath keinen Begriff. Dennoch gelang es Br. Haller schon während der siebenmonatlichen Anwesenheit des Inspectors in Indien nicht allein den Gemeindegliedern volles Vertrauen zu der neu eingerichteten Weberei abzugewinnen, sondern auch das Geschäft selbst in einen so tüchtigen Gang zu bringen, daß er bereits 20 Personen zu beschäftigen im Stand ist, und für die gefertigte Waare auf dem Bazaar erwünschten Absatz finden konnte. Zwar ist auch bei diesem Arbeitszweig kaum auf Gewinn zu rechnen; sicherlich aber vermag sich die Werkstätte nicht nur allein zu halten, sondern auch ihren Meister unabhängig von der Missionskasse zu ernähren und einem Theil der Gemeinde Arbeit und Verdienst zu verschaffen. Ueberdieß wird diese Werkstätte, wie sich bereits herausgestellt hat, dem Wunsche, der die Committee bei Errichtung der Werkstätten geleitet hat, vollkommen entsprechen: sie wird unzweifelhaft zur Bildung eines christlichen Handwerkerstandes auf allen unsern Stationen wesentlich beitragen und deßhalb gewiß ein segensreiches Mittel zur Einführung eines praktischen Christenthums in der Hand des HErrn werden.

So weit wäre also die Industriefrage gelöst. Sie hat aber noch eine andere und umfassendere Seite. Auf

allen unsern Stationen, wo Handwerker zum Christenthum übertreten, sind diese mit ihrem Uebertritt für einige Zeit wenigstens brodlos gemacht, selbst wenn sie einiges Vermögen, insbesondere einen eigenen Heerd besitzen. Alle aber, welche, nach unserm Sprachgebrauch zu reden, gesellenweise arbeiten und kein eigenes Haus, keinen eigenen Handwerkszeug, kein eigenes Arbeitsmaterial besitzen, sind nicht allein brodlos, sondern auch obdachlos, sobald sie Christen werden, und sind nichtsdestoweniger fast durchgängig verheirathet. Was ist nun in solchen Fällen zu thun? Dieß ist die große und im höchsten Grad dringliche Frage. In Gemeinden, welche bereits zahlreicher sind und in der bürgerlichen Gesellschaft eine achtunggebietende Stellung sich errungen haben, wie z. B. die Gemeinde in Mangalur, finden sich am Ende immer Auswege, welche zuletzt zu einem einigermaaßen erwünschten Ziel führen. Da aber, wo die Gemeinde eben erst sich bildet und die Zahl der Christen noch so klein ist, daß sie von der Uebermacht der sie umgebenden Heidenwelt erdrückt wird, ist es oft schlechthin unmöglich, für die Uebergetretenen selbst, ein Unterkommen und Auskommen für sich zu finden. Da erhebt sich immer von Neuem die brennende Frage: „Was ist zu thun? Soll die Missionskasse Unterstützungen darreichen, durch welche es den Neuherausgetretenen möglich wird, eine Werkstätte einzurichten und ihr Brod durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen, oder müssen und sollen wir die Brüder aus den Heiden ihrem Schicksal überlassen?" Alle Missionsgesellschaften in Ostindien versorgen ihre Christen für den ersten Anfang auch in leiblicher Beziehung auf die eine oder andere Weise. Wer die Verhältnisse kennt und nicht von europäischem Standpunkt aus urtheilt, statt mit Gründen mit Machtsprüchen entscheidet, muß die Nothwendigkeit davon zugeben, daß man sich von Seiten der alten Christenheit der jungen Pflanzen der neu entstehenden Gemeinden annehmen müsse. Nicht die Taufcandidaten sollen unterstützt werden, ist die Meinung, sondern die bereits Uebergetretenen, d. h. diejenigen, welche um des HErrn und des Evangeliums willen ausgestoßen und verfolgt von den

Ihrigen, nicht wissen, wohin sie sich wenden sollen. Sagen Sie, geliebte Freunde? wohin sollen diese Brüder sich wenden? wohin anders, als an uns. Und wir dürfen sie nicht abweisen, so lange wir Brod haben, es mit ihnen zu theilen. Der Stand der Dinge in Indien ist einfach dieser: entweder muß man sich der Missions-Arbeit begeben, oder man muß in solchen Fällen Hülfe leisten. Die geistlichen und leiblichen Angelegenheiten sind in den eben gerade neu entstehenden Christen-Gemeinden unzertrennlich. Die jungen Christen sind Kinder, nicht Männer in Christo. Darum erwägen auch wir die hier bezeichnete Frage und erwägen sie immer aufs Neue. Das Resultat der Erwägung ist dieses: Verhältnißmäßig sehr kleine Summen wären im Stande, Abhülfe zu schaffen. So wie die Eingebornen leben und ihr Gewerbe treiben, kann mit wenigen hundert Rupien viel geleistet werden, wenn man sie zur Anschaffung der paar geringen Werkzeuge und einigen Arbeits-Materials den Leuten vorschießt. Aber der gerade jetzt neuentstehenden Gemeinden sind in diesem Augenblick in unserm Antheil von Ostindien mehrere. Guledgudd, Bettigherry, Hubly, Gudde, Utschilla, Tschombala, Coilandy, Cotacal sind in der gleichen Lage. Die etliche hundert Rupies, die die einzelne Gemeinde bedürfte, summiren sich zu etlichen Tausenden. Der Stand unsrer Kasse ist bekannt. Die Einnahmen reichen kaum die Missions-Ausgaben im engern Sinn zu decken. Hier liegt die Haupt-Schwierigkeit der Industriefrage, wie wir die Angelegenheit der Handwerker-Unterstützung zu nennen pflegen. Deßhalb ist sie von den Missionaren und der leitenden Committee nicht zu lösen. Der HErr muß sie lösen — und die Christenheit der Heimath!

2. Station Mulky.

(Angefangen im Jahr 1845.)

Missionare: A. Bührer mit Gattin. Fr. Lehmann.
Katechisten: Nathanael, Titus, Isaak.

Filial-Gemeinden: Utschilla und Gudde.
Aussenstation: Kadike, 1 Stunde von Mulky.

Auf der Station Mulky war bis zum Anfang des Jahres 1852 Miss. Ammann mit seiner Gattin stationirt. Im Frühjahr 1851 fühlte sich derselbe sehr angegriffen. In den letzten Monaten des Jahrs war seine Gattin ärztlicher Hülfe benöthigt. Sonst setzten die Geschwister ihre Missionsarbeit ununterbrochen und eifrig fort.

Ueber die Gemeinde Mulky berichtet Missionar Ammann im Juli 1851 Folgendes:

„Die öffentlichen Gottesdienste werden von den meisten Gemeindegliedern recht ordentlich besucht; noch mehr als an den Predigten nehmen sie an den Katechisationen Theil, in welchen im letzten Halbjahr der zweite Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses erklärt wurde. Was das geistliche Leben betrifft, so stellen sich die schlechten Fische immer mehr als solche heraus, während die übrigen, wenn auch langsam, am innern Menschen wachsen.

„Selbst den Heiden wird dieser Unterschied bemerklich. So sagte mir kürzlich ein Bramine in Betreff eines der ersteren: „in den ist auch nicht das Geringste von Ihren Schastras eingegangen; mit dem wollen wir nichts zu schaffen haben." Ueber eine andere Familie dagegen äußerte er sich in folgender Weise: „das sind gute Leute, diese wandeln nach Ihrem Wort; denen sind wir bereit Land zu geben." Auch andere bezeugen von ihnen: „diese lügen nicht, denen kann man trauen," und bekanntlich will das bei einem Hindu viel heißen. Ein Mann und ein Jüngling fielen in Fleischessünden; der Jüngling bekannte es aber sogleich mit Reue; der Mann dagegen leugnete es über ein Jahr lang; doch kam auch er endlich eines Tages und bekannte seine Sünde unter Thränen."

Im Januar 1852 schreibt Missionar Ammann:

„Die Missionsstunden und die Betstunden, welche eingeführt wurden, scheinen besonders gesegnet zu seyn für die Gemeinde. Ueberhaupt bin ich dankbar, bemerken zu dürfen,

daß das Wort von der freien und vollen Gnade nicht fruchtlos bleibt. Seit ich nach Honor bestimmt bin, legen die meisten Gemeindeglieder viele erfreuliche Erkenntlichkeit an den Tag. — Ein in Fleischessünden gefallenes Mädchen ist entschieden, seine Sünde zu lassen, kann aber die falsche Schaam noch nicht überwinden, die es abhält, zur Gemeinde zurückzukehren. Ein seit mehreren Jahren aus demselben Grund ausgeschlossenes Gemeindeglied ist wieder hergekommen und hat um Vergebung gebeten. — Ein Knabe und ein Mädchen wurden confirmirt, sie scheinen in der Wahrheit ihren Taufbund erneuert zu haben."

Dem Inspector erschien die Gemeinde Mulky bei seiner Visitation als eine der am meisten gesegneten. Während ihm in der Stadtgemeinde Mangalur eine größere Mannigfaltigkeit von Kasten, Individualitäten und Bildungsstufen, dabei aber auch eine lockerere Verbindung der einzelnen Gemeindeglieder unter sich und mit den Missionaren entgegentrat, glaubte er in Mulky in eine heimathliche Dorfgemeinde versetzt zu seyn, deren Mittelpunkt die Pfarrfamilie bildet. Die Mulky-Gemeinde ist mehr aus Einem Guß und bildet ein inniger verbundenes Ganze, dem des Missionars geistliche Physiognomie deutlich aufgeprägt ist. Beim Gottesdienst war nicht zu verkennen, daß Alle sehr aufmerksam waren und mit lebendigem Interesse der Predigt Miss. Ammann's folgten. Im persönlichen Verkehr sprach sich eine besondere Freundlichkeit, Offenheit und geistliche Lebendigkeit aus. Man sah deutlich, daß die Gemeinde mit Eifer und Geschick im Worte Gottes unterwiesen ist. Auch wurden dem Inspector Züge aus dem täglichen Leben der Einzelnen bekannt, welche von der durchgreifenden Erneuerung der Herzen höchst erfreuliche Beweise lieferten. Rührend war die Dankbarkeit, welche zwei greise Gemeindeglieder, Abraham und Isaak, im Namen der Gemeinde für die durch Vermittlung unsrer Gesellschaft ihr zugeflossenen Segnungen des Evangeliums, in ihren einfachen aber lebendigen Abschiedsworten aussprachen.

Was die Arbeit an den umwohnenden Heiden betrifft, so wurde im October ein junger Mann aus der Oelmacher-Kaste getauft. Ferner durchzog Miss. Ammann nicht bloß mehrere Male den ganzen Mulky-District mit der Botschaft des Heils, bezeugend, wie er schreibt, „daß die Sünde der Welt abgethan und Gott mit der Welt versöhnt sey, so daß Jeder freien Zutritt habe zum Vater durch Jesum Christum im Glauben," sondern er dehnte seine Wanderungen auch bis nach Schimoga im Königreich Meisur und nach Honor in Nord-Kanara, gegen 30 Stunden im Norden von Mulky, aus; und auch auf diesen größeren Reisen „durfte er hie und da mit Freude bemerken, daß das Zeugniß von der freien und allgemeinen Erlösung Eingang fand." In Honor, wo er vorzüglich unter den Gliedern einer von der Frau des englischen Richters Lascelles gesammelten Gemeinde arbeitete, durfte er 19 durch diese treue Jüngerin des HErrn erweckte Heiden taufen, einige Katholiken in die evangelische Kirche aufnehmen und mit ihnen Abendmahl halten. Auch um Mulky her, wo bisher weniger Empfänglichkeit für das Wort des Lebens wahrzunehmen gewesen war, fand er in der letzten Hälfte des Jahrs 1851 weniger Verschlossenheit gegen das Evangelium als früher. In Kadike, der Aussenstation von Mulky, eine Stunde von dort entfernt, und Kodituru, 3 Stunden landeinwärts, sowie in Mulky selbst, wo sich bisher gar kein Leben regen wollte (alle Mulkychristen sind aus den umliegenden Dörfern gesammelt), waren nach einem Brief vom Januar mehrere Familien und einzelne Personen, die einen Zug fühlen, Christen zu werden, und er lebte der Hoffnung, daß bald einige derselben heraustreten werden.

Die Schule in Mulky, welche 11 Kinder in sich faßte, wurde, wie früher, von Frau Ammann bedient. Ein Knabe wurde von den Eltern aus derselben weggenommen; dagegen wachten die vor 1½ Jahren aufgenommenen Kinder, welche anfangs sehr stumpfsinnig gewesen waren, allmählig auf, und machten schöne Fortschritte, sowohl in der biblischen Geschichte, als in den übrigen Fächern. Außer den Andachten,

welchen alle beiwohnen, haben die zwei ältesten Knaben die biblische Geschichte zweimal durchgemacht. Im Rechnen waren sie bis zu den Dezimalbrüchen fortgeschritten. Ausserdem erhielten sie Unterricht in Geographie und Aufsätze machen. Die 2te Classe hatte den größten Theil der biblischen Geschichte Neuen Testaments und einen Theil des Alten Testaments durchgemacht, las und schrieb ordentlich, und trieb die 4 Species mit unbenannten Zahlen und Kopfrechnen. Die 3te Classe hatte gleichfalls biblische Geschichte, Kopf- und Tafel-Rechnen, Schreib- und Leseübungen. Die 4te Classe lernte im Sand schreiben und hörte biblische Geschichte. Alle zusammen hatten Uebungen im Singen.

Literarische Thätigkeit Miss. Ammann's. — Im Monsun 1851 setzte Miss. Ammann die nochmalige Durchsicht seiner Revision der Tulu-Uebersetzung des Neuen Testamentes fort. Er war Ende September bis zum Römerbrief vorangeschritten.

Dieß ist die Geschichte der Station Mulky bis zum Schluß des Jahres 1851.

Im Januar 1852 zog Miss. Ammann von Mulky ab, um die Station Honor wieder zu besetzen. An seine Stelle trat Miss. Bührer von Mangalur, welchem Miss. Lehmann beigegeben wurde. Von Mangalur aus waren, wie unsern Lesern aus den frühern Berichten bekannt ist, im Norden von Mulky, 9 und 12 Stunden von Mangalur, 3 und 6 Stunden von Mulky, nämlich in Utschilla und Gudde, kleine Gemeinden gesammelt worden, die bisher von Mangalur aus bedient wurden. Nun schien es dem Inspector zweckmäßig, diese Filialgemeinden mit der nähern Station Mulky zu vereinigen. Miss. Ammann aber wurde von unsern Freunden in Honor wiederholt und dringlich dorthin gerufen. Dieß waren die Gründe, welche den Inspector bestimmten, die ebengenannte Veränderung eintreten zu lassen. Es war für Miss. Ammann sehr schwer, seine geliebte und gesegnete Gemeinde

zu verlassen und nach einem ziemlich einsam stehenden Posten zu ziehen, wo er die Missionsarbeit von Neuem anfangen, den harten Boden zuerst umpflügen und dann auf das Aufgehen des Samens in Geduld warten muß; allein er selbst erkannte einen Ruf des HErrn in den Verhältnissen und entschloß sich gerne, das Opfer zu bringen.

Die Gemeinden Utschilla und Gudde sind nun also zu der Gemeinde Mulky geschlagen. Dadurch ist es möglich geworden, sie regelmäßiger mit dem Worte Gottes zu bedienen, als dieß von dem 9 und 12 Stunden entfernten Mangalur aus möglich gewesen war. In Mulky werden die Gottesdienste in derselben Weise wie bisher fortgeführt; auf den beiden Filial-Gemeinden wird abwechslungsweise von einem der Missionare jeden Sonntag das eine Mal in dieser Gemeinde Predigt und Katechese und in der andern eine Katechese gehalten, das andere Mal umgekehrt. Es ist dieß um so nothwendiger, als die beiden Gemeinlein erst neu gegründet und die Gemeindeglieder eben deßwegen noch sehr unerfahren und schwach in ihrem Christenthum sind. Es trat dem Inspector an dem Beispiel dieser Gemeinden recht klar der Stufenunterschied des christlichen Lebens, wie er nicht bloß an Einzelnen, sondern auch an ganzen Gemeinden zu bemerken ist, selbst wenn Alle wirklich erweckte Christen sind, entgegen.

Zu unsrer großen Freude können wir berichten, daß nicht allein die beiden Brüder Bührer und Lehmann sich in ihrem neuen Wirkungskreis glücklich fühlen, sondern auch die drei Gemeinden sich innig zusammenschließen.

Census der Station Mulky (ohne die Gemeinden Utschilla und Gudde): Summa der Gemeindeglieder mit Inbegriff von zwei Getauften: 60. Taufcandidaten: 3. Summa sämmtlicher mit der Mission in Verbindung stehender Seelen: 63.

3. Station Honor.

(Angefangen im Jahr 1845.)

Missionar: J. J. Ammann mit Gattin.
Katechist: Christian Kamsika.

Zum ersten Mal seit 5 Jahren können wir dieß Mal wieder über unsere Station Honor etwas Anderes berichten, als daß sie immer noch unbesetzt sey. Als Inspector Josenhans im October 1851 in Bombay landete, fand er bereits ein Schreiben Hrn. Lascelles, engl. Richters in Honor, vor, mit der Bitte an Honor nicht vorüberzugehen, sondern sogleich auf dem Wege nach Mangalur die alte Basler-Station Honor am Ausfluß des Scherwati zu besuchen, weil er und einige andere englische Freunde der Basler Missionsgesellschaft eine von ihnen erbaute Kirche sammt Katechistenhaus unter der einzigen Bedingung, daß die aufgegebene Station, auf welcher die Gesellschaft immer noch ein Haus stehen habe, unverzüglich wieder besetzt werde und dem englischen Caplan gestattet sey, bei seinen Besuchen die Kirche mitzubenützen, als freies Geschenk für immer zu übergeben wünschen. Allein der Inspector wünschte vor allen Dingen den Stand der Canara-Mission näher zu untersuchen und die Ansichten der Missionare über die Honorfrage zu vernehmen, und bat um Aufschub bis zum December, wo er nach Honor zu kommen hoffen könnte. Hr. Lascelles war aber im Begriff, Indien zu verlassen, und seine Frau wünschte vor ihrer Abreise die von ihr gesammelte Gemeinde versorgt zu wissen. So bestieg Hr. Lascelles schon vierzehn Tage nach des Inspectors Ankunft in Mangalur sein Boot und kam auf der See nach Mangalur herab, um die Sache ins Reine zu bringen. Inspector legte ihm den Stand der Sache dar, sammt den Bedingungen, unter welchen er das sonst gewiß wohlgemeinte Geschenk übernehmen könnte, die schließliche Entscheidung abermals für den Besuch in Honor vorbehaltend. Er war entschlossen, nur dann die Station wieder zu besetzen, wenn alle entge-

genstehenden Schwierigkeiten, deren manche nicht unbedeutende vorlagen, ohne eigenmächtiges und voreiliges Eingreifen von irgend einer Seite, sich von selbst lösen würden. Wirklich geschah dieß denn auch in der Zwischenzeit, und bei seinem Besuch in Honor in den letzten Tagen des Novembers. Die Bedingungen wurden von den englischen Freunden angenommen. Miss. Ammann wurde durch die bereits berichtete Vereinigung Utschillas und Guddes mit Mulky disponibel, ein Freund erbot sich, die Aufzugskosten Miss. Ammann's zu bestreiten, und er selbst gewann Freudigkeit, sich von Mulky loszureißen; alle Missionare riethen zu. Honor war keine neue Station, sondern eine wegen der Krankheit Miss. Lehner's verlassene, wo unsere Mission nun auf Jahre hinaus mit den nöthigen Gebäulichkeiten versehen war. So entschied denn der Inspector, daß Honor durch Miss. Ammann wieder besetzt werden sollte. Im Januar zog derselbe im verlassenen Missionshaus ein und weihte die uns übergebene, zwar kleine, aber solid gebaute und freundliche Kirche mit dem ihm zufallenden Christenhäuflein zum Gotteshause der Gemeinde, die der HErr, wir hoffen es, in der zahlreich bevölkerten Heidenstadt sich sammeln wird. Natürlicher Weise sehnt sich derselbe mit seiner Familie je und je nach Mulky und der dortigen Gemeinde zurück. Obgleich Honor eine Stadt von 25—30,000 Einwohnern ist, fühlt er sich doch bis jetzt ziemlich einsam auf dem harten Boden, der hier von ihm zu bebauen ist. Doch schritt er in männlichem Glauben an sein neues Tagewerk, predigte mit dem ihm beigegebenen Katechisten Christian, dem mit Herm. Kaundinja gleichzeitig getauften Concani-Braminen aus Mangalur, auf dem Bazaar und in den Straßen der Stadt, und zog hinauf bis nach Sircy oberhalb der Ghats und hinüber bis Schimoga, wo unsrer Gesellschaft auch vor mehrern Jahren ein Haus zur Verfügung gestellt wurde für den Fall, daß es von ihr sollte und wollte besetzt werden, bis jetzt aber nichts geschehen konnte. So ist Miss. Ammann derjenige unsrer Brüder, den der HErr vor allen andern Brüdern zum Herold der

Gnade unter den Millionen Nord-Canaras berufen hat. Möge sein Wort geschehen in Beweisung des Geistes und der Kraft und Viele durch ihn zum Leben erweckt werden.

b) Mission im Süd-Mahratta-Lande.

---

4. Station Dharwar.

(Angefangen im Jahr 1837.)

Missionare: G. Weigle mit Gattin. Fr. Albrecht mit Gattin.

Katechist: Johann. Schulmeister: 4.

Unter allen unsern Stationen in Ostindien ist Dharwar gegenwärtig diejenige, welche am wenigsten sichtbare Erfolge der Missionsarbeit unter den Eingebornen aufzuweisen hat. Der Bericht der Station vom Juli 1851 sagt: „Unsere Gemeinde macht uns immer mehr Kummer als Freude. Ein Abendmahlsgenosse ist wegen Diebstahls zu 6monatlichem Gefängniß verurtheilt worden. Ein Andrer ist in Untersuchung wegen Verführung und Veruntreuung. Eine Dritte hat mit 3 Männern unerlaubten Umgang gehabt und wurde schwanger. 10 Gemeindeglieder sind ausgeschlossen. Alle diese Gemeindeglieder sind Tamulen und gehören entweder zu dem in Dharwar stationirten eingebornen Regiment oder zur Classe der Dienstboten bei englischen Herrschaften." Wie in ganz Indien, so sind auch in Dharwar diese Tamulen das Kreuz der Missionare. Der aus Canaresen, den eigentlichen Landeseinwohnern, bestehende Theil der Gemeinde ist tüchtiger, aber wenig zahlreich. Und schon daß die Mehrzahl der Gemeinde aus Tamulen besteht, ist der heidnischen Bevölkerung gegenüber nichts weniger als eine Empfehlung.

Indessen ist doch auch in Dharwar die Arbeit der Missionare nicht vergebens gewesen. Ihre englischen Predigten wurden, wie der visitirende Inspector selbst aus dem

Munde eines englischen Freundes vernommen, Manchem unter den englischen Residenten zum Segen. Durch die Einführung einer christlichen Gemeindeordnung und eine Reihe auf die Einzelnheiten des praktischen Lebens eingehender Predigten wurde das Leben der Gemeindeglieder in eine christlichere Ordnung gebracht. Mehrere im verflossenen Jahr heimgegangene Gemeindeglieder starben in beruhigender Herzensverfassung. Der alte blinde Simeon, als er sein Ende kommen sah, schleppte sich in das tamulische Bethaus und sagte: er wolle im Hause des HErrn sterben, und forderte nachher, so oft er wieder zum Bewußtseyn kam, die alte Christine auf, mit ihm zu beten. Auch wurden 3 Erwachsene und 2 Kinder aus den Heiden zur Gemeinde hinzugethan, und endlich wird einmal doch auch der Tag kommen, wo theils die Schularbeit, theils die Predigt auf den Straßen ihre Früchte trägt.

Die Schulen in Dharwar, insbesondere die, welche in dem der Mission gehörigen Schulhause gehalten wird, fand Inspector in einem höchst erfreulichen Stand. Die Letztere ist vielleicht die am fleißigsten von den Missionaren selbst besuchte und gepflegte Schule unter allen Heidenschulen unsrer Mission. Inspector examinirte selbst in verschiedenen Fächern und fand die Schüler so wohl unterrichtet, als nur immer die Schüler einer unsrer Volksschulen in der Heimath. Besonders erfreut war er durch die Kenntnisse, welche die heidnischen Knaben in der biblischen Geschichte an den Tag legten. Es wurde zuerst die neutestamentliche Geschichte vorgenommen, nachher dann die Geschichte Josefs genauer abgefragt, und siehe! nicht bloß die Thatsachen alle waren den Knaben wohl bekannt, sondern auch die religiösen Wahrheiten, welche diese alttestamentliche Geschichte enthält, vermochten sie klar und deutlich darzulegen. Dabei fielen die Antworten Schlag auf Schlag; die Schüler waren so zu sagen mit Händen und Füßen bei der Sache; sie rückten dem Examinator immer näher. Man hätte glauben können, man sey in einer christlichen Schule der Heimath.

Die öffentliche Predigt in den Straßen der Stadt und den umliegenden Dörfern ist von Miss. Albrecht regelmäßig fortgeführt worden. Die Aufnahme des Wortes ist verschieden, doch glaubt Miss. Albrecht wahrnehmen zu können, daß der Eindruck, welchen die Predigt macht, immer tiefer geht. Als während der letzten Durga-Noth (so nennt das Volk die Cholera-Noth) ein Götzenwagen zur Abwendung der immer heftiger um sich greifenden Krankheit fabrizirt werden sollte, gelang es dem Missionar, das Volk von der Vergeblichkeit und Sündlichkeit solchen Unternehmens so weit zu überzeugen, daß der Karren unvollendet blieb.

Vom 2. bis 24. October machte Miss. Albrecht eine Missionsreise nach Hallial, Sircy, Bonawasy, Havery und Bankapore, auf welcher ihm die Wirkung früherer Missionsreisen anderer Missionare auf erfreuliche Weise entgegentrat, manche christliche Tractate von dem heidnischen Volke abgekauft wurden, an mehrern Orten die Dorfschulzen selbst die Leute zur Anhörung der Predigt zusammenriefen, Manche im Stillen auch bekannten, daß sie von der Nichtigkeit der Götzen überzeugt seyen und den Sieg des Christenthums bereits kommen sehen, ohne jedoch sich ernstlich zu dem HErrn zu bekehren.

Census der Gemeinde: Communicanten: 31. Kinder: 33. Summa der Gemeindeglieder: 64. — Heidnische Schulknaben: 90. Heidnische Mädchen: 16. Summa der heidnischen Schüler: 106.

5. Station Hubly.

(Angefangen im Jahr 1839.)

Missionar: Johannes Müller mit Gattin.
Katechist: Paul. — Schulmeister: 6.

In der Geschichte der Station Hubly macht das Jahr 1852 Epoche. Seit 1839 war in dieser volkreichen Handelsstadt, welche mehr als 50,000 Einwohner zählt, das Evangelium unablässig, Jahre lang von mehrern Missionaren

zugleich, verkündigt worden; aber nur 3 Seelen hatten sich zum HErrn bekehrt. Am Schlusse des Jahres 1852 war das Gemeinlein auf 14 Seelen angewachsen. Die Uebertritte erfolgten zum Theil unter schweren Kämpfen. Die ganze Stadt gerieth einige Male in Gährung. Um so erfreulicher ist die Festigkeit und Ausdauer der Neubekehrten. Sie sind meist jüngere Männer von guter Kaste, deren Uebertritt zur Gemeinde um so höher anzuschlagen ist, als Missionar Müller bei der Aufnahme neuer Gemeindeglieder so streng zu verfahren pflegt, wie wenige Missionare. Es war der 16. März, an welchem die ersten 7 Taufcandidaten der Gemeinde durch das Bad der Wiedergeburt einverleibt wurden. Der Tag war ein Tag der Freude für die Station, um so mehr als auch die Verlobte des vielbewährten jungen Katechisten Paul unter den Täuflingen sich befand. Sie war längere Zeit nicht zu bewegen gewesen, ihrem verlobten Manne nachzufolgen. Nach längerer Wartezeit entschloß sich Paul, sie vor Gericht zur Verbindung mit ihm aufzufordern. Zu seiner und der Gläubigen großen Freude erklärte sie ihre Bereitwilligkeit, zu ihm zu kommen und in Verbindung damit, obgleich ihr vollkommene Freiheit gelassen wurde in ihrem bisherigen Stande zu bleiben, bis sie von der Wahrheit des Evangeliums sich überzeugt habe, den Wunsch, die heilige Taufe zu empfangen. Zwei der Neugetauften, begabte Jünglinge, welche, obwohl ihre Redlichkeit bei dem Verlangen nach der heiligen Taufe nicht bezweifelt werden darf, doch auch von weltlichen Nebenabsichten nicht ganz frei gewesen zu seyn scheinen, begaben sich bald nach der Taufe nach Belgaum, um dort in der englischen Schule für den Regierungsdienst sich auszubilden, ein Schritt, der Miss. Müller vielen Kummer bereitete, weil Gefahr vorhanden war, daß auch noch ein dritter der Versuchung zu hochstrebenden Gedanken unterliegen werde. Indeß gelang es dem Missionar diesen mit dem Verleugnungsweg, welchen er, wie alle unsere Neubekehrten, gehen muß, auszusöhnen, und auch die übrigen 4 Neugetauften bewiesen sich treu. Zwar sind sie Kinder am Verständniß und an

Erfahrung und bedürfen vieler sorgfältigen Pflege; aber zu unserer Freude dürfen wir sagen, daß sie denn doch unsträflich wandeln und ein Licht sind in dem HErrn. — Am Christfest 1851 wurden abermals 3 junge Männer, Genappa, Munjappa und Balappa zur Gemeinde hinzugethan, von welchen der Eine schon im Januar, die beiden Andern im May des genannten Jahres an die Gemeinde sich angeschlossen hatten. Der Erstere, ein Weber, hatte zehn Tage nach seinem Eintritt in die Verbindung mit der Gemeinde dieselbe wieder verlassen, kehrte aber nach einigen Monaten wieder zurück. An demselben Tag kam der zweite, ein junger Goldschmied. Er hatte große Kämpfe zu bestehen, denn seine Mutter mit seinen 2 jüngern Brüdern und seine Verwandten und Kastengenossen lagen ihm mit Thränen und Bitten, Schmähungen und Flüchen sehr hart an. Später wurde auch ihm das böse Beispiel der beiden nach Regierungs-Anstellung begierigen Jünglinge gefährlich, um so mehr als ihm sein heidnischer Vater einflüsterte: „wenn man die Kaste darangebe, müsse man es auch besser bekommen". Dennoch vermochten die Seinigen nicht, ihn wankend zu machen, und er fand sich allmählig auf dem schmalen Wege zurecht, der allein zum Leben führt. Der dritte, gleichfalls ein junger Weber von Althubly, schien zwar in seinen Absichten beim Anschluß an die Christen nicht ganz lauter zu seyn, auf der andern Seite war sein Benehmen vorwurfsfrei, und so konnte auch ihm die Taufe nicht gewehrt werden. Gerade um Seinetwillen zögerte aber der Missionar mit derselben länger, als er sonst berechtigt gewesen wäre. Um so stärker wuchs jedoch das Verlangen der drei jungen Männer nach der Taufe. Sie freuten sich hoch, wie Miss. Müller schreibt, als er ihnen endlich den Tag der Taufe anzeigte. In der Taufe erhielten sie die Namen Timotheus, Stephan und Johannes.

Noch haben wir aber den Bericht über den erfreulichen Fortgang des Werks in Hubly nicht abzuschließen. Mehr als Ein Mal stand und steht in der Bewegungszeit, die für die Station Hubly angebrochen ist, der Missionar über-

rascht und verwundert da und kann sich der Frage nicht erwehren: wie, auch dieser will ein Christ werden? Und er muß in Hubly nun erst recht das Wort verstehen lernen: „Jesus nimmt die Sünder an!“ Gegen Ende des Jahres 1851 stellte sich nämlich ein Kupferschmiedgeselle, Lakschma, 35 Jahre alt, als Candidat des Christenthums im Missionshause zu Hubly ein. Er war schon früher bisweilen ins Missionshaus gekommen, hatte auch mitunter einmal einer Predigt aufmerksam zugehört, doch keine besondern Hoffnungen erweckt. Um so mehr überraschte die Nachricht, welche Ausgangs Novembers Paul einmal nach Hause brachte, daß dieser Mann nach einigen Tagen mit der Kaste und dem Heidenthum zu brechen und ins Missions-Gehöfte zu gehen beabsichtige. Miss. Müller fürchtete Anfangs, der Mann sey nicht blos in Sünden, sondern auch in Schulden gerathen; es zeigte sich aber nachher, daß er selbst noch eine kleine Baarschaft mitbrachte und in gutem Rufe steht. Kaum 3 Wochen später half der HErr zu einem neuen Sieg. Während der Zeit der Visitation der Oberländer-Stationen, gerade in den Tagen, in welchen fast alle Missionare des Districtes in Hubly um den Inspector zur Districts-Conferenz versammelt waren, kam die Nachricht aus der Stadt, ein Goldschmied habe seine h. Schnur zerrissen, seinen Zopf sich abscheeren lassen und erkläre laut und öffentlich, er glaube an Jesum Christum und wolle sein Jünger werden. Sein Weib und sein Vater wußten nicht, was thun; sie hielten das Ganze Anfangs für einen Anfall von Wahnsinn und suchten den Mann wieder zur Vernunft zu bringen. Als dieß ohne Erfolg blieb, schleppte man ihn vor Gericht. Allein auch da erklärte Maharudrappa, dieß ist sein Name, mit Freimüthigkeit und Freudigkeit, daß er ein Jünger Jesu zu werden entschlossen sey. In Folge dessen sagte sich sein Weib mit ihrer 7jährigen Tochter von ihm los. Dieß Alles geschah, ohne daß eine Kunde davon bis zu den Christen gedrungen wäre. Erst als am Abend des zweiten Tags der Mann geschlagen und auf jede Weise mißhandelt wurde, wurde im Missionshause verkündigt, es finde in

der Stadt ein Auflauf statt, wegen eines Mannes, der ein Christ werden wolle. Da aber der Mann nie ein Wort gegen den Missionar geäußert hatte und keine Miene machte, ins Missionshaus zu kommen, wurde von Seiten der Christen kein Schritt gethan. Erst am dritten Tage, als die Aufregung immer höher stieg und nach den Berichten das Leben des Mannes in Gefahr zu seyn schien, sandte die Districts-Conferenz den Miss. Müller zum Mamledar (Oberamtmann), um ihn für das Leben des Mannes, wer er auch sey und was er auch wolle, verantwortlich zu machen. Dieser, obwohl nichts weniger als geneigt, einen Abtrünnigen zu schützen, sandte nur den Cotwal (Polizeiwachtmeister) mit einigen Peons (Polizeidienern) mit dem Missionar zur Stelle. Der Mann hatte sich auf die Veranda der Missionsschule in einer der Bazaar-Straßen geflüchtet. Ein Haufen Volks umgab ihn. Der Polizeibeamte fragte den Verfolgten: was er beabsichtige und zu thun gesonnen sey? Dreimal gab er dieselbe Antwort: „ich will ins Missionshaus gehen!" ungeachtet ihm jedesmal von Seiten des Missionars vorgestellt wurde, wie wichtig und entscheidend sein Schritt sey: er verliere die Kaste; vielleicht finde er sich getäuscht, wenn er mit den äußern Verhältnissen der Christen näher bekannt werde; möglicher Weise könne ihn sogar der Missionar nicht einmal zur Gemeinde zulassen, wenn er finde, daß ihm das fehle, was die unerläßlichste Vorbedingung des Anschlusses an die Christenheit sey; dann sey er völlig ausgestoßen und verlassen. Da aber der Mann entschieden und standhaft seinen Entschluß, Christ zu werden, vor allem Volk bezeugte, gab der Polizeibeamte Befehl, ihn ins Missionshaus zu bringen. Das Volk mußte Platz machen, und unversehrt langte er im Missionshause an. Er wurde in den Betsal hineingeführt, wo die Conferenz um den Inspector versammelt war. Blaß, die Spuren der Mißhandlungen an sich tragend, trat er herein; nur schüchtern ging er vorwärts. Als aber die Mitglieder der Conferenz ihm entgegentraten, ihm die Hand reichten und ihn unter Segenswünschen willkommen hießen, verzogen sich die Wolken,

die auf seiner Stirne lagerten, und ein freundliches Lächeln erhellte seine Züge. Wie die Taube, die in den Felslöchern eine Zufluchtsstätte findet, so war es diesem merkwürdigen Flüchtling zu Muthe, als er unter dem Schatten unsrer Flügel sich ruhig niederlassen konnte. Noch war aber nicht Alles ausgeglichen. Sein Vermögen war unter den Händen der Seinigen. Der Vater wollte es nicht herausgeben, Vater und Sohn erschienen deßhalb vor dem Mamledar. Der Sohn konnte die Herausgabe ohne Abzug verlangen; aber, ein Beweis, daß etwas von Christi Geist in ihm lebte, er theilte mit dem Vater um des Friedens willen, und selbst die Heiden fanden dieß schön und lobenswerth. Ein noch schwererer Kampf stand ihm bevor um seines Töchterleins willen. Die Mutter, die ihn verließ, gab es nicht heraus; von den Verwandten und heidnischen Behörden wurde sie unterstützt. Erst als die englische Gerichtsstelle dem Kinde die Wahl einräumte und dieses fürs Gehen zum Vater sich entschied, bekam er es heraus.

Zehn Tage nach Maharudrappa's Heraustreten folgte ihm sein Bruder Manappa, gleichfalls ein Goldschmied, 24 Jahre alt, Weib und Kaste verlassend, nach.

Im Frühjahr schloß sich ferner des Timotheus Bruder an die Gemeinde an, und nun folgten am 23. April auch die Eltern der beiden Brüder mit ihren drei jüngern Knaben nach.

Das Gemeinlein in Hubly ist auf diese Weise im Lauf von 1½ Jahren um 11 Getaufte und 9 Taufcandidaten vermehrt worden. Es ist ein kleines Häuflein im Vergleich mit der massenhaften Bevölkerung der Stadt; aber nicht leicht auf einer Stelle unseres Missionsgebietes brach sich das neue Leben des Geistes mit solcher Macht, fast gegen Wunsch und Willen des Missionars, dem wegen der leiblichen Versorgung der neuen Gemeindeglieder bei jeder Mehrung ihrer Zahl banger ums Herz werden wollte, die vom HErrn zuvor bestimmte Bahn. Deßhalb leben wir denn auch der Zuversicht, daß, nachdem einmal der erste Grund zu einer christlichen Gemeinde gelegt ist, die Zahl der Gläubigen sich

immer wieder nach einiger Zwischenzeit von Neuem vermehren wird, ungeachtet seit diesen rasch auf einander folgenden Uebertritten die Heiden umher für einige Zeit scheuer und zurückhaltender sich zeigen, als zuvor. Daß dieß geschehen möge, wünschen und erflehen wir vom HErrn. Wir sehen uns dazu aufgefordert durch den Blick auf die große Heidenbevölkerung dieser Haupthandelsstadt des Landes, die im Anfang unsrer Mission, um ihrer Bedeutung für ganz Süd-Mahratta willen, besonders ins Auge gefaßt wurde, und nach den neusten Erfahrungen nun endlich wirklich auch auf dem Gebiet der Mission die Stellung einnehmen zu wollen scheint, die ihr von Rechtswegen gebührt. Möge Hubly sein Licht weit hinaus ins Mahrattenreich ergießen!

Census der Gemeinde vom 1. Januar 1852: Communicanten: 7. Nichtcommunicanten: 4. Summa der Gemeindeglieder: 11. — Schulen: Heidnische Knaben: 250. Heidnische Mädchen: 15. Summa der Schulkinder: 265.

6. Station Bettigherry.

(Angefangen im Jahr 1841.)

Missionar: G. Würth. — Katechist: Nahasson Rozario. Schulmeister: 4

Die Zeit, welche dieser Jahresbericht umfaßt, war für die Station Bettigherry eine Zeit mannigfacher Entscheidung.

Seit Jahren arbeiteten auf der Station immer zwei Missionare: wir wollen nicht sagen fruchtlos, denn die Früchte fangen eben erst an, sichtbar zu werden, aber doch insofern erfolglos, als von den vielen Hunderten und Tausenden, die mit unsrer Mission in Berührung kamen, nur etliche wenige Seelen die Ketten zu zerreißen die Kraft erhielten, die sie an das Heidenthum fesselten und keine Gemeinde sich bilden wollte. Da sproßte im Jahr 1851 in Guledgudd, einer etwa 16 Stunden von Bettigherry entfernten Landstadt, die von Europäern nur sehr selten berührt wird und mit dem Christenthum völlig unbekannt geblieben war, durch

den Dienst unsrer Missionare eine frische Saat des neuen Lebens auf. Eine kleine Gemeinde wurde gegründet und Miss. Kies zog dahin, um sich unter seinen Glaubenskindern niederzulassen. Miss. Hiller blieb in Bettigherry zurück. Auch da schien die vieljährige Aussaat endlich aufgehen zu wollen; aber es blieb abermals bei einem blosen Anlauf.

Der folgende Auszug aus dem Semestral-Bericht Miss. Hiller's gibt hievon Zeugniß:

„Am Abend des 7. März erfuhren wir durch den Katechist Christian, daß Badappa, Eiauwa, Doorta, Bhaskara und Niegos (ein Guludaguda) sich entschlossen haben, Christen zu werden. Am Abend des 8. März nahmen wir sie von den Uebrigen, die ebenfalls zur Andacht gekommen waren, besonders. Wir fragten sie über ihren Entschluß, und Alle bekannten frisch und freudig Christen werden zu wollen. Wir fragten sie, ob sie es ihren Eltern schon gesagt haben. Alle hatten es mehr oder weniger direct verlauten lassen, Badappa ausgenommen. Wir sprachen ihnen aus dem Worte Gottes Muth ein, und suchten sie in ihrem Vorhaben zu befestigen, stellten ihnen aber auch vor, was in diesem Fall für einige Zeit von Seite der Ihrigen auf sie warte. Die Sache war indeß an demselben Tage ruchtbar geworden; und ein hoffnungsvoller Knabe, der der Schule entwachsen und bei uns als Schreiber beschäftigt war, regelmäßig zur Abend-Andacht kam und seine Angehörigen ermahnte, sie sollten die Thorheit des Putschamachens, d. h. des Götzendienstes, lassen, wurde noch an demselben Abend von hier abgeholt und den andern Tag nach Namburg entfernt. Am 9. März blieb noch Alles ziemlich ruhig; aber am 10ten brach das Feuer aus: die Verwandten der Jünglinge kamen zusammen und machten ihnen alle möglichen Vorstellungen. Dieses dauerte mehrere Tage, während welcher Zeit wir ebenfalls jede Gelegenheit benützten, die wir in der Schule oder im Missionshaus fanden, ein Wörtlein einsam mit ihnen zu reden, und ihnen Muth einzuflößen um durchzubrechen. Am 10ten und 11ten hatte

namentlich Eiauwa harte Zeit, weil seine ganze Verwandtschaft den ganzen Tag in seinem Hause um ihn versammelt war und seine Mutter ihn eigentlich jämmerlich bat, diesen Schritt nicht zu thun: er sey ihr von Gott erbetener Sohn, und wenn er sie verließe, würde sie lebensüberdrüssig sich in einen Brunnen werfen. Dieselbe Drohung stieß auch Doorta's Mutter aus. Am 10ten war Badappa eine Weile bei uns, wo er sich noch sehr fest und entschieden erklärte. Er sagte: „Ich habe in Katrigi einen Haufen Geld gehabt, aber meine Verwandten haben mir das Lesen verboten; was nützte mich jedoch der Haufen Geld, wenn ich nicht die Schriften lesen darf, in denen mir der Weg zur Seligkeit gezeigt ist?" Am 12ten und 13ten gaben endlich die um das Wohl der Jünglinge sich Interessirenden den Eltern und Verwandten derselben den Rath, dieselben von unserm Haus und unsern Schulen zu entfernen. Dieses veranlaßte mich in einer Versammlung von etlichen einflußreichen Männern in Badappa's Haus eine offene Erklärung zu geben und zu zeigen, welch undankbares und thörichtes Verfahren es wäre, wenn sie uns einen dieser Jünglinge entzögen, die unsern Schulen so gut vorstehen, an denen wir so viel Freude haben, weil wir uns so lange mit schlechten (einen schlechten Lebenswandel führenden) Schulmeistern haben behelfen müssen, und ihnen zugleich in Aussicht zu stellen, daß wenn diese Jünglinge unsern Schulen entzogen werden, wir ihre Schulen nicht wieder öffnen, bis diese Schulmeister selbst sie wieder anfangen. Dieses hatte den gewünschten Erfolg. Es war hauptsächlich Furcht vor den Leuten, was die Eltern bewogen hatte, ihre Söhne von uns zu entfernen. Diese war nun zerstreut, wenigstens so weit, daß sie Alle ruhig in ihrem Dienst bleiben konnten. Auf die Schulen hatte dieser Vorgang fast gar keinen nachtheiligen Einfluß, Bhaskara's Mädchenschule ausgenommen, weil diese in dem Quartier ist, in dem die vier Jünglinge wohnen. Uebrigens waren um diese Zeit auch viele Hochzeiten und Feste, welche die Schüler von der Schule abhielten. Am 2. April ging das letzte Fest vorüber, und

am dritten ging ich mit Bhaskara in die Häuser seiner Schülerinnen, sie in die Schule einzuladen. Am Mittag hatte er die Freude, wieder 20 seiner Mädchen zu meiner l. Frau hierherzubringen. Somit war nun wieder Alles wie vorher. Auch hatten sich bis dahin alle Jünglinge, so viel es ihnen möglich war, wieder regelmäßig zu den Sonntags-Gottesdiensten und Abend-Andachten eingefunden, was sie seither zu meiner Freude, trotz den Widersprüchen der Ihrigen, mit lebendiger Theilnahme fortsetzten. Nur wegen Badappa allein hatten wir Ursache zu bedenklichen Sorgen. Er war unter allen der Beherzteste und Hoffnungsvollste. Daß die Andern sich für jetzt von ihrem Vorsatz zurückschrecken ließen, war uns begreiflich, aber daß Er sich dazu verstand, sich wieder ins Nizams-Land nach Katigri senden zu lassen, dieß erschien uns in jeder Hinsicht mißlich. Am 14. April schied er mit schwerem Herzen und mit der Versicherung, daß ihm die Wahrheit des Wortes Gottes und der Entschluß, ein Christ zu werden, noch fest stehe, aber jetzt reiche es bei ihm noch nicht ein Christ zu werden. Wir ließen ihn mit schweren Gedanken ziehen, trugen ihn aber auf unserm Herzen. In Katigri wurde ihm das Lesen der Bücher, die er von hier mitgenommen hatte, streng untersagt, weßwegen er sie in dem Hause eines Bekannten verbarg, und wenn er sich auf kurze Zeit wegstehlen konnte, dorthin ging, um zu lesen. Indessen unterhielt Badappa und Eiauwa eine Correspondenz mit einander, so oft der Eine oder der Andere einen Brief sicher zu senden Gelegenheit fand. Badappa klagte gewöhnlich seine innere und äußere Noth, und Eiauwa suchte ihn aufzumuntern und ermahnte ihn zum Festhalten am Weg des HErrn und zum Gebet, indem er ihm z. B. eine Auseinandersetzung von drei Arten des Gebets von Br. Kies ins Gedächtniß zurückrief. Da ihm das gemeinschaftliche Gebet unmöglich sey, solle er doch von dem innern Gebet im Herzen nicht lassen. Vor drei Wochen schrieb Badappa einen sehr kläglichen Brief an Eiauwa, indem er klagte, daß ihm innerlich alles dunkel, trübe und unsicher zu werden anfange,

und er auch äußerlich sehr hart behandelt werde. Er dürfe nicht einmal mit seiner Verlobten reden, die mit ihm in einem Hause wohne. Er habe nun an die Seinigen in Bettigherry geschrieben, wann sie ihn nicht bald wieder heimholen, gehe er hin, wohin es ihm gefalle. Zugleich gab er Eiauwa den Auftrag uns zu fragen, ob er kommen solle, wenn ihn seine Leute nicht abholen, und ob er seine Verlobte auch mitbringen dürfe. (Das Dorf ist 12 Stunden südöstlich von hier, und die Verlobte zu erhalten, ist, wie es scheint, die Hauptursache seines Zögerns. Er ist dort von einem reichen Vetter an Kindesstatt angenommen, dessen Geld aber, wie es scheint, nicht so viel Anziehungskraft für ihn hat, als seine Verlobte.) Natürlich waren wir von Herzen gerne alle Hülfe zu leisten bereit, und die Seinigen sandten sogleich einen Mann mit einem Ochsen dahin ab, um ihn zu holen. Mit Erlaubniß der Seinen ist er nun wieder an seiner Stelle an den Schulen. Die damals so unerwartet sich erschließende Hoffnung ist nun also nicht in Erfüllung gegangen; dennoch haben wir noch Ursache uns zu freuen und dem HErrn zu danken, daß die Sache diesen Verlauf nahm; denn dieser Aufschub ist, wenngleich ein Aufschub, für unser Werk doch kein eigentlicher Verlust."

Einen ähnlichen Erfolg hatte ein Versuch des Inspectors bei seiner Visitation der Station Bettigherry im December 1851. Es war seine Aufgabe, die Gründe zu erforschen, warum die Missionskinder an diesem Ort nie zur Geburt kommen wollten. Er ließ die in Missionar Hiller's Bericht aufgeführten Jünglinge zu sich kommen, sprach mit ihnen über ihren Herzens- und Gemüthszustand, und da er sie nicht nur zu allem Guten willig, sondern auch zu dem großen Schritt des Uebertritts in wahrhaft lieblicher Weise vorbereitet, einzig durch die früher mißlungenen Versuche, zur Freiheit hindurchzudringen, eingeschüchtert fand, machte er ihnen den Vorschlag, nach Mangalur zu gehen, wo bereits eine größere Christen-Gemeinde und ihnen volle Möglichkeit gegeben sey, sich frei zu entscheiden. Der Vorschlag wurde angenommen: die Jünglinge waren zur Abreise ent-

schlossen, sogar gerüstet. Da erschien der Munschi Miss. Hillers, der mit wahrhaft satanischer Schlauheit die harmlose Jugend in Furcht und Schrecken setzte, so daß sie abermals mit Beschämung und Schmerz zurücktraten. — Dieser Vorfall mußte den Inspector veranlassen, die Frage zu erwägen und zur Evidenz zu bringen, ob nicht das Mißlingen der Missionsarbeit in Bettigherry dem Umstand zuzuschreiben sey, daß man mit der Auswahl und Beaufsichtigung der dem Missionshaus näherstehenden Personen mit zu wenig Entschiedenheit und Consequenz verfuhr. Wirklich überzeugte er sich auch bei genauerer Erforschung des Standes der Dinge auf der Station, theils durch eigene Anschauung, theils durch eingehendere Berathungen auf der Conferenz des Mahratta-Distrikts davon, daß wenn auch mit vielem Eifer und Fleiß, ja mit musterhafter Hingebung in Bettigherry gearbeitet worden war, man doch mit nicht genug Menschenkenntniß und Consequenz die sich Nähernden gesichtet hatte. Es ließ sich nicht verkennen, daß die Missionare in Bettigherry in einem Umfang wie wohl nirgends auf die ganze Einwohnerschaft der Umgegend Einfluß gewonnen und geübt hatten, wie er sich aber zu viel auf das äußere Leben mitbezog, so in ihm menschliche und göttliche Elemente zu wenig geschieden durch einander wirkten. Deßhalb glaubte der Inspector im Interesse der Missionare selbst, wie der Station, auf eine Aenderung im Personal der Arbeiter denken zu müssen. Missionar Hiller war überdies fast das ganze Jahr 1851 hindurch leidend und oft sogar krank gewesen. Im Februar war er in Guledgudd von heftiger Diarrhöe befallen worden, so daß er eilends nach Hause zurückkehren mußte. Die Folge dieses Anfalls war oft wiederkehrende Kolik und große Angegriffenheit des Nervensystems. Am 19. März kam ein heftiger Ruhranfall hinzu. Im Monsun fühlte er zwar entschiedene Besserung; im November aber kehrte das alte Leiden verstärkt zurück, so daß der Inspector den Kranken im December sehr schwach und elend fand. Endlich hatte Miss. Hiller sich und der Committee durch seine kleinen ökonomischen Unternehmungen,

wenn auch keine Verluste, wie man gefürchtet hatte, so doch immer Verlegenheiten bereitet, die am vollständigsten gehoben wurden, wenn er eine andere Station bezog. Der Inspector rieth ihm deßhalb, zunächst zu seiner Erholung auf die Nilgherries sich zu begeben und sodann seine Stelle in Bettigherry mit einer andern zu vertauschen. Miss. Hiller ging darauf ein und verließ im Februar 1852 Bettigherry mit seiner Familie, um in Kotagherry auf den blauen Bergen sich zu erholen, während der Inspector nach einer Stelle sich umsah, die ihm nach seiner Wiederherstellung angewiesen werden könnte. Im Februar traf der Inspector selbst auf den Bergen ein. In der Zwischenzeit war Miss. Hiller zu der Ueberzeugung gekommen, daß es für ihn in Rücksicht auf seine Gesundheit, sein Alter, seine Familie und die Schwierigkeiten, welche seine Niederlassung auf einer andern Station haben würde, wünschenswerther und besser sey, Indien zu verlassen, wo er doch nicht mehr viele Jahre arbeiten könnte, so lange er noch Hoffnung habe, eine Prediger-Stelle in Amerika ausfüllen zu können. Er übergab deßhalb dem Inspector die Bitte um seine Uebersiedelung nach Amerika und im Zusammenhang damit um die Entlassung aus dem Dienst der Gesellschaft. Der Inspector entsprach seinen Wünschen, und so trat Miss. Hiller dann im April seine Reise nach Nord-Amerika an. Er schiffte sich mit seiner Familie in Calicut ein, erreichte im August England und im October die Vereinigten Staaten, wo er in Albany eine seinen Wünschen entsprechende Stelle fand.

Sein Nachfolger in Bettigherry wurde Miss. Würth, früher in Hubly, seit 2 Jahren aushülfsweise Mitarbeiter Miss. Mögling's an der Katechistenschule in Mangalur. Er verließ am 8. Januar 1852 Mangalur mit einem seiner bisherigen Schüler, Nahasson Rozario, der der Station Bettigherry als Katechist zugetheilt wurde, reiste zu Fuß, immer zugleich predigend und missionirend, über Schimoga und Harihar nach Hubly, und kam am 3. Februar in Bettigherry an. Von dort schreibt er unter dem 19. März an Inspector Josenhans in Mangalur:

„In den ersten Tagen nach unsrer Ankunft kamen sehr viele Leute ins Missionshaus hierher, und auch in den Schulen fand ich Viele, die bereit waren zu hören. Ich lasse mich in der Regel nicht viel auf polemische Fragen ein, sondern lese einfach einen Abschnitt aus den Evangelien vor und predige darüber, was in den meisten Fällen einen bessern Eindruck zurückläßt, als eine polemische Debatte über ein Kapitel aus ihrer Mythologie. So habe ich z. B. am 5. Februar Nachmittags vor einer Anzahl Leute über den Sturm auf dem Meere gepredigt. Hauptgedanke: wo Menschenhülfe aus ist, kann der HErr noch helfen; keine Noth ist so groß, daß Er nicht aus derselben erretten könnte. Hernach, weil den abgehenden Zuhörern immer wieder neue folgten, fuhr ich fort über die Heilung der gergesenischen Besessenen zu reden. Hauptgedanke: der Mensch weist Christum mit seinem Heil von sich, sobald er sieht, daß er um Seinetwillen irdische Verluste zu erleiden haben werde. Nachdem der Reiz der Neuheit sich verloren hatte, wurden die Besuche im Bangalow seltener; dagegen lasse ich es mir angelegen seyn, die Leute in ihren Häusern aufzusuchen, und auf den Straßen die Müssigstehenden einzuladen zum Reiche Gottes. Insbesondere bieten die Abend-Versammlungen in der Schule im Dorfe reichliche Gelegenheit dar, Christum zu verkündigen. Sie sind gut besucht. Ich habe angefangen, ausgewählte Abschnitte des Evang. Matthäi zu erklären. Damit keine Streiterei darin aufkomme, erlaube ich Niemandem zu reden, bis ich meinen Vortrag beendigt habe. Sehe ich aber, daß irgend ein böswilliger Mensch, nur um die Sache ins Lächerliche zu ziehen, Fragen und Zweifel erhebt, so erlaube ich einem solchen nicht einmal nach Beendigung meiner Rede das Wort, sondern lade jeden, dem es um ernste Erforschung der Wahrheit zu thun ist, ein, zu mir ins Missionshaus zu kommen. Das will freilich solchen, die ihre Weisheit gerne zeigen möchten nicht einleuchten. Allein ich kann nicht helfen. Die Erfahrung lehrt mich diesen Weg gehen. Oft hatte ich den guten Saamen des Wortes ausgestreut; ein Ernst schien über die Versammlung ausgegossen zu seyn; da ließen einige

Weisheitskrämer eine Menge eitler und unnützer Fragen los, die wie ein dichter Vogelschwarm sich auf das Ackerfeld des menschlichen Herzens niederließen und die Samenkörner wegfraßen. —

„Die 2 Knaben-Schulen sind nicht im besten Zustande. Ich hoffe durch Geduld und Ausdauer in der Arbeit an denselben sie nach und nach zu heben. Eine neue im Dorfe Lakundi, wo wir ein Schulhaus haben, werde ich nächstens errichten. Ich denke namentlich auch daran, öfters für einige Tage in jenes Dorf zu gehen, und so es gleichsam zu einem Vorposten für directe Missionsarbeit zu machen. Von den 2 Mädchen-Schulen mußte ich eine aufgeben, weil sie zu schlecht besucht war. Es kamen nur noch einige Mädchen, und der Schulmeister schien seiner Arbeit selbst überdrüssig zu seyn.

„Von den 4 Jünglingen, die früher vom Christwerden sprachen, ist einer, Badawa, erst vor einigen Tagen von einem Besuch wieder hierher zurückgekehrt. Ich habe seitdem mit ihm gesprochen. Er soll der Hoffnungsvollste gewesen seyn. Aber es scheint nicht, daß die schönen Hoffnungen, die man früher in Bezug auf ihn haben konnte, in Erfüllung gehen. Er ist kalt, ohne Herz für den Heiland, aufgeblasen über das Bischen, was er über Wedas und Wedanta weiß. Eiappa ist hier als Schulmeister angestellt; er hat viel Erkenntniß, aber gar kein gebrochenes Herz; die Weltliebe und Menschenfurcht ist so stark, daß er es noch nicht über sich vermocht hat, das abgöttische Kastenzeichen an seiner Stirne fahren zu lassen, und so einmal einen Anfang zu machen, seiner Ueberzeugung treu ohne Heuchelei zu leben. Totappa, gleichfalls als Schullehrer in unsern Diensten, läßt sich herbei, das Wort Gottes zu hören, weil er fürchtet, im Unterlassungsfalle seinen Dienst zu verlieren. Dagegen habe ich für den 4ten und jüngsten, Bhaskara, unsern Mädchen-Schulmeister, am meisten Hoffnung. So viel ich ihn kenne, so scheint mir wirklich sein Herz von der Gnade Gottes angefaßt und bearbeitet zu seyn. Als Nilakanthappa und Genappa heraus-

traten, war er bereit, dasselbe zu thun. Aber Eiappa hat ihm vorgestellt, wie schimpflich es wäre, falls er heraustråte und dann den Bitten und Thränen seiner Eltern nicht zu widerstehen vermöchte. Dieß hat ihn bedenklich gemacht, so daß er noch einige Zeit warten will. Ich habe ihm gesagt, er solle nun in seinem Hause den Anfang damit machen die Wahrheit zu bekennen, daß er den Götzendienst in seinem Hause nicht mehr mitmache, das abgöttische Kastenzeichen an seiner Stirne nicht mehr trage. Das hat er denn auch wirklich zu thun angefangen. Anfangs haben ihn seine Eltern hart darüber angelassen, sind aber allmählig gleichgültig dagegen geworden.

„Am 8. März Abends sind zwei Familien von hier, mit deren Häuptern ich schon länger in Verbindung stand, hierher ins Missionshaus gezogen, haben die Kaste gebrochen und sind in Katechumenen-Unterricht aufgenommen worden. Sie wohnen in den Häuschen neben dem Missionshause. 1) Nilakanthappa, Weber von mittlerem Alter; 2) Eiauwa, sein Weib, noch jung; 3) Hutschappa, sein 9jähriger Sohn, ein Knabe von aufgewecktem Verstande; 4) Sangauwa, seine 10jährige Tochter; diese beiden sind Kinder aus erster Ehe. 5) Ningauwa, ein Mädchen von 2 Jahren, das erste Kind aus der zweiten Ehe. Nilakanthappa's Leben war früher nicht untadelhaft, wie es leider bei den meisten Hindus der Fall ist: er lebte früher in Hurerei. Als er das Evangelium hörte, fing er an, sich seines Sündenlebens zu schämen, und entschloß sich, Christ zu werden. Der Feind, in dessen Klauen er gesteckt war, wird ihm noch manchen Kampf bereiten. Aber Christus ist ja gekommen als Arzt für die Kranken, nicht für die Gesunden, um die Sünder selig zu machen. Die zweite Familie besteht aus: 1) Genappa, ein Mann in den 30ger Jahren, Weber: 2) Irauwa, sein Weib; 3) Pakirappa, sein Sohn, ungefähr 2 Jahre alt. Zusammen also 8 Seelen. Genappa ist ein aufrichtiger, einfältiger Mann.

„Dieses Ereigniß hat auf der Station folgende Veränderungen nach sich gezogen;

1) Bis daher beschäftigte ich den Katechisten Nahasson, der in letzter Zeit sehr auf der Brust gelitten hat, mit der Beaufsichtigung einer Schule. Sangauwa und Hutschappa mag ich nicht so aufwachsen lassen, ohne daß sie Schulunterricht genießen. In die Heidenschule kann ich sie aber nicht schicken, aus Gründen, die von selbst in die Augen fallen. Deßhalb habe ich Nahasson einstweilen zum Schulmeister dieser neu entstehenden Gemeindeschule gemacht. In diese sind noch aufgenommen Maria und Johanna, die zwei Töchter meines Knechtes Juan. Dieser wünscht, daß seine Töchter und Söhne im evangelischen Glauben erzogen werden. Er selbst hat sich bis jetzt gut gehalten. Sein Weib besucht unsere Andachten und Gottesdienste, und hat fast allen Schmuck abgelegt, um Neugekommenen kein Aergerniß zu geben. Könnten seine Kinder so in unsrer evangelischen Kirche festgestellt werden, so wäre es von Nutzen für unsere Mission hier. Denn es ist sehr schwer für junge Männer, die Christen geworden sind und sich verheirathen sollten, Weiber zu finden.

2) Die 2 Männer haben in Folge davon, daß sie mit ihren Weibern und Kindern die Kaste gebrochen haben, ihr Brot verloren. Hier ist die Feindschaft der Heiden noch so roh und groß, daß es unmöglich für sie wäre, im Dorfe bei einem reichen Manne Arbeit zu finden. Sie sind aber geschickte Weber, die ihr Handwerk verstehen, wie ich aus dem Munde der Heiden selbst gehört habe. Durch ihrer Hände Arbeit sollen sie sich ihr Brot verdienen. Ich habe darum sogleich den frühern Pferdestall, der sich hiefür ganz besonders eignet, zu einer Weberei einrichten lassen, und zwar so, daß 4 Webe-Stühle darin aufgestellt werden können. Vor der Hand sind zwar bloß 2 nöthig, aber es ist Hoffnung da, daß noch einige junge Männer kommen, und so ist dann auch dafür gesorgt. Das hat nun nicht viele Kosten verursacht. Dazu reicht mir das, was für „Bauten" bewilligt ist, schon aus. Sie hatten auch einige Rupien Schulden in rückständigem Hauszins und dergleichen. Dafür aber haben sie mir Gold- und Silberschmuck gegeben,

der wohl mehr werth ist. Ich habe ihnen diesen, so zu sagen, abgekauft, und dann ihre Rückstände in's Reine gebracht. Nun aber, nachdem die Weberei eingerichtet ist, müssen sie Garn haben. Können sie viel auf einmal kaufen, so ist es wohlfeiler. Um darum einen guten Anfang machen zu können, habe ich jedem 50 Rupien geliehen ohne Zins, unter der Bedingung, daß sie, sobald ihr Geschäft im Gang ist, mir jeden Monat etwas von der Schuld abzahlen, und mit diesem Gelde ihr Geschäft so treiben, daß sie meiner Hülfe nicht mehr bedürfen. Dieses Geld habe ich nicht direct aus der Missionscasse, sondern theils aus Privatgeld, das ich mir zum Ankauf von Hemden 2c. hingerüstet hatte, theils aus eingegangenem altem Saldo einstweilen genommen. Ich möchte Sie daher, verehrtester Herr Inspector, bitten: daß mir die Summe von 100 Rupien als Unterstützung extra aus der Missionscasse bewilligt werde. Was mir daran zurückbezahlt wird, das könnte ich wiederum in die Missionscasse zurücklegen. Wenn aber das nicht angehen sollte, so müßte ich eben das Geld durch Extra-Donationen von Engländern zu bekommen suchen.

„Verehrtester Herr Inspector! Ich weiß mir nicht anders zu helfen, als daß ich die Leute unterstütze; denn sie sind nicht blos Katechumenen, sondern haben auch factisch bereits mit dem alten Heidenthum gebrochen und dem Götzendienst entsagt." Würth.

So war denn einmal doch der erste große Sieg errungen, den vielen angefaßten, aber immer zögernden Bewohnern Bettigherry's der Weg gezeigt und der Beweis geliefert, daß der HErr auch in Bettigherry die zu erretten und zu erhalten weiß, die der Wahrheit in Aufrichtigkeit des Herzens gehorsam werden. Zugleich bestätigte auf diese Weise der HErr selbst die Veränderungen auf der Station, welche zur Förderung des Werks unter viel Kampf und Gebet beschlossen und durchgeführt worden waren. Und zu unserer großen Freude können wir berichten, daß, nachdem einmal der erste Einbruch in die Bollwerke des Feindes geschehen war, Schlag auf Schlag, wie dieß unsere Freunde aus den Berichten des Heidenboten ersehen werden, neue

Uebertritte und Bekehrungen erfolgten, so daß wir, wenn gleich nicht ohne Beugung, doch mit Dank und Anbetung auf die neuste Entwicklung unsrer Bettigherry-Mission hinblicken.

Census der Station Bettigherry am Schluß des Jahres 1851: Gemeindeglieder: keine. — Schulen: 4 Knaben-Schulen in Gadag und Bettigherry: 242 Schüler. 3 Mädchenschulen: 62 Schülerinnen. Also Gesammtzahl der Schulkinder: 304.

7. Station Malasamudra.

(Angefangen im Jahr 1841.)

Missionar: J. Leonberger. — Katechist: J. Kamsika.
Heidnische Schulmeister: 3.

Wie unsere Leser sich erinnern, wurde die Station Malasamudra im Jahr 1841 gegründet, um daselbst die zum Uebertritt zum Christenthum sich bereit erklärenden Kalagnanas (eine hinduistische Secte) anzusiedeln, scheiterte aber der Plan durch das Zurücktreten dieser Leute. In der Folgezeit bebaute Missionar Stanger mit einer kleinen Zahl Christen, die theilweise von Bettigherry dahin verpflanzt wurden, und einer noch größern Anzahl umwohnender Heiden, die er als Knechte und Tagelöhner in Dienste nahm, das zur Station gehörige Missionsland und richtete eine kleine Zuckersiederei ein, um den Ertrag des Zuckerfeldes möglichst nutzenbringend zu machen, immer der Zeit harrend, wo die umwohnenden Hindus sich bekehren und sich in Malasamudra eine Gemeinde bilden würde. Nach seinem Austritt aus dem Dienst unsrer Gesellschaft trat Missionar Leonberger an seine Stelle (Januar 1850). Er war mit Freudigkeit und Hoffnung nach Indien hinausgezogen. Allein schon die erste Zuckerernte und Siedezeit versetzte ihn in einen körperlich sehr leidenden Zustand. Die Hitze und der Dampf des Siedehauses griff seine Nerven sehr an und ver-

ursachte ihm Monate lang andauerndes Kopfweh, obgleich das Geschäft des Siedens nur einige Monate währt. Dazu kam, daß er die auf der Colonie arbeitenden Heiden wegen ihrer Unsittlichkeit und Schlechtigkeit der Reihe nach zu entlassen und vom Ort zu entfernen sich gedrungen sah, während er Anfangs außer Stande war, ihre Stellen mit besseren Subjecten zu besetzen. Diese Noth ließ es ihm überhaupt zweifelhaft erscheinen, ob von einer längern Fortführung seiner Arbeit ein reeller, insbesondere ein geistlicher Gewinn für die Mission zu erwarten sey. Deßhalb beantragte er im Sommer 1851 bei der Committee die Aufhebung der Station. Es war daher eine der Hauptaufgaben der Visitation, die Frage: ob jenem Antrage Folge gegeben werden solle oder nicht, an Ort und Stelle zu untersuchen und wo möglich zu erledigen. Die Committee hatte zu dem Ende den Inspector mit den nöthigen Vollmachten versehen. Die Frage war äußerst schwierig. Die Malasamudra-Markung war, wie Missionar Leonberger dieß vorher schon bemerkt hatte, entschieden zu klein, um eine eigentliche Colonie von Christen dort zu errichten; doch konnten sich 15 Hindufamilien auf dem Felde nähren. Die Zuckersiederei war, um der Concurrenz willen, eine precäre Unternehmung. Die Gegend ist steril und ziemlich unbevölkert, an andern Orten besseres Land zu erhalten.

Die Oeconomie nahm Miss. Leonberger so in Anspruch, daß er wenig Zeit für die Missionsarbeit übrig behielt. Auf der andern Seite wäre man im Tulu-Land und Malabar an einem solchen Platz sehr froh, wo man 15 Familien unterbringen könnte. Es war zu erwarten, daß sobald einmal in Süd-Mahratta Gemeinden sich bilden, Christenfamilien genug sich finden würden, die man sonst nirgends zu versorgen wüßte. Die Oeconomie brachte überdieß bisher immer so viel ein, daß der Missionar in Malasamudra die Kasse nichts kostete, sogar noch ein kleiner Ueberschuß ihr zu gut kam. Ferner durfte man doch nicht behaupten, daß ein christlicher Landmann nicht auch missionirend auf seine Umgebung wirken könne. Es war Hoffnung, daß, wenn

der Tagelohn ein klein wenig erhöht würde, die Arbeiternoth ein Ende nehmen würde. Die Unbehaglichkeit, mit welcher der Missionar zu kämpfen hatte, mußte sich mit jedem Tage mehr verlieren, wenn er nicht mehr so einsam stand und der Sprache sich mehr bemächtigte, als dieß bisher bei Br. Leonberger der Fall gewesen war. Endlich war es denn doch mit seiner Gesundheit etwas besser geworden, und konnte ihm gesagt werden, daß er nicht wie ein Siedknecht selbst beständig ans Feuer zu stehen habe, seine vorzügliche Begabung für das öconomische Fach die Committee einst bestimmt habe, ihm diesen Posten zuzuweisen und er ihn mit Freuden übernommen habe. Die Entscheidung der unter dem Vorsitz des Inspectors versammelten Districts-Conferenz fiel deßhalb einstimmig dahin aus, Malasamudra dürfe noch nicht aufgegeben werden; es könne später zu einer Außenstation gemacht und einem eingebornen Katechisten übergeben werden; in einem Moment, wie der damalige, wo die Committee 60,000 Fr. aufzunehmen genöthigt sey, dürfe man die Station nicht verlassen, die einen Missionar erhalte, nach welcher man in einigen Jahren vielleicht mit Verlangen die Hände ausstrecke, welche man nicht aufgeben könne, ohne der Kasse einen Verlust von 7—8000 Fr. zuzufügen. Dieser Beschluß wurde dann auch sofort von dem Inspector bestätigt, um so mehr als Missionar Leonberger erklärte, daß er keinen Willen in der Sache habe, sondern die Entscheidung der Conferenz und der Committee als des HErrn Willen über sich mit voller Ergebung und Zuversicht betrachte. Dagegen wurden von dem Inspector verschiedene Anordnungen und Vorkehrungen getroffen, um Miss. Leonberger theils ein gesegneteres Wirken möglich zu machen, theils seine Gesundheit gegen die schädlichen Einflüsse der Hitze mehr zu sichern. Es wurde einer der mit Herm. Anandr. Kaundinja bekehrten Braminen, der in den letzten Jahren den Katechisten-Cours in Mangalur mitgemacht hatte, als Katechist nach Malasamudra gesendet, damit Miss. Leonberger eine vertraute und zuverlässige Person als Hausgenosse, Sprachlehrer, Unter-

aufseher und Mitarbeiter um sich habe und Erleichterung in seinen öconomischen Arbeiten, und freiere Zeit für das Sprachstudium und die directe Missionsarbeit gewinne. Er wurde ermächtigt, den Arbeitslohn seiner Tagelöhner so zu erhöhen, daß er unter den Arbeitern eine Auswahl und somit die Hoffnung hätte, die verhältnißmäßig besten Männer zu Dienstleuten zu erhalten. Er erhielt endlich Erlaubniß einige bauliche Veränderungen vorzunehmen, durch welche es ihm möglich wurde, die Aufsicht über seine Arbeiter zu führen, ohne sich beständig dem Feuer und Dampf des Siedehauses auszusetzen. Wirklich bewährte sich die Wahrheit der von der Conferenz der Missionare ausgesprochenen Ueberzeugung und die Zweckmäßigkeit der gefaßten Beschlüsse alsbald.

Unter dem 1. März 1852 schreibt Missionar Leonberger:

„Jacob (Kamsika, der Katechist) ist mir eine große Hülfe." Am 24. März: „Mit dem Zuckermachen geht es gut. Statt der Koreru (den frühern Arbeitern, wir würden sagen, aus der Zigeuner-Kaste) haben sich Holejaru eingestellt. An Feuer und Kesseln ist's jetzt ganz erträglich. Für mich ist die Mühe kaum halb so groß als letztes Jahr, da sowohl die neue Einrichtung, als auch Jacobs Hülfeleistung vieles leichter machen. Das Kopfweh zeigt sich selten."

Dagegen wurde am 16. April einer der wenigen Christen, welche in Malasamudra sich finden, mit Namen Daniel, von einer Schlange gebissen und starb in Folge der Vergiftung eine Stunde nach der Verwundung. Dieß war ein schwerer Schlag für die Brüder der Station. Indessen bleibt es ja ewig war: Was Gott thut, das ist wohlgethan!

Census der Station Malasamudra am Schluß des Jahres 1851: Gemeindeglieder: 5. — Heidn. Knechte 15. — Kinder 1 Christenkind. Heidnische Schulknaben: 63. Heidnische Schulmädchen 14. Gesammtzahl der mit der Mission in Verbindung stehenden Seelen: 98.

8. Station Guledgudd.

(Angefangen im Jahr 1851.)

Missionar: G. Kies. — Katechist: Christian. — Heidnischer Schulmeister 1.

Ueber Guledgudd, unsere neuste Station in Ost-Indien, die, im strengsten Sinn genommen, nicht die Missionsgesellschaft in Basel, sondern der HErr selbst gegründet hat, so daß unsere Committee durch die Macht der Umstände mehr gezwungen als durch eigene Ueberlegung und Beschlußfassung bestimmt wurde, dem Missionar Kies zu gestatten, daß er dort bleibend sich niederlasse und nothdürftig einrichte, gibt der Semestral-Bericht des Miss. Kies vom Januar 1852 den besten Aufschluß. Wir lassen deßwegen denselben hier vollständig nachfolgen.

„In mehrern frühern Bettigherry-Berichten ist wiederholt von kürzern und längern Besuchen die Rede, welche Bruder Hiller und ich zu verschiedenen Zeiten im Laufe der drei letzten Jahre in Guledgudd, einem 16 Stunden nördlich von Bettigherry gelegenen Städtchen, *) machten unter einer Versammlung von Leuten, die uns durch Christian, der früher selbst längere Zeit zu ihnen gehörte, zu sich einladen ließen, weil sie in einigen Missionstractätchen die Auferstehung der Todten gelehrt fanden, an die sie durch das Guru-Nudi (Lehrer Ausspruch, s. hierüber den Bericht i. J. 1850 von Bettigherry), dessen Jünger sie seit mehrern Jahren waren, glauben gelernt hatten und deßhalb begierig wurden, weiter zu erfahren, was in den christlichen Schastras über diesen Punkt gesagt sey und überhaupt mit den Missionaren näher bekannt zu werden. — Vom 23. August bis 13. September 1848 besuchte ich sie das erste Mal und erklärte ihnen in ihren regelmäßigen Abendversammlungen (von Son-

*) Die geographische Lage von Bettigherry ist 15° 27′ nördliche Breite und 75° 42′ östliche Länge, die von Guledgudd ist 16° 3′ nördliche Breite und 75° 51′ östliche Länge.

nenuntergang bis zu ihrem Nachtessen halb 7 bis 9 Uhr) für ihre geistlichen Bedürfnisse ausgelesene Stellen der heil. Schrift, wodurch sie, wie sie wiederholt bezeugten, sehr angezogen wurden. Das Nudi ließ ich damals noch ganz unerwähnt, theils weil ich es erst selbst noch genauer zu untersuchen und kennen zu lernen hatte, noch mehr aber, weil es mir daran lag, ihnen vor Allem so viel als möglich das Wort Gottes beizubringen in der gewissen Zuversicht das Licht desselben werde dann von selbst zu seiner Zeit unter und in ihnen das Gericht über die Finsterniß ausüben. Dieses traf auch bald ein. Bis ich wieder kam, hatten sich die Nudi-Jünger in Guledgudd getheilt. Eine ziemliche Anzahl unter ihnen hatten sich wieder zu der Wedanta-Philosophie umgewandt, oder war wieder in den gewöhnlichen Götzendienst zurückgetreten, während bei dem bessern Theil das tiefer liegende Verlangen nach etwas Besserem und Gewissem, das sie zuerst von dem Götzendienst der Wedantaphilosophie in die Arme getrieben, sodann von Wedantisten zu Nudi-Jüngern gemacht hatte, sich nun bei ihrer Berührung mit dem Worte Gottes immer mehr von der herzgewinnenden Kraft der seligmachenden Wahrheit desselben angezogen und befriedigt fühlte. Es waren jedoch nur einige Wenige unter ihnen, denen der Unterschied klarer ins Bewußtseyn trat, während die Mehrzahl sich keine klare Rechenschaft darüber geben konnte, sondern sich eben von einer geheimen Macht angezogen und mitgezogen fühlten. — Vom 22. Juli bis 8. August war ich wieder unter ihnen und erklärte ihnen das Evangelium Matthäi, das sie vor meiner Ankunft in ihren Abendversammlungen mit einander gelesen hatten. Das glorreiche Bild des HErrn verfehlte seinen Eindruck auf ihre Gemüther nicht. Besonders trat ihnen die Macht seiner Aussprüche und seine dem majestätischen Glanz der Sonne gleichende Lehrweise entgegen im Gegensatze zu dem Nachtgetreibe ihrer heidnischen Gurus. Beim Lesen der Leidensgeschichte drückten Mehrere wiederholt ihre Rührung aus. Am Schluß stellte ich dann auch noch eine kurze Prüfung des Nudi an, und das Resultat war, daß mehrere von ihnen

bei meinem Abschied mich versicherten, von nun an keine Nudi-Jünger mehr seyn, sondern künftig Schüler des Wortes Gottes und Jünger Jesu Christi werden zu wollen. — Allein nachher kam einigen der jüngeren unter ihnen wieder ein anderer Sinn, und als ich im September 1850 wieder zu ihnen kam, standen sie auf dem Punkt, sich von dem Worte Gottes ab und wieder ganz dem Nudi zuzuwenden. Besonders deßhalb, weil sie merkten, der Weg des Wortes Gottes sey dem eigenen Fleische und der Welt so sehr entgegen, während das Nudi das Fleisch gewähren lasse und nicht nöthige, durch ein offenes Bekenntniß sich der Feindschaft und Verfolgung der Kastengenossen und der übrigen Welt auszusetzen. Doch segnete Gott meinen längern Aufenthalt unter ihnen abermals so, daß sie selbst erklären mußten, die ihnen beim Lesen der biblischen Geschichten und Bibel-Abschnitte gekommenen Anstände, z. B. über Nichtfortsetzung der Beschneidung im Neuen Bunde ꝛc. seyen ihnen durch meine eingehenden Antworten völlig gehoben, und sie sehen nun deutlicher ein, worin das eigenthümliche und eigentliche Wesen des Christenthums bestehe. Eine ausführliche Kritik des Nudi, die ich hauptsächlich für die Nudi-Jünger jenseits des Krischna und in Kosgy aus meinen in den letzten Jahren darüber gemachten Untersuchungen zusammengestellt hatte, gab dann in Betreff des Nudi bei ihnen vollends den Ausschlag, so daß sie seither nichts mehr aus demselben vorgebracht haben. Damals gab Siddha Rama, nunmehr Petrus, das Wort: er mit den Seinigen, sowie Nagauwa, jetzt Hanna, mit den Ihrigen seyen entschlossen Christen zu werden; nur wünschten sie in Guledgudd bleiben zu können, und bitten daher um die Niederlassung eines Missionars oder doch eines Katechisten unter ihnen.

„Im Februar dieses Jahres kamen 5 der jüngern Männer auf Besuch nach Bettigherry, und erklärten es als ihren festen Entschluß und Wunsch, Christen werden zu wollen. Nur darüber waren sie noch nicht klar und entschieden, ob sie sich zu diesem Zwecke in Bettigherry ansiedeln sollten, oder ob es nicht besser wäre, wenn sie in Guledgudd blieben.

Einige von ihnen trieb damals besonders die Furcht vor dem Tode; denn die Cholera wüthete zu der Zeit sehr stark in Guledgudd und der Umgegend und forderte sehr viele Opfer. Leider ließ bei eben denselben nachher mit der äußern Noth und Gefahr auch der innere Drang nach, und sie stehen heute noch draußen und zaudern, weil sie sich vor der engen Pforte scheuen, während ihnen doch ihre innere Ueberzeugung keine Ruhe läßt. Möge es der Gnade Gottes vollends über sie gelingen!

„Ende Mais kam ich hierher und begann bald darauf mit den Taufbewerbern den Taufunterricht nach Anleitung von Kurtz christlicher Religionslehre, während ich in den Abendversammlungen das Evangelium Johannis erklärte. Diesen Erklärungen, sowie dem Gebet am Schluß der Versammlung, wohnten fast regelmäßig 20—30 Personen bei, so daß der neue Tempel, in dem wir uns versammelten, oft halb voll war. Das Evangelium Johannes wählte ich deßhalb, weil darin Christi Verhältniß zu Seinem Vater und was er dem gläubigen Sünder durch die Mittheilung seiner selbst im heiligen Geiste werden will, besonders stark hervorgehoben und eindrücklich gemacht ist. Dabei drang ich geflissentlich darauf, den Zuhörern von den verschiedensten Seiten her immer wieder die Nothwendigkeit und das Wesen des lebendigen Glaubens an Christum ans Herz zu legen, und ich glaube aus ihren, bei Gelegenheit von Zwischenbesuchen, ganz frei gemachten Aeußerungen schließen zu dürfen, daß ich dadurch Einige mehr als zuvor von den den Hindus so sehr beliebten Regionen müssiger Speculation herab in das practische Lebensgebiet hereingezogen habe, und daß in Andern das in dieser Beziehung bereits Angefangene weiter befördert und befestigt worden ist. Bei Erklärung der 10 Gebote äußerten mehrere der Taufcandidaten wiederholt: das Wort Gottes nehme es doch sehr genau; es kommen ihnen dabei ihre vielen Sünden mehr zum Bewußtseyn, als je zuvor, und sie sehen nun klar ein, daß auch kein Bischen Gutes in ihnen sey, sondern lauter Sünde und Uebertretung von Jugend auf. Besonders machte mir

Wirasanga, nunmehr Dewaprija, viel Freude; denn an ihm war das Werk der Gnade am kräftigsten zu verspüren, und durch seine einfältigen und innigen Aeußerungen und Fragen, die er fast täglich bei Zwischenbesuchen machte, und durch die er mich immer wieder das in seinem Innern Vorgehende schauen ließ, erquickte und stärkte er jedesmal mich selbst. Denn gerade in dieser Zeit hatte ich für mich selbst innerlich außerordentlich schwere Erfahrungen durchzumachen, und heftige, bis auf den Grund meines Glaubens gehende Anfechtungen des Argen zu bestehen. Nur die Macht Gottes bewahrte mich im Glauben zur Seligkeit. Mein eigenes Herz lebte immer wieder auf aus den düstern seelischen Zuständen, wenn ich die vielen begierigen Zuhörer vor mir versammelt sah und ihnen die Liebe Gottes in Christo zu verkündigen hatte.

„Am 29. Juni hatte ich die Gnade 12 Personen durch die heil. Taufe der Gemeinde des HErrn einzuverleiben. Ihre Namen sind: 1) Petrus, früher Rama, 55 Jahre alt, Lingaiten-Weber von der Kuruwina-Schetti-Kaste, der muthige Vorgänger der Uebrigen. 2) Jacob, früher Ira, 19 Jahre alt, Pflegesohn von Petrus, ein gutmüthiger, stiller Jüngling. 3) Rebecca, früher Nagauwa, Jacob's 12jährige Verlobte. 4) Hanna, früher Nagauwa, 40 Jahre alt, Lingaiten-Goldschmied-Wittwe, selbstständigen Charakters und schon lange etwas Besseres suchend. 5) Elisabeth, früher Gaurauwa, Hannas 70jährige Mutter mit bereits abgelebten Sinnen. 6) Martha, früher Lakschmi, Hannas 25jährige Tochter und Mutter der folgenden zwei Kinder. 7) Johann, früher Sivabasja, 3jähriger Sohn Martha's. 8) Maria, 8monatliches Töchterchen Martha's. 9) Simon, früher Basappa, 25 Jahre alt, von der Dewanga-Weber-Kaste, Vater genannter zwei Kinder. 10) Samuel, früher Malappa, 40 Jahre alt, von der Dewanga-Weber-Kaste, verwittweter Vater mehrerer Kinder, die seinem Beispiel bald nachzufolgen gedenken. 11) Dewaprija, früher Wirasanga, 32 Jahre alt, von der Kuruwina-Lingaiten-Weber-Kaste. 12) Dewa-

datta, früher Parwa, 20jähriger Jüngling von voriger Kaste. Er war früher kein Nudi-Jünger, sondern kam durch das, was er in unsern Abendversammlungen aus Gottes Wort hörte, ganz schnell zu dem Entschluß, Christ zu werden.

„Die Taufe dieser 12 Personen rief eine gewaltige Aufregung im Städtchen hervor, und mehrere Tage versammelten sich große Menschenhaufen vor dem Tempel, in dem ich logirte, und vor den Häusern der Christen, für welche dieses natürlich eine harte Prüfungszeit war. Sehr gut zu Statten kam ihnen da die Gemeinschaft der ältern Christen, die auf ihre Einladung hin von Dharwar, Hubly und Malasamudra mit Bruder Leonberger zur Taufe gekommen waren. Noch während der ersten Aufregung schmiedeten die Feinde einen Plan, wie sie mich sammt den Neugetauften aus Guledgudd verdrängen könnten. Zu dem Ende brachten sie die Ortsältesten dazu, daß sie in öffentlicher Rathsversammlung den Barbieren erklärten, hinfort sich nicht mehr von ihnen rasiren zu lassen, wenn sie sich unterstehen sollten, die Christen zu barbieren. Damit waren die Christen für unreine Hunde erklärt und aller nähere Umgang mit ihnen bei Verlust der Kaste verboten. Auf diese Weise, dachten sie, wollten sie den Christen nicht nur allen nöthigen Beistand von Barbieren, Wascherleuten 2c. abschneiden, sondern vor Allem es unmöglich machen, daß ihnen fernerhin irgend Jemand Arbeit zum Broterwerb darreiche. Die Wirkung dieser Erklärung war bald zu sehen: Barbierer, Wascherleute u. s. w., weigerten sich, den Christen weiter Dienste zu thun, und der bisherige Brotherr mehrerer von ihnen sah sich durch das Zudringen seiner Kastengenossen genöthigt, sie vor der Hand nicht mehr in seinem Hause weben zu lassen. Malkappa, der selbst Christ zu werden entschlossen ist, nahm sie zwar einstweilen in Arbeit. Allein wäre nicht bald geholfen worden, so hätte ich mich genöthigt gesehen, mit den Christen nach Bettigherry abzuziehen, was mir besonders um der übrigen Angezogenen willen außerordentlich leid gewesen wäre. Denn hätten die Neugetauften nicht in

Guledgudd bleiben können, so wäre für alle Uebrigen, die sich ihrer Verhältnisse wegen nicht schon zum Voraus zum Auswandern hätten entschließen können, der Herausstritt unmöglich geworden. Wir betrachten es daher als eine gnädige Hülfe Gottes, daß Er es den Bemühungen des christlichen Subcollectors, an den ich mich in der Verlegenheit wandte, gelingen ließ, die Ortsältesten zu einer andern Erklärung zu bringen. — Seither hat sich alle Aufregung im Städtchen gelegt, obwohl natürlich auch heute noch die Heiden in ihrem Herzen Feinde sind, und dieß bei Gelegenheiten da und dort zu Tage legen. Oeffentlich aber wagt es Niemand den Christen auch nur das geringste Hinderniß in den Weg zu legen. Petrus erhält wieder zahlreiche Besuche von seinen frühern Bekannten, und Hanna wird seit längerer Zeit wieder als Wehmutter häufig in die Häuser gerufen und von den Weibern besucht, wodurch ihr reichliche Gelegenheit geboten wird, unter dem so sehr unwissenden und unverständigen Weibervolk die christliche Wahrheit bekannt zu machen und das Licht des Evangeliums in die abgelegensten Winkel der Häuser zu tragen.

„So viel ich aus den gelegentlichen Aeußerungen der Neugetauften und aus ihrem ganzen Wesen wahrnehmen kann, ist es ihnen wohl in dem neuen Lebenselement und sie freuen sich der großen Veränderung zwischen früher und jetzt. Dabei zeigen sie alle Missionseifer. Besonders Dewaprija ist sehr eifrig und bringt mir jeden Tag vor, was er Neues mit seinen Geschäftsgenossen, Bekannten und andern Leuten geredet hat, um sich zu versichern, ob er dem Sinne des Wortes Gottes gemäß geantwortet habe und um Aufschluß von mir zu erhalten, da, wo seine Erkenntniß noch nicht ausreicht. Dabei ist natürlich noch vieles Alte erst nach und nach durch die Ueberweisung des heiligen Geistes aufzudecken und durch die Kraft der Liebe Christi abzulegen. Alle aber zeigen sich je nach dem Grade ihrer geistlichen Lebendigkeit willig dazu und freuen sich jeden Vormittag in den Morgen-Andachten, die ich mit ihnen in dem Tempel halte, aus den Episteln neue Ermahnung und

neuen Anhalt zu finden. Das Wort Gottes geht ihnen über Alles. Davon zeugt auch eine Aeußerung des Petrus. Nach der Taufe baten mich die Neubekehrten, mit ihnen „Bunyan's Pilgerreise," die sie schon zweimal unter sich durchgelesen hatten, nochmals durchzugehen und ihnen die geistliche Bedeutung der Bilder zu erklären. Dabei fragte einmal Petrus: wie es denn komme, daß der canaresische Bramine auf einmal Christian heiße, ohne daß von seiner Taufe irgendwo die Rede sey, und daß er erst auf dem Wege gelegentlich die Braminenschnur verliere, also die Himmelsreise betreten habe, ohne zuvor mit der Kaste gebrochen zu haben? Meine Antwort war: Bunyan, der ursprüngliche Verfasser des Büchleins, habe nicht nöthig gehabt, seinen Pilger erst getauft werden zu lassen, da er von den Verhältnissen Englands ausgegangen sey, wo Jedermann als Kind getauft werde. Dagegen hätte der canaresische Uebersetzer (Br. Mögling) bei Indianisirung des Büchleins nothwendig Taufe und Bruch der Kaste bei seinem Pilger anbringen sollen. Darauf bemerkte Petrus: In allen menschlichen Büchern, selbst in der Pilgerreise, finden sich doch Fehler und Versehen; dagegen im Worte Gottes habe er bis heute noch keinen Widerspruch und keinen Fehler finden können, obgleich er vor seiner Taufe 3 Jahre lang angelegentlich über diesen Punkt Untersuchung angestellt habe. — Nachdem wir Bunyan's Pilgerreise beendigt hatten und unterdessen die alten Abendbesuche, die während der Aufregung im Orte längere Zeit weggeblieben waren, sich nach und nach wieder eingestellt hatten, fing ich mit ihnen die Alt-Testamentlichen Geschichten aus der Bibel zu lesen und zu erklären an, um unsern Leuten auch einmal den geschichtlichen Theil der Offenbarung von Anfang an vorzuführen und ihnen an den Exempeln des Glaubens aus der Vorzeit eine concrete Anschauung der wahren Gottesfurcht vor die Seele zu halten. Bei der Erklärung der Schöpfungsgeschichte brachte ich geflissentlich allerlei von den Untersuchungen und Resultaten der Geologie, Astronomie, Naturlehre und Naturgeschichte an, um einigen der

Anwesenden einen factischen Beweis davon zu geben, daß wir, wenn wir wollten, auch von Tatwa-Widja (Prinzipien-Lehre oder Naturphilosophie) reden könnten. Sie gaben selbst zu, was ich bei dieser Gelegenheit von den Naturgeheimnissen gesagt habe, setze sie in Erstaunen und gebe ihnen den Eindruck, das Vorgeben und Gerede ihrer Tatwagrübler sey im Vergleich mit den wirklichen Untersuchungen und Naturkenntnissen unserer Gelehrten mehr nur unverstandenes Papagei-Geschwätz als wirkliches Erkennen. — Dann bezeugte ich so stark, als ich nur konnte: die heilige Schrift gebe nichts für den grübelnden Verstand, sondern antworte nur auf die Fragen und Bedürfnisse des Herzens, indem Gott die Naturwissenschaften den eigenen Untersuchungen des Menschenverstandes überlassen, dagegen den religiösen Bedürfnissen des Sünderherzens seine Gnadenoffenbarung gegeben habe. Und ebenso, ja eben deßhalb, haben auch wir, als Boten des Evangeliums, nicht den Auftrag, ihren Tatwagrüblern gleich über naturwissenschaftliche Fragen unter ihnen zu reden, sondern ihnen das Evangelium vom Sünder-Heiland zu verkündigen und sie den Weg des Heils zu lehren. Deßhalb enthalten wir uns geflissentlich in unsern Vorträgen des Eingehens auf naturwissenschaftliche Fragen, obgleich wir aus Erfahrung wissen, daß wir uns dadurch vor ihren Tatwa-Schwätzern dem Scheine aussetzen, als ob wir nur von Moral zu reden wüßten, dagegen mit den tiefer gehenden Fragen über Geist, Leben ꝛc. unbekannt wären. Später, wenn sie einmal das Evangelium des Friedens angenommen haben, werde gewiß auch die Naturwissenschaft als der Wiederschein des die Herzen erleuchtenden und belebenden Scheines der Sonne der Gerechtigkeit nachfolgen.

„Vorige Woche habe ich mit 3 neuen Taufcandidaten den Vorbereitungsunterricht begonnen. Ihre Namen sind: Irauwa, Irabasappa und Razauwa; erstere von der Dewanga-Weber-Kaste, letztere Kuruwina-Lingaiten-Weber. Irauwa ist ein etwa 20jähriges, rüstiges, junges Weib, die wegen der schlechten Behandlung, die sie in ihres

Mannes Haus, besonders von dessen Bruder, zu erfahren hatte, seit der Geburt ihres nun über 2 Jahre alten, ersten Kindes, von ihrem Ehemann getrennt lebte und in ihrer Mutter Haus durch Weben für sich und ihre Mutter den Unterhalt verdiente. Während ihres Wochenbettes war sie mit Hanna bekannt geworden, der sie in ihrer Noth ihr Herz ausleerte und die ihr schon damals ihr beabsichtigtes Christwerden zur Ermunterung in Aussicht stellte. Seither besuchte sie Hanna von Zeit zu Zeit und hörte von ihr manches aus Gottes Wort. Das Vorhaben ihrer Schwiegermutter und Schwäger, sie nach dem letzten Diwaligefest (26. Octob.) in ihr schwiegerelterliches Haus zurückzuholen, brachte ihren Entschluß zur Reife, auf eben dieses Fest die Kaste zu brechen und sich den Christen anzuschließen. Ich ließ ihren Mann und ihre Mutter kommen und sagte ihnen, was bevorstehe. Beide gaben Irauwa nicht nur ein sehr gutes Zeugniß, sondern wünschten ihr auch alles gute Glück zu ihrem guten Vorhaben; ja sie drückten ihr Bedauern darüber aus, daß sie nicht auch gleich mitkommen könnten, wie sie in ihrem Herzen wünschten. Irauwa's Mutter hat nämlich durch ihre Tochter und von Hanna schon manches gute Wort vernommen, und scheint dadurch im Allgemeinen schon angezogen zu seyn. Ihr Mann aber, Irabanna, ist einer der jungen Männer, die unsere Abendversammlungen und Gebete unregelmäßig besuchen. Er kommt auch seither von Zeit zu Zeit und versichert mich, was ihn noch zurückhalte, sey, daß sein zweites Weib, die er heirathete, seit Irauwa ihn aufgegeben, noch nicht völlig entschlossen sey, mitzukommen, und daß die durch die zweite Hochzeit veranlaßte Schuldenlast noch schwer auf ihm liege. — Am 26. October führte Irauwa ihren Entschluß wirklich aus und brach die Kaste dadurch, daß sie öffentlich einen Schluck Wasser aus meinem Kruge trank. Ein augenblicklicher Zusammenlauf ihrer Bekannten und Verwandten und ein Erguß von allen wüsten Schimpfwörtern, mit welchen mich ihr wüster Schwager beehrte, war Alles, was ihr Heraus-

tritt zur Folge hatte. Sie ist seither bei Hanna und freut sich, bald getauft zu werden.

„Irbasappa, ein etwa 60jähriger Weber, besuchte seit Jahren die Versammlung der Nudi-Jünger und hat — früher ein sehr eifriger Lingaite — seit längerer Zeit alle Linga-Verehrung und alles zum Götzendienst und den Kastengebräuchen gehörige aufgegeben, soweit dasselbe nicht ins öffentliche Leben fällt, und, wie das Maalzeichen in der Offenbarung, bei allen noch nicht öffentlich Herausgetretenen im gewöhnlichen Lebensverkehr nothwendig ist. Er erkennt es selbst, daß er sich in die positiven Wahrheiten des Christenthums erst recht hineinzuleben hat, verlangt aber mit einfältigem Herzen nach dem Heiland. Von energischerer Gemüthsart scheint sein Weib Razauwa zu seyn. Aus Veranlassung der ersten Taufe, als auch ihr Mann sein Vorhaben offen gegen sie aussprach, schimpfte und tobte sie gewaltig, und drohte mit Davonlaufen. Allein das Zureden ihres Mannes und besonders ihrer frühern Freundin, der Hanna, segnete Gott so, daß seit mehrern Monaten ihr Sinn entschieden umgewandt ist, und sie nun mit großem Verlangen dem Tag ihrer Taufe entgegensieht.

„Von den noch ferner Stehenden, die zwar auch angezogen sind durch das, was sie bis jetzt aus Gottes Wort gehört haben, und ihren Muth und Entschluß auch Christen werden zu wollen, auf mehr oder minder entschiedene und zuverlässige Weise ausgesprochen, bis jetzt aber noch keinen eigentlichen Schritt zum Heraustritt gethan haben, will ich lieber schweigen. Es sind derselben eine ziemliche Anzahl. Auch einige muhammedanische Jünglinge sind darunter, und einer derselben sah sich vor mehr als einem Monat wirklich genöthigt, dem, durch das was er von dem bei uns Gehörten zu Hause sagte, aufgeregten Zorn seines Vaters für einige Zeit aus dem Wege zu gehen. Es hat den Anschein, als ob ich auch noch mit den Muhammedanern in heißes Wasser kommen könnte. Wenn aber nur der Name des HErrn dadurch verherrlicht wird, so wollen wir uns um Seinetwillen gerne Alles gefallen lassen.

„Schließlich habe ich noch zu melden, daß wir am 7. und 8. December die große Freude hatten, den geliebten Herrn Inspector Josenhans bei uns auf seinem Visitationsbesuche zu sehen und daß Herr Inspector in der Bettigherry-Conferenz Guledgudd zur Neben-Station von Bettigherry machte und mir die Erlaubniß ertheilte, hier ein kleines Missionshaus zu bauen.

„Der gnädige und barmherzige Gott, welcher uns im Laufe des verflossenen Jahres an diesem Orte so sprechende Beweise seiner Sünder rettenden Liebe erfahren ließ, und dem wir gedemüthigt dafür danken, wird uns gewiß auch künftig Wunder seiner Gnade sehen lassen, und unser Vertrauen zu Ihm, daß Er sich in Guledgudd ein Häuflein erlöster Seelen sammeln wird, nicht zu Schanden werden lassen. Er ist treu! Gebe Er uns nur Gnade, daß wir in dem uns anvertrauten Beruf uns auch immer treuer erfinden lassen. Seinem Namen sey Lob und Ehre in Ewigkeit. Amen!

„Guledgudd, den 19. Januar 1852. G. Kies."

Census der Station Guledgudd vom Schluß des Jahres 1851: Früher Getaufte: 2. Neu Getaufte: 12. Taufcandidaten: 3. — Schulen: Heidn. Schulmeister: 1. Heidnische Knaben: 80. Gesammtzahl der mit dem Missionshaus in Verbindung stehenden Seelen: 98.

c) Mission auf den Nilgherries.

9. Station Käty.

(Angefangen im Jahr 1846.)

Missionare: M. Bühler mit Gattin. J. F. Metz. C. Mörike.
Katechisten: Satjanaden und Georg Kolb.
Schulmeister: Haverimuttu.
Außen-Stationen: Woderu, Arekambä, Prakorre, Kotagherry.

Unsere Nilgherry-Mission befindet sich noch in ihren Anfängen. Dessenungeachtet bietet sie ganz besonderes Interesse dar. Ist gleich die hohe Luftinsel der blauen Berge in der Wirklichkeit nicht das reizende und romantische Land, wie es die Werke unserer deutschen Geographen, z. B. auch die des berühmten Ritter's und Lassen's schildern, kann man das Gebirge kaum mit Rücksicht auf seine West-Abhänge mit dem Alpenland der Schweiz vergleichen, und gleicht es, was die Vegetation und die Formation der Höhen des eigentlichen Hochlandes betrifft, mehr der rauhen Alp und den Kuppen des Schwarzwaldes, so gewährt es doch ein eigenthümliches Interesse für den, der aus den Tief- und Binnen-Ländern Indiens kommt, zu sehen, wie unter diesem Himmelsstrich das Leben in solcher Höhe und Gebirgs-Einsamkeit sich gestaltet. Die Stämme, welche hier oben hausen und welchen die Ethnographen als Ureinwohnern oder untergehenden Geschlechtern oder Bekennern eigenthümlicher Formen des Hinduismus in unsern Tagen so viele Aufmerksamkeit zugewendet haben, werden zwar, wenn die ersten Jahrzehnte der Bekanntschaft mit ihnen vorübergegangen seyn werden, die Augen der Welt wenig mehr auf sich ziehen, denn das ganze Volksleben dieser Gebirgsbewohner ist in hohem Grade arm und dürftig, selbst wenn man es mit dem Maaßstab indischer Bildung mißt. Nichtsdestoweniger ist es gewiß sehr lehrreich für jeden Menschenfreund, hier oben nun auch auf solche Stämme zu stoßen, welche mit der europäischen Welt eigentlich noch gar nicht in Berührung gekommen sind, und wie auf der einen Seite das Evangelium, so auf der andern auch die Verderbniß Europas noch wenig kennen gelernt haben. Es ist hier nicht der Ort auf die soeben angeregten Fragen näher einzugehen; dagegen dürfen wir es nicht unterlassen, die Nilgherry-Mission selbst in ihrer durch die besondern Verhältnisse des Landes bestimmten Eigenthümlichkeit näher zu charakterisiren.

Die Nilgherries sind erst ums Jahr 1819 von den Europäern betreten worden. Es sind nur 3 Orte, wo Europäer wohnen: Utacamund, Connur und Kotagherry.

Der Verkehr zwischen den Eingebornen und Engländern ist jetzt noch sehr gering. Es sind die vom Osten heraufgezogenen Tamulen, welche den Verkehr zwischen den Europäern und Gebirgsbewohnern vermitteln. Unsere Missionare sind die ersten, welche behaupten können, das ganze Gebirgsvolk zu kennen und mit ihm tiefer vertraut zu seyn. Es sind aber seit den ersten kleinen Anfängen unserer Mission auf diesen Bergen erst 6 Jahre verflossen. Bis zum vorigen Jahr waren unsere Missionare eigentlich die einzigen. Der ehrwürdige Dr. Schmidt, ein Deutscher, ist durch die Gebrechlichkeit des Alters gehindert, auf den Bergen umherzuwandern. Der seit 1851 in Utacamund stationirte Missionar der englischen Staatskirche ist ein Eingeborner und nur für die Tamulen in Utacamund bestimmt. Demungeachtet ist bereits kein Dorf mehr auf dem ganzen Gebirge, wohin nicht die Stimme unserer Heilsboten gedrungen wäre.

Von Käty, dem ehemaligen Gut des sel. Hrn. Casamajor's, aus, das nun unsere Haupt-Station geworden ist, durchwandern unsere Missionare das Gebirge. Ueber hohe, steile Berge, durch tiefe, enge Thalschluchten, über Gebirgsbäche *) und Sümpfe ohne Brücken und Stege führen sie ihre einsamen, zeitenweise wirklich lebensgefährlichen Pfade. Wo ein Eingeborner ihnen begegnet, wird gegrüßt und gepredigt. An den sonnigten Gipfeln der Berge hängen die Dörflein aus 1, 2, 3 Häusern bestehend, welche eine Reihe von Familien bergen. Da verkündigen sie auf dem freien Platz vor den Häusern Kindern und Alten das Evangelium, oder sie besuchen die Volks- und Götzenfeste, Tage lang unter den Leuten weilend, erzählend von den Thaten Gottes, predigend, daß Jesus der Gekreuzigte der HErr sey, strafend die Sünden des Volks und seiner Häupter, ein-

*) Einen Strom gibt es hier nicht; der Ketostrom, von welchem Herr v. Ritter redet, bei Käty entspringend, ist kein Strom, sondern ein Bächlein, weiter hinab höchstens 15—20 Fuß breit, zur Zeit der höchsten Anschwellung wohl nicht über 10—15 Fuß tief.

ladend und bittend, daß sie sich sollten versöhnen lassen mit Gott.

Die Entfernung der entlegensten Gebirgsdörfer mag etwa 8 Stunden betragen. Doch liegen auch am Fuße des Gebirgs Badaga's, und auch sie sind aufgesucht worden. In mehr als 240 Dörfern ist die Predigt vom Kreuz bereits erschollen. Es war dem Inspector während seines Aufenthalts auf den Bergen in hohem Grade interessant, mit den Missionaren nach Süden, Osten und Norden hinauszuziehen, das Volk zu beobachten und selbst durch den Mund der dollmetschenden Missionare das Wort des Lebens zu verkündigen. Um unsern Lesern in diese Missionsarbeit einen tiefern Einblick zu verschaffen, theilen wir hier einiges aus den Papieren theils der Missionare, theils des Inspectors mit.

1) Aus einem Briefe des Missionar Metz vom 30. December 1851.

„Ich ging eines Tages mit mehrern Badaga's nach dem von Kāty etwa 3 Stunden entfernten großen Dorf Tuneri, um den dortigen Schultheißen, dem fast alle seine Büffel gestorben waren und der vor Betrübniß darüber am Fieber krank war, zu trösten. Unterwegs sprach ich viel mit meinen Begleitern über denjenigen Reichthum, der nicht angetastet werden kann, wenn auch alles Irdische zu Grunde geht, und kam fast ganz von Regen durchnäßt ziemlich unwohl im Dorfe an, wo ich Anfangs wegen Fieber und, als ich Medizin genommen hatte, wegen Erbrechens gar nicht reden konnte. Die Gesandten der Lügengöttin Mariamma waren im Dorfe und trieben ihren Handel mit den abergläubischen Leuten, und ich mußte Alles mit anhören und konnte fast kein Wort reden. Als sie es endlich gar zu arg machten und sagten: ihre Göttin könne die Viehseuche im Augenblick aufhören machen, wenn man ihr einen Bock, Cocosnüsse und 15 Rupies zum Opfer bringe, da raffte ich meine Kräfte zusammen und konnte nicht mehr schweigen, sondern stellte mich vor die Heidenpriester hin, redete bald mit ihnen, bald mit den herumstehenden Badaga's, daß der HErr der allmächtige Gott nicht durch Geld und Geschenke versöhnt seyn wolle, wie die Mariamma; die Strafe, die Er auf das Dorf Tuneri gelegt habe, sey aus Liebe gekommen, damit die Leute sich von den todten Götzen bekehren und sich unter seine Hand demüthigen sollen. Pada-Ganda, der Schulz, war verlegen und wußte nicht, ob er die Götzenpriester hören oder sich auf meine Seite neigen und zum HErrn bekennen solle.

Ich ließ die Leute eine Zeit lang allein. Als ich mich wieder an sie wendete, sagte ich tiefbewegt: „Ich kann Euch zu nichts zwingen; Segen und Fluch habe ich Euch vorgehalten, wählet was Ihr wollt; der HErr ist Zeuge, daß es Wahrheit ist, was ich gesagt habe.“ Auf dieses Wort hin wurden die falschen Priester aus dem Dorfe hinausgetrieben und ich konnte mich wieder ruhig hinsetzen, was sehr nöthig war, weil ich mich leiblich sehr schwach fühlte. Des andern Tages kam ich wieder ins Dorf; die Leute hörten meine Botschaft von der Liebe Gottes in Christo mit Aufmerksamkeit an, und der Schultheiß bat mich, als ich wegging, nicht über ihn zu zürnen, weil er gestern so viel mit den Götzenpriestern gesprochen habe. An demselbigen Tage ging ich noch zu einem kranken Manne, und gab ihm Arznei. Abends spät langte ich in meiner einsamen Hütte an, und da ich nichts zu essen hatte, so versuchte ich einen Brei zu kochen, der mir aber nicht recht schmecken wollte, obwohl ich großen Hunger hatte, weil ich kein Kochbuch hatte, um zu sehen, wie man dieses Gerichte kocht.

„Vor einigen Tagen ging ich über Atthikarhatte nach Placolla, wo eine große Rathsversammlung gehalten wurde, welche von den vornehmsten Männern fast aller Dörfer des ganzen Districts besucht wurde. Ich fing an zu predigen und fühlte, daß der HErr mir nahe war. Als ich schließen wollte, wurde es laut und unruhig unter den Leuten, und es gab eine solche Disputation, wie ich es noch nie erlebt habe, seit ich hier bin. Kiria, der Hauptbramine, wollte endlich die Sache ins Lächerliche ziehen; namentlich war ihm das zuwider, daß ich den Hauptschultheißen sehr dringend bat, dieses Jahr das Laufen auf Feuerkohlen den Braminen zu verbieten, weil sie dadurch den HErrn sehr beleidigen würden. Es könne ein Vater seinem Kinde gewiß nicht befehlen, auf Feuer zu tanzen, wenn er auch nur ein wenig Vaterliebe besitze; Gott sey unser Aller Vater und verlange keine solche thörichte Werke von uns; wenn der Gott Mahalinga auch nur ein wenig Leben und Liebe hätte, so würde er diesem Treiben ein Ende machen. Als der Bramine immer boshafter wurde, schaute ich ihm scharf ins Gesicht, und der HErr gab mir einen großen Ernst, daß ich feierlich ihm erklären konnte: „Es gilt die Ehre meines Königs und Heilandes. Du lachst jetzt und suchst, die Andern ins Lachen zu ziehen; aber ich bin's gewiß, daß eine Zeit kommen wird, wo du auch wegen deines jetzigen Betragens Thränen vergießen wirst.“ Auf dieses Wort trat auf einmal eine andere Stimmung ein. Nach einer Weile nahm der größte Mann unter ihnen Einige bei Seite und redete besonders mit ihnen, und ich hörte, daß er fragte, was zu thun sey, wenn ich so rede; ob sie mir folgen und das Götzenfest dieses Jahr einstellen sollen, oder ob sie den Cutcherry-Leuten folgen sollen, die immer sagen: „Ihr seyd Badaga's, laßt Euch von dem Padre nicht aus der Kaste treiben.“ Zum Schlusse führte ich ihnen noch zu Herzen, daß ich ein Knecht des HErrn sey und

gemäß seinem Auftrag müsse ich ihnen predigen. Wenn der HErr mir nicht Liebe zu ihnen geschenkt hätte, so könnte es mir gleich seyn, ob sie selig werden oder verloren gehen, da ich ja keinen Heller verliere, wenn sie die Wahrheit nicht annehmen. Aber nach dieser langen Predigt erhielt ich dann von Kiria die niederschlagende Antwort: „Wir wollen thun, was Du sagst, wenn Du machen kannst, daß unsere Abgaben an die Regierung weniger werden.“ Auf dieses hin brach ich mein Reden ab, ging tiefbetrübt hinweg und bat den HErrn, daß Er doch diese armen Seelen nicht verloren gehen lasse, sondern ihnen das Thor zum Leben aufschließen wolle, sonst sey all mein Predigen umsonst! Bei großer Betrübniß auf dem Heimwege hatte ich dennoch die Zuversicht, daß heute wieder etwas Entscheidendes geschehen sey. Ich ging unter großen Anfechtungen und innerlich sehr gedrückt von Hause weg, und der HErr hat mir Freimüthigkeit gegeben, seinen heiligen Namen zu bekennen. Ihm sey Preis und Ehre in Ewigkeit. Amen!“

Ihr J. F. Metz.“

2) Aus einem Brief des Inspectors an die Frauen-Missions-Gesellschaft in Basel.

„Ich werde jenen Nachmittag nicht vergessen, an welchem wir von Käty aus einige Badagadörfer besuchten und ich den Mädchen und Kindern (ich weiß nicht mehr, ob auch Knaben dabei waren) die Geschichte der Geburt Christi erzählen durfte. Die Kinder waren im Hof des Dörfleins zerstreut. Nur einige Frauen waren da und ein alter Mann. Ich versuchte, die Kinder um mich zu versammeln, setzte mich auf einen Stein, lockte sie herbei. Anfangs wollte es nicht gelingen, endlich ging's. Die Kinder kamen näher, setzten sich im Halbkreis um mich und den lieben Br. Möricke, der mein Dolmetscher war. Ich erzählte die Geschichte der Geburt Christi, und in Wahrheit, obwohl ich der Krücke des Dolmetschers bedurfte, die Kinder waren bald Aug und Ohr. Auch einige Frauen setzten sich in einer kleinen Entfernung hinter den Kindern nieder. Der Alte saß an der Flanke der Kinder. Die Badager sind schmutzige Leute, von denen man sagt, daß sie allerlei Ungeziefer an sich haben. Und doch! muß ich mich schämen, wenn ich sage, daß mir diese Kinder in jener Stunde herzlich lieb wurden? Ich will mich ihrer nicht schämen. Damals hüpfte mir mein Herz vor Freude; darum wollte ich auch den Kleinen ein bleibendes Andenken hinterlassen. Ich fing an die Sprüche zu wiederholen: „Siehe ich verkündige Euch große Freude, die allem Volk widerfahren soll, denn Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der HErr in der Stadt Davids.“ Und den andern: „Ehre sey Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Die Kin-

der sollten's nachsagen, um es auswendig zu lernen. Es wollte nicht gehen. Abermals den Spruch gesagt und abermals. Die Kinder hatten noch nie auswendig gelernt, denn es gibt noch keine Bibel in Badaga. Bruder Mörike mußte fortfahren, damit das Dolmetschen nicht so viel Zeit koste. Lange war kein Kind zum Reden zu bewegen. Da rückte der Alte näher und machte eine Schwenkung. Freundlich, aber derb, stupfte er das Mädchen, das zuerst hersagen soll, immer hinten herein flüsternd: „Sag's doch! „Ehre sey Gott." Sag's doch!" Und siehe, endlich geht es, das Eis ist gebrochen. Ich gebe dem Kind einen Kreuzer zum Lohn als erstes Christgeschenk. Da wird's bei den andern auch lebendig; es geht immer besser. Alle können den Spruch fehlerlos hersagen. Nur ein größeres Mädchen vermag es nicht. Sie versucht's immer wieder; es will nicht gehen. Endlich fließen Thränen; und siehe auch da verwandeln sich die Thränen in Freude. Auch sie vermag's endlich und gewinnt den Preis. Wie fröhlich war ich; wie lieblich ist solche Geduldsarbeit! O wenn es solche Arbeit kostet, die Weihnachtssprüche zu lehren, was wird's doch kosten, dieses arme Bergvölklein zu bekehren! Und doch! Wenn Einer der Badager einmal den himmlischen Lobgesang recht kennt und liebt und von Herzen in ihn einstimmt, so wird's von Berg zu Berg, von Thal zu Thal dort oben wiederhallen: „Ehre sey Gott!" Daß das geschehe, habe ich damals vom HErrn versiegelt erhalten. Als die Kinder mit der Arbeit fertig waren, kam ein Weib vom Felde heim; der geht der Alte entgegen und erzählt ihr, was geschehen, geredet, gelernt worden war. Da heißt's fürwahr: „Siehe, ich verkündige Euch große Freude" u. s. w. Dafür sey dem HErrn der Heerschaaren Ehre, Ruhm und Preis!"

Soweit die Berichte. Eine weitere Frage ist nun die: Was ist das Resultat der 6jährigen Arbeit auf diesen Bergen? Die Schweizer singen: „Auf den Bergen ist das Leben" u. s. w. Und fürwahr auf den blauen Bergen in Indien ist Leben. Mancher Kranke, den Indiens Sonne an den Rand des Grabes gebracht hat, lebt auf den luftigen Höhen der Nilgherries wieder auf. Die Geistlichtodten sind aber bis jetzt noch nicht erstanden. Im Anfang, als die Missionare zuerst die Dörfer besuchten, da war das Volk scheu und furchtsam. Bald kroch es aus seinen Hütten hervor und freute sich der Besuche und der guten Botschaft; die Leute wurden zutraulich; manches Wort freudigen Beifalls entströmte den Lippen der Verwunderten; manches schöne Bekenntniß wurde gehört. Es schien nicht nur bis-

weilen, man sprach es sogar laut aus, das ganze Volk werde den Götzen den Abschied geben und dem wahren Gott zu dienen in feierlicher Versammlung der Aeltesten beschließen. So war es noch vor Kurzem. Mehr und mehr aber fällt das Licht in die finstern Behausungen der Herzen, und beweist auch hier seine richtende und scheidende Allgewalt. Und nun beginnt Mancher, welcher nicht offenbar werden will, sich zu fürchten, und er wird aus einem Freund ein Feind; und an die Stelle des allgemeinen Zutrauens tritt Mißtrauen, Mißbehagen, Widerspruch und Gegensatz bei den Einen, Verstummen, Ausweichen, Furchtsamkeit bei den Andern. Aber Viele haben die Angel im Fleische stecken; Manche sind im Gewissen überzeugt, daß sie ihre bessere Ueberzeugung nicht für immer verbergen dürfen und können. Die Scheidung hat begonnen, aber der Hauptkampf steht ihnen und uns noch bevor. Dieß mögen unsere Leser aus den weitern Mittheilungen unserer Missionare ersehen, die wir dem Bericht der Station vom 1. Juli 1851 entnehmen.

„Die ersten 6 Monate dieses Jahres sind verflossen, über die wir Ihnen unsern Bericht mitzutheilen haben. Es ist freilich kein Leichtes auf einer Anfangsstation, wo es gilt von Dorf zu Dorf zu gehen, um den Verlorenen das Evangelium zu predigen, alle Halbjahre von Resultaten zu sprechen. Wir möchten selbst so gern eine Gemeinde hier sehen und von den Siegen des HErrn sprechen. Statt dessen aber säen wir unsern edeln Samen, das köstliche Evangelium in eine Wildniß und hoffen auf fruchtbaren Regen.

„In dem mit uns verbundenen kleinern Zirkel ging Alles seinen ruhigen Gang. Der Besuch des Gottesdienstes war regelmäßig; die Leute aufmerksam auf das gepredigte Wort, freilich nicht so, daß wir einen tiefer gehenden Ernst, gründliche Buße und viele Glaubensfrüchte, wahrnehmen könnten. Es ist nicht der Ernst der völligen Scheidung oder Entscheidung, und deßwegen müssen wir in Kleinigkeiten so oft die Schwachheiten und Unlauterkeiten beklagen. Wir führten bei unsern Abendgottesdiensten die Sitte ein, jedesmal ein Stück aus dem Katechismus hersagen zu lassen, worüber wir dann predigen oder katechesiren, um die Wahrheiten ihrer sonst so geringen Fassungskraft näher zu bringen. Außer geringen Gaben unserer Leute tritt uns auch die Sprache als ein Hinderniß entgegen. Mit den Badagas reden wir Badaga; allein

die Andern sind Tamulen und Tululeute, wie es das Gemisch hier mit sich bringt. Wir predigen in canaresischer Sprache, als der von Allen verstandenen, aber doch nicht ganz geläufigen. Ein junger Mann, der schon mehrere Jahre als Knecht bei uns war, wurde auf sein wiederholtes Begehren hin endlich durch die heil. Taufe in die Gemeinde aufgenommen. Ueber seine wiederholten Bitten machten wir im letzten Jahresbericht schon einige Bemerkungen. Er ist außerordentlich schwach begabt, so brauchbar er sonst ist, und konnte es lange nicht dahin bringen, auch nur das Gebet des HErrn, die 10 Gebote und das Glaubensbekenntniß auswendig zu lernen, das wir als Bekenntniß doch von einem Mann erwarten müssen und können, der das Heidenthum verlassen und sich in die Gemeine Christi aufnehmen lassen will. Natürlich gibt es Ausnahmen, wo es nicht recht wäre eine verlangende Seele zurückzuweisen, weil sie den Anforderungen an das Gedächtniß nicht entsprechen kann. In gewöhnlichen Fällen aber halten wir es für unsere Pflicht, wenigstens diese Hauptpunkte von einem Tauf-Candidaten zu verlangen, damit er vor öffentlicher Gemeinde dieß aussprechen kann. Bruder Bühler nahm ihn in Unterricht und erklärte ihm die Hauptstücke des Katechismus so einfach als möglich. Bruder Mörike gab sich auch alle Mühe, ihm das oben Genannte oft vorzusagen, daß er im Stande war, es zu behalten. Zu unserm Erstaunen konnte er wirklich das Glaubensbekenntniß, das Gebet des HErrn und die 10 Gebote richtig hersagen. Sein Eifer, den er dabei bewies, war zugleich auch ein Beweis, daß der Geist des HErrn auch eine solche wenig begabte Seele ziehen und erleuchten will und kann. Sein Name war Appaja, gebürtig aus Tschappa, einem Dorf in der Nähe von Mangalur; er ist etwa 24 Jahre alt. Seine Eltern gehörten, wie er sagte, den sogenannten Gala Concani Jains an. Da sein Vater frühe starb, so zog seine Mutter nach Mangalur, wo sie um Nahrung und Kleidung diente. Als der kleine Appaja Arbeit verrichten konnte, diente er unter derselben Bedingung. Wie andere Heiden wandelte er mit seiner Mutter zu den stummen Götzen und machte besonders in dem Tempel der Mariamma Göttin seine Verbeugungen und Handbegrüßungen und opferte zuweilen derselben von seinen Cocosnüssen. Vor etwa 6 Jahren wurde er in Mangalur mit unsern Brüdern bekannt, als seine Schwester sich mit einem der dortigen Christen verheirathete. Er blieb bei Bruder Greiner, besuchte den Gottesdienst und die Andachten, weil nur Ein wahrer Gottesdienst, und Götzenanbetung nichts als Lüge, Betrug sey, ohne gerade einen tiefern Eindruck von der Wahrheit zu haben, oder die Nothwendigkeit einer Herzensbekehrung einzusehen. Als er auf die Berge kam, forderte er Bruder Bühler einige Male auf, mit ihm zu beten. Er hielt auch seine eigenen Andachten. Auf die Frage, was er da gewöhnlich bete, sagte er vor seiner Taufe: „Ich habe keinen

Vater: Du bist mein Vater und meine Mutter und Du mußt mir helfen; sey mir gnädig, vergieb mir meine Sünden; bewahre mich, daß ich nicht darein falle und in die Hölle komme." Am 20. April, dem heil. Osterfeste, tauften wir ihn und gaben ihm auf sein Begehren den Namen Johannes. Möge ihn der HErr ferner erleuchten und ihn zu seinem ganzen Eigenthum machen; denn ja nicht das, was groß und stark und weise ist vor der Welt, hat Gott erwählet, sondern das Schwache und Geringe, damit sich vor Ihm kein Fleisch rühme. 1 Cor. 1, 26—28.

„Unsere Schulen sind in gleichem Zustand, wie der letzte Jahresbericht es gegeben, außer daß von Kateri eine Anzahl Knaben wieder gekommen sind, wo wir früher eine Schule hatten, dieselbe aber aus Mangel an einem Schullehrer und Interesse der Leute aufgeben mußten. Einzelne waren dort, die eine Schule wünschten, und die jetzt den Weg nicht scheuen, über eine Stunde weit herzukommen und der Schule, die von 10—4 Uhr währt, beizuwohnen. Der älteste unserer Schüler, Manja, dessen unser letzter Bericht gedenkt, ist seit 2 Monaten krank und war einige Male dem Tode nahe. Er ist aber wieder außer Gefahr und hat in der Krankheit Manches gelernt; besonders glauben wir mehr Geradheit an ihm zu bemerken. Er liest viel in der Bibel und betet, wandte sich auch nicht an die gewöhnlichen Zauberer, sondern an den HErrn. Er macht auch seine Eltern mit dem Evangelium bekannt; doch ist seine Mutter, die am meisten Erkenntniß hat und den Weg des Evangeliums vor Andern vertheidigt — auch selber zum lebendigen Gott betet — noch gänzliche Heidin. Als ihr hoffnungsvoller Sohn in einer Nacht wieder heftiger Fieber bekam, wußte sie in der Verzweiflung nichts anderes, als sich zu hängen. Zum Glück bemerkten es einige Leute und retteten ihr Leben. Diese jämmerliche Selbsthülfe ist in den Zeiten der Noth hier oftmals das Mittel, zu dem die Leute ihre Zuflucht nehmen. Erreicht Noth, Gefahr oder Streit unter ihnen einen hohen Grad, so ist Strick und Opium das Mittel, das den Entscheid geben muß. Fürwahr der Fürst dieser Welt übt seine Herrschaft grausam und belohnt mit Tod in tausend Gestalten.

„Unsere Arbeit war in der Hauptsache der der frühern Jahre gleich. Einige Ausnahmen traten im Aeußerlichen ein. Bruder Bühler hatte mit der Reperatur des Hauses ziemlich zu thun. Nachdem das Haus von der Committee als Eigenthum angenommen wurde, handelte es sich um die Wiederherstellung der früher verkauften Meubeln und Geräthschaften. Diese schickten sich wohl für die frühern Bewohner des Hauses, aber nicht ganz für ein einfaches Missionshaus. Ueber einen Monat hatte Bruder Bühler der Bibelrevisions-Committee in Utakamund, die eine eigentlich neue Uebersetzung der Bibel ins Canaresische zu besorgen hat, beizuwohnen an Bruder Mögling's Stelle, der wegen der Monsun genöthigt war, die Nilagiris bälder zu verlassen. Bruder

Metz war einen Monat von der Station abwesend, indem er die von der Committee angeordnete General-Conferenz in Mangalur zu besuchen hatte. Die übrige Zeit verwandten wir, so oft Kräfte und das Wetter es erlaubten, zur Predigt auf den Bergen umher. Um die etwa 230—240 Dörfer, die auf den Bergen umher zerstreut liegen, besser und öfter besuchen zu können, lag uns ein Wunsch sehr am Herzen, nämlich ordentliche Stellen zum Uebernachten zu haben. In den Häusern der Badagas zu übernachten, geht nicht, weil sie glauben, ihre Häuser werden durch unsern Eintritt verunreinigt. Leute, die Schuhe tragen, sind nach ihren Kastenbegriffen unrein. Ziehen wir die Schuhe aus, so genügt es auch nicht, weil wir eben nicht zu ihrer Kaste gehören. Auf der andern Seite haben wir auch eigentlich ähnliche Gedanken über sie. Wir fürchten vom Uebernachten auch Verunreinigung. Rechnen wir auch den unerträglichen Rauch in den Häusern, den sprüchwörtlich übeln Geruch der Leute ganz ab, so ist unserm europäischen Gefühl etwas Anderes noch zuwider, das wir in den Kleidern reichlich mit davon tragen, und eben einmal nicht ohne Ekel haben und ansehen können. Ihre Ställe sind zwar zugänglicher; aber ehe man sie reinigt von dem oft fußtiefen Mist, so wäre es eine Kunst eine ordentliche Stelle zum Sitzen und noch viel weniger zum Liegen zu bekommen. Wir waren in ähnlichen Lagen, und besonders Bruder Metz brachte manche Nacht in solchen Ställen zu; aber von Fortsetzung konnte keine Rede seyn, wenn wir anders auf unsere Gesundheit auch nur die geringste Rücksicht nehmen wollten. Sollten wir aber die entfernteren Dörfer aufgeben? Käty liegt allerdings im Mittelpunkt der Berge, soweit sie bewohnt sind. Allein es ist unmöglich bei ungeheuer steilen Bergen, zahllosen Schluchten, Sumpf und Wäldchen, und bei aller Frische der Bergluft doch unter einer tropischen Sonne, 10—20 Stunden des Tages zurückzulegen und noch zu predigen. Englische Freunde, die unsere Lage mit eigenen Augen ansahen, kamen sehr bereitwillig unserm Wunsche entgegen. Ehe wir ihn nur recht laut werden ließen, eröffneten Einzelne derselben eine Subscription für uns und sammelten Geld, das uns in den Stand setzte, an drei verschiedenen Orten kleine Häuschen zu bauen, in denen wir uns für einige Zeit aufhalten und in der Umgegend predigen können. Eines derselben ist im Todanad, dem nördlichen District, ein zweites in Mekanad, dem südlichen, und das dritte im Khonde-District. Kotagherry bildet für den östlichen Theil wieder einen Mittelpunkt. Wir sind für diese Hülfe sehr dankbar, weil wir unsere Besuche nicht bloß häufiger, sondern auch länger machen können. Es leuchtet von selbst ein, daß bei so sehr unwissenden und in den Banden des Heidenthums und Aberglaubens so sehr gefesselten Leuten, eine Unterredung, so begierig sie auch angehört wird, nicht nachhaltig seyn kann, wenn das Gesprochene nicht wieder aufgefrischt wird. Sie vergessen Alles rein. Oft bekennen's die

Leute: „Ja, wir wissen wohl, daß Du von Gott mit uns gesprochen, aber was, wissen wir eben nicht, wir sind eben eine Badagadschati, d. h. arme Badagas. Was von einem Hörer, der das Gehörte wieder vergißt, zu erwarten ist, hat ein Apostel Jesu genau gesagt: Jacob. 1, 26. ff. Durch wiederholte Besuche können wir aber eher etwas erwarten. Wir führen als Beispiel davon Tschogatorra an, das frühere Berichte öfters erwähnen. Dort hatten wir für längere Zeit eine kleine Schule mit einem heidnischen Schulmeister. Oftmals gingen wir hin und sprachen mit den Leuten; allein Gleichgültigkeit der Alten, Schamlosigkeit der Weiber, allgemeine Theilnahmlosigkeit an geistlichen Dingen trieb uns oft vom Platz mit Betrübniß. Die Schule hörte auf; nicht aber unsere Besuche. Kommt man jetzt hin, so ist es ganz anders. Mehrere Männer sind nicht fern vom Reiche Gottes; Einer derselben besucht uns oft und fragt nach Erkenntniß und dem Wege des Heils, erklärt auch öffentlich ihre Götter als Teufel. Auch unter den Weibern ist es etwas anders. Vor einiger Zeit ging Bruder Bühler hin, um mit den Leuten zu reden:

„Als ich den steilen Berg hinabging, an dessen Fuße das Dorf liegt, sah ich zwei Weiber auf dem Felde arbeiten. Als ich in ihre Nähe kam, riefen sie: „wo gehst du hin?" — Ins Dorf hinab. — „Es ist Niemand zu Hause, die Leute sind alle ins Todanad hinübergegangen, zu einer Leiche." — Während dessen kamen sie näher; ich fragte sie zur Einleitung über Feld, Dorf und ihre Familien, ob sie verheirathet seyen? u. A. Sie wollten auch von mir das Eine und das Andere wissen, ob ich verheirathet sey und Kinder habe. Sie wurden immer zutraulicher; ich beschrieb ihnen, was das Herz des natürlichen Menschen umtreibe, was sie als richtig bejahten. Erzählte ihnen den Sündenfall und was wir in der Ewigkeit zu erwarten haben — und von der Nothwendigkeit der Sündenvergebung. Eine derselben bemerkte unter Anderm: „Du hast uns gezeigt, daß Sünden-Vergebung nöthig ist; aber wie ist es mit unsern frühern Sünden? Früher haben wir unwissentlich gesündigt und jetzt haben wir etwas Verstand. Sind jene Sünden auch Sünden? Wir wußten ja nichts." Ich gab den Unterschied zu: allerdings ist zwischen den Zeiten der Unwissenheit, die Gott übersah, und dem wissentlichen Uebertreten ein großer Unterschied. „Ja," erwiederte sie, „wenn's so ist, sollen wir nun über frühere Sünden auch Buße thun, und vergibt Gott jene auch?" Ich: „Ihr habt Kinder, und Eure Eltern leben noch. Seht, es gibt Kinder, die thun sehr viel Böses, sie verderben im Haus und auf dem Felde ihren Eltern Vieles, betrüben dieselben vielfach. Sie wissen aber nicht, daß es böse ist, und daß es ihren Eltern viel Kummer macht. Auf einmal erfahren sie das Alles und hören zugleich, daß ihre Eltern sie doch lieben und Mitleiden haben. Sagen dann diese Kinder: o wir haben's nicht gewußt, deßwegen ist's uns gleich? Nein, sie trauern über ihre

Vergehungen und tragen Reue und Leid darüber, und bitten ihre Eltern um Vergebung. So ist's mit den Sünden der Unwissenheit. Sünde ist Sünde, ob man's weiß oder nicht; allein, wenn man sieht, daß man den Gott, der uns so unaussprechlich liebt, den himmlischen Vater, der so viel Gava (Mitleiden) macht, mit Sünden betrübt, so ist man auch über die Zeiten der Unwissenheit betrübt und thut Buße." Die verständigen Fragen und die Aufmerksamkeit der Weiber thaten mir sehr wohl.

„Dürften wir Erkenntniß göttlicher Dinge voraussetzen, wie es zu Haus der Fall ist, wo auch in versunkenen Gemeinden das Evangelium zum Theil bekannt ist und man deßwegen an das Gewissen appelliren kann; dann wäre es bei uns etwas anderes; allein dieß ist eben nicht der Fall. Nach langen Unterredungen dämmert ihnen ein Licht, dessen voller Glanz noch verborgen ist. Z. B.: Wir reden vom Gebet und von der Anrufung des Namen Gottes; da wissen sie sogleich zu antworten, wie sie dieß längst thun; aber fragt man genauer nach, so ist's nichts anderes, als daß sie die Hände auf die Stirne legen und schreien: Herr, Herr! oder die Namen verschiedener Götzen. „Deßwegen war es mir," sagt Bruder Metz, „besonders erfreulich, wenn schon mehrmals Leute, die früher nur vor Götzen sich gebeugt, und nichts von der Liebe Gottes wußten, sich dazu bewegen ließen, in meinem Zimmer oder auf dem Felde ihre Kniee mit mir vor dem lebendigen und allgegenwärtigen Gott zu beugen. Der HErr gab es mir, inbrünstig zu beten, daß er die Götzen zu Schanden machen und seine erbarmungsreiche Liebe den armen Seelen um mich herum offenbaren möge." Es ist sehr wahr, was unser Heiland (Matth. 6, 7.) sagt, daß die Heiden plappern. Die Aufzählung der verschiedenen Götternamen heißt der Badaga ein Gebet. Allerdings kommen auch Wünsche vor: Alles soll gut seyn; Alles soll reichlich seyn; oder auch: Alle, die mich hassen, sollen zu Asche werden; denn in dieser Beziehung sind sie so rachesüchtig als ihre erdichteten Götter. Hört man etwas Anderes, das ein Bedürfniß nach Erlösung und Gerechtigkeit ausspricht, so ist das Wenige erfreulich. Eines Morgens ging ich zum Dorf hinaus, in dem ich übernachtet hatte. Da hörte ich an einem einsamen Orte eine Stimme. Ich forschte nach und sah den Schultheiß des Dorfes mit gefalteten Händen, auf einem Fuße stehend, beten. Ungesehen hörte ich zu und ging dann ins Dorf zurück. Nachher sprach ich zu dem Mann, der schon Vieles von der Wahrheit gehört und wußte: warum er auf einem Fuße stehend gebetet habe, ob ihm der HErr nicht 2 Füße gegeben? Was würdest du von deinem Sohne denken, wenn er käme und dich um etwas bäte, und er bliebe auf einem Fuße stehen? Gott ist unser Vater, der seine Liebe in Christo geoffenbart. Wir dürfen als Kinder ihm zuversichtlich nahen. — Ich war ergriffen von Mitleid, als ich mit dem Mann und noch zu andern

Leuten sprach und sagte ihnen, daß sie den Vater im Himmel betrüben, wenn sie auch seinen Namen anrufen und die falschen Götzen fahren lassen, so lange sie auf solche verkehrte Art beten, wie ich's soeben gesehen und gehört. Der Schultheiß war betrübt, daß ich sein gutes Werk getadelt, und versprach, es einandermal anders zu machen. Als ich zum Dorf hinausging, sah mir der Mann lange nach und machte seinen Gruß, so oft ich zurückschaute, bis der Weg in ein Wäldchen einlenkte. Ich sah ihn seither mehrmals und bemerkte, daß er seine heilige Asche nicht mehr auf der Stirne trägt. — Obgleich Viele Eindrücke in ihrem Gewissen von der Wahrheit haben, so fürchten sie einander noch zu sehr. Die Obern scheuen die Untergebenen; während diese sagen: „wenn unsere Obern sich zum HErrn wenden und das Teufelsgeschäft stehen lassen, so sind wir auch bereit, ihnen zu folgen. Was können wir thun?"

„Aber das ist eben die Macht des Aberglaubens und des Heidenthums! Wäre es bloß Sache des Verstandes, so wäre Belehrung gewiß hinreichend, um diese Macht zu brechen. Das Thörichte am Heidenthum sehen die Leute wohl ein, aber ihre Herzen und Gewissen sind gebunden, und diese frei zu machen, bedarf es nicht bloß Waffen menschlicher Weisheit, sondern geistliche, die da mächtig sind vor Gott, zu verstören die Befestigungen, die sich erheben wider das Erkenntniß Gottes. 2. Cor. 10, 4. 5. Wie im ganzen Meisurlande, so spielt auch hier die Geschichte des Basawa eine große Rolle. Als Emblem des Siva gilt der Stier Basawa. Dieser trägt die Sünden seiner Verehrer. Stirbt ein Badaga, so wird ein Kalb zu diesem heiligen Zweck als Basawa freigelassen und nie mehr zur Arbeit gebraucht. Eine kleine Geschichte mag die Wichtigkeit zeigen, die sie auf derartiges legen. Bruder Mörike kam in ein Dorf vor Weihnachten 1850, wo er einen alten Mann von der Komaka-Kaste besuchte. „Dieser hochbetagte Mann drückte, als er mich sah," schreibt Mörike, „seine Freude darüber aus, noch vor seinem Ende einen Europäer zu sehen, von deren Art und Weise und ihrer Gerechtigkeit er Vieles gehört, die er aber nie zuvor gesehen hatte. Der Alte wußte noch Allerlei von den Muhammedanern, besonders aus des Sultans Tippu Zeit. Ueber das Evangelium, das ihm vollkommen neu war, drückte er seine Verwunderung aus. Wie viel er davon verstand, ist nicht leicht zu sagen. Er galt unter den Seinen für einen besonders ehrbaren Mann, der sich gar nichts Böses habe zu Schulden kommen lassen. Deßwegen war sein Ende ein ganz merkwürdiges, wie mir die Leute erzählten. Statt daß sonsten ein Kalb als Sündenträger, wie der Asasel (3. Mose 16.) auserlesen wurde, begab sich etwas Merkwürdiges. In der Stunde, da der Alte verschied, verendete auch ein Lieblingsstier seiner Heerde, und auf diesem zugleich mit seinem Besitzer von der Endlichkeit befreiten Basawa sey er stracks in den Himmel geritten.

„Wie aber doch auch Lichtstrahlen hie und da in die Herzen fallen, mag eine andere Erfahrung zeigen. „Als ich," schreibt Br. Mörike, „in einem Dorfe von dem stellvertretenden Opfer Christi redete, sagte einer der Zuhörer am Ende: „Nun habe ich Dich begriffen. Meinst Du nicht dieß: der Name Jesu sollte beim Aufstehen und Einschlafen, beim Arbeiten, auf dem Felde wie beim Essen in unserm Gemüth und Gedächtniß seyn; dann würden wir selig. Was Du gesagt hast, ist in mein Herz gefallen und da wird's bleiben." Ich verließ das Dorf, begab mich auf den Heimweg, als aus dem benachbarten Dorfe Leute herauskamen. Sie näherten sich mir. Unter ihnen war einer, der vorher mich gehört und nun seine eigenen Leute gerufen hatte. Der Anführer fragte: „Haben sie Dir im andern Dorf Milch gegeben?" Als ich's verneinte, bedauerte er es sehr, und bat mich, bei ihnen das Gesagte zu wiederholen. Ganz erschöpft bat ich sie das Gehörte ihren andern Leuten auch mitzutheilen. Dieß wollte sie nicht befriedigen, und wiederholt baten sie: nur noch Etwas. Aufs Neue begann ich mit der Geschichte des HErrn. Als ich den Namen Jesus aussprach, und als den alleinseligmachenden (Ap.-Gesch. 4, 12.) pries, bemühten sie sich ihn nachzusprechen. „Das erste kommt jetzt," sagte einer „das zweite wird nachkommen," d. h. auch Christus werde er bald sagen können. Bald war ihnen „Jesus Christus" als Name geläufig. Am Ende luden sie mich ein, bald wieder zu kommen und ich zog meine Straße fröhlich."

Dieß wenige aus unserer Erfahrung mag zeigen, daß auch für die Nilagiris die Bitte des HErrn uns und allen gläubigen Christen am Herzen liegen muß, nämlich die: „Dein Reich komme!"

Was das häusliche Leben unserer Käty-Geschwister betrifft, so ist Frau Bühler längere Zeit sehr leidend gewesen, Missionar Bühler selbst nach seiner Rückkehr von der General-Conferenz im April 1352 von einem heftigen Fieber befallen worden, Missionar Metz oft durch bedenkliche Anfälle von Erbrechen in seinem Wirken gehemmt. Nach den neusten Nachrichten haben sich jedoch die Geschwister Bühler mit Gottes Hülfe wieder erholt; ob dagegen Miss. Metz seine Gesundheit in Indien wieder erlangen wird, steht dahin. Wir empfehlen ihn der besonderen Fürbitte unserer Freunde.

Census der Käty-Gemeinde am Schluß des Jahres 1831: Gemeindeglieder: 18. — Heidnische Schulkinder: 17. Zusammen 35 Seelen.

d) Mission im Malajalim-Lande.

10. Station Cannanur.

(Angefangen im Jahr 1841.)

Missionare: Sam. Hebich. Dr. H. Gundert mit Gattin. C. Diez.
Lehrerinnen: Jgfr. Will. Jgfr. Blandford.
Katechisten: Europäer: Searle; O'Brien, Stocking. Eingeborne: Timotheus; Jacob Constantin; Josef Jacobi; Paul; Daniel; Diego Fernandez; Sebastian Phutah.
Schulmeister: Christliche: 2. Heidnische: 2.
Filial-Gemeinden: Tschirakal; Anscharkandy; Palghat.
Außen-Stationen: Tahe, Taliparambu.

Wir kehren von den Höhen der blauen Berge in das Tiefland zurück und besuchen auf unserer Wanderung zuerst die Haupt-Station von Malabar: Cannanur. Obwohl diese Stadt als Handelsstadt wohl nicht die Bedeutung hat, wie Calicut, so ist dieselbe doch theils als Hauptwaffenplatz der Engländer in Malajalam, theils als Muttergemeinde mehrerer unserer eingebornen Gemeinden der bedeutendste Punkt unserer Mission in diesem Lande.

Hier arbeitet seit mehr als einem Jahrzehendt der Senior unserer Mission, Missionar Hebich. Sein Aussehen wird Niemand mehr jugendlich finden. Das Haupt ist allmählig kahl geworden, der große Bart grau, die körperliche Erscheinung ist mehr rüstig als beweglich. Nichtsdestoweniger dauert der Mann, der ein halbes Jahrhundert hinter sich hat, früher als reisender Kaufmann Rußland durchzog und nun 18 Jahre in Indien wirkt, noch immer weit mehr aus als die meisten Missionare, und lebt in ihm noch das alte Feuer der Jugend, wenn es gleich durch die Zucht des Geistes, Jahre und Erfahrung in jeder Beziehung mehr gemildert erscheint. Einmal war er zwar im Jahre 1851 in

Folge einer Erkältung einige Tage bettlägerig; die übrige Zeit hindurch aber war er so kräftig und gesund, daß er selbst den HErrn öfters in seinen Briefen darüber rühmt und preist. Sam. Hebich zur Seite steht Miss. Gundert, der mit seiner Gattin auf dem Filial Tschirakal wohnt, in dessen stiller Niederung die Mädchen-Anstalt, der sie vorstehen, gegen die Einflüsse schädlicher Umgebung besser geschützt ist als in den bewegten Straßen der Soldatenstadt. Bruder Gundert litt schon mehrere Jahre an einer chronischen Entzündung der Brust und Luftröhre, die ihn zu völliger Sprachlosigkeit verurtheilte. Aus diesem Grunde war er genöthigt, für längere Zeit seine Familie zu verlassen. Er brachte einen großen Theil des Jahres 1851 im Sanitarium der Nilgherries, zwar immer mit Studien und schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, aber doch von mündlicher Missionsthätigkeit zurückgezogen, zu. Am 4. October kehrte er etwas gekraftigt und gebessert, aber keineswegs genesen zurück. Doch machte er von dort an in der Wiedergenesung von Zeit zu Zeit kleine Fortschritte, so daß der Inspector wagte, seine Hülfe trotz seiner Krankheit mannigfach in Anspruch zu nehmen und derselbe ihn im Sommer 1852 mit der Zuversicht verließ, daß er wieder gesund werden werde. Ein dritter Missionar langte im Herbst 1851 in der Person unsers Br. Diez in Cannanur an. Natürlich war seine Aufgabe zunächst die Erlernung der englischen und Malajalim-Sprache; indessen konnte er doch als früherer Kaufmann dem General-Cassier unserer Mission, Miss. Hebich, von Anfang an wesentliche Dienste leisten, was Letzterem, wie er selbst bezeugt, sehr zum Dank gereichte.

Frau Gundert und Jgfr. Kegel genossen im Ganzen einer ziemlich guten Gesundheit. Letztere trat jedoch, nachdem sie ausdrücklich zuvor die Erlaubniß zu diesem Schritt von der Committee der geehrten Frauen-Missions-Gesellschaft in Basel erbeten und die Einwilligung derselben erhalten hatte, mit dem in die Dienste der Londoner Missions-Gesellschaft übergegangenen Miss. Stanger von Bellary (früher in Malasamudra) in die Ehe, was wir um unserer An-

stalt willen aufrichtig bedauern, indem dadurch eine bedeutende Lücke entstand, die vor der Hand zwar durch zwei in der Familie Miss. Gundert's erzogene und gebildete Engländerinnen von bürgerlich einfacher Herkunft wieder ausgefüllt ist, aber die Aussendung einer europäischen Lehrerin nöthig machen wird.

In Cannanur liegen beständig einige Regimenter, sowohl aus Eingebornen als Engländern. Eine große Zahl zu Land und zur See ab- und zuziehender Europäer und Hindus fluthet deßhalb durch diese weit ausgedehnte Stadt. Die militärische Bevölkerung lagert auf der nördlichen Seite derselben. Mitten in diesem Stadttheil auf der Nordseite des Exercierplatzes, in der Nähe der Barracks (Kaserne) und des Forts liegt das Missions-Gehöfte, das kleinste, unbedeutendste an Umfang, zugleich das heißeste, das wir in unserer Mission haben, dennoch eines der werthvollsten, jedenfalls für unsern Zweck sehr gut gelegen und mit Hütten und Häusern hinreichend angefüllt. Die Zierde dieses Missions-Gehöftes ist die Capelle, deren größte Schönheit aber darin besteht, daß sie in jedem gemeinsamen Gottesdienst voll ist; denn nicht einmal ein Thürmchen und eine tüchtige Glocke ist auf derselben zu erblicken, vielmehr vertritt die Stelle des Thurmes eine Art hoher von Stein erbauter Galgen, der die Form eines Hufeisens bildet, aber noch eine dem Zweck entsprechende Glocke von größerem Umfang entbehrt, weßwegen Miss. Hebich dem Inspector bei seiner Abreise eine Bittschrift an unsere Freunde in Europa in die Tasche steckte, welche wörtlich also lautet:

Bitte.

Bruder Hebich hat schon lange sich vergeblich bemüht, eine gute Glocke mit einem Schall, der etwa in die Ferne einer englischen Meile reichte, für seine Kirche in Cannanur zu erhalten. Vielleicht nimmt sich Jemand in der Heimath, den diese Bitte erreicht, dieselbe zu Herzen und schenkt der Cannanur-Gemeinde eine Glocke mit gutem hellem Klange. Das Maas von 15—18 Zoll innern Durchmessers wäre

hinreichend. Die Gemeinde würde je und je sich dankbar bei ihrem Kirchenzuge des freundlichen Gebers erinnern und ihm einen Sonntagssegen erbitten.

Cannanur, den 2. April 1852. H.

Auf der Südseite der Stadt liegt der Bazaar, meist von Moplas bewohnt, sammt dem Palast der alten muhammedanischen Könige. Noch jetzt thront da eine mediatisirte Fürstin in der Mitte ihrer auf sie immer noch stolzen und in ihrem Uebermuth gegen die Christen höchst feindseligen muhammedanischen Unterthanen. In den entfernteren Revieren, zum Theil auch zwischen Europäern und Moplas wohnen die eingebornen Katholiken und Hindus. Die Stadt mag 30,000 Einwohner zählen, und bietet also ein großes Feld für die eifrigste Missionsthätigkeit dar.

Diese entfaltet denn auch Miss. Hebich in sehr mannigfaltiger und höchst origineller Weise. Ist er auf den Straßen und Wegen, überhaupt wo er geht und steht, ein Prediger der Buße und Gerechtigkeit des Glaubens, der mit Händen und Füßen redet und die Leute zwar nicht bei den Haaren, aber doch bei den Schultern, Armen und Händen zur Lebensquelle heranzieht, so ist er in der Gemeinde ein Vater vieler Kinder. Alt und Jung, „Weiß und Schwarz," wie er die Engländer und die Eingebornen nennt, Alle sind seine lieben Kinder, die er mit ins Einzelnste gehender Aufmerksamkeit seelsorgerlich berathet. Seine ganze Art, seine Predigtweise und noch mehr die gottesdienstliche Form, die er, um Europäer und Eingeborne einander recht nahe zu bringen und zu verschmelzen, eingeführt hat, könnte man versucht seyn, methodistisch zu nennen. Es ist dieß aber doch nicht die richtige Bezeichnung; denn es gibt nur Einen Miss. Hebich und dieser gestaltet das ganze Leben um sich her in seiner besondern Weise. Eher könnte man sagen, seine christliche Art sey das einfach praktische Christenthum eines württemberger Pietisten, wenn dieser Ausdruck hier erlaubt ist, in soldatischer Form. Hebich exercirt seine Leute, führt sie ins Feld und schlägt Schlachten mit ihnen. Soldat von Natur ist er unter den Soldaten selbst Soldat geworden;

denn seine europäische Gemeinde besteht fast durchgängig aus Soldaten, die durch ihn erweckt, bekehrt und in eine Gemeinde (die sich die Missionskirche nennt) gesammelt worden sind, und, so oft die Regimenter der Garnison wechseln, immer erst wieder erweckt, bekehrt und gesammelt werden müssen. Indessen ist die Singularität Miss. Hebich's und seiner Gemeinde nichts weniger als separatistisch. Als Präses der General-Conferenz unserer Missionare ist er neuerdings vielmehr bemüht, die Gesammtheit unserer deutsch-evangelischen Missions-Gemeinden nach der zwischen der Committee und der General-Conferenz vereinbarten Norm immer einheitlicher zu gestalten und diese Lebenseinheit selbst wieder recht fruchtbar zu machen. Hebich ist kein Gelehrter, will auch keiner seyn; er überläßt diese Arbeit und Ehre seinem l. Bruder und Mitarbeiter Dr. Gundert; aber ein Practiker, der, was andere am Schreibtisch ausdenken, ins Leben einzuführen versteht; ein Prediger des Kreuzes, der seine Fahne hoch und freudig schwingt und durch Sturm und Graus hineinträgt mitten in das Hauptquartier des Feindes, dort sich setzt und die wieder sich Sammelnden mit stets neuer Streiterlust auseinander treibt und in die Flucht jagt. Hebich ist, was die Hauptsache ist, ein Christ, dem man es im Augenblick des ersten Zusammentreffens und alle Zeit abfühlt und ansieht, daß der HErr in seiner Seele lebt, und — daß er unter die gedemüthigten und zerschlagenen Geister gehört, denen der HErr Gnade um Gnade schenkt. Darum ist denn auch sein Wirken so reich gesegnet und läßt ihm der HErr so Vieles gelingen.

Sollen wir das Missionswerk in Cannanur nach seinen einzelnen Theilen schildern, so können wir unterscheiden das Werk in der Stadt und das Werk auf den Filialien und Außenstationen.

I. Stadt-Mission.

Der Mittelpunkt der Stadt-Mission ist das Missions-Gehöfte am Exercierplatz. Hier steht die Capelle, welche zu verschiedenen Zeiten das eine Mal sämmtliche Gemeinde-

glieder der Station, das andere Mal die einzelnen Gemeindetheile vereinigt. Hier wohnen die Missionare Hebich und Diez mit einigen Katechisten. Hier ist eine Gemeindeschule und wohnen in verschiedenen Hütten und Häuslein eine Anzahl schwarzer Gemeindeglieder. Außer diesem Gehöfte besitzt die Mission in der Stadt in dem Quartier Munampidige ein Katechistenhaus, in welchem 2 Katechisten wohnen, denen die Arbeit in diesem Stadttheil anvertraut ist, und hat sie eine Heidenschule in Talapu.

Die Stadt-Gemeinde selbst besteht aus 2 verschiedenen aber eng mit einander verbundenen Gemeinden, der weißen, aus Europäern, meist englischen Officieren (verheiratheten und unverheiratheten) und englischen Soldaten (verheiratheten und unverheiratheten) bestehend, und der schwarzen, aus allerlei eingebornem Volk gesammelt.

a) Ueber die englische Gemeinde berichtet Missionar Hebich Folgendes:

Juli 1851. „Unsere Soldaten-Brüder kamen, nachdem sie unsern englischen Bericht von 1850/51 in die Hände bekommen hatten, mit Eifer zu mir und sagten: „Nächstes Jahr wünschen wir in unserm englischen Jahresbericht nicht um unsertwillen, sondern um anderer Engländer willen, in hervortretender Weise die Mittheilung zu lesen, daß wir jetzt eine eigene Kirche (nämlich eine evangelische Missionskirche) bilden, und die Regierung uns auf unser Ansuchen das Privilegium ertheilt hat, statt in die Staatskirche in die evangelische Missionskirche, wo auch die Heiden-Christen versammelt sind, sonntäglich gesetzlich marschirt zu werden, und von dem Missionar als unserm eigenen Pastor unsere Trauungen, Taufen und Begräbnisse verrichten lassen zu dürfen."

December 1851. „Unsere europäische Gemeinde hält sich seit dem 2. Febr. 1850 in Betreff aller ihrer kirchlichen Bedürfnisse ausschließlich zu unserer Missionskirche. Unser Haupt-Gottesdienst ist Sonntag Vormittags von 10 — halb 1 Uhr, wo die eingeborne und englische Gemeinde beisammen sind und die englische Predigt immer sogleich ins Malajalim übersetzt, das heil. Abendmahl monatlich gefeiert wird. Außerdem ist Sonntag, Dienstag, Freitag Abends von 6¼—8 Uhr regelmäßig englischer Gottesdienst. Jeden ersten Montag des Monats ist Missionsversammlung. Die Soldaten-Brüder kommen jeden Morgen von 6—halb 8 Uhr und ebenso alle Abende, an welchen kein Gottesdienst ist, in der Capelle zum Gebet zusammen, wo sie mit einander sich erbauen, singen, das Wort Gottes lesen und beten (jeder der Reihe nach, soweit die Zeit reicht) oder Searle und O'Brien eine Ansprache halten.

In die englischen Gottesdienste kommen auch verschiedene Leute, Soldaten, Herren und Damen, die nicht zur Gemeinde gehören. — Der HErr hat auch in diesem Jahr Großes an uns gethan. — Einige sind von hier auf andere Plätze versetzt worden, andere der Gesundheit wegen abgereist; einige sind neu bekehrt worden; andere sind abgefallen, wie geschrieben steht: 2 Petri 2, 22. — Mit den abgegangenen hat Hebich nicht Zeit schriftlichen Verkehr zu unterhalten, dagegen unterhält er mit ihnen im Herzen und vor dem Throne Gottes eine lebendige Verbindung, indem er sie namentlich im Gebet aufführt." *)

„Die englische Gemeinde erhält ihr Leben und ihre geistige Nahrung von den Kräften, die sonst den Eingebornen gehören; daher steuern sie auch getreu wieder bei, nach dem Geiste und nach dem Leibe, zur Belebung und Unterhaltung der eingebornen Gemeinde. Die Gemeinschaft unter einander ist höchst gesegnet, die Fürbitte für einander ist brünstig und die Beisteuer von Geld nöthig für die besondern Bedürfnisse unserer Cannanur-Gemeinde und ihres Werkes. Der Gesammtbetrag der von der Gemeinde zusammengelegten Steuer — ohne die Gaben in die allgemeine Missionskasse — belief sich im Jahr 1851 auf 1583 Rupien, wozu die von uns soeben nach French Rocks abgegangenen Brüder 255 Rupien lieferten."

b) Ueber die schwarze Gemeinde schreibt Miss. Hebich:

30. Juni 1851. „Von meinen Weiberkindern sind 2 im Begriff abzureisen in die himmlische Stadt Jerusalem. Die Eine ist eine ältere Person von etlichen fünfzig Jahren, eine Soldaten-Wittwe, eine schwarze Tamul-Frau seit 1842 bekehrt; ihr Name ist Elisabeth, sie läuft aber bei uns unter dem Namen Batalam Amma, weil sie vom 5. Batalam oder native Regiment ist, zog zu uns und hat unter uns seither bald in Tschirakal, bald in Tahe sehr treu und demüthig gedient. Sie ist mein Ruhm und meine Krone. Die zweite ist des Katechisten Joseph Jacobi's junges Weib Elisa, die ihm im Anfang dieses Jahres ein Mägdlein geboren hat; sie leidet an der Schwindsucht; sie ist das unschuldigste Kind, das unter meine Hände gekommen ist, und hat Lust abzuscheiden und bei Christo zu seyn."

*) Es ist interessant alle die Plätze von ihm im Gebet aufzählen zu hören, wo die Glieder der Gemeinde zerstreut leben. Es sind folgende Plätze: Mercara, French Rocks, Bangalur, Bellore, Madras, Paonamalee, Calcutta, Nilgherries, Palamcottah, Palghat, Cochin, Quilon, Calicut, Malapuram, Hurryhar, Belgaum, Bellary, Coornool, Camptee, Secunderabad, Julebelpoor, Mesulapatam, Vizaganagram, Poona, Bombay u. s. w.

16. Juli. Am 9. Juli starb Joseph Jacobi's Weib seliglich im HErrn, am 12. Juli unsere Balalam Amma. Ihre Antwort auf alle Fragen war: „Ein wenig" — „Ein wenig Glauben" — „Ein wenig Beten" — „Ein wenig Leiden." —

„Ich ließ beider Leichname unter das Capellen-Portal bringen, und von da brachten wir sie singend (Schwarz und Weiß) auf den Gottesacker und hatten somit Gelegenheit, zwei gewaltige Zeugnisse des Glaubens vor einer ungläubigen Welt abzulegen. Wir waren Alle voll Freude und Danksagung für Alles, was der HErr gethan hatte. Hallelujah! Amen!

„Bei der Gemeine geht es, Gottlob! im Allgemeinen ordentlich. Bei allen Gebrechlichkeiten, die bei uns und unter uns vorkommen, wohnt der HErr doch mit seinem Geiste und Wort und mit seiner Herrlichkeit unter uns."

December 1851. „Die Gemeinde ist im Ganzen in einem erfreulichen Zustand. Sie besteht aus lebendigen Gliedern und der HErr ist unter uns. — Der frühere Tamil-Gottesdienst hat aufgehört, weil die Tamulen entweder weggezogen oder mit der Malajalim-Gemeinde vereinigt werden konnten, weil sie diese Sprache verstehen. — Die Haus-Andachten werden Morgens und Abends jeden Tag in verschiedenen Abtheilungen regelmäßig gehalten.

II. Die Mission auf den Filialien.

Mit der aus Schwarzen und Weißen gemischten Stadtgemeinde stehen die Filial-Gemeinden Tschirakal und Anscharkandy, welche aus lauter Eingebornen bestehen, in unmittelbarer Verbindung und beständigem Verkehr. Die mehr als 40 Stunden entfernte Tochter-Gemeinde Palghat wird von zwei Katechisten bedient, welche unter der Leitung Miss. Hebich's stehen und von diesem je und je besucht werden.

a) Tschirakal.

Eine Stunde von der Stadt entfernt, an der Landstraße nach Mangalur, liegt in einem dem Radscha von Tschirakal gehörigen und von ihm pachtweise übernommenen Gehöfte eine unserer Malajalim-Mädchen-Anstalten, die von Miss. Dr. Gundert und seiner Frau geleitet wird. In ländlicher Stille und Zurückgezogenheit wachsen die Mädchen der Christen-Familien von Cannanur, Telli-

tscherry und Tschompala nebst einer Anzahl heidnischer Mädchen auf, welche entweder von den Eltern der Mission übergeben oder als Waisen und Bettelkinder von den Behörden und Verwandten den Missionaren anvertraut, bisweilen auch von der Straße hergelaufen sind.

Ueber diese Anstalt berichtet Miss. Gundert Folgendes:

Die Mädchen-Anstalt in Tschirakal hat ihren ruhigen Fortgang gehabt. — Mina, ein katholisches Mädchen, das früher schon in der Cannanur-Schule gewesen, aber bald wieder davon gelaufen war, verließ ihre Mutter (Juni 51) um evangelischen Unterricht zu genießen. Sie zeigte so viel Ernst, daß man Gutes von ihr hoffte und sie am 21. September in die Kirche aufnahm. Am 15. December aber kehrte sie zu ihrer Mutter zurück, welche einen Gatten für sie ausfindig gemacht hatte, nachdem frühere Versuche unwirksam an ihr vorbeigegangen waren. Dafür ist ein Mädchen von Käty, Marianne, die Tochter eines frühern Schulkindes von Schwester Gundert im Tamillande der Anstalt übergeben worden (4. October), so daß sich die Zahl der Kinder noch immer auf 52 beläuft.

„Getauft wurden 4 Kinder am 21. September: 1) Cugnipennu, jetzt Pauline, seit 28. Nov. 1850 in der Schule; 2) Manicam, jetzt Milka, seit März 1851 in der Schule, beide etwa 9jährig; 3) Mattitschi, jetzt Aline, 14jährig, seit dem 2. Juni 1851 in der Schule; sie hatte schon über ein Jahr mit einem Mann gelebt, der sie nun ihren Verwandten zurückgeschickt und eine Andere genommen hat.

„Diese drei stammen aus der Mugayer-Kaste und gehören eigentlich zur Tschompala-Gemeinde, wir haben von allen gute Hoffnung, besonders aber von Pauline.

„Das 4te Mädchen ist Cugni, jetzt Jemima, Töchterlein der früher erwähnten närrischen Nayerin, die in diesem Jahr ihre beiden Kinder fortnahm, aber bald wieder brachte. Ein liebes Kind von schwächlicher Gesundheit. Die Zahl der ungetauften Kinder ist somit auf 3 geschmolzen.

„Von den älteren Mädchen wurden 5 zum Abendmahl zugelassen (davon im September 3): 1) Ruth, die ein gutes Zeugniß hat; 2) Caroline, noch oft eingebildet und nicht zuverläßig; 3) Susanne, von Natur sehr leidenschaftlich, aber wirklich gebessert; 4) Die blinde Elisabeth, die im Laufe des Jahrs durch Krankheit sehr heimgesucht wurde. Am Anfang des Jahrs legte sie's eigentlich darauf an, sich zu verderben und sagte offen, sie wolle lieber sterben und in die Hölle fahren, als länger sich hier gedulden. Im weitern Verlauf aber wurde sie recht gebrochen und hat den HErrn gesucht. Noch ist sie sehr unwissend, und es hält schwer sie zu unterrichten, aber sie zeigt

sich offen fürs Wort Gottes und hat viel von ihrer Streitsucht verloren. 5) Maria, die Schwägerin der zwei Katechisten O'Brien und Daniel hat einen Anfang im Erkennen und Hassen der Sünde gemacht, ohne daß man noch viel von Leben reden könnte. (Letztere communicirte zuerst in diesem Jahreswechsel.)

„Etliche andere Mädchen haben gebeten in die Zahl der Communicanten aufgenommen zu werden, z. B. Elise, die aber glaubt im Jahr 1847 ihre Sünden bekannt zu haben und seither sich gerade keiner bewußt worden ist; Charlotte, ein aufgewecktes Köpflein, aber leichten Charakters ꝛc. Wir fanden für gut, mit der Zulassung zu warten, bis sich ein ernstlicher Wunsch darnach zeigt, und dann denen, die sich melden, eine Zeitlang besondere Aufmerksamkeit zu widmen, um ihren Herzenszustand ihnen selbst deutlicher zeigen zu können.

„Als im September obengenannte Mina aus der römisch-katholischen Gemeinschaft aufgenommen wurde, wünschten wir auch Rasamma, eine andere neulich von ihrem Vater der Mission übergebene Römische, ihr zuzugesellen. Sie hat sich aber bestimmt geweigert, bewogen von ihrer Mutter, die während des Mannes Abwesenheit mit halbem Herzen bei der Mission ist.

„Von den Lektionen ist im vergangenen Halbjahr nichts zu sagen. Es wurden die früher angezeigten fortgeführt, und Bruder Gundert konnte seit seiner Rückkehr im October beinahe täglich eine Stunde Singunterricht geben.

„Schw. Kegel machte vom 12.—22. November mit den Tschompala-Kindern einen Ausflug nach Tellitscherry und Tschompala, wodurch den Kindern und ihren Verwandten wirkliche Freude geschafft, zugleich aber auch der Keuchhusten zu uns herübergebracht wurde, mit welchem allerhand Störung in die Schule gekommen ist. Doch scheinen sich die zuerst erkrankten wieder zu erholen, während wir trotz der möglichst vorgenommenen Absperrung auch neue Patienten erhalten. Wir fürchten die Nachkrankheiten für mehr als Ein schwächliches Kind. Im Ganzen ist der Gesundheitszustand befriedigend, wenn man in Anschlag bringt, wie manchen Kindern ererbte, oft lang vernachläßigte Leiden nachgehen, Leiden, die auch ihrem geistigen Erwachen und gesundem Wachsthum in Erkenntniß und Thatkraft vielfach hinderlich sind. (Da gibt's z. B. Asthma, Skrofeln, Mesenterialdrüsen, Nachtblindheit, Krätze, syphilitische Dyskrasie ꝛc.) So scheint es uns oft, als ob unser meistes Treiben, leiblich und geistlich, im Spitalleben aufgehe, und von der Spitalluft angesteckt, sind wir versucht, uns mehr mit Flicken zu behelfen, als frische Lebensströme und Neugeburten zu erglauben und zu erbitten. Der HErr, unser Arzt, helle und belebe uns nach Seinem Wort!"

Außer der Mädchen-Anstalt ist in Tschirakal ein Theil der Christenweiber der Cannanur-Gemeinde unter-

gebracht, der unverheirathete, verwittwete, von den Männern entlassene, geschiedene oder entlaufene nämlich. Sie leben hier, entfernt von der männlichen Stadt- und Gemeinde-Bevölkerung, in jeder Beziehung gesichert. Sie genießen den Schutz des Missionars und stehen unter christlicher Aufsicht und Leitung.

Ueber diese kleine Frauen-Gemeinde berichtet Missionar Gundert:

Juli 1851. „Ich habe schon einmal bemerkt, daß außer den 50 und noch mehr Mädchen auch noch eine Anzahl von Weibern (Wittwen desertae, Taufcandidatinnen, ledige Mütter von Schülerinnen) sich in Tschirakal aufhält, da Bruder Hebich dergleichen Personen in Cannanur kaum unterbringen kann. Die Arbeit, welche diese verursachen, ist schwerer, als die an den Mädchen, obgleich dieser 5—6mal so viel sind. Am 20. März wurde eine derselben, Maria Alscha, todt im Teiche gefunden. Sie war getauft wieder in alte Sünden gefallen — während eines kurzen Aufenthalts in Anscharkandy, hatte lange Ruhe gesucht und nicht gefunden, bekannt und wieder verneint, und hatte zuletzt von Selbstmord geredet. Die Beamten-Untersuchung entschied, sie sey beim Waschen ihres Kleides ausgeglettet und so ertrunken. Durch dieses Ereigniß wurden einige der Mädchen ernstlich gewarnt und angeregt, etliche Weiber drohten aber nun bei jedem Launenwechsel mit Selbstmord. Die Frauen hatten daher vielfache Noth mit ihnen. Teman, die nicht recht bei Sinnen ist, wurde endlich Ende Mai auf unablässiges Pochen hin entlassen, ihre zwei Kinder mußten ihr mitgegeben werden. Man fürchtete, sie werde zu den Muhammedanern gehen, aber nach Anfang der Regenzeit meldete sie sich wieder um Aufnahme, und meine l. Frau hofft, sie zur Abtretung der Kinder bewegen zu können.

Dec. 1851. „Noch ist etwas über die Anzahl Weiber zu sagen, die wir als einen Anhang zum Mädcheninstitut betrachten. Die 2 schlimmsten, Jeman und Unalamma, 2 Heidenweiber, bei denen ungewiß ist, ob ihre Bosheit Grund oder Frucht ihrer Geistesverwirrtheit ist, sind uns noch vor dem Monsun abgenommen worden. Jene lebt in Tellitscherry, diese in Cannanur, während ihre 3 Kinder (darunter obige Jemima) welche bessere Hoffnung geben, in der Anstalt verbleiben. Zwei andere Weiber, Maria, die Frau eines Pferdeknechts in Calicut, und Rahel, die halblahme Tochter der vor einem Jahre verschiedenen bösen Wascherfrau, sind in der großen Septembertaufe der Gemeinde einverleibt worden. Von ihnen scheint namentlich Letztere sich ernstlich nach etwas Neuem zu sehnen. Zu gleicher Zeit wurde die Portugiesin Joanna, die mit einem unehelichen Kind hier ist, zum Abendmahl zugelassen; sie leistet als Krankenwärterin aner-

kennenswerthe Dienste. Eine von ihrem Mann verstoßene Schwester unsers Schulmeisters Joseph hat gleichfalls bei uns Zuflucht gesucht und lernt allmälig aufs Wort merken. Sie ist die Mutter der neulich verheiratheten Aline, unserer einstigen tüchtigsten Schülerin, und wir glauben, daß der HErr schon durch die Tochter angefangen hatte, sie aus der heidnischen Finsterniß zu ziehen. Aufs neue Jahr haben wir zwei weitere Weiber von Tellitscherry in Empfang zu nehmen, wovon namentlich die eine, Cota, unser Interesse anspricht, indem sie die Mutter eines Schulmädchens (Asnath) ist, und jetzt erst von ihrem Mann — zur Trennung einer alten, seit seiner Taufe in der Schwebe gelassenen Doppelehe — geschieden wird. Möge der HErr sie in Gnaden annehmen und durch sich selbst reichlich trösten!"

Endlich ist an dieser Stelle der literarischen Thätigkeit Missionar Gundert's zu erwähnen. — Als vor einigen Jahren die Committee beschloß, Missionar Gundert von Tellitscherry nach Tschirakal zu versetzen, war es ihre Absicht den Unterricht der zahlreichen Katechistenschaar, welche auf der Station Cannanur arbeitet, sowie die sämmtlichen Schulen der Station Missionar Gundert zu übergeben. Seine Krankheit vereitelte jedoch den Plan. Sie bewirkte, daß er außer einigen Unterrichtsstunden an der Mädchen-Anstalt an mündlicher Missions-Arbeit keinen Theil nehmen konnte. Um so eifriger saß er über seinen Büchern, und um so ergiebiger war seine Feder. Er übersetzte und schrieb nicht allein einige kleinere Schriften und Tractate, sondern unternahm auf den Wunsch der Malajalim-Conferenz eine neue Uebersetzung der heil. Schrift ins Malajalim, deren Herausgabe im Druck die verehrte Bibelgeschaft in Basel zu übernehmen die Güte hatte. Er selbst schreibt über seine litterarischen Arbeiten:

Kotagherry, 23. Juni 1851. „Meine Arbeit war im Januar die Ausfertigung des Nadjrasuchi (der Diamantnadel) eines buddhistischen Tractats gegen die Kaste, der in Bengal verbreitet und nützlich gefunden worden war. Ein Freund unserer Mission, Herr Richter Walker, erbot sich den Druck dieses, sowie anderer Sanscrit-Tractate mit Malajalim Uebersetzung zu bestreiten, daher wir mit jenem kleinen Werk, dem ein christlicher Appendix angehängt wurde, den ersten Versuch machten. Bruder Fr. Müller schreibt, das Büchlein werde gerne genommen.

a) α. „Am 4. Febr. kam die Nachricht an, daß unser Plan theilweiser Uebersetzung der Bibel ins Malajalim von der l. Committee genehmigt ist, und daß die verehrte Bibelgesellschaft wünscht, daß wir mit dem Druck der Episteln und Psalmen den Anfang machen. Da für die ersteren schon mehr vorgearbeitet worden war, setzte ich, was ich übersetzt hatte (cathol. Briefe) in Umlauf bei den Brüdern und brach meine Arbeit an den kleinen Propheten ab. In Käty übersetzte ich die Briefe an die Corinther und Thessalonicher, hier in Kotagherry die Briefe an die Galater, Colosser und Epheser. Wenn es nach meinem Gedanken geht, hoffe ich im Juli durch Uebersetzung von Philipper und Römer den ersten Band der genehmigten Bibeltheile zu vollenden, und an den Psalmen anzufangen.

β) „Das Leben Jesu von Muir in Sanscritversen geschrieben (Christa Mahatmya) habe ich im Einverständniß mit den Tellitscherry-Brüdern so zu bearbeiten angefangen, daß das Sanscrit verkürzt, eine freie Malajalim Uebersetzung beigefügt und das Büchlein in drei Tractaten vertheilt wird. Hievon ist der erste, der eine alttestamentliche Einleitung, Jesu Geburt und seine Werke im Auszug enthält, beinahe zum Druck bereit. Der zweite wird in Einem Kapitel eine Zusammenfassung von Christi wichtigsten Reden enthalten. Der dritte bringt die Passion und den Schluß mit dem Gebet eines nach Wahrheit und Gerechtigkeit dürstenden Heiden. Das Ganze wird im Auftrag von Herrn Walker und auf seine Kosten gedruckt werden.

b) „Einen Tractat, Bruder Müller's Harmonie der Leidensgeschichte, habe ich zu revidiren geholfen.

c) „Unter den neuen Schriften erwähne ich wiederum die Malajalim Grammatik für den Gebrauch von Eingebornen. Die kürzere Formenlehre habe ich schon vor einigen Monaten nach Tellitscherry gesandt. An der Syntax mache ich langsam weiter. Jene soll in mehrern Exemplaren gedruckt werden, als Letztere. — Dieses nun sind die Arbeiten, welche meine Zeit hier ausfüllen."

Cannanur, 3. Januar 1852. „Von meinen literarischen Arbeiten kann ich nur wenig sagen. Das Schreiben geht hier, mitten unter den Leuten, nicht so leicht von Statten als in dem angenehmen halbjährigen Aufenthalt auf den Nilagiris. Ich habe mehrere angefangene Schriften fortgeführt, an den Psalmen weiter übersetzt, und die Uebertragung von Muir's Sanscrit-Werk, Christa Mahatmya, ins Malajalim vollendet. Dieß ist nun ein in 3 Theilen gefaßte kurze Geschichte unsers HErrn, und wird diglottisch gedruckt, nach dem früher erwähnten Gedanken unsers Freundes, des Herrn Walker. Die Revision der neutestamentlichen Episteln in der neuen Uebersetzung ist ihrer Vollendung nahe, und ich hoffe, der Druck derselben werde bald sich in Angriff nehmen lassen."

b) Anscharkandy.

Anscharkandy ist ein 4 Stunden von Cannanur, südöstlich von der Stadt, mehr im Innern des Landes gelegener Ort. Dort haben sich schon vor Jahrzehndten die Herren Brown, eine ursprünglich englische Familie, die sich nun aber mehrfach mit eingebornen Familien vermischt hat, an einem, bei Tellitscherry ins Meer fallenden, Fluß angesiedelt, einige Wohnhäuser nebst mehrern Plantagen-Gebäuden erbaut und eine große Pflanzung angelegt. Rings umher auf sehr beträchtliche Entfernung ist Alles in ihrem Besitz. Es liegen auf ihrem Territorium mehrere ihnen gehörige Dörfer, von Hindus verschiedener Kasten bewohnt. Das Land bringt Zimmet, Pfeffer und Seide in ziemlich großer Menge hervor. Seit geraumer Zeit ließen die Herren Pflanzer ihren frühern Sclaven*) durch unsere Missionare das Evangelium verkündigen. Diese gehören einer eigenen Kaste an, und wohnen deßhalb auch in einem besondern Dorf, das auf dem Berge hinter den Wohnungen der Herren liegt. In diesem Dorf gestatteten die Herren nicht allein die Verkündigung des Evangeliums, sie wünschten und veranlaßten auch die regelmäßige Predigt des Worts. Sie erbauten eine Capelle und eine Wohnung für den Katechisten, und geben jedes Mal sämmtlichen Einwohnern des Dorfes den Tag frei, an welchem der Missionar kommt. Die Frucht mehrjähriger Predigt ist die Bekehrung sämmtlicher Einwohner des Dorfes zum Christenthum. Anscharkandy ist also das erste ganz christianisirte Dorf, das unsere Mission aufzuweisen hat. Auch im Aeußern ist eine große Verwandlung hier vorgegangen. Der greise Hr. Brown erkannte dieß gegen Inspector Josenhans lobend an und ließ sich unter den damals obwaltenden Umständen — die

*) Die Sclaverei ist auch in Indien aufgehoben, dagegen stehen die früheren Sclaven doch noch in einem Abhängigkeitsverhältniß zu den Herren. Sie besitzen kein Eigenthum, Alt und Jung ist zur Arbeit verpflichtet; der Herr muß dagegen alle mit dem Nöthigen versehen und kann nicht über ihre Personen verfügen.

Christen seiner Pflanzung bewiesen sich beim letzten Mopla-Aufstand, in welchem es auf die Ausrottung der Familie Brown abgesehen gewesen seyn soll, als besonders treu und tapfer — sogar zu dem Versprechen herbei, die Christianisirung seiner andern Dörfer allmählig auch gestatten und fördern zu wollen. Hätte die Basler-Mission auch keine andere Frucht ihrer Arbeit aufzuweisen als das Dörflein Anscharkandy, es wäre hinreichender Grund vorhanden, sie mit Geduld und Hingebung fortzusetzen.

Im Einzelnen berichtet Miss. Hebich über Anscharkandy in seinem Bericht Folgendes:

„Die Anscharkandy-Gemeinde besteht aus etwa 200 Seelen, alle von der Sclaven-Kaste, den Pulliars, die im Gute der Herren Brown daselbst arbeiten. Sie gehört jetzt seit dem Uebersiedeln von Bruder Gundert nach Tschirakal zu der Cannanur-Gemeinde. Dieß ist die Gemeinde, in welcher sich der HErr der Herrlichkeit in diesen paar Jahren am meisten unter uns verherrlichte. Und gerade weil sie von Natur so außerordentlich niedrig, und daher von allen Kasten so sehr verachtet sind, ist das Werk des HErrn um so auffallender und bewundrungswürdiger. Am 15. Juli 1849 waren die Brüder von Anscharkandy zum ersten Mal beim heil. Abendmahl in der Cannanur-Gemeinde. Die Hurerei, Ehebruch, Trunkenheit, Diebstahl, Zänkerei und alles, was Böse ist, war im Schwange. Bald wachten große Sünder auf, und am Ende des Jahres wurden 25 derselben getauft. Darauf brach der HErr mit schrecklichen Gerichten über sie herein, und es schien als wolle Alles untergehen. Die wilden Pocken kamen unter sie, woran nicht weniger als 100 krank darniederlagen. Einige von den Neugetauften wurden selig hinweggenommen, und manche noch Ungetauften, auch selbst unser l. Timotheus, der unter ihnen Katechist war, wurde von derselben Krankheit sogleich hinweggerafft. Unser lieber O'Brien mit Juda und seinem Weibe wurden jetzt hingesandt, ihnen in dieser schrecklichen Krankheit das Wort des Lebens zu bringen und ärztliche Hülfe zu leisten; und diese lieben Seelen haben ihr Leben nicht lieb geachtet und sind freudig dahingezogen und haben sie im Namen des HErrn Jesu bedient. Hallelujah! Amen.

Am 29. März 1850 konnte die Anscharkandy-Gemeinde erst wieder zum ersten Mal seit Neujahr zum h. Abendmahl in Cannanur kommen, und zu derselben Zeit zog unser lieber Timotheus unter sie als Katechist, mein lieber Sohn, meine Erstlingsfrucht in Cannanur vom Jahr 1841, der seitdem in der Gotteskraft mit seiner lieben Frau Maria unter ihnen gewohnt und gearbeitet hat. Kaum erholt von der schweren

Krankheit, den wilden Pocken, sendet der treue HErr unter sie die Cholera, rafft mehrere hinweg, einige sterben selig, einige sind vom Tode errettet; erst am 23. Juni konnte die Anscharkandy-Gemeinde wieder zum ersten Mal in Cannanur beim heil. Abendmahle seyn. Am 30. September 1850 wurden 16 alte Paare nach christlicher Weise in die Ehe eingesegnet, und am 6. October 1850 konnten von ihnen wieder mit Gottes Gnaden in der Gemeinde in Cannanur 43 an der Zahl getauft werden. Jetzt ging der Ernst und der Kampf an, die Trunkenheit unter den Alten zu zerstören — und jetzt mit Gottes Gnade fangen alte Männer und Weiber an, die so lange das Wort umsonst gehört haben, sich aufzumachen und mit Thränen Buße zu thun, so daß am 13. September 1851 wieder 6 alte Paare christlich in die Ehe eingesegnet und am 21. September 1851 53 Seelen an der Zahl getauft werden konnten. Die Knaben, die schon seit Jahr und Tag in der Capelle, unter der strengen Aufsicht von Timotheus, schlafen, sind die Kämpfer für die Wahrheit, die dem lieben Timotheus Alles, was im Geheimen vorgeht in der Gemeine, (besonders was das Trinken anbetrifft) berichten, und Paul zieht dann mit ihnen ins Feld gegen die Sünde und trägt den Sieg davon in dem Namen des HErrn Jesu.

„Der Herr J. Brown hilft wirklich dem lieben Timotheus in diesen Sachen recht ehrenhaft. Der HErr segne ihn dafür an seiner eigenen Seele. Amen!

„Die Leutlein, die sonst nicht haben singen lernen können, singen jetzt, seitdem der HErr Jesus unter ihnen und in ihren Herzen eingekehrt hat, und sie singen gern und lustig, sogar auf den Feldern; lernen von unsern englischen Brüdern auch englische Lieder und singen sie mit Wohlgefallen. Die Leutlein, die früher fast nackt, und was bedeckt war höchst schmutzig waren, sind jetzt reinlich und nett angezogen; die Männer fangen an Hosen und Jacken zu tragen; auch selbst die Weiblein sind anständig mit Jacken und Tüchern bedeckt. Das Huren, das Trinken, das Stehlen ist weg; ihr zornsüchtiges Wesen wird immer mehr überwunden. — O die Gnade des HErrn Jesu, wie groß, wie allmächtig! — Ich gehe jeden Monat vor dem heiligen Abendmahl zu ihnen und predige von 11—12 Uhr den Herren, und diese geben ihren Leuten einen halben Tag Freiheit von der Arbeit; am Nachmittag bin ich von 4—9—10 und 11 Uhr des Nachts unter ihnen, bringe alles in Ordnung, taufe Kinder, predige und theile das heil. Abendmahl aus, je nach Umständen entweder an die ganze Christen-Gemeinde oder nur an einen Theil derselben, indem die alten, schwangern und kränklichen Weiblein nicht nach Cannanur kommen können. Am letzten Tage des Jahres 1851 und am ersten Tage dieses Jahres (1852) waren etwa 150 Seelen von ihnen wieder unter uns. Sie wohnen dann in meinem Gehöfte; und wenn sie Abends oder Morgens daher gezogen kom-

men, so durchgeht Einen ein heiliger Schauer von der Kraft Gottes in ihnen, und da wird dann gesungen, gebetet und begrüßt.

Zu der Anscharkandy-Gemeinde ist noch zu bemerken: daß obgleich sie jetzt durch Gottes Gnade Christen sind, so sind sie von ihren höhern Kastenleuten doch immer noch nach ihrer Sclavengeburt sehr verachtet und noch nicht zu den allgemeinen menschlichen Rechten gekommen. Sie dürfen z. B. noch nicht auf allen Wegen gehen, wo andere Leute sich frei bewegen dürfen; dürfen noch nicht in die Tier-Dörfer gehen; dürfen noch nicht ihre Waaren (Hausbedürfnisse) in den öffentlichen Läden, wo höhere Kastenleute sind, kaufen. Zweimal sind deßhalb in diesem Jahre Unannehmlichkeiten vorgefallen. Als ein Bruder in einem Laden mit Andern Waare kaufen wollte, wurde er geprügelt. Und später bei einer ähnlichen Gelegenheit wurde ein Bruder fast ums Leben gebracht. Die leichte Strafe der Obrigkeit hat hierin noch nichts gefruchtet. Der Verkäufer will jetzt nichts mehr an unsere Leute verkaufen, indem er sagt: „Wenn ihr kommt und kaufet, dann bleiben mir die höhern Kastenleute weg!“ Der HErr Jesus wird auch für sie diese und andere Banden in Gnaden hindurchbrechen!

c) Palghat.

Im Südosten von Calicut, dort wo die Kette der Ghats, die gegen 200 Meilen den Westrand des Dekhan bildet, zwischen Coimbatur und Animalaja, südlich von den Nilagiris, durch einen Gebirgspaß unterbrochen wird, der die soeben genannten blauen Berge (Nilagiris) von den Bergen von Coimbatur trennt, vom Panianifluß durchströmt wird und die Hauptstraße von Malabar nach dem Osten der Halbinsel bildet, dort liegt Palghat. Die Stadt liegt somit auf der Grenze zwischen Malabar und dem Tamil-Land und hat eben deßwegen auch eine aus Tamulen und Malabaren gemischte Bevölkerung. Will eine Mission Malabar umspannen, so faßt sie das Land in Palghat am Ost-Ende, wie sie durch die Stationen Cannanur, Tellitscherry und Calicut dasselbe von Westen her angreift. Ueberdieß hat sich Palghat bis jetzt ganz rein von Moplas erhalten. Diese Gründe wären hinreichend, eine Missions-Niederlassung daselbst zu rechtfertigen. Nichtsdestoweniger hätte die Committee der Basler Missions-

Gesellschaft nicht wagen dürfen, Palghat zu besetzen, hätte nicht der HErr selbst sie dazu angewiesen. Der erste englische Beamte von Palghat bat wiederholt und dringend um die Besetzung dieses so wichtigen und vielversprechenden Postens. Unsere Missionare in Malabar recognoscirten wiederholt das Gebiet. Unsere Leser erinnern sich der Reise-Berichte Miss. Hebich's. Auch die Missionsfreunde der Heimath interessirten sich lebhaft für diese Station. Hatten die englischen Freunde in Palghat jährliche Unterstützungen versprochen, so steuerten die deutschen und schweizerischen Freunde gleicher Weise bei. Alle diese Beiträge zusammen beliefen sich aber nicht so hoch, daß die Committee eine Station in Palghat für gesichert hätte halten können. Sie beschloß daher, vor der Hand zwei Katechisten dort zu placiren und den Posten als Außenstation von Cannanur aus beaufsichtigen zu lassen. Während der Anwesenheit des Inspectors in Indien machte sodann der oben genannte englische Freund demselben die Eröffnung, daß er eine gewisse Summe Geldes in der Bank zu Madras niedergelegt habe, die er zur Errichtung einer Basler-Station in Palghat bestimmt habe, und welche der Gesellschaft zur Verfügung stehe von dem Tage an, an welchem ein Europäer von ihr in jener Stadt als Missionar stationirt werden würde, während bis dahin nur die Zinsen der Gesellschaft zufließen werden. Und nun konnte man versucht seyn, nicht bloß eine Außenstation in Palghat zu beginnen, sondern sogar eine vollständige Station; denn die Kosten der ersten Einrichtung wären gedeckt gewesen. Da aber unsere Kasse durch jenen Einen großen Beitrag unsers Freundes in Betreff der Auslagen, welche die Aussendung und Unterhaltung eines weitern Missionars immer verursachen, noch keineswegs sicher gestellt war, und ein zweiter und dritter Missionar auf einem so wichtigen Posten bald nöthig wird, so hielt es der Inspector für seine Pflicht bei dem von der Committee gefaßten Beschluß stehen zu bleiben, indem er von der Gewißheit ausging, daß der HErr, wenn er Palghat zu einer Basler Missions-Station zu machen

sich vorgesetzt habe, der Gesellschaft durch vermehrte Einnahmen und Stiftungen für diesen Zweck deutliche Fingerzeige geben werde, in diesem Sinne voranzugehen. Demgemäß gab er Missionar Hebich die Weisung, zwei seiner besten Katechisten für Palghat auszusondern, selbst mit ihnen dahin zu gehen, und daselbst im Namen des HErrn eine unter seiner Leitung verbleibende Außenstation zu beginnen. Miss. Hebich begab sich dem zu Folge am 16. April 1852 nach Palghat, wohin O'Brien und Daniel bereits vorangegangen waren, sammelte die dort als Knechte dienenden Namen-Christen, 12 Personen an der Zahl, aus dem Tamil-Land, zu einer kleinen Gemeinde, feierte mit ihnen das heil. Abendmahl, predigte täglich auf dem Bazaar und machte eine 6tägige Missionsreise in der Umgegend umher. Den Erfolg dieser Reise faßte er in die Worte zusammen: „Wir hatten die Gnade, unter Hunderte und Tausende das selige Evangelium von Christo zu bringen, und viele Bücher an sie auszutheilen. — Der HErr hat überall in und durch uns Großes gethan, deß sind wir fröhlich. Hallelujah!"

III. Die Außenstationen.

a) Tahe.

In Tahe, dem eine halbe Stunde vom Missionshaus in der Stadt entfernten Fischerdorf, am südlichen Ende der Stadt Cannanur, das eigentlich eine Vorstadt von Cannanur ist, hoffte Miss. Hebich früher eine Gemeinde sammeln zu können. Er erwarb deßwegen dort ein kleines Missions-Gehöfte, in welchem er drei Häuser aus Erde aufführte, stationirte dort einige seiner Katechisten, die im Dorf umher predigen mußten, sammelte eine Anzahl Knaben, die er durch seine Katechisten erziehen und unterrichten ließ, gründete eine Heidenschule für die Heidenkinder in Tahe und gab sich alle Mühe, im Dorf festen Fuß zu fassen. Einige Heiden gingen auch wirklich durch die enge Pforte ein; im Ganzen aber bewiesen die Bewohner des Dorfs sich sehr unzugänglich für die Heilsbotschaft, so daß der Zeit wenig

Aussicht auf Erfolg der Missionsarbeit unter ihnen ist. Ueberdieß nöthigten die Pocken, die wiederholt im Dorf grassirten, mehrere Mal auch unter den jungen und alten Bewohnern des Missions-Gehöftes Verheerungen anrichteten, und jetzt aus dem Dorf gar nicht mehr verschwinden zu wollen scheinen, die Missionare, die Knaben-Anstalt dort wegzunehmen. Unter diesen Umständen ist diese Außenstation für unsere Brüder eine schwere Last geworden. Demungeachtet hat Miss. Hebich die Häuser neu besetzt. Er verpflanzte einige Weber der Gemeinde, welche anderswo nicht untergebracht werden konnten, dahin, und ließ sie im Hintergebäude ihre Werkstätte aufschlagen. Ebenso wurden zwei neue Katechisten dorthin gesendet, die das Werk im Dorf und in der Schule auf Hoffnung weiter führen sollen.

b) Taliparambu,

ein 6 Stunden nördlich von Cannanur gelegener Hauptgötzenplatz, wurde seit 9 Jahren von Miss. Hebich regelmäßig zur Zeit der dort gehaltenen großen Götzenfeste besucht. Tausende strömen dort in jenen Zeiten aus ganz Malabar zusammen. Furchtlos und mit wahrem Heldenmuth trat Hebich unter den Volksmassen, die sich da sammeln, 8 Jahre hinter einander auf. Achtmal wurde er mit seinen Leuten gesteinigt. Sie waren je und je in Lebensgefahr; aber der HErr errettete sie. Natürlicher Weise wünschte Miss. Hebich das eroberte Feld nun auch recht zu befestigen. Deßhalb bat er, Taliparambu förmlich besetzen zu dürfen. Die Committee gestattete ihm die Errichtung einer Außenstation daselbst. Im März 1852, als der Inspector ihn in seinem Feldlager während der großen Festwoche besuchte, war bereits ein Stück Land daselbst angekauft. Die Braminen hatten sich alle Mühe gegeben, jede feste Niederlassung des Missionars zu verhindern, aber umsonst; ein Muhammedaner verkaufte ein Stück von seinem Grundeigenthum. Schon wurde ein Brunnen gegraben und war das Stations-Gebäude ausgesteckt. Doch war zweifelhaft

ob der Bau noch vor der Monsun vollendet und bezogen werden könne.

Anhang.

Bericht des Katechisten Paul, eines Eingebornen, über den Festbesuch Miss. Hebich's und seiner Leute in Pajawur.

Aus Paul's Tagebuch.

„Am 15. Febr. (1852) nahmen wir Boote in Cacadu, um das Evangelium in Pajawur zu verkündigen. Am 16. kamen wir erst um 10 Uhr nach Cuttu-mugam, und erreichten daher Pajawur erst nach Mittag. Nachdem wir dankgesagt hatten, ruhten wir den Rest des Tags. Der HErr gab uns zur Vorbereitung auf den nächsten Tag ein tröstliches Wort aus Asaph's Gebet (die Losung Psalm 74, 12.).

„Am 17. gingen wir unter die Volksmenge, welche wegen der Furcht vor den mörderischen Mapillas bedeutend kleiner war als sonst, und predigten der Reihe nach, wie der HErr es uns gab. Nach dem Frühstück hatten wir mehrere Besuche, breiteten Matten für sie aus, zeigten das Herzbuch und lasen aus der Schrift vor. Manche nahmen Bücher mit. Am Abend wieder Predigt wie Morgens."

„Am 18. Morgens durften wir in aller Ruhe, Einer um den Andern, unser Zeugniß ablegen. Den Tag über war immer einer bei Herrn Hebich im Zelt. Die übrigen saßen unter Bäumen oder an der Straße und hatten Unterredungen mit zugänglichen Personen über den Heilsweg. Abends hatten wir mehr Zuhörer als bisher auf dem Markte. Einer warf den Sahib mit einem Stück Holz, was diesem Gelegenheit gab, um Vergebung dieser und aller Sünden für den armen Menschen zu beten.

„Am 19. verrichteten wir unsere gewöhnliche Arbeit. Ein Mann von Tscherucunnu machte Lärm, indem er anfing zu rufen: „Hört dort doch dem Kerl nicht zu!" Als der Sahib ihn einzuschüchtern von unserm Wall hinabsprang, flohen Alle in einige Entfernung, kehrten aber alsbald zurück, um weiter zu hören. Unter andern vielen Besuchern kam heute ein einäugiger Sudra, der sich Alles erklären ließ und dann sagte: „Sahib, dieß ist alles sehr wahr und gefällt mir; wenn ich aber wieder hinausgehe und auf der Straße bin, so ist Alles vergessen. Ich habe noch Euer Buch vom vorigen Jahr; später komme ich wieder." Wir sahen ihn aber nicht mehr. Heute wurden viele Bücher und an Einige ganze Neue Testamente vertheilt.

„Am 20. mußten wir unsern gewöhnlichen Standort ändern, weil man das Oel brachte, das dem Götzen aufs Haupt gegossen wird. Wie sie so voller Heiligkeit und Andacht gegen das Bild herankamen,

konnten wir nicht anders, als uns anderswohin begeben. Dort erklärten wir den Leuten ihre Unreinigkeit vor Gott und das Mittel, wahrhaft rein zu werden. Im Zelt hatten wir noch lange Arbeit mit den Besuchern; dann schlossen wir unser Werk ab, und übergaben es dem HErrn, daß Er es segne. Auf dem Heimweg konnten wir wieder mit Vielen reden. Das Boot brachte uns am 21. früh nach Cacadu, und mit Freude und Gesang zogen wir wieder in Cannanur ein.

„Gewiß war der HErr durch uns geschäftig, Vielen über die Eitelkeit des Götzendienstes die Augen zu öffnen. Auch hatte Gott ihnen kurz zuvor gezeigt, daß gegen die blutdürstigen Mapillafanatiker kein Götze hilft, daher auch die Pajawur-Bramanen und Tempelverwalter ohne Ausnahme sich in den Wald geflüchtet hatten. Da blieb keiner zurück, die Götzen zu bedienen; keiner hoffte vom Götzen vertheidigt zu werden. Als wir dieses wiederholt vorbrachten, ließ sich die Beschämung auf vielen Gesichtern lesen. Dann erklärten wir beim Büchervertheilen, wie die 4 Evangelisten Alles über Jesum erforscht, das Wichtigste selbst gesehen und unabhängig geschrieben haben, und erzählten die Hauptsache der evangelischen Geschichte, die Gründung und die kleinen Anfänge der evangelischen Kirche, und aus den Episteln besonders die tröstlichen und ermahnenden Ansprachen des Heiligen Geistes durch die Apostel. So haben wir große und kleine Bücher, besonders auch Herzbüchlein und die neue, interessante Sächlein enthaltende Mala-Geschichte reichlich weggegeben, daher viele sagten: „es muß doch nicht nichts seyn, da sie um ihrer Sache willen so theure Bücher weggeben," und besonders oft hörten wir das Wort: „einmal, was sie von dem Einen Gott sagen, ist wahr." Daß Gott uns liebt, für uns gelitten hat, und wir dessen nicht werth sind, scheint vielen einzuleuchten, so lange man mit ihnen redet. Andere streiten dann auf lächerliche Weise über den Sitz des Verstandes und den exacten Ort des Herzens, und fügen dann bei, indem sie auf die Brust weisen: „Hier wohnt Isvara" (der HErr). Wir glauben, daß der wahre Gott und HErr ein Volk unter diesem Haufen hat; möchten wir's doch bald sehen dürfen! Wenn aber nicht, so ist es große Gnade, selbst aus dieser Unwissenheit erlöst zu seyn und von der Gnade Gottes in Christo zeugen zu dürfen. Er erhalte uns die Freudigkeit dazu und bewahre uns vor jeglichem Falle! Er lasse auch die Freunde in Europa erfahren, daß es Seligkeit ist, an dem Werke Gottes unter den Heiden irgendwie theilzunehmen!"

Census der Cannanur-Gemeinde am Schluß des Jahres 1851: Neugetaufte Erwachsene: 39. Neugetaufte Kinder: 31. Zusammen: 70. — Taufcandidaten: 25. Gemeinde: schwarze Gemeindeglieder: 402; englische: 108.

Schulen: Christenkinder: 72; Heidenkinder: 60. — Summa der mit der Mission in Verbindung stehenden Seelen: 737.

II. Station Tellitscherry.

(Angefangen im Jahr 1839.)

Missionare: Chr. Irion mit Gattin; Fr. Müller mit Gattin.
Katechisten: Mattai; Mattu; Gabriel.
Schullehrer: 1 christlicher: Taddai; heidnische: 8.
Hausvater des District-Waisenhauses: Eliefer.
" " des Armenhauses: Cornelius.
Außenstation: Edakadu.

Wäre ein schönes Land und ein schöner Wohnsitz eine Bürgschaft häuslichen Glücks und gesegneter Missionsthätigkeit, so müßte unsere Station Tellitscherry in beiderlei Beziehungen die anziehendsten Berichte liefern können. Es wird selten eine schönere Aussicht geben, als die ist, welche sich uns auf unserer Station Tellitscherry darbietet. Die Lage unsers dortigen Missions-Gehöftes ist unbeschreiblich schön. Es liegt auf einem Hügel, der den Namen Nettur trägt. Sein Fuß ist vom Meer bespült, das hier eine anmuthige Bucht bildet, die zu beiden Seiten von Höhen eingeschlossen ist, welche zur Rechten und Linken von Nettur weiter ins Meer hinaus vorspringen. Zwei prachtvolle Thäler trennen die 3 fast parallel laufenden Hügelreihen von einander. Beide sind von stattlichen Flüssen durchströmt, an deren Ufern schöne Reisfelder und Cocos-Palmen-Gärten gepflanzt sind. Schauen wir nun, auf Nettur stehend, gegen Westen, so eröffnet sich uns ein weiter Blick aufs Meer hinaus, und die beiden Flüsse münden sich vor unsern Augen zu unsern Füßen. Wenden wir uns dagegen um und blicken nach Osten, so liegen zu beiden Seiten jene tiefen Thalgründe mit ihren stillen Wassern; im Hintergrunde aber erheben sich vor uns die Ghats, die gegen Süden immer höher ansteigen, bis sie endlich den Namen

der blauen Berge erhalten, deren Gipfel in die Wolken ragen. In solch wunderherrlicher Umgebung liegen die Missionshäuser von Tellitscherry.

Treten Sie nun aber, theuerste Freunde, mit dem Inspector ein in die Wohnungen der Missionare und besuchen mit ihm die Anstalten und die Kirche, so werden Sie bald gewahr, daß in Indien, wie in Europa, mitten in der herrlichsten Umgebung das Kreuz Christi die Jünger des HErrn oft empfindlich, ja schmerzlich niederbeugt und in der lebensvollsten und reizendsten Natur nur todte Geister und unempfängliche Herzen öfters dem Beobachter entgegentreten. Wir theilen indessen, ehe wir die Beobachtungen des Inspectors auf der Station Tellitscherry weiter verfolgen, zuerst Einiges aus den Berichten der dortigen Missionare mit.

Sie schreiben im December 1851:

„Br. Irion war vom 4. Juli bis 13. November wegen schwerer Krankheit seiner Frau theils auf den Nilagiris, theils in Coimbatur abwesend. Seine Frau ist nun, nachdem sie 2 Monate lang unter der sehr geschickten Behandlung des menschenfreundlichen und ausgezeichneten Arztes Dr. H. W. Porteou's in Coimbatur, dem wir auch hier öffentlich unsern Dank aussprechen möchten, war, so weit hergestellt, als es von ärztlicher Hülfe erwartet werden konnte. Auf Anrathen des Doctors ist sie wieder nach Käty zurückgekehrt, und es steht zu hoffen, daß sie in etwa 6 Monaten wieder hinlänglich erstarken werde, um im Stande zu seyn nach Tellitscherry zurückzukehren. Freilich ist ihre Krankheit von der Art, daß wir befürchten müssen, ein längerer Aufenthalt in dem entnervenden Küstenclima werde sie wieder schwächen und zurückwerfen. Doch ist ja dem HErrn Alles möglich, Er kann sie wohl auch radikal heilen; wir wollen daher, statt schon wieder zu sorgen, danken, daß Er so weit geholfen hat. Die übrigen Geschwister sind erträglich gesund."

Schon im Juli 1851 schrieben sie:

„Unsere 3 Katechisten: Mattai in Tellitscherry, Mattu und Gabriel in Edakadu, sowie der Lehrer Taddai an unserm Institut, haben sich fortwährend wohl befunden. Im Ganzen haben wir uns nicht über sie zu beklagen, obwohl wir sie von Zeit zu Zeit zu neuem Eifer aufrütteln müssen. Mattai hat die Schulen in der Stadt und Umgegend zu besuchen, und Morgen- und Abend-Andachten im Armenhaus zu halten, und auf seinen Gängen, wo sich Gelegenheit bietet, das Evangelium zu verkündigen, sowie Tractate auszutheilen. Diesem letztern Zweck seiner Arbeit nachzukommen, macht er auch Be-

suche in den Häusern umher, ein Privilegium, das der Missionar selbst hier zu Lande nicht hat, und wir wünschen nur, er würde noch mehr Gebrauch davon machen, als er wirklich thut. Obwohl wir ihn lange nicht dem sel. Thomas zur Seite stellen können, weder in natürlichen Fähigkeiten, noch auch im Eifer am Werk und Ernst im persönlichen Wandel, so können wir doch nicht umhin, seinen Verstand in göttlichen Dingen, sowie seine Kenntniß des Heilsplans, im Allgemeinen und im Einzelnen, dankbar anzuerkennen. Für äußere Dinge übertrifft er an Fähigkeiten den l. Thomas weit; man kann ihn zu jeder Arbeit brauchen, und darf schon im Voraus darauf rechnen, daß die Sache in seinen Händen wohlbesorgt ist. Die Arbeit der beiden Andern in Edakadu ist dieselbe wie bei Mattai, nur haben sie noch außerdem unsere Cocospflanzung daselbst zu beaufsichtigen, ja bei dem Wässern der Setzlinge ꝛc. selbst Hand anzulegen, besonders Gabriel, als der jüngere. Da die Pflanzung gerade an der Cannanur-Straße liegt, so bietet sich ihnen oft Gelegenheit, vorüberziehenden Heiden das Wort Gottes zu verkündigen und Tractate zu geben. An theoretischer Fähigkeit mangelt es ihnen nicht, und das Practische müssen sie eben nach und nach lernen und suchen das in langer Schulzeit Gelernte im Verkehr mit dem Volke fließend zu machen. Taddai, der Schulmeister in unserm Institute hier, ist für sein Amt ganz geeignet: er weiß die Knaben in Ordnung zu halten, und ist besonders geschickt, sie in ihrer täglichen Handarbeit anzutreiben, wo er ihnen immer mit gutem Beispiel vorangeht. Kenntnisse für den Theil der Knaben, den er zu lehren hat, besitzt er hinreichend. Er war schon als Heide in seiner frühern Heimath, Quilon, Schulmeister. Wenn man nach seinem innern Leben fragt, so fehlt es an Mancherlei; doch möchten wir auch nicht sagen, er habe gar keines; „er ist aber ein äußerst schwacher Bruder," würde der selige Pfarrer Hahn sagen.

„Der Zustand unserer Gemeinde ist im Ganzen noch derselbe, wie früher. Wir hatten im letzten halben Jahr mit einigen Gliedern, (Baker und Martin, frühern Moplas) wieder einen Kampf durchzufechten, indem sich der finstere Hochmuthsgeist ihres frühern Moplathums wieder gewaltig zeigte und sie in seine fatalen Netze zu verstricken drohte. Jedoch gerade bei solchen Gelegenheiten zeigte es sich zuweilen, daß das evangelische Licht und die Kraft der Wahrheit tiefer und fester in den Herzen wurzeln, als wir gewöhnlich anzunehmen geneigt sind, und so haben wir einen Anhaltspunkt, der, außer bei verkommenen und verwilderten Gliedern, stark genug ist, zum Siege zu verhelfen. Und es gelang uns Gottlob auch in diesem Falle wieder! Sonst ging Alles seinen stillen Gang, vielleicht nur zu still, denn wo viel Leben ist, da bricht es auch zuweilen lärmend hervor, besonders den fast leblosen Gliedern gegenüber. Den Geist des Sichaufraffens und Sichaufrichtens der lässigen Hände und Stärkens der müden Kniee ver-

missen wir bei einem großen Theil unserer Gemeinde. Die Morgen- und Abend-Andachten werden von dem größten Theil der Glieder, die in der Nähe wohnen, besucht, und an den Sonntags-Gottesdiensten nehmen natürlich auch die entfernter wohnenden Glieder, sogar auch die in Edakadu Theil.

„Der Zuwachs unserer Gemeinde war nicht groß während des verflossenen Halbjahrs. Ein syrischer Christ, der einen Knaben in unserm Institut hat, wurde von der Calicut-Station heraufgeschickt und befindet sich seither hier. Er hilft in der Weberei-Werkstätte; unser Buchbinder wurde den 18. Mai in Cannanur verheirathet mit Elise von Tschirakal. Sie scheint, so viel wir bis jetzt sie kennen zu lernen Gelegenheit hatten, eine ordentliche Person zu seyn, und auch Bruder Hebich gibt ihr ein gutes Zeugniß. Taufen hatten wir seit letztem Januar nur drei. Die Neugetauften sind 2 Kinder und der in frühern Berichten erwähnte Weberjunge Ittiappen, etwa 24 Jahre alt. Er kam vor mehrern Jahren von Kotschin herauf, und wurde seither auf verschiedene Weise hier beschäftigt; er gehörte zu der Tier-Kaste. Taufcandidat war er schon lange, wir konnten ihm daher das Wasser nicht länger wehren; denn mit seinen fortwährenden Bitten verband er im Ganzen einen ordentlichen Wandel und wuchs auch nach und nach in der Erkenntniß. Den 14. Juni wurde er der Gemeinde einverleibt und erhielt den Namen Markus. Seinem natürlichen Wesen nach ist er aufbrausend und ziemlich unbeständig, und dieses, verbunden mit wenigen natürlichen Fähigkeiten, verzögerte seine Taufe. Taufcandidaten haben wir gegenwärtig 6, davon sind zwei Weiber und ein Mann im Armenhaus, die schon im vorigen Berichte erwähnt sind. Wir haben bisher noch keine Freudigkeit gewinnen können, ihren Bitten zu willfahren. Ein anderer ist die Frau unsers Jesaia. Sie bat schon vor mehrern Jahren; ließ dann für geraume Zeit nach, und beginnt erst seit Kurzem wieder aufs Neue; sie ist ein verständiges Weib, muß sich aber doch noch erproben. Wir haben ihr das Lesenlernen anempfohlen. Die beiden letztern sind: Kanaren, der Weber von Calicut, etwa 18 Jahre alt, und Piretschen, der vor einiger Zeit aus der Gegend von Tamratscherry daher lief. Er hat seine Religion schon einmal gewechselt, indem er Mopla wurde, freilich mehr gezwungen als freiwillig; dessen ungeachtet bedarf es bei solchen besonderer Vorsicht. Einstweilen lernt er, und läßt sich jegliche Arbeit gefallen, die man ihm aufträgt, ist aber kein besonders begabter Mann.

„Eine Gemeinde-Schule haben wir eigentlich nicht, denn alle Kinder unserer Christen sind noch klein und befinden sich bei ihren Eltern. Unsere Gemeinde-Jugend besteht also aus unsern Institutsknaben, die durch Abgang von einem Drucker, drei Buchbindern, vier Webern und einem Schneider auf 26 herabgeschmolzen sind. Zwei traten während der letzten 6 Monate aus, und an deren Stelle traten zwei Neue ein.

Die Erstern sind: Kunnaren, der von seiner heidnischen Mutter weggenommen wurde, und Samuel, den wir seinen Eltern zurückschickten, weil es uns oft schien, als sey er nicht recht beim Verstand. Die Namen der Letztern sind Jonathan und David, Söhne des Mädchen-Schullehrers Joseph in Tschirakal. Die Zahl der Knaben überhaupt ist also noch die gleiche wie im letzten Berichte, nämlich 35. Ueber das Betragen der Gewerbe-Lehrlinge haben wir im Ganzen keine Ursachen zu klagen, soweit es ihre Arbeit anbelangt; sie sind der Mehrzahl nach fleißig und zeigen Lust zu ihrem Geschäft. Von geistigem Leben ist jedoch nicht viel bei ihnen zu sehen, was Sie daraus sehen können, daß keiner von ihnen zu den Abendmahlsgenossen gehört, obwohl sie zwischen 14 und 24 Jahre alt sind. — In der Schule haben wir einige Knaben, die uns Freude machen, besonders möchten wir unter diesen Elieser erwähnen. Der Mehrzahl nach sind sie noch sehr jung, und wir haben nichts dagegen, wenn sie lustige Bursche sind; wir waren in ihrem Alter auch so, und derer sind überhaupt Wenige, sowohl in Heiden- als in Christenländern, die schon in jungen Jahren Proben wahrhafter Frömmigkeit an den Tag legen. Gelehrt wird: Kirchengeschichte, wöchentlich 4 Stunden, Religionslehre nach Kurtz 2 Stunden, Geographie von Europa 4 Stunden, Singen 3 Stunden, alttestamentliche Bibelgeschichte 2 Stunden, Harmonie der Evangelien 2 Stunden, Arithmetik 2 Stunden, Dictirtschreiben 1 Stunde. Die Jüngern haben bei Lehrer Tabbai Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Auswendiglernen. — Nachmittags sind Handarbeiten die Beschäftigung der Knaben, und wir haben noch keinen Grund gesehen, dieselben aufzugeben. — Was das Lernen anbelangt, so können wir sagen, daß unsere Knaben völlig so viel wissen, als Knaben ihres Alters irgendwo. Derer aber, die einmal für das Missionswerk selber etwas zu werden versprechen, sind voraussichtlich Wenige.

„Von der Gemeinde ausgeschlossene Glieder haben wir keine, auch haben uns im Laufe des letzten Halbjahrs keine verlassen, um sich anderswo anzusiedeln, wohl aber haben wir 2 Glieder durch den Tod verloren. Christine im Armenhaus starb den 14. Juni nach 8tägiger Krankheit an der Ruhr. Sie war lange im Armenhaus. Gelähmt an beiden Füßen, saß das arme Weib den ganzen Tag ruhig an ihrem Platz, und nur einmal seit Jahren kam sie über die Schwelle des Armenhauses hinaus. Vor mehrern Monaten machten wir ihr nämlich die Freude und ließen sie zur Feier des heil. Abendmahles in das Missionshaus heraufbringen, was ihr von großem Segen war. Seit ihrer Taufe vor 5½ Jahren war sie eines der besten Glieder der kleinen Armenhaus-Gemeinde, und machte uns immer Freude. Die beiden letzten Tage ihrer Krankheit war sie nicht mehr beim Bewußtseyn; wir sind aber gewiß, daß sie beim HErrn ist, um gleich dem armen

Lazarus getröstet zu werden für ihr Erdenelend. Aaron folgte der Christine schon den 19. Juni im Tode nach und seine Gebeine ruhen nun neben den ihrigen. Er gehörte früher der Tier-Kaste an und kam schon vor Jahren, durch innere Noth getrieben, ins Armenhaus und von da ins Missionshaus. Nach und nach, jedoch nur sehr langsam, ging auch seiner Seele ein kleines Licht auf; er bat um die Taufe, welche ihm nach langem Unterricht den 1. Januar 1846, nur 9 Tage vor der Taufe der obigen Christine, ertheilt wurde. Er litt oft an Asthma, das endlich in Wassersucht ausartete, und diese letztere Krankheit brachte ihm den Tod. Wir hielten nie viel auf ihn, aber unzweifelhaft hat der heil. Geist noch kräftiger an seinem Herzen gearbeitet während seiner letzten etwas langwierigen Krankheit. Er betete sehr viel und warf sich ausschließlich auf die Gnade und Sünderliebe Jesu. Der Hauptsinn aller seiner Gebete ist enthalten im Gebete des Zöllners im Evangelio. Vier Tage vor seinem Tode wurde ihm noch das heil. Abendmahl gereicht, nach welchem er sehr verlangte, und nachher war er sehr ruhig. Das letzte hörbare Wort, das er aussprach, war: „HErr!" Christine brachte ihr Leben auf etwa 30, Aaron auf 50 Jahre. Mögen sie einst zu unsern Garben gehören!

„In Betreff unserer Arbeit, welche es mehr mit der uns umgebenden heidnischen Volksmasse zu thun hat, können wir weder von in die Augen fallenden Siegen noch Niederlagen reden. Wir werden es immer mehr inne, daß wir in den Tagen geringer Dinge leben und daß die Angriffe, welche auf die Festen des Satans gemacht wurden, an denselben kaum bemerkbar sind. Es ist nicht sowohl der Aberglaube und der Eifer für die hölzernen und steinernen Götzen, als vielmehr die Stumpfheit und Gleichgültigkeit, womit alles Göttliche behandelt wird, welche dem Kommen des Reiches Gottes hemmend im Wege stehen. Sorge für den Leib und der Dienst des Bauches nimmt in den meisten Fällen die ganze Thätigkeit des Menschen in Anspruch, so daß für die Sorge um die Seele und den Dienst des unsichtbaren Gottes weder Zeit, Kraft noch Lust übrig bleiben. Es reden zwar Alle von Einem Gott, dem sie zu dienen und zu gefallen sich bemühen; untersucht man aber näher, wer dieser Gott ist, so findet sich, daß sie kein persönliches Wesen darunter verstehen, sondern das unabwendbare Schicksal, welches über Jedem mit eiserner Nothwendigkeit schwebt, und die Handlungen, die bösen wie die guten bedingt; daher die Bemerkung, welche man immer wieder hören muß: „wenn es einmal Gottes Wille ist, daß ich die christliche Religion annehme, so wird solches geschehen." Daß aber das Evangelium, wo und wie es nur immer verkündigt wurde, die Masse des Volkes kräftiglich berührt hat, davon liefert das Benehmen der Einzelnen gegen dasselbige die schlagendsten Beweise. So lange die Predigt von Gott als dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge handelt, sind die Meisten zufrieden, und wenn wir seine Größe und Er-

habenheit preisen, lassen sie es selten an der Beistimmung fehlen; sobald wir aber von Sünde, von der Verdorbenheit des menschlichen Herzens und von der Erlösung durch Christum sprechen, so wollen sie nichts weiter mehr hören. Der heil. Name Jesu, in dem allein Heil zu finden ist, ist ihnen unausstehlich, und Manche lassen sich von der Feindschaft ihrer Herzen so dahinreißen, daß sie, wenn sie denselben nur aussprechen hören, zu lästern anfangen. Andere, ehe sie sich auf ein Gespäch einlassen, machen sie sich's zur Bedingung, denselben nicht zu nennen, denn mit diesem wollen sie nichts zu thun haben. So sehr sich diese von dicker Finsterniß verblendete Menschenclasse gegen das Heil in Christo verschließt, und so sehr sie sich ihrer Rechtschaffenheit und des Glaubens an den allenthalben waltenden und allen Menschen mit Huld umfassenden Gott rühmen, scheint es mit ihrer Frömmigkeit und Sicherheit doch nicht so gut zu stehen; denn werden sie an den Tod, an Ewigkeit und Gericht gemahnt, so erschrecken sie; der Spötter wird stille, und der an Gewissensbissen leidende bittet, ihn für dieses Mal mit solcher Predigt zu verschonen, er wolle ein anderes Mal hören, denn jetzt habe er keine gelegene Zeit. Erfahrungen dieser Art zeigen aufs deutlichste, daß sich das Wort Gottes an den Heidenherzen nicht unbezeugt läßt, sondern daß es zu einer Entscheidung zwischen Leben und Tod veranlaßt und auffordert.

„Das vereinzelte und zerstreute Umherwohnen des Volkes und sein strenges Festhalten an den Kastenordnungen und Einrichtungen, machen es erstaunlich schwer, ihm mit dem Evangelium nahe zu kommen. — Wie früher, so haben wir auch in letzter Zeit uns bemüht, bei den Schulbesuchen und andern Gelegenheiten, welche uns zwar nur mangelhaft mit dem Volke in Verbindung bringen, auch den Erwachsenen das Heil in Christo anzubieten. In die Häuser, wo die Leute wohnen, können wir selber nicht kommen; denn da unser Eintritt dieselbigen verunreinigen würde, so ist uns solcher nicht gestattet. Unsern Katechisten gelingt diese Art des Wirkens leichter: als Eingeborne stehen sie den Leuten schon viel näher, und wenn sie auch nicht in die Häuser eingelassen werden, so gibt es für sie doch jederzeit Gelegenheit, mit den Bewohnern außerhalb derselben sich in ein Gespräch einzulassen.

„Tractate haben wir in letzter Zeit viel in Umlauf gesetzt, und manche der Empfänger scheinen, soweit wir sehen können, dieselben mit Aufmerksamkeit und Nutzen zu lesen. Mehrere Leute kamen und fragten nach Gebetbüchern, und einige andere verlangten Theile der h. Schrift. Es war uns dieses um so erfreulicher, als sich bis jetzt für Bibelverbreitung noch nicht gar viel thun ließ. Unsere Malajalim-Bibel besteht aus 4 Bänden und ist daher kostspielig; wenn wir nicht ganz überzeugt sind, daß der Empfänger derselben guten Gebrauch davon macht, so halten wir uns nicht für berechtigt, eine ganze Bibel in seine Hände zu geben, zumal da selten Jemand auch nur eine

kleine Summe dafür bezahlen will. Wir haben einzelne Theile der heil. Schrift, und diese geben wir jedem, der ein Verlangen darnach hat; finden wir, daß der Leser Nutzen daraus zieht und auch andere Theile zu haben wünscht, so geben wir ihm solche mit Freuden. Die Furcht, welche früher unter dem Volke herrschte, als üben unsere Bücher einen magischen Einfluß auf den Leser aus, und daß es deßhalb besser sey, man berühre dieselben gar nicht, scheint einem großen Theile nach gewichen zu seyn. Es ist uns ein Anliegen, auch das geschriebene Wort Gottes auf alle mögliche Weise auszubreiten; einzelne Theile desselben, sowie die Geschichte des Alten und Neuen Testaments, sind schon nach allen Richtungen hin abgegeben worden. Wir hoffen, daß mit der Hülfe des HErrn in diesem Arbeitszweige nach und nach noch mehr gethan werden kann. Die Bereitwilligkeit, welche da und dort herrscht, Bücher anzunehmen und solche zu lesen, ist immerhin ein gutes Zeichen; seiner Zeit wird der auf diese Weise ausgestreute Same aufgehen und Früchte tragen.

„Auf die Heidenschulen haben wir wie früher ein besonderes Augenmerk gerichtet. Wir besuchen dieselben regelmäßig und geben uns Mühe, den Schülern soviel wie möglich von biblischen Wahrheiten in Herz und Kopf einzuprägen. Wenn wir auch nicht von vielen in die Augen fallenden Früchten reden können, so machen wir doch oft liebliche Erfahrungen an Einzelnen. Eine solche Erfahrung machten wir zum Beispiel vor einigen Monaten in der Fortschule. Ein Knabe von 14 Jahren besuchte die Schule geraume Zeit, war fleißig im Lernen und erbat sich oft Tractate und zuletzt auch ein Neues Testament. Er las die Bücher fleißig. Seine Verwandten, die solches sahen, wurden ängstlich und verboten es ihm, was er aber nicht achtete. Er wurde jedoch von der Pockenkrankheit befallen; und als er merkte, daß das Ziel seines Lebens nahe rückte, ließ er den Katechisten und Cornelius, der sein Vetter war, rufen, und bat dieselben, mit ihm zu beten. Nach dem Gebet sprach er seinen Glauben an den Heiland Jesum Christum aus, und wünschte nur von Ihm zu hören und durch Ihn selig zu werden. Seine jammernde Mutter suchte er zu trösten und sagte ihr von dem HErrn, zu dem er bald gehen werde. Den Verwandten war jedoch sein Glaube kein Grund der Freude, sondern des Schmerzes. Sie thaten Alles, um die Sache nicht weiter kommen zu lassen. Die Krankheit verschlimmerte sich schnell, und dem Kranken war nicht gestattet, etwas Weiteres zu verlangen. In solchem Zustand verließ er diese Welt. Wir konnten nichts thun, als seine Seele in die Hände des HErrn Jesu, den er liebte, empfehlen.

„Im Krankenhause wird wie früher ein Quantum Reis durch die Mildthätigkeit der Beamten hier an Arme und Gebrechliche vertheilt. Ehe sie aber dieselben in Empfang nehmen, wird ihnen ein Abschnitt aus der heil. Schrift erklärt und Speise für ihre Seele angeboten.

Die Wenigsten aber scheinen nach solcher zu hungern. Den Bewohnern des Krankenhauses, welche aus 5 Christen und 3 Taufcandidaten bestehen, hält der Katechist abwechselnd mit dem Armenhaus-Verwalter Cornelius regelmäßig Morgen- und Abend-Andachten. An den Sonntagen kommen einige Christen hierher und hören die Predigt des Evangeliums an.

„Die Arbeiten in der Druckerei und Buchbinderei sind ohne Unterbrechung fortgegangen. Die Weltgeschichte, ein sehr nützliches Buch, besonders für Christen und weit geförderte Schüler, wurde vollendet, und ist nun fertig für den Gebrauch. Mehrere der frühern Tractate mußten neu aufgelegt werden; aber die meisten derselben sind bereits weggegeben. Neulich wurde auch ein Sanscrit-Tractat mit Malajalim-Uebersetzung gedruckt. Der Verfasser war ein Bramine aus Calcutta; er suchte aus den Schastras zu beweisen, daß es nicht vier, sondern nur eine Kaste gebe. Ein englischer Freund bestritt die Druckkosten des Tractats, welcher von unserm Malajalim-Volke gerne gelesen wird. Das Herzbüchlein, welches auch neu aufgelegt wurde, findet viele Abnehmer. Von solchen, die es vermögen, fordern wir zuweilen eine Kleinigkeit; die Wenigsten sind aber bereit, etwas zu geben, ungeachtet sie das Büchlein gerne haben und schätzen. Die Bücher-Gesellschaft, bestehend aus mehrern unserer Christen, besteht immer noch; die Glieder derselben legen jeden Monat eine kleine Summe zusammen, mit der Anweisung dieselbe für den Druck christlicher Schriften zu verwenden.

„Neben der Arbeit, welche der Buchbinder mit seinen Gehülfen für die Mission zu verfertigen hat, werden auch je und je Bücher für fremde Leute gebunden. Obgleich das Geschäft besser im Gange ist, als vor einem Jahre, so fehlt es doch noch an Manchem, besonders gutem Werkzeug und unentbehrlichen Materialien. Wenn solchen Mängeln abgeholfen ist, und die Arbeit, welche verfertigt wird, der englischen ein wenig näher kommt, wird es dem Buchbinder wohl nie an Beschäftigung auch von Außen her fehlen. Sämmtliche Arbeiter sind Christen. Sie thun ihre Arbeit zur Zufriedenheit. Wir sind dankbar, daß wir sie auf diese Weise beschäftigen können, und daß sie ihren Unterhalt dabei finden, was sonst ein Gegenstand mancher Sorge für uns wäre."

Verzeichniß der im Jahre 1851 gedruckten Bücher.

	Exempl.	Seiten	Gesamt-Seitenz.
Auflage des Tractats „Frucht der Sünde" .	1000	30	30,000
„ „ „ „Weg der Gerechtigkeit"	1000	16	16,000
Vajna Soochi (Wadschna Sudschi) . . .	450	24	10,800
Auflage des „Herzbüchleins"	500	30	15,000

	Exempl.	Seiten	Gesamt-Seitenz.
Auflage des „Unser-Vater von Luther" . .	1600	12	17,200
Weltgeschichte vollendet	300	408	122,400
Auflage des Auszugs der biblischen Geschichte	500	57	28,000
Kunst selig zu sterben (Neue Auflage.) . .	1000	34	34,000
Menschwerdung Christi „ „ . .	1000	16	16,000
Unterweisung in der Wahrheit (Neue Aufl.) .	1000	16	16,000
Die Herrlichkeit Christi, in Sanskrit mit Malajalim-Uebersetzung I. Theil.	450	43	19,350
Die Herrlichkeit Christi ꝛc. II. Theil. . .	450	30	13,500
Leidensgeschichte (Neue Aufl.)	500	38	19,000
Malajalim Grammatik I. Theil. Formenlehre.	200	95	19,000
Nalacharitam I. Theil.	600	34	23,400
„ „ „ II. Theil.	600	29	16,200
„ „ „ III. Theil.	600	37	22,200

Aus diesem Bericht ersehen unsere Freunde, wie schwer der HErr die Schwester Irion heimgesucht hat. Es ist dieß aber nicht das einzige Leiden, das dem Inspector während seines Aufenthalts in Tellitscherry entgegentrat. Auch Miss. Irion selbst fühlte sich in Folge der häuslichen Leiden, die ihn betroffen, und der langen Verwaisung, die damit zusammenhing, vielleicht auch in Folge des niederdrückenden und schwächenden Einflusses des tropischen Himmels, unter dem er nun 12 Jahre gearbeitet, sehr angegriffen. Miss. Fr. Müller aber fand der Inspector an monatlich wiederkehrendem Kopfweh leidend, ein Symptom, das auf Leberkrankheit zu deuten scheint. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß die Stimmung unserer Missionsgeschwister eine mehr gedrückte als fröhliche war. Es hatte dieß aber seinen Grund zugleich in dem Stand der Missions-Arbeit auf der Station im Allgemeinen. Früher war Tellitscherry die Hauptstation von Malabar; es waren 4 Missionare dort stationirt; das so gesegnete Arbeitsfeld in Anscharkandy gehörte hierher; mehrere Institute waren da vereinigt; eine größere Anzahl von Heidenschulen waren errichtet. Im Jahr 1847 sollte das Knaben-Institut seiner ursprünglichen Bestimmnng näher gerückt, die tüchtigen Zöglinge in ein Katechisten-Seminar

für Malabar vereinigt, die Andern in einem Waisenhaus, das mit der Gemeinde-Schule zu verbinden gewesen wäre, untergebracht werden. Dieser letztere Wunsch der Committee realisirte sich nicht. Die Zöglinge blieben in Einer Anstalt vereinigt, bis zur Ankunft des Inspectors. Miss. Gundert mit dem Mädchen-Institut war mittlerweile in Tschirakal stationirt worden. Missionar Chr. Müller hatte sich auf der Außenstation Tschompala niedergelassen. Anscharkandy wurde zu Cannanur geschlagen. So hatte der Baum der Station zwar drei schöne Ausläufer abgesetzt, war aber dadurch selbst seiner Zweige zu einem großen Theil beraubt worden. Die Missionare von Tellitscherry sahen sich ziemlich auf die Stadt beschränkt und an sie gekettet. Täglich hatten sie in ihrem Institut, das Knaben von 8—18 Jahr umfaßte, Unterricht zu ertheilen; die 8 Heidenschulen nahmen gleichfalls einen großen Theil ihrer Zeit in Anspruch. So konnten sie nicht, wie andere Missionare, täglich ausziehen, um in der Umgegend zu predigen und weiter hinein ins Land vorzudringen. In der Stadt selbst aber gab in den letzten Jahren die Moplabevölkerung, diese christenfeindliche Muhammedaner-Sekte, den Ton an, und arbeitete ein socinianisch-denkender Collector aus allen Kräften theoretisch und noch mehr practisch der Mission entgegen. Deßhalb nahm die kleine Christen-Gemeinde nur sehr langsam zu, was für die Missionare um so schmerzlicher war, als die andern Malabar-Stationen verhältnißmäßig viel rascher aufblühten. Der Inspector konnte indessen die Ansicht der Missionare von dem Erfolg ihrer Arbeit nicht ganz theilen. Ihre Gemeinde ist klein, aber geordneter und gediegener, als vielleicht manche andere; überdieß wird die sorgfältige Erziehung und der gründliche Unterricht, welchen die Institutsknaben erhielten, gewiß später reichliche Früchte tragen. Die von Tellitscherry nach Mangalur versetzten Katechisten-Schüler Benjamin und Esra gehören zu den besten Schülern der neuen Mangalur-Classe. Dagegen schien es ihm Zeit, die Missionare von ihren vielen Schularbeiten mehr zu befreien und sie der eigentlichen Pre-

digt des Evangeliums zurückzugeben. Dieß war um so leichter zu bewerkstelligen, da die Knaben-Anstalt in ihrer bisherigen Weise nicht länger fortbestehen konnte, sondern entweder gemäß dem Committee-Beschluß von 1847 in ein Katechisten-Seminar verwandelt oder als höhere Lehr-Anstalt aufgehoben werden mußte, und an die Errichtung einer zweiten Katechisten-Schule neben Mangalur entschieden nicht gedacht werden konnte, weil es nicht allein an den nöthigen Lehrkräften, sondern noch viel mehr an tauglichen Schülern fehlte. Das Knaben-Institut wurde also aufgelöst, die zum Katechisten-Beruf tauglich erscheinenden Jünglinge nach Mangalur verpflanzt, die hiezu nicht tauglichen zu Handwerkern bestimmt oder sonst untergebracht, während die jüngern Schüler in ein neu errichtetes Districts-Waisenhaus in Tellitscherry versetzt wurden, wo sie unter der unmittelbaren Leitung der Missionare von eingebornen Christen erzogen und mit der Gemeinde-Jugend unterrichtet werden. Ueberdieß wurde den Missionaren gerathen, die Zahl ihrer Heidenschulen so weit zu beschränken, daß sie im Stande sind, sie genauer zu beaufsichtigen und in ihnen selbst mehr Unterricht zu ertheilen, im Uebrigen aber in den Schulhäusern umher regelmäßige Gottesdienste für die Heiden einzurichten und fleißig mit den Katechisten hinauszuziehen und auf den Straßen und Märkten des Landes zu predigen. Den Missionaren, insbesondere Miss. Irion, war es Anfangs schwer, auf das höhere Lehramt zu verzichten, zu welchem er vorzüglichen Beruf in sich fühlte; indessen ergriff ihn nachher um so mehr die Lust, nach langer Schularbeit nun auch einmal ungehindert und ganz dem Predigtamt seine Kraft zu weihen. Und wir sind es gewiß, daß diese Veränderung bald Früchte tragen wird, wenn unsere Brüder sich bemühen, den Schulstaub völlig abzuschütteln und als Herolde der freien Gnade das süße Wort von der Vergebung mit all der Liebe und Milde zu verkündigen, welche ihnen auf jedem Blatt der Schrift aus dem Bilde des Heilandes entgegenleuchtet; denn in aller Welt, nament-

lich aber in Indien, hat sich der Missionar dessen bewußt zu bleiben:

Nichts hat mir's Herz genommen,
Als da ich angekommen
Auf Golgatha. Gott sey gepreist!

Census der Tellitscherry-Gemeinde am Schluß des Jahres 1851: Gemeindeglieder und Taufcandidaten: 103 (darunter 2 neugetaufte Heiden). Kinder in den Heidenschulen nnd heidnische Schullehrer: 353. Summe der mit der Gemeinde in Verbindung stehenden Seelen: 456.

12. Station Tschompala.

(Besetzt am 17. März 1849.)

Missionar: Chr. Müller mit Gattin.
Katechisten: Paul; Daniel; Timotheus.
Schullehrer: christlicher: Lukas; heidnischer: 1.
Außenstationen: Mahe und Wadagerry.

Seit 1846 wurden in unsern Berichten öfters 3 Außenstationen von Tellitscherry genannt, welche Mahe, Tschompala und Wadagerry heißen. Sie bilden seit der Niederlassung des Miss. Chr. Müller's in Tschompala, der mittleren unter ihnen, (17. März 1849) eigentlich eine eigene Station. Wir führen sie deßhalb auch das erste Mal hier als die 12te Baslerstation in Indien auf.

Der Hügel, auf welchem das kleine Gotteshaus von Tschompala sammt der Wohnung Miss. Müller's steht, ist eine stille, fast einsame Höhe, rechts von der Straße, die von Tellitscherry durch die französische Colonie Mahe und weiter hinab durch Wadagerry nach Calicut führt. Während Mahe und Wadagerry bedeutendere Ortschaften sind, welche beide in der Geschichte der ersten Kämpfe mit den europäischen Ansiedlern mehrfach genannt werden, ist Tschompala eine Gruppe ländlich abgeschlossener Parambus (Baumgärten), deren einer sich durch unsere Mission zu einer christ-

lichen Colonie von freilich sehr geringem Umfang gestaltet. Aber gerade für eine solche Colonie christlicher Cocosbauern ist der Ort geeigneter als jene beiden belebteren Plätze, und als solche wird er denn auch, deß sind wir gewiß, von der größten Bedeutung werden für die ganze Umgebung. Wie sein Kirchlein weit hinaus ins Land schaut von seiner Höhe dort, und das Glöcklein, das die kleine Gemeinde zusammenruft, jetzt schon ein Schrecken der heidnischen Umwohner ist (als es zum ersten Mal geläutet wurde, äußerten sie: „nun hat's der Padre doch gewonnen; nun zieht er nimmer ab"), so wird von hieraus das Licht der Heiden seine goldenen Strahlen ausströmen über alle jene Palmengärten, die sich um seinen Fuß her ausbreiten. Schon jetzt ist der Eindruck, den Tschompala mit seinem Gemeinlein auf den Fremdling macht, ein ungemein wohlthuender. Wie die Hütten der Fischer und Bauern um den Hügel her sich lagern, so ist die schwarze Menschenheerde, die sie bewohnt, um den her gelagert, der als Hirte, König und HErr, Allen das Leben gibt, die bei Ihm eine Waide suchen für ihre Seele. Es wird wenige so redliche, demüthige, kindliche Seelen geben, wie der Katechist Paul in Tschompala; wenige Christengemeinden, in denen sich Alt und Jung so innig an den Prediger des göttlichen Wortes anschmiegt, wie dort. Freilich betrachtet der Fremde eine solche Gemeinde anders, als der täglich sich mit ihr mühende Arbeiter. Dennoch werden auch die Berichte Miss. Müller's in jedem verständigen Missionsfreunde den Eindruck der Befriedigung zurücklassen.

Was dieselben uns mittheilen, ist Folgendes:

Bericht vom 1. Juli 1851.

„Ich hatte mich mit den lieben Meinigen ununterbrochen einer guten Gesundheit zu erfreuen, so daß ich der Predigt des Wortes in der Gemeinde und unter den Heiden, nach Wunsch obliegen konnte, und auch meiner lieben Frau war es vergönnt, neben ihren häuslichen Geschäften in der Frauen- und Kinderschule thätig zu seyn. Das Katechisten-Personal hat noch keinen Zuwachs erhalten. Paul, der

hier in seinem eigenen Hause wohnt, arbeitet hauptsächlich an den Heiden in der Umgegend, wobei ihm seine ärztlichen Kenntnisse gut zu Statten kommen, denn sie öffnen ihm manches Haus und Herz, das ihm sonst verschlossen seyn würde, und er hat somit die reichlichste Gelegenheit das Wort Gottes bekannt zu machen, von welcher er auch treuen Gebrauch macht. Neben dieser seiner Thätigkeit nach Außen hat er, so oft ich abwesend bin, die Morgenandacht in der Capelle zu halten, verrichtet jeden Morgen ein kurzes Gebet mit unsern Fischern, ehe sie an ihre Arbeit gehen, und an den Abenden, wo kein Gottesdienst stattfindet, hält er eine Hausandacht mit seinen Nachbarn. Möge ihn der HErr in Gnaden erhalten und immer reicher machen an Liebe, Demuth und Eifer für sein Werk. Daniel in Wadagerry hat ebenfalls reichliche Gelegenheit, das Wort des Lebens zu verkündigen, denn eine belebte Straße führt dicht an seinem Hause vorbei. Tiers und Najers besuchen ihn oft in seiner Wohnung, und zu nicht wenig Häusern hat er freien Zutritt, und die Tierschule in seinem Hof, die er zu beaufsichtigen hat, bringt nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene in seinen Bereich. Ueber diese beiden Arbeiter dürfen wir uns wohl freuen, denn sie sind demüthige und einfältige Leute; doch muß diese Freude immer mit Zittern verbunden seyn. Zu dem Unterricht, den ich ihnen jeden Mittwoch Morgen ertheile, habe ich in letzter Zeit auch den Timotheus beigezogen, um ihn auf den Katechisten-Beruf vorzubereiten. Sollte der HErr Gnade geben, so würde ich ihn zu Anfang künftigen Jahres nach Mahe stationiren.

„Aus dem Schullehrer-Personal ist Jakob in Wadagerry ausgetreten; also bleiben noch Lukas und der Heide Ramotti übrig. Lukas ist nach Leib und Geist ein schwacher Mann, und wenn die Gemeinde-Schule hier in Tschompala zahlreicher wäre, so müßte er nothwendig durch einen tüchtigeren Lehrer ersetzt werden; da sich aber die Schülerzahl, welche seiner Pflege empfohlen ist, nur auf 10 Knaben beläuft, die er im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten hat, so kann man sich wohl mit ihm gedulden. Handarbeit kann er nicht ertragen, und doch muß er Nahrung und Kleidung haben. Der Heide Ramotti in Wadagerry ist ein ordentlicher Mann und unterrichtet 20 – 30 Tierknaben, welche seine Schule besuchen, im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unserer Zufriedenheit. Wäre die Pforte nicht so eng, und der Weg, der zum Leben führt, nicht so gar schmal, so wäre er auch schon lange gern ein Christ geworden.

„Unsere Gemeinde befindet sich im Allgemeinen in einem lieblichen Zustande, so daß wir Ursache haben, dem HErrn recht dankbar zu seyn. Die Sonntags-Gottesdienste werden von allen zu dieser Station gehörigen Gemeindegliedern regelmäßig besucht; in den Nachmittags-Gottesdiensten und der monatlichen Missionsstunde fehlen dagegen außer

den Wadagerry- und Maheleuten gewöhnlich auch die Fischer, welche durch ihre Arbeit abgehalten werden.

„Schon in unserm vorigen Bericht wurde erwähnt, daß am 10. November 1850 Kunden, ein Fischermann von Mahe, der Mogier-Kaste angehörend, mit seinem Weibe Atscha und einem 9jährigen Töchterlein Kunji Pennu, zu uns kam, und daß alle Versuche seiner Verwandten und Kastengenossen ihn in seinem Entschluß, Christ zu werden, wankend zu machen, fehlschlagen. Kunji-Pennu wurde kurz darauf nach Tschirakal gesandt, mit Kunden und Atscha hingegen begann ich den Taufunterricht. Sie machten beide ordentliche Fortschritte in der Erkenntniß des Heils, und ihr Betragen war durchaus befriedigend, so daß ich ihren wiederholten Bitten um die heil. Taufe nachgab und sie am 19. Januar in den Schoß der Gemeinde Christi aufnahm; ihre Namen sind nun Abraham und Sarah. Mögen sie im Buch des Lebens eingeschrieben seyn. Sie sind nun recht schwache Pflänzlein und bedürfen der täglichen Sorgfalt und Pflege des allerbesten Gärtners, dem sie auch anempfohlen seyen.

„Einen anderweitigen Zuwachs erhielt unsere Gemeinde durch die Verheirathung des Timotheus mit Alina, einem Mädchen von Tschirakal. Den 22. Januar kam Tschoitschi, Schwester der Frau unsers Katechisten Paul, ebenfalls von der Mogier-Kaste, mit ihren drei Kindern Monikam, Tschiru und Kunketschi zu uns, und bat um Aufnahme in die hiesige Gemeinde. Ihr Mann, Micha's und Simon's Bruder, welcher dem Trunke sehr ergeben war, gab sich, verbunden mit ihren Verwandten, alle mögliche Mühe, sie wieder hinwegzulocken; aber es war Alles umsonst, sie blieb fest in ihrem Entschluß. Durch List und Gewalt gelang es ihnen jedoch ihr zweites Töchterlein, Tschiru, etwa 5 Jahre alt, wieder hinwegzubringen. Als ich dann zu Anfang des Monats Februar nach Cannanur zu gehen hatte, nahm ich Monikam, die etwa 7 Jahre alt ist, mit mir, und brachte sie nach Tschirakal; und so ward Tschoitschi mit ihrem jüngsten Kinde, etwa 2 Jahr alt, allein gelassen. Ich nahm sie nun in Unterricht und freute mich recht über ihre Aufmerksamkeit und die Leichtigkeit, womit sie die Heilswahrheiten auffaßte, hatte auch schon ihren wiederholten Bitten gemäß den Tag ihrer Taufe bestimmt, als unerwartet eines Morgens, den 24. April, ihr Mann, Ramen, ankam, und uns bat, ihn auch in die Gemeinde aufzunehmen. Unter der Bedingung, daß er das Trinken aufgebe, gestattete ich ihm hier zu wohnen, machte ihn von seiner Fischerei in Mahe los und nahm ihn, zusammen mit seinem Weibe, seiner Schwester Pennutti und seinem Schwager Ramen in den Taufunterricht. Von seiner Frau lernte er bereits die 10 Gebote, das apostolische Glaubensbekenntniß und das Gebet des HErrn auswendig. Er wohnt nun einstweilen bei Paul, hat das Trinken aufgegeben und geht täglich mit unsern übrigen Fischern zur Arbeit. —

Den 16. Mai kam auch Mattischi, ein 16jähriges Mogier-Mädchen, Tochter des ältern Bruders unsers seligen Timotheus. Ich habe sie gestern nach Tschirakal gesandt, wo sie der HErr in die Zucht seines guten Geistes nehmen, und eine neue Creatur aus ihr machen wolle. Bis jetzt scheint es mir, sie wisse eigentlich nicht recht, warum sie gekommen ist; aber wir können eben Niemand hinausstoßen.

„Unsere Gemeindeschule besteht gegenwärtig aus 10 Knaben und 4 Mädchen. Die Knaben haben jeden Morgen von 8—10 Uhr im Lesen, Schreiben, Rechnen und Auswendiglernen des Katechismus und anderm Unterricht bei Lukas. Nach 10 Uhr kommen sie mit ihren Müttern zu meiner l. Frau, wo neben Handarbeit gelesen und erzählt wird. Von halb 1 Uhr bis halb 2 Uhr habe ich dann eine Art Gesangunterricht mit ihnen, und nach 3 Uhr gebe ich ihnen noch etwas Geographie, worauf sie dann zur Arbeit in den Garten gehen. Seit einiger Zeit haben diejenigen unserer Frauen, welche nicht lesen können, täglich etwa eine Stunde Leseübung, was sie natürlich schneller vorwärts bringt, als wenn sie nur des Sonntags etwas Weniges lernen. Einige unter ihnen haben es bereits zum Lesen gebracht. Diejenigen Mädchen, welche noch zu jung sind, um nach Tschirakal gebracht werden zu können und doch schulfähig sind, nehmen an dem Unterricht ihrer Mütter Antheil. Außer diesen ist noch eine Anzahl kleinerer Kinder hier, für die eine Kleinkinderschule sehr zweckmäßig seyn dürfte; denn je bälder die Kinder für die meiste Zeit des Tages der unverständigen Liebe und Behandlung ihrer Mütter entzogen und an Ordnung, Gehorsam und Reinlichkeit gewöhnt werden, desto besser; aber solche Sachen sind eben in diesem Lande kaum ausführbar.

„Unsere heidnische Umgebung ist uns noch um nichts näher gekommen: der Starke bewahrt seinen Palast und bemüht sich, seine Bollwerke zu befestigen und zu verstärken. Eine halbe Viertelstunde westlich von diesem Hause baute eine Najerfamilie schon zwei Jahre lang an einem neuen Götzentempel, der vor ungefähr einem Monat vollendet und mit großem Aufwand eingeweiht wurde. Durch Austheilung von Traktaten und Theilen der heil. Schrift können wir nur sehr Unbedeutendes leisten; denn der bei weitem größeste Theil der Bevölkerung kann nicht lesen, und wer es kann, der fürchtet sich entweder vor dem magischen Pulver, welches an den Buchstaben unserer Bücher haften soll, oder ist überhaupt gleichgültig gegen Alles, was nicht auf die Füllung des Bauches abzielt. Damit Sie einigermaßen einen Begriff von unserm Straßenpredigen erhalten, erlaube ich mir folgende kurze Beschreibung eines Ausgangs. Es ist jetzt eben 8 Uhr Morgens; ich nehme meinen blätternen Sonnenschirm, gehe auf die Straße, setze mich etwa tausend Schritte südlich von unserm Hause im Schatten eines großen, reich belaubten Baumes nieder, und harre, meine Sache in stillem Gebet dem HErrn empfehlend, einer Gelegenheit, das Wort des Lebens

zu verkündigen. Vielleicht erscheinen bald etliche Braminen, die mir gerne befehlen würden, aus dem Weg zu gehen, damit sie nicht durch mich verunreinigt werden möchten. Allein das will sich doch nicht schicken, denn die Weißen sind eben einmal Herren des Landes, und der stolze Bramine kann nichts machen, als selbst aus dem Wege zu gehen, oder aber er muß es dießmal mit seiner Reinigkeit nicht so genau nehmen; denn eigentlich ist der Europäer so unrein, daß wenn man seiner verpesteten Atmosphäre ausweichen wollte, man nichts weniger thun müßte, als die Welt räumen. Also kümmert man sich lieber gar nichts um die Sache und geht seines geraden Weges fort. Doch der Padre soll nicht ungeschlagen durchkommen, denn es brummt vielleicht einer unter ihnen: „Vaschu Paschu Paradoschani." Nun, was will das heißen: Paschu heißt Kuh, und Paradoschani heißt der größte Sünder, und will seine Heiligkeit in allem Ernst sagen, ich sey eine Kuh und noch dazu der größte Sünder. Nicht doch, denn die Kuh ist ja so heilig als der Bramine selbst, also Kuh kann er mich nicht nennen wollen. Er weiß aber, daß wir weißen Leute zuweilen Kuhfleisch essen, deßwegen will er sagen: Kuhmörder, Kuhfresser, der größeste Sünder, und damit eilen sie alle mit verächtlichen Blicken an mir vorüber. Nun, was ist da anders zu machen, als die Sache dem HErrn zu empfehlen? Bald kommen einige Kanischer (Sterndeuter, Wahrsager, Tagewähler). Ich frage sie: „wo geht die Reise hin?" — Jene: „nach Mahe." — Ich: „ist der heutige Tag ein guter oder ein schlechter? — Jene: „ein guter, gewiß." Von dieser Antwort nehme ich dann Veranlassung, ihnen zu sagen, daß alle Tage gute Tage seyen, und fahre fort, über die Lüge überhaupt und ihr lügenhaftes Gewerbe besonders, sowie von der Wahrheit Gottes, wie sie in Jesu Christo der ganzen Welt geoffenbart ist, ausführlich mit ihnen zu reden. Zum Schluß ermahne ich sie, die Sünde und den Dienst des Teufels zu verlassen und zum Heiland der Sünder zu kommen. Sind sie weggegangen, so habe ich vielleicht Zeit mit stillen Seufzern ihre unsterblichen Seelen dem HErrn, der sie mit Seinem Blut erkauft hat, anzuempfehlen. Vielleicht folgen ihnen bald einige Najers nach. Ich frage sie, wo sie hinwollen? Diese: "nach Tellitscherry." — Ich: „was habt ihr für Geschäfte in Tellitscherry?" — Diese: „wir haben einen Rechtshandel im Gerichtshof." — Ich: nun das ist schlimm; was ist die Ursache eures Processes?" — Diese: „es ist wegen eines Erbgrundstücks." Dieß gibt mir dann Veranlassung über das ewig gewisse Erbtheil der Heiligen und über den Weg, dasselbe zu erlangen, sowie über den Richter und das Gericht, vor dem wir einst Alle offenbar werden müssen, zu reden, und ihnen das Heil in Christo eindringlich zu machen. Sind diese fort, so kommen vielleicht einige Tiers. Ich frage sie: „wo wollt ihr hin? — Sie: „nach Wadagerry? — Ich: „nun, was gibt's Neues in Wadagerry?" — Sie: „wir gehen zu einer Hochzeit." So

habe ich dann abermals Gelegenheit, von einer großen herrlichen Gotteswahrheit, nämlich von der Hochzeit des Lammes, zu der alle armen Sünder, auch die Hindus und unter ihnen auch die Tierleute berufen sind, zu reden. Auf diese Weise verlebe ich oft selige Stunden auf der Straße; oft geschieht es freilich auch, daß mich Niemand anhören will, und oft fühle ich mich auch gar ungeschickt, von den großen Thaten Gottes zu reden.

„Unsere Tierschule in Wadagerry zählt etwa 20—30 Schüler. Lesen, Schreiben, Rechnen, Auswendiglernen des Katechismus und der biblischen Geschichte sind die Gegenstände, womit sich die Kinder beschäftigen. Die Schulzeit dauert von Morgens 8 Uhr bis Mittags um 1 Uhr. Der Nachmittag ist wie überall hier zu Lande frei. Die Fischerschule unter Jakob mußte endlich nach langem Widerstreben aufgegeben werden, und ich habe die Ueberzeugung auf's Neue gewonnen, daß es noch nicht Zeit ist, christliche Lehrer in heidnischen Schulen anzustellen. Zu gleicher Zeit, als die Schule einging, wurde unser Jakob auch von seinem gepachteten Grundstück vertrieben, so daß ich genöthigt war, ihn hierher zu nehmen. Er arbeitet nun fleißig auf dem Missionseigenthum, und ich bin froh für seine Dienste. Von den 25 Rup., die er für sein verlorenes Eigenthum erhielt, will ich ihm nach dem Monsun ein Häuschen bauen. Somit ist nun der Katechist Daniel mit seiner Familie allein in Wadagerry; seit einiger Zeit aber hält sich ein syrischer Christ, der beim Zoll daselbst angestellt ist, zu ihm, besucht auch unsere Sonntags-Gottesdienste regelmäßig, und scheint überhaupt nicht fern vom Reiche Gottes zu seyn; auch regt sich neuerdings wieder etwas unter den schon oft erwähnten Tierleuten; doch bin ich schüchtern etwas darüber zu sagen, nicht aber, um für sie zu beten und zu hoffen.

„In Mahe ist noch Alles, wie es war, als ich meinen letzten Bericht absendete. Noah und seine Schwester Louise mit ihrer Tochter Hava, Wittwe des sel. Thomas von Tellitscherry, leben daselbst, um das Haus der Eunike zu hüten, und ich sehne mich nach der Zeit, da ich sie hiehernehmen und ihren Platz mit einem tüchtigen Katechisten ausfüllen kann."

Bericht vom December 1851.

„Der Zustand der Gemeinde kann im Allgemeinen ein ordentlicher genannt werden. Grobe Verfehlungen oder Verirrungen kamen nicht vor, wohl aber allerhand vorübergehende Zwistigkeiten der Ehegatten und Hausgenossen, woran auch oft Armuth, oft enges Zusammenwohnen schuld war, auch machte Trägheit und Arbeitsscheue Einigen viel zu schaffen. Der Geist des HErrn aber und sein Wort erweisen sich immer als genügsame Heilmittel für diese Schäden. Die Sonntags-Gottesdienste und Kinderlehren hatten sich eines regelmäßigen

Besuches von allen Gemeindegliedern zu erfreuen; äußerst selten nur kommen auch Heiden herbei und sehen, was es da für Neuigkeiten gibt. Die Morgenandachten, Wochengottesdienste und monatlichen Missionsbetstunden müssen gewöhnlich von den Fischern Geschäfte halber versäumt werden, was ein großer Uebelstand zu nennen ist; aber wir können es eben nicht ändern. Das heil. Abendmahl wurde dreimal gefeiert. Ich habe vor dem Genuß desselben immer mit jeder einzelnen Seele Besprechung und Gebet, was viel zur Erweckung und Stärkung des Ganzen beiträgt.

„Schon zu Anfang dieses Jahres veranstaltete ich die Erwählung von 4 Gemeindeältesten. Die geringe Zahl und Unscheinbarkeit der Gemeinde konnte mich nicht bestimmen, eine so nützliche und nothwendige Einrichtung länger hinauszuschieben, und ich hatte nie Ursache, die Anordnung zu bereuen. Die Wahl fiel auf Paul, Jakob, Johann und Micha. Ihr Geschäft ist vor Allem über sich selbst und dann mit mir über die Heerde zu wachen. Sie müssen über die Heiligung des Sonntags, Kirchenbesuch, Frieden und Eintracht in den Ehen und Häusern, Kinderzucht, ehrbaren Wandel gegen die, welche draußen sind, gegenseitige brüderliche Liebe und Anderm halten, Kranke besuchen, Traurige trösten, Irrende zurechtweisen. In einer Conferenz, welche ich zu Anfang jeden Monats mit ihnen habe, bete ich zuerst, lese einen Abschnitt aus dem Worte Gottes und füge einige Bemerkungen hinzu; dann statten sie mir Bericht ab über alle Vorkommenheiten des verflossenen Monats, machen etwa auch Vorschläge für zu treffende Einrichtungen und Anordnungen; auch wird in diesen Stunden das Opfer der Gemeinde gezählt. Zum Schluß betet einer von ihnen frei aus dem Herzen. In außerordentlichen Fällen warten sie aber den Conferenz-Tag nicht ab, sondern kommen alsbald zu mir. Unter sich selbst haben sie eine wöchentliche Conferenz. Jeden Sonntag Abend haben die Männer unter sich und die Frauen unter sich und seit neuerer Zeit auch die Kinder unter sich an drei verschiedenen Orten zu gleicher Zeit Betstunde. Samstag Abends kommen die Fischer besonders und die übrigen Arbeiter im Garten besonders zusammen, um die Vorkommenheiten der Woche zu besprechen, sich gegenseitig zu vergeben und mit einander zu beten.

„Taufen fanden in diesem halben Jahre zwölf statt. Ramen, Bruder des Micha und Simon, Fischer von der Mogier-Kaste, wohnte seit dem 24. April dieses Jahres bei uns und genoß mit seinem Weibe Tschoitschi täglich eine Stunde Taufunterricht. Von ihrem frühern Leben ist nur so viel zu melden, daß Ramen ein Trinker, Tschoitschi aber ein zänkisches Weib war; sie lebten bis zur Zeit, da sie hierher kamen, auf der französischen Niederlassung Mahe ohne Gott in der Welt, und waren von Natur Kinder des Zorns, gleichwie auch die Andern. Tschoitschi mit ihren drei Kindern, von denen das älteste

sich nun in Tschirakal befindet, kam zuerst, und nach einigen Monaten auch Ramen. Das Wort Gottes schien auf ihre Herzen Eindruck zu machen, und sie verlangten beide sehnlichst nach der heiligen Taufe, welche ihnen und ihren zwei jüngsten Kindern Sonntag den 27. Juli zu Theil wurde. Ihre Namen sind Thomas und Ruth, und die der Kinder Lea und Christina. Schon seit bald drei Jahren lebte ein anderer Ramen, ebenfalls Fischer von der Mogier-Kaste, Schwager des Micha und Simon, mit seinem Weibe Pennutti hier. Pennutti hörte das Wort Gottes die ganze Zeit über, gab aber wenig Beweise irgend welcher Aenderung des Herzens und Lebens. Ramen war vollends ganz gleichgültig, kam zuweilen des Sonntags in den Gottesdienst, bekümmerte sich aber sonst nichts um das Heil seiner Seele; Palmwein war Alles, worin er sein Glück suchte und zu finden meinte. Vor etwa einem Jahr wurde er durch den Biß eines Hundes an einem seiner Füße zu jeglicher Arbeit unfähig, weßhalb ich die Brüder in Tellitscherry bat, ihn bis er heil sein würde in das dortige Armenhaus aufzunehmen, was sie auch gerne thaten. Daselbst wurde er geheilt, kehrte zurück und gelobte von nun an dem Trunke zu entsagen und überhaupt ein neues Leben anzufangen, und bat um Erlaubniß an dem täglichen Taufunterricht mit seinem Weibe Antheil nehmen zu dürfen, was ihm natürlich gewährt wurde. Den 21. Juli kam Kannen, ein Tier-Mann, von Wadagerry, der Haus und Hof, Weib und Kind sammt Allem, was er besaß, verlassen mußte, um von nun an Jesu Christo anzugehören. Seine Verwandten gaben sich alle erdenkliche Mühe ihn wieder von seinem Entschlusse abzubringen; aber es war Alles umsonst; er blieb standhaft auf dem betretenen Weg. Während des Taufunterrichts machte er schnelle Fortschritte in der Erkenntniß des Heils und bemühte sich, sein Leben dem Worte Gottes gemäß einzurichten. Als ich Tellitscherry verließ, begleitete mich ein taubstummer Tierknabe, dessen Mutter im Armenhaus daselbst ihre Versorgung gefunden hat, hierher. Er ist ein sehr fleißiger, verständiger Junge, und wer ihn während des Gottesdienstes sieht, ohne zu wissen, daß er einen Taubstummen vor sich hat, würde ihn für einen der aufmerksamsten Zuhörer halten. Schon lange hatte er unsern Leuten begreiflich gemacht, daß er auch wünsche getauft zu werden, und als er vernahm, daß für obige Taufcandidaten der Tauftag bestimmt sey, kam er zu mir und bat mich durch die ausdrucksvollsten Zeichen, ihn doch auch zu taufen, damit er auch in den Himmel gehen könne. Ich nahm dann ein Bilderbuch zur Hand, aus welchem ich ihn mit der Geburt Christi, mit Seiner Liebe zu armen Sündern, wie sie sich besonders auch in den vielen Krankenheilungen und andern Wundern offenbarte, mit Seiner Kreuzigung, Tod, Begräbniß, Auferstehung und Himmelfahrt bekannt zu machen suchte. Er war so aufmerksam, und mir war so wohl dabei, daß ich mich der Thränen nicht enthalten

konnte, schämte mich auch zugleich, daß ich ihm bis dahin so wenig Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Ich war nach Allem vollkommen überzeugt, daß ich kein Recht habe, ihm die heil. Taufe zu versagen. Er hat zwar nichts vom Heiland gehört, kann auch seinen heiligen, glorreichen Namen nicht nennen, aber er glaubt an ihn und liebt ihn. So geschah es, daß am 21. September 6 Seelen durch die heil. Taufe zur Gemeinde Christi hinzugethan wurden: Namen, Pennutti und ihre zwei Kinder, Kannen und der Taubstumme; sie erhielten die Namen: Andreas, Roda, Josua, Milka, Nathanael und Martin.

„Unsere Gemeindejugend besteht aus 40 Kindern, von welchen sich aber 13 in den Instituten in Tschirakal und Tellitscherry befinden. Die Schule unter Lukas besteht noch aus 9 Knaben. Die Sonntagsschule besteht noch. Einige haben es bereits zum Lesen gebracht. Eine Kleinkinderschule wurde eingerichtet, welche 10 Schüler zählt, und sich sehr nützlich erweist.

„Die Tierschule in Wadagerry befindet sich gegenwärtig in einem sehr schönen Zustande: sie zählt zwischen 30 und 40 Knaben, welche das Wort Gottes nicht nur lernen, sondern es auch in ihre Häuser und Familien zurücktragen. Daneben bietet die Schule häufige Gelegenheit dar, das Wort Gottes den Vorübergehenden oder Besuchenden zu verkündigen. Unlängst schüttete sich die Tochter eines ordentlichen Najers, nicht weit von unserm Haus entfernt, siedendes Wasser über die Füße hinunter, welches sie entsetzlich verbrannte. Die Leute kamen zu mir und baten mich um Rath. Ich wandte die Mittel, welche ich eben wußte, an, wodurch sie glücklich und bald geheilt wurde. Der Vater kam nachher zu mir und dankte mir für die Hülfe, welche ich seiner Tochter geleistet hatte, und zeigte sich willig uns als Schullehrer zu dienen. Den 12. December begann er mit 25 Knaben eine Schule, etwa eine Viertelstunde südlich vom Missionshaus, dicht an der Calicutstraße, welche zugleich auch ein neuer Anhaltspunkt zur Verkündigung des Wortes Gottes unter dem Volk darbieten dürfte. Gering, unscheinbar und senfkornartig sind die Anfänge des Reiches unseres Gottes, und was Nichts ist, das hat der HErr erwählet, auf daß Er zu Schanden mache das, was Etwas ist — sich vor Ihm kein Fleisch rühme. Nun der HErr, der uns abermals gnädiglich und väterlich durch ein Jahr hindurchgeholfen hat und es uns nicht mangeln ließ an irgend einem Guten, wolle uns auch im neuen Jahre wieder Gnade schenken, seinen allerheiligsten Namen durch Wort und That zu verherrlichen, und seinen Ruhm auszubreiten bis an der Welt Ende. C. Müller."

Zu diesen Berichtauszügen haben wir nur noch Folgendes hinzuzufügen. Die religiösen und kirchlichen Angelegenheiten der Station, obwohl sie auch hier wie ander-

wärts Gegenstand der Nachfrage und Untersuchung des visitirenden Inspectors waren, boten wenig Grund zu Berathungen und Anordnungen. Die Station ist klein, die Verhältnisse vergleichungsweise einfach, der geistliche Zustand der Gemeinde erfreulich. Unter solchen Umständen entwickelt sich das religiöse und kirchliche Leben naturgemäß von selbst weiter und weiter. Nicht ebenso verhält es sich mit dem leiblichen Fortkommen der Gemeindeglieder. Diese gehören alle den unteren Kasten an, meistens der Fischer- und Mogier-Kaste, und sind eben deßwegen auch theils Fischer, theils Feldarbeiter (doch gehen auch Aerzte aus jenen Kasten hervor, wie zum Beispiel der Katechist Paul ein Hindu-Arzt war, und noch ist). Von den vermögenden Landbesitzern (den Najern) befindet sich kein einziger in der Tschompala-Gemeinde. So kommt es, daß von Anfang an eine Hauptaufgabe des Missionars von Tschompala war, die Gemeinde leiblich zu berathen. Es wurde zu gleicher Zeit ein gedoppelter Weg eingeschlagen. Für die Fischer wurden Netze, Boote, Hütten angekauft oder gebaut, die sie in den Stand setzten, ihr Gewerbe unabhängig von ihren alten Genossen fortzusetzen. (Es muß immer eine Anzahl Fischer zu Erwerbung eines Bootes und zu gemeinsamem Betrieb des Fischfanges auf der See zusammenstehen). Behufs der Beschäftigung und Ernährung der Feldarbeiter wurden Grundstücke theils gepachtet, theils um geringe Summen erworben. Der ganze Tschompala-Hügel ist auf diese Weise in den Besitz unserer Gesellschaft gekommen. Er war zuvor unangebaut, wie sehr vieles Land in der näheren und ferneren Umgebung, ist nun aber, so weit man ihn überschaut, cultivirt. Da das Feld hoch liegt, eignete es sich nicht zu Reisfeldern, welche nothwendig müssen bewässert werden können; dagegen wurden Cocospalmen, die so nahe am Meere (Tschompala liegt eine starke halbe Stunde von der See) auch in der Höhe gedeihen, Tschäckbäume, Maulbeerbäume und dergleichen, angepflanzt. Werden die Bäume einmal hochgewachsen seyn, so wird dann auch die Pfefferrebe an ihnen hinaufgepflanzt werden können. Ebenso ließe

sich sehr wohl Zimmt bauen, welcher in dieser Gegend gut gedeiht. Auf dem Tschompala gegenüberliegenden Hügel ist erst neuerdings von einem Herrn in Mahe eine Zimmtpflanzung angelegt worden, die für sehr werthvoll gehalten wird. Es ist überhaupt kein Zweifel, daß in diesem Lande der Landbau jeder Art seinen Mann ernährt. Doch gilt der Anbau der Cocospalme für den ergiebigsten Zweig des Landbetriebs. Natürlicher Weise kann ein Cocosgarten keinen Ertrag liefern, so lange die Bäume nicht groß gewachsen sind. Dazu sind 10 Jahre erforderlich. Während dieser Zeit müssen die Bäume überdieß gewässert werden. Ein schön stehender Cocosgarten wirft dann aber vom 10ten Jahr an 7—8 Prozent Pacht alljährlich ab; denn, wie schon öfter bemerkt, ist die Cocospalme zu hundert Dingen nütze. Dieß bestimmte auch Miss. Müller seine Gemeindeglieder mit dem Anbau dieser Palmen zu beschäftigen. Er kaufte und pachtete allmählig den ganzen Tschompala-Hügel: 9 Güterstücke kaufte er um 236 Rup., 3 andere nahm er in ewigen Pacht gegen einen Jahreszins von 15 Annas (ungefähr 2½ Fr.), was 59 Rup. Unkosten verursachte. Alle diese Güterstücke zusammen bilden einen Baumgarten von mehr als einer halben Stunde im Umfang. Sechs Männer waren und sind damit beschäftigt, den Boden umzubrechen, Brunnen zu graben, Erdmauern aufzuführen, sämmtliche Bäume täglich zu wässern, die Bäume gegen Ungeziefer zu schützen ꝛc. Dieß erfordert eine jährliche Ausgabe von 200 Rup. (500 Fr.) und wird auch ferner, noch etwa 10 Jahre lang, so viel kosten. Bereits aber sind allein von Cocospalmen 1000 Stücke angepflanzt, von welchen jedes nach 10 Jahren einen Pachtzins von 1 Rup. (2½ Fr.) ertragen soll, so daß kein Zweifel ist, es werde diese Unternehmung nicht bloß den genannten Gemeindegliedern ihren spärlichen Unterhalt verschaffen, sondern auch der Mission ihre Auslagen reichlich wieder einbringen. Demungeachtet blieb bei der Visitation noch mehr als eine Frage zu erörtern übrig. Die erste Frage war: woher sollen die 200 Rup. kommen, welche die Pflanzung 10 Jahre lang jährlich erfordert?, Die

zweite Frage war: wie sollen die angestellten Arbeiter in Zukunft beschäftigt werden, wenn die Cultur des Bodens und die Erbauung der nöthigen Wohnhäuser, an der sie nebenher mitgeholfen hatten, ihre Zeit nicht mehr in Anspruch nimmt? Die dritte Frage war, wie sollen die nachkommenden Ansiedler, deren Zahl jede Heidentaufe vermehrt, versorgt und untergebracht werden? Miss. Müller war der Ansicht, es sollte noch mehr Land erworben werden, und zwar nicht uncultivirtes, sondern bereits cultivirtes, am besten ein älterer schon jetzt oder wenigstens in einigen Jahren Ertrag liefernder Cocosnußgarten. Es waren ihm ganz in der Nähe der Missionscolonie 3 junge Cocosnußgärten angetragen, einer um 500 Rup., der andere um 700 Rup., der dritte um 1500 Rup.; und er hatte die Committee um Erlaubniß gebeten, einen derselben erwerben zu dürfen. Die Committee ertheilte dem Inspector die nöthigen Vollmachten. Dieser besah die Felder, besprach sich mit dem Missionar sowohl als mit den einsichtsvollsten Gemeindegliedern, und gewann die Ueberzeugung, öconomisch betrachtet wäre es entschieden das Vortheilhafteste, einen der angetragenen Baumgärten zu kaufen. Der Arbeitslohn wäre um nichts, oder nur um ein Geringes vermehrt worden; bald hätten die schon mehr herangewachsenen Bäume so viel abgeworfen, daß die Culturkosten der jüngeren Pflanzungen damit hätten bestritten werden können. Allein er hatte Bedenken, aus der Missionscasse so viel auf Einmal zu entnehmen, als dazu erforderlich gewesen wäre, zumal dieselbe damals in die Nothwendigkeit versetzt war, eine große Schuld zu contrahiren. Er beschränkte sich deßhalb darauf, eine kleinere Summe anzuweisen, um welche ein an das Missions-Gehöfte stoßendes, uncultivirtes Grundstück angekauft werden konnte. Er hielt es für missionsmäßiger den Weg der Niedrigkeit einzuschlagen und die Herbeischaffung der jährlichen Unterhaltsmittel für die auf dem Missionsfelde arbeitenden Heidenchristen von dem HErrn der Gemeinde zu erwarten. Dagegen steht ihm die Ueberzeugung fest — und es kann sie keine noch so feine und keine noch so fromme Theorie er-

schüttern — die Ueberzeugung, daß die Gemeinde Tschompala sich selbst zu unterhalten außer Stande ist, der Posten geradezu aufgegeben werden müßte, wollte die Heimath ihm ihre Hülfe entziehen, ja die neubekehrten Christen schlechthin ins Heidenthum zurückgestoßen würden, wollte man ihrer sich nicht annehmen. Ueberdieß fühlt er sich dringend aufgefordert, den Missionsfreunden der Heimath, welche Vermögen besitzen, insbesondere solchen, welche ihre Capitalien in America und andern Welttheilen oft ohne alle Sicherheit anlegen, die Frage zur Erwägung anheimzugeben, ob sie sich nicht entschließen könnten, eines oder das andere der oben genannten Grundstücke, welche gewiß reichen Ertrag lieferten, für sich anzukaufen, oder noch lieber für die Gemeinde Tschompala, oder auch für die Mission, und zu gestatten, daß dasselbe an die Gemeindeglieder gegen einen Zins von 5 Proz. verpachtet würde. Auf diesem Wege wäre die Missionscasse der Nothwendigkeit überhoben, Missionsgelder für den Unterhalt der Neubekehrten zu verwenden, und doch wäre zugleich dem Bedürfniß vollkommen Genüge geleistet. Da alle Güterkäufe in den Gerichtshöfen registrirt werden können, und die englische Rechtspflege alle unter den gegebenen Verhältnissen wünschbaren Garantieen bietet, so wäre nur in dem Falle ein Verlust zu befürchten, wenn Englands Herrschaft in Indien einmal in Trümmer ginge.

Census der Tschompala-Gemeinde am Schluß des Jahres 1851: Gemeindeglieder und Tauffkandidaten (darunter 10 neugetaufte Heiden): 62. Heidn. Schulmeister und heidn. Kinder: 52. Summa sämmtlicher mit der Mission in Verbindung stehenden Seelen: 114.

13. Station Calicut.

(Angefangen im Jahr 1842.)

Missionare: J. M. Fritz mit Gattin und J. J. Huber mit Gattin.

Katechisten: Joseph Salma; Esau David; Jacob Heber; Paul Paulus; Christian Hoar.

Lehrer an der englischen Schule: Herr Salisbury.
Knabenschulmeister: Daniel.
Heidnische Schullehrer: 8.
Mädchen-Erziehungsanstalt: Vorsteherinnen: Frau Fritz und Frau Huber.
Mädchenschulmeister: Abraham Pulikoten.
Außenstation: Elladur.
Filialien: Cotacal und Coilandy.

Von Tschompala ziehen wir auf der großen Hauptstraße von Malabar weiter nach Süden hinab. Zuerst führt uns der Weg durch die südliche Außenstation von Tschompala, das schon genannte Wadagerry, das in den Zeiten der portugiesischen Eroberungskriege öfters genannt wird; sodann 4 Stunden weiter hinab links an der jungen Basler Missionscolonie Coilandy vorüber. Nach einer 10stündigen Wanderung durch die freundlichsten Gefilde, durch Reisfelder und Cocosgärten, Gebüsche und Wälder, über liebliche Hügel und fruchtbare Gründe, wo uns bald das Meer zur Rechten, bald stattliche Flüsse mit grünen Inseln gerade im Vordergrund entgegentreten, in die fröhlichste und heiterste Stimmung versetzt durch den mannigfaltigen Reichthum an Naturschönheiten, die das Wunderland Malabar vor uns entfaltet, erreichen wir die letzte und südlichste Hauptstation unserer Gesellschaft Calicut. (Cotacal und Palghat, welche südlicher liegen, sind bis jetzt noch Aussenstationen). Hier aber ist wahrhaft classischer Boden. Ist doch Calicut die erste Stadt, welche den sehnsüchtigen Blicken des Entdeckers des Seewegs nach Ostindien, des weltberühmten Vasco de Gama am 20. Mai 1498 entgegentrat, die Residenz des ersten und mächtigsten der Könige des früheren Malabar, die Residenz des Samorins, des Küstenfürsten, neben Bombay die bedeutendste Seestadt der Westküste Ostindiens, wo ehemals Hunderte chinesischer Schiffe vor Anker lagen, später die in Handels-Unternehmungen aller Art lange so glücklichen Araber die glänzendsten Geschäfte machten und nach Zeiten vielfältigen Zerfalls Gewerbe und Handel jetzt wieder in höchst merkwürdiger Weise aufblühen zu wollen schei-

nen. Die Umgebung von Calicut ist zwar nicht eben so reizend, als die mancher andern Küstenstadt des Westens: Honor, Kundapur, Mangalur haben schönere Umgebungen. Bei Calicut treten die Hügel und Berge weiter zurück. Die Stadt liegt vollkommen eben. Dennoch ist Calicut wohl die schönste Stadt Malabars: die Steinhäuser des Bazaars nehmen sich bereits besser aus als die Häuser anderer Städte. Was aber der Stadt ihren vornehmsten Reiz gibt, das sind die ebenen, geraden, breiten Straßen, überschattet von gewaltigen Palmen, und die prachtvollen freien Plätze, wie deren einer und zwar der schönste unmittelbar vor unserm Missions-Gehöfte sich ausbreitet. Es ist dieß gewiß der herrlichste Platz inmitten einer Stadt, welchen das ganze Basler Missionsgebiet aufzuweisen hat. Hier ein großer, weiter Rasenplatz; zu beiden Seiten nach Ost und West zwei Wasserbassins von sehr beträchtlichem Umfang, das eine ein regelmäßiges Viereck, mit Steinen ausgemauert oder vielmehr statt mit Mauern auf allen 4 Seiten mit steinernen Treppen von der ganzen Länge und Breite des Teichs umgeben; das Ganze aber, d. h. der ganze Platz, mit einer grünen Wand himmelanstrebender Bäume eingefaßt.

Ebenso verhält es sich mit dem Handel. Calicut ist zwar wie alle Seeplätze der Westküste mit Ausnahme von Bombay in merkantilischer Beziehung weit nicht mehr, was es ehemals war. Doch ist von den 2,078,756 Rup. Waaren, welche z. B. in Malabar 1848/49 ein- und von den 5,111,200 Rup. Waaren, welche in dem genannten Zeitraume ausgeführt wurden, wohl der bedeutendste Theil durch Calicut gegangen. Es werden Handelsverbindungen mit England, America, Arabien, Persien, Ceylon, China, Mauritius, Bengalen, Bombay, Goa, Malacca und Travancor unterhalten. Insbesondere aber werden die Gewerke hier in einem Umfang betrieben wie in keiner andern Stadt an der westlichen Küste. Die Portugiesen und Mopla's insbesondere zeichnen sich durch Gewerbfleiß aus. Die Arbeiten in Holz, Eisen und Baumwolle, obwohl noch weit zurück hinter den Erzeugnissen abendländischer Kunstfertigkeit,

erreichen dennoch einen höchst anerkennenswerthen Grad von Vollkommenheit.

Ueberdieß ist Calicut der Sitz der englischen Provinzialbehörden. Was Cannanur in militärischer Beziehung ist, das ist Calicut in administrativer Hinsicht.

Unsere Missionsstation dort ist daher von großer Bedeutung. Die Wichtigkeit derselben wird sich immer klarer herausstellen. Um so erfreulicher ist der blühende Zustand, in welchem sie sich befindet. Die Arbeiten unserer in Calicut stehenden Missionare sind, wie sich bei der Visitation des Inspectors ergeben hat, in der That umfangreicher und, was noch erfreulicher ist, erfolgreicher, als dieß früher bekannt war. Von dieser Station namentlich dürfen wir sagen, daß die Berichte der Missionare so wenig den Thatbestand vergrößerten, daß sie vielmehr hinter der Wirklichkeit weit zurückgeblieben sind.

Auch hier zerfällt die Mission in die Stadt-Mission und die Mission auf dem Lande.

A. Stadt-Mission.

a. Arbeit unter den Heiden.

Die Arbeit in der Stadt erstreckt sich zwar über die ganze Bevölkerung; doch ist es hier, wie überall, wo die Moplas in großer Zahl wohnen (und im Kreise Calicut kommen auf 88,000 Hindus 22,000 Anhänger dieser finstern, fanatischen Muhammedaner Secte) nicht möglich das Evangelium auf offenem Markte zu verkündigen; denn dieses feindselige Geschlecht ist nicht nur für sich ganz und gar unzugänglich für die Wahrheit, sondern legt es auch in allem Ernst und recht geflissentlich darauf an die Heiden vom Hören des göttlichen Worts und dem Bewahren des Gehörten abzuhalten. So erzählt Miss. Fritz: „Unlängst traf ich im Schatten eines Baumes sitzend, einen reichen Mopla an. Er war einige Meilen weit hergekommen, um auf dem Wochenmarkt Einkäufe zu machen. Es waren noch etwa 8—10 Moplas bei ihm. Sein wirklich ehrwürdiges,

patriarchalisches Aussehen zog mich zu ihm hin. Ich suchte ein Gespräch anzuknüpfen, erhielt aber ganz kurzen Bescheid. Darauf suchte ich aufs religiöse Gebiet einzulenken. Sobald er aber dieß merkte, fing er an zu schimpfen was Zeug hielt: „„Du bist ein Lügner und Betrüger,““ sagte er, „„geh, pack dich, ich will nichts hören, deine Religion ist nichts, denn eine große Lüge; pack dich, pack dich!““ Ich erwiederte, er solle doch nur nicht schimpfen über etwas, das er gar nicht kenne. Sein Koran selbst spreche ganz anders über Christum und das Christenthum. Allein das half Alles nichts. Er fuhr fort wie er begonnen hatte und es blieb nichts übrig, als weiter zu gehen.“ Können aber die Missionare nicht auf den Straßen und Märkten der Stadt predigen, so sind sie dagegen ungehindert in den Schulen, welche in der Stadt umher von uns errichtet sind, sich an die Heiden zu wenden, die sich immer da für eine Weile einfinden, wenn der Missionar anwesend ist. Außerdem gibt es Gelegenheit genug, an die Einzelnen zu kommen. Bat sich doch selbst der Radscha einen Besuch der Missionare aus, um die astronomischen Instrumente kennen zu lernen, welche Missionar Huber besitzt, und von den Padres etwas über die Trabanten des Saturn zu hören.

b. Gemeinde.

α. Malajalim Gemeinde.

Indessen besteht doch die neugegründete Christengemeinde zu Calicut meist aus Fremden, die entweder auswärts das Evangelium gehört haben und sich dann bei ihrem Uebertritt zum Christenthum um die Missionare her sammelten, oder von weltlichen Geschäften nach der Stadt geführt, dort mit dem Evangelium bekannt wurden. Daher ist denn auch nur eine kleine Anzahl der Gemeindeglieder in der Stadt selbst ansäßig. Der größere Theil mußte im Missions-Gehöfte untergebracht und von den Missionaren auf irgend eine Weise beschäftigt und versorgt werden. Um so merkwürdiger ist es, daß die Gemeinde in Calicut nicht wie die vieler an-

derer Stationen meist aus Leuten der niedrigsten Kasten besteht, sondern sogar eine gute Anzahl Najer zählt, welche die Grundbesitzer des Landes sind und nach den Braminen die höchste Kaste in Malabar bilden. Indessen sind eben die der Gemeinde angehörigen Najer entweder als verarmte Edelleute zu betrachten, oder sie gehören zur Classe der Minderjährigen oder der reichen Erben, die, wenn auch nicht rechtlich, so doch factisch mit dem Verlust der Kaste den Mitgenuß der Einkünfte des angestammten Gutes verloren haben, weil alle Parambus in Malabar Majorate oder Familiengüter sind. So sind also auch hier in Calicut unsere Christen fast durchweg brod- und vermögenslos. Dagegen spricht sich in dem Angesichte mancher dieser Brüder ein wahrhaft edles Wesen aus, und zwar ebensowohl derjenige Adel, welchen der höhere Grad von Bildung und Einsicht, als jener Adel, den allein die Geburt von oben verleiht. Wir erinnern nur an den Katechisten Esau David, den Katechisten Paulus, und den Katechisten Christian. Der zweite ist ein Nasarani, d. h. ein syrischer Christ aus der Gegend von Cotschin, wo noch heutzutage die Ueberreste und Ruinen jener urchristlichen Christenkirche sich finden, welche nach der Sage durch den Apostel Thomas, wahrscheinlicher aber durch Theophilus von Diu gegründet ist. Obwohl erst 25 Jahre alt, ist er doch ein lebendiger Christ von vieler Bibelkenntniß und wahrer Liebe zu dem HErrn und den Brüdern, ein thätiger Gehülfe der Missionare und eine Stütze der Gemeinde. Der erste ist ein Najer von Geburt, 33 Jahre alt, durch viele Leiden gegangen. Sein Wesen ist sehr ernst und nachdenksam; dabei aber freundlich, liebevoll und demüthig. Er besitzt Auctorität, ohne es zu suchen, und ist ein treuer Haushalter über die ihm anvertrauten Gelder und ein gewissenhafter Berather und Seelsorger unter seinen Brüdern. — Christian, erst 22 Jahre alt, gleichfalls ein Najer, ist zwar noch Neuling, aber ein emsiger Bibelleser und Bibelforscher und dabei ein sehr talentvoller junger Mann, der in den Schulen bereits gute Dienste leistet. Es sind indeß nicht diese Katechisten blos,

die uns für die Zukunft schöne Hoffnung geben, wir könnten noch manchen Namen nennen, der aus irgend einem löblichen Grunde unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen dürfte.

Was den Zuwachs betrifft, den die Gemeinde im Jahre 1851/52 erhielt," so schreibt Missionar Fritz in dieser Hinsicht im Juli 1851 Folgendes: „Die Gemeinde hat sich durch die Taufe von zwei Familien in Cadacal um 4 Glieder vermehrt. Sie gehörten der Cherumer- oder Sclavenkaste an. Christian (nicht der oben genannte Katechist) sammt seiner Frau Diva sind schon seit einigen Jahren freie Cherumer gewesen. Ihr früherer Besitzer, der in seinen Vermögensumständen zurückgekommen war, überließ sie sich selbst, so daß sie nach Belieben irgendwo arbeiten konnten für ihren Unterhalt. Vor etwa zwei Jahren kam Christian in Berührung mit uns, indem er hie und da auf unserm Feld arbeitete. Er hörte das Evangelium und erhielt, weil er wegen des Umgangs mit unsern Najadi's die Kaste verlor, die Erlaubniß auf unserm Lande zu wohnen. Das Wort Gottes machte auf ihn und seine Frau Eindruck; Sündenerkenntniß und Verlangen nach dem Heiland war die Folge. Und da ich zu der Ueberzeugung kam, daß sie einfältig den HErrn suchten und durch den Unterricht des Katechisten Paulus mit den Hauptwahrheiten des Evangeliums bekannt sind, so wurden sie mit Zacharias und Rahel am Himmelfahrtsfeste durch die heilige Taufe der Gemeinde des HErrn einverleibt. — Zacharias und Rahel gehörten einem in der Nähe wohnenden reichen Najer. Auch dieser ehemalige Sclave hörte durch unsere Christen in Codacal vom Wort des Lebens und zeigte ein Verlangen nach Wahrheit. Sein Meister, ein bigotter Heide, verbot ihm unsere Leute zu besuchen. Darauf lief Zacharias davon und hielt sich einige Tage bei dem Katechisten auf. Bei einem Besuch des Miss. Fritz kam deßhalb der Najer mit der Bitte, ihm seinen Cherumer zurückzusenden. Miss. Fritz bemerkte ihm, daß dieß durchaus keinen Anstand habe, wenn er versprechen wolle, dem jungen Menschen hinsichtlich der Ausübung seiner Ueberzeugung kein Hinderniß in den Weg legen

zu wollen und ihm Erlaubniß zum Besuch der Sonntagsgottesdienste zu geben ꝛc. Da derselbe darauf nicht eingehen wollte und der Jüngling die Befürchtung aussprach, daß sein Herr ihn an einen Mopla verkaufen werde, so wurde dieser auf die Sclaven-Emanzipations-Acte*) aufmerksam gemacht, worauf er sich zufrieden gab und den jungen Mann in Freiheit ließ. Dagegen suchte der Najer den Zacharias durch Zurückhaltung seiner Frau zur Rückkehr zu bewegen. Allein auch dieser Versuch schlug fehl. Als ihre Eltern nach einigen Monaten erkannten, daß er nicht mehr zurückkehren werde, so erlaubten sie ihrer Tochter, sich mit ihm wieder zu vereinigen. Beide machen uns Freude; sie sind auch in Rücksicht auf Erkenntniß noch etwas weiter voran, als die beiden erstgenannten."

Diese 4 Seelen sind auf unserer Station die Erstlinge aus dieser Kaste.

Im December 1851 schreibt derselbe: „Taufen von Erwachsenen haben im verflossenen Halbjahr keine stattgefunden; dagegen sind unter unsern Katechumenen mehrere Seelen, die mit Gottes Hülfe bald zur Gemeinde hinzugethan werden dürften. Sie haben ihr Verlangen schon wiederholt ausgesprochen, und ihr Wandel läßt erkennen, daß der HErr in ihnen ein Werk der Gnade begonnen hat."

Miss. Huber berichtet unter dem 24. December 1851: „Im Juli habe ich eine Missionsreise nach Palghat gemacht:

*) Bis vor wenigen Jahren wurden die Cherumer (Sclaven) nach Belieben gekauft und verkauft. Seit der Emanzipations-Acte und kraft derselben haben solche Käufe nun aber keine rechtliche Gültigkeit mehr und verhilft die Regierung keinem Sclavenbesitzer mehr zu seinem entlaufenen Eigenthum. Vielmehr ist der Grundsatz ausgesprochen, daß jeder Cherumer dienen kann, wann und wo und wem er will. Auch steht derselbe unter dem Schutz des Gesetzes, wie jeder andere Hindu. Nichts desto weniger dauert die Sclaverei im Stillen fort. Die Eigenthümer halten die Sclaven durch allerlei ungesetzliche Mittel fest, oder bringen sie wieder mit Gewalt in die Sclaverei zurück. Die eingebornen Beamten drücken, wo es sich um einen Cherumer handelt, ein Auge zu, aus Furcht, oder weil sie bestochen werden. Nichts desto weniger ist das Gesetz eine unbeschreibliche Wohlthat für die Sclaven, weil es von Tag zu Tag mehr aus- und durchgeführt wird.

Ich hielt mich 3 Wochen dort auf. Als ich nun auf dem Bazaar predigte, lud ich die Leute freundlich ein, zu mir ins Haus zu kommen, wenn sie über das Gehörte nähere Auskunft begehrten. Meine Aufforderung war nicht umsonst. Unter Andern kam ein Najer, der vor drei Jahren Muhammedaner geworden war und mit seinem Weibe bei einem Muhammedaner wohnte. Er ist ein junger Mann von guter Familie. Mißverhältnisse in der Familie waren der Grund, warum er Muhammedaner wurde. Es scheint ihm aber bei den Muhammedanern nicht wohl gewesen zu seyn. Auch glaubte ich ein Verlangen nach etwas Besserem bei ihm zu bemerken. Indessen erklärte ich ihm, wenn er ein Christ werden wolle, müsse er zu uns nach Calicut kommen, damit er in unserer Nähe sey. Dazu erklärte er sich bereit. Er konnte aber bis zu meiner Abreise nicht Alles in Ordnung bringen. Ueberdieß standen seiner Abreise große Hindernisse im Wege. Ich hatte bald vollends alle Hoffnung für ihn aufgegeben, als er Ende Septembers unerwartet mit seiner Frau bei uns ankam. Ich habe nun einen Vorbereitungsunterricht (bestehend in cursorischer Lectüre der heiligen Schrift) für den Taufunterricht mit den Leuten angefangen. Bis jetzt hielten sie sich ordentlich, und wir haben Ursache zu glauben, daß es ihnen Ernst ist um das Heil ihrer Seelen. Allein auch bei diesen Leuten haben wir wieder, wie bei fast allen Angezogenen, die alte Noth. Was sollen wir mit den Leuten anfangen? Was sollen wir ihnen für ein Geschäft anweisen? Wo sollen wir Geld hernehmen zu ihrem Unterhalt? Dieß sind Fragen, auf die wir keine Antwort haben. So lange die Bekehrten so wenig zahlreich sind, wird die Mission für ihren Unterhalt sorgen müssen. Die Verhältnisse des Landes und das Kastenwesen bringen es so mit sich. Auf dem Felde in Coilandy kann eine Anzahl Leute Arbeit finden; aber erst wenn die Bäume groß gewachsen sind werfen sie etwas ab, und nicht alle Leute können die Feldarbeit aushalten. Wir wissen uns daher oft nicht zu helfen."

Auch hier also dieselbe große Missionsfrage, wie auf allen andern Stationen, auf welchen nicht bereits größere Gemeinden gesammelt sind.

β) Englische Gemeinde.

Neben der Malajalim-Gemeinde widmen unsere Missionare sich sodann auch der englischen Gemeinde. Jeden Sonntag wird in unserer Missionskirche ein englischer Gottesdienst für die englischen Beamten und englisch redenden Einwohner Calicuts gehalten. Im Spätjahr 1851 baten überdieß einige englische Soldaten, die den HErrn kennen oder wenigstens etwas Besseres suchen, meist Leute, die in Cannanur stationirt, dort erweckt wurden und sich zur deutsch-evangelischen Missions-Kirche gehalten hatten, um einen zweiten englischen Gottesdienst, und unsere Missionare willfahrten gerne dieser Bitte. Dieser zweite Gottesdienst Abends ½ 7—8 Uhr in der englischen Schule hat mehr die Form unserer deutschen Privaterbauungsstunden und ist gewiß, für die englischen Soldaten besonders, eine große Wohlthat, wie er denn auch wirklich als fruchtbringend sich erwiesen hat.

c. Schulen.

In der nächsten Verbindung mit der Gemeinde steht die Mädchen-Anstalt in Calicut. Während die englische Schule und die 10 Knabenschulen in und um die Stadt her nur von heidnischen Schülern besucht werden, befinden sich in der Mädchenanstalt mit wenigen Ausnahmen nur Christenkinder, Kinder von Gliedern der Gemeinde zu Calicut und der andern Malabarstationen.

α. Mädchen-Anstalt.

Die Leitung der Mädchen-Anstalt ist den Frauen Fritz und Huber anvertraut. Es ist an derselben ferner ein Schulmeister und eine Wittwe, beide aus den Eingebornen, angestellt. Auch die Missionare geben einzelne Unterrichtsstunden.

Die Tagesordnung ist nach Miss. Fritz Bericht vom Dec. 1851 folgende: ½7—7 Morgenandacht in der Capelle

mit den übrigen Gemeindegliedern von Miss. Huber geleitet. 7—10 Uhr Unterricht bei dem eingebornen Schulmeister Abraham im Lesen, Katechismus, biblischer Geschichte, Schreiben ꝛc. 10—11 Uhr Essen und freie Zeit, 11—1 und 2—5 Uhr Arbeiten unter der Leitung einer der Missionsfrauen, Donnerstags 11 — 12 Uhr Religionsstunde bei einer der Frauen mit Gesang und Gebet eröffnet und beschlossen. 5—6 Uhr freie Zeit. 6 Uhr Essen. 7 Uhr Abendandacht von Miss. Fritz geleitet. Die Haus- und Küchenarbeit besorgen die Mädchen selbst unter Anleitung einer eingebornen Wittwe, welche über die Haushaltung die Aufsicht führt.

Die Zahl der Mädchen war nach dem damaligen Bericht 25. Nach den Visitationsberichten ist die äußere Einrichtung der Mädchen-Anstalt sehr zweckmäßig. Das Haus ist geräumig, gesund, reinlich und kann, wie dieß bei einer Mädchen-Anstalt in Indien besonders wünschenswerth ist, gegen Außen ganz abgeschlossen werden. Im eingeschlossenen Hofraum befindet sich ein Brunnen, vor dem Hause der der Mädchen-Anstalt angewiesene Garten, in welchem die Kinder selbst pflanzen und begießen. Die Kleidung der Kinder ist weiß, und der Hindutracht mehr entsprechend als auf den andern Stationen, obgleich sie eben so kleidsam ist, als die mehr der europäischen Sitte entsprechenden Kleidung der andern Anstalten. Der Schulmeister ist alt und nicht besonders kenntnißreich, wie er denn z. B. das Rechnen gar nicht versteht. Dagegen ist er fleißig und zuverlässig, was bei einer Mädchen-Anstalt im Heidenlande eine große Gnade ist. Die Kenntnisse der Kinder sind befriedigend und auch die Erziehung bleibt nicht ohne gesegnete Wirkung. Besonders lieblich klangen die Gesänge der Kinder. Die weiblichen Arbeiten der Kinder verdienen lobende Anerkennung. Die Missionare wünschten die Zahl der Kinder vermehren zu dürfen.

β. Die englische Schule.

Wie die Mädchenanstalt, so befindet sich auch die englische Schule im Missions-Gehöfte. Sie ist ein einfaches

Lehmhaus in der südwestlichen Ecke des vorderen gegen den oben beschriebenen freien Platz gelegenen Hofraums; die Leitung der Schule hat Miss. Huber. Als Lehrer ist ein Hr. Salisbury, ein ausgedienter englischer Soldat, angestellt, der, obwohl nicht Schulmann von Hause aus, seinen Posten doch ziemlich gut ausfüllt. Er ist seiner Muttersprache vollkommen mächtig, hat Methode, ist in seinem Benehmen gemessen und besitzt Auctorität. Neben ihm fungirt der eingeborne Christ Daniel als Lehrer des Malajalim für die neu eintretenden Schüler, welche ihre Muttersprache noch nicht lesen und schreiben können.

Was den Gang der Schule betrifft, so berichtet Miss. Huber im Juli 1851 Folgendes:

„Die englische Schule hatte in den letzten Monaten einen guten Fortgang. Nur hatte ich über Unregelmäßigkeit im Schulbesuch zu klagen. Ich entließ daher alle diejenigen Knaben, welche in einem Monat mehr als fünf Mal die Schule versäumten. In Folge davon ist die Zahl der Schüler von 100 auf 70 zusammengeschmolzen. Die katholischen Knaben haben um Wiederaufnahme in die Schule angehalten. Der Schrecken, welcher durch das Schreiben des Bischoffs in Mangalur über sie gekommen ist, scheint wieder vergessen. Um aber den durch die wiederholten Austritte dieser Schüler herbeigeführten Störungen vorzubeugen, habe ich die Bedingung gestellt, daß die Väter selbst ihre Knaben anmelden, was bis jetzt nicht geschehen ist.

„Was die Fortschritte der Schüler betrifft, so fehlt es den meisten Knaben an Energie; sie wollen lernen ohne eigene Anstrengung; daher sind Manche sehr weit zurück. Andere haben ordentlich gelernt, sind gehorsam und machen mir Freude.

„Zu den in früheren Berichten erwähnten Lehrfächern ist auch noch englische Geschichte hinzugekommen. Einen Auszug aus der neutestamentlichen Geschichte müssen die Knaben auswendig lernen. Daneben lese ich mit ihnen den

Lection

Classen.	Tage.	Von 9 — 2 Uhr.
Erste	Montag	Bibellesen nmatik
	Dienstag	Lesen von raphie
	Mittwoch	Katechismu
	Donnerstag	Bibellesen nmatik
	Freitag	Lesen von raphie
	Samstag	
Zweite	Montag	Meme nmatik
	Dienstag	„ „
	Mittwoch	Katech
	Donnerstag	Meme mmatik
	Freitag	„ „
	Samstag	
Dritte	Montag	Mem ngstabellen
	Dienstag	„
	Mittwoch	
	Donnerstag	ngstabellen
	Freitag	„
	Samstag	
Vierte	Montag	Mem ngstabellen
	Dienstag	„
	Mittwoch	
	Donnerstag	ngstabellen
	Freitag	„
	Samstag	
Fünfte	Montag	A echnen
	Dienstag	„
	Mittwoch	rei
	Donnerstag	echnen
	Freitag	„
	Samstag	rei

Vor Seite 189 einzuheften.

Römerbrief. Ich stelle bei meinem Unterricht immer Vergleichungen an zwischen dem, was die Schrift lehrt und dem, was die Schastras der Hindus sagen; ebenso zwischen dem, was die europäische Natur-, Länder- und Völkerkunde ermittelt hat, und dem, was die Schastras in geographischer und physikalischer Hinsicht überliefern."

Im December 1851 berichtet Miss. Huber:

„Die Eingebornen fangen an zu merken, was die englische Schule eigentlich beabsichtigt. Es ist ihnen bange um ihre Kinder. Diese hören hier so viel von der christlichen Religion, daß Alle, welche die Schule besuchen, davon angesteckt werden. Einige Väter sind zu mir gekommen und beklagten sich, daß ihre Kinder so viel von der christlichen Religion hören müßten, und drohten, ihre Kinder wegzunehmen. Ich erklärte, daß ich die Knaben nur solche Dinge lehre, welche ihnen nützlich seyn können, im Uebrigen bleibe ich bei meinem Schulplan, über welchen den Vätern kein Urtheil zustehe, so lange sie kein Schulgeld bezahlen. Sofort verließen einige Knaben die Schule. Andere beklagten sich in der Schule selbst über das Bibellesen und das Lernen des Katechismus und drohten wegzubleiben. Diesen wurde erklärt, sie können thun, was sie wollen, der Lehrplan aber werde nicht geändert. Andere Knaben dagegen kommen gerne und lassen sich von ihren Eltern nicht davon abhalten. Die Weggelaufenen sind nun sehr geschäftig, die treugebliebenen zu verlocken und einzuschüchtern. Es kann in kurzer Zeit ein Schrecken über alle kommen, so daß sie die Schule verlassen; aber ich muß der Sache ihren Lauf lassen; ich kann nicht nachgeben."

Der Lectionsplan ist folgender:

(Siehe gegenüberstehende Tabelle.)

Die Knaben in der Schule gehören folgenden Kasten und Religionen an: Christen 12, Katholiken 1, Braminen 4, Radschputs 2, Banjans 2, Konkani 1, Muhammedaner 2, Najers 20, Barbers 2, Telingas 5, Tschetties 2, Tiers 51, Fischer 2; zusammen 70.

Die Christen gehören den sogenannten (Tamil-) Kasten-Christen an, mit denen wir schon so viel Noth hatten, und die wir wegen ihrem heidnischen Wandel nicht als Gemeindeglieder betrachten können.

γ. Die Malajalim-Schulen für Heidenkinder.

Die eingeborne Jugend, welcher es nicht sowohl um die Erlernung der englischen Sprache und Aneignung europäischer Bildung als vielmehr nur um die gewöhnlichen Elementarschulkenntnisse zu thun ist, wird in den Malajalim-Schulen gesammelt. Noch in der ersten Häfte des Jahres 1851 hielten unsere Missionare deren 10. Am Ende des Jahres waren es deren noch 8: nämlich 3 in Calicut, 1 in Budiangadi, 1 in Elladur, 1 in Budur und 2 in Coilandy. Die Zahl der Schüler betrug 270. Die Unterhaltungskosten betrugen 500 Rup. Sollte diese Zahl von Schulen und die darauf verwendete Summe Jemand zu groß erscheinen, so ist zu bemerken, daß Herr Collector Conolly uns ein Geschenk von 500 Rup. alle Jahre unter der Bedingung zufließen läßt, daß wir sie auf Volks-Schulen in und um Calicut verwenden. Die Aufsicht über diese Schulen führt Miss. Huber, wobei er sich der Beihülfe unserer Katechisten bedient. Die Lehrer müssen aus den Heiden genommen werden aus Gründen, die schon öfter entwickelt wurden.

Unter dem 24. December 1851 berichtet Miss. Huber über diese Schulen Folgendes:

„Den Bericht über die Malajalim-Schulen muß ich mit der alten Klage beginnen, daß sie sehr unregelmäßig besucht werden. Es gibt in diesem Land so viele Feste, so viele Familien-Gebräuche und andere Dinge, die wir nicht in der Gewalt haben und die es uns bis jetzt unmöglich machen, Regel und Ordnung in die Schulangelegenheiten zu bringen. Eine der Schulen in Coilandy mußte wegen der nicht zu beseitigenden Schwachheiten des Schulmeisters aufgegeben werden. Die Fischerschule löste die Cholera auf. Eine der Schulen erlitt durch ein von feindseligen Najern

verbreitetes Gerücht, daß ich einen seinen Eltern entlaufenen Knaben nach Europa gesendet habe, für längere Zeit einen empfindlichen Stoß.

„In unsern Malajalim-Schulen gibt es dreierlei Classen von Schülern: solche, die noch die Buchstaben lernen, solche, die einen Anfang im Lesen machen und solche, die einige Fertigkeit darin erworben haben. Im Durchschnitt bringen es nur wenige so weit, daß sie fließend lesen; sie bleiben nicht lange genug in der Schule. Die Knaben sind meist arm und müssen deßhalb den Eltern, sobald sie etwas größer sind, etwas verdienen helfen. Es gibt in Calicut Kaufleute, die mit Ingwer handeln und ganze Schiffe davon nach England senden. Bei der Zubereitung des Ingwer stellen sie eine Menge Knaben an. Davon ist die natürliche Folge, daß diese die Schule verlassen und dem Verdienst nachlaufen.

„In allen unsern Schulen werden Dr. Barth's biblische Geschichten gelesen und auswendig gelernt. Viele Knaben lernen mit Verstand und fassen das Auswendiggelernte und die ihnen gegebenen Erklärungen desselben. Andere dagegen lernen ganz mechanisch und verstehen wenig oder nichts von dem Gelernten.

„Würden die Schulen nicht so viele Gelegenheiten darbieten, den Alten das Wort Gottes nahe zu bringen, so würde sich fragen, ob nicht Geld, Zeit und Kraft, die auf sie verwendet werden, zweckmäßiger angewendet werden könnten."

Soweit Miss. Huber. Auch Inspector Josenhans fand, daß die Schulen in Malabar hinter den Schulen in Canara und noch mehr hinter denen in Südmahratta weit zurückstehen. Es ist dies aber die natürliche Folge davon, daß in der Präsidentschaft Madras von Seiten der Regierung nichts für die Schulen gethan wird, während in der Bombay-Präsidentschaft von der Regierung nicht allein Schullehrerseminarien, sondern auch Schulen in großer Zahl erhalten werden, was, so wenig diese Regierungsschulen positiv auf die Christianisirung des Volks hinwirken, doch bereits die gute Wirkung gehabt hat, daß das Verlangen nach

Unterricht allgemeiner sich verbreitet hat. Außerdem ist nicht zu verkennen, daß auf den Malabarstationen, wo schon länger Gemeinden gegründet sind, die Missionare weit mehr in Anspruch genommen sind als in Süd-Mahratta, wo sich die Gemeinden erst zu bilden beginnen.

B. Die Mission auf dem Lande.

Bereits ist erwähnt worden, wie groß das Gedräng war und noch ist, in welches unsere Missionare in Calicut durch fast jeden Uebertritt eines Heiden zur Gemeinde versetzt werden. Dieß gab Veranlassung zur Gründung zweier Missions-Colonieen auf dem Lande. Die eine derselben liegt 9 Stunden südöstlich von Calicut und heißt Cotacal, die andere liegt, wie bereits oben gemeldet wurde, 4 Stunden nördlich von der Stadt, hart an der Küste, und heißt Coilandy.

a. Cotacal.

Cotacal ist ein früher wüste gelegener Ort, rechts von der Straße nach Palghat in der Nähe von Budiangadi. Herr Collector Conolly übergab das Land unserer Mission mit dem Wunsche, daß eine Anzahl Najadis (man vergleiche über diese armen Geschöpfe unsere früheren Berichte) dort angesiedelt und mit dem Evangelium bekannt gemacht würden. Allein außer einem einzigen Jüngling entfernten sie sich allmählig Alle von Cotacal, verführt durch die Lockungen der Moplas, die sie durch allerlei Bestechungen zum Muhammedanismus hinüberführten und durch ihren Hang zum ungebundenen und herumziehenden Leben. Dagegen wurden nun solche Glieder der jungen Christengemeinde in Calicut dort angesiedelt, welche brod- und vermögenslos von der Mission versorgt werden mußten. Eine Reihe Lehmhäuser wurden gebaut, eine Wohnung für einen Katechisten, ein Betsaal sammt einem anstoßenden Zimmer für den besuchenden Missionar. Das Land wurde urbar gemacht, Reisfelder und Baumgärten angelegt. Neuer Grund wurde erworben. Allein das zuerst erhaltene Land erweist

sich mehr und mehr als sehr unfruchtbar. Es ist ein rings von niedrigen Hügeln umschlossener Grund, mit Lettenboden, der das Wasser nicht durchläßt, so daß im Monsun Alles unter Wasser gesetzt wird. Dieß ist der Grund, warum die Ansiedler theilweise unmöglich ihr Fortkommen finden können, wenn ihnen nicht fruchtbares Land angekauft werden kann, das allerdings in der Nähe, aber zu ziemlich hohen Preisen, zu haben ist. Eben deßwegen wurde während der Anwesenheit des Inspectors der Beschluß gefaßt, alle diejenigen Christen, welche in Cotacal sich nicht von ihrem Lande nähren können, nach Coilandy zu versetzen, wo man der arbeitenden Hände bedurfte und die Mission Heiden anstellen mußte, wenn diese Christen nicht hinüberzogen. Auf diese Weise war für den Augenblick geholfen. Allein, wie so oft in der Welt, so ist auch hier die in weltlicher Beziehung dürftige Gegend reicher an Früchten des Geistes als manche gesegnete Stelle des Landes. Cotacal ist ein Licht für die Umgegend. Der eifrige und begabte Katechist Paulus führt immer neue Schafe herzu. So muß eben doch über kurz oder lang fruchtbares Land in der Nähe erworben werden, um der Gemeinde ihr Auskommen zu sichern.

Wir fügen Einiges aus den Berichten des Missionars F r i tz über dieses Filial hier bei. Er schreibt im Juli 1851: „In Cotacal bildet sich nach und nach ein Gemeinlein, dessen Glieder durch ihrer Hände Arbeit auf dem dortigen Lande ihren Unterhalt finden müssen. Es wohnen daselbst A n d r e a s mit Frau und 2 Kindern, M a r c u s mit seiner Frau und seinem Bruder, S a m u e l mit Frau, Schwager, Mutter und Großmutter, C h r i s t i a n nebst Frau, Z a c h a r i a s mit Frau, T h o m a s ledig, V a r i d ledig, S a u l u s nebst Frau und Kindern. Auch die Frau des Impfers S i m o n, die in der Nähe wohnt, hält sich zur Gemeinde. Es sind also 9 Familien ohne die Familie des Katechisten. P a u l u s hat bis jetzt neben seiner Katechisten-Arbeit auch noch die Ober-Aufsicht über die Oeconomie, um zu sehen, ob Jeder seine Arbeit zu rechter Zeit und mit Ernst thut. Er

ist durch Gottes Gnade ganz der rechte Mann für seinen Posten; genießt Achtung und Zutrauen. Am Sonntag wird Vor- und Nachmittags im Saal Gottesdienst gehalten. In der Woche versammelt sich die Gemeinde täglich ein Mal wenigstens zum Gebet. Mit den Frauen hält Debora unter Anleitung ihres Mannes, des Katechisten Paulus, eine Gebetstunde zur gleichen Zeit, wo auch in Calicut die Frauen der Gemeinde um die Schwestern Fritz und Huber sich versammeln."

Im December 1851 schreibt derselbe: „Unser Christenhäuflein in Cotacal hat sich mühselig durchzuschlagen; da ihnen die erste Ernte größtentheils und die zweite ganz fehl schlug. Ihrem Herzenszustand nach macht die Mehrzahl uns Freude. Die im Laufe des Jahres getauften Cherumer-Familien wachsen in der Gnade und Erkenntniß Gottes ihres Heilandes.

b. Coilandy.

Coilandy ist ein Dorf, 4 Stunden nördlich von Calicut gelegen. Dort hatten unsere Missionare von Calicut aus schon länger gearbeitet. Mehrere Schulen waren daselbst errichtet, ein Baumgarten sammt einem Lehmhaus für einen Katechisten gemiethet, und vielfältige Besuche gemacht worden. Die Gegend ist von einem tüchtigen Menschenschlag bevölkert. In der Nähe befindet sich ein vielbesuchter Tempel und Wallfahrtsort der Hindu's. Aber erst seit neuer Zeit gewinnt der Ort größere Bedeutung für uns. Als die Frage wegen Unterbringung der neubekehrten Christen in Calicut stets von Neuem sich erhob, schaffte unser theurer Freund, Hr. Conolly, Rath. Es befindet sich bei Coilandy, eine halbe Stunde rechts von der Hauptstraße Malabars, wenn man nämlich von Oben herab nach dem Süden reist, ein großes, weites Stück Landes, das, von verschiedenen Herren angesprochen, Gegenstand langer unauflösbarer Prozesse war. Dieses Land nahm die Regierung in Beschlag, weil es Anlaß zu ewigen Händeln gab, während Niemand daran dachte es anzubauen, und wies es unserer Mission zu einer Colonie von Christen an. Das

Land ist an einer schönen Meeresbucht gelegen, welche im Norden und Süden namhafte Hügel begrenzen. Der Grund ist mit Niederwald oder Gestrüp bedeckt; der Boden rother fruchtbarer Sand. Nur auf der tiefsten Terrasse, welche unmittelbar ans Meer stößt, findet sich auch hier, wie an der ganzen Küste hinauf jener tiefe gelbe Sand, welchen die Cocospalme in so hohem Grade liebt. Indessen war es nun eine ebenso mühevolle als kostspielige Arbeit. Das Gebüsch mit der Wurzel auszureuten, den Boden umzubrechen und Beete und Terrassen anzulegen, wie dieß in diesem Lande immer geschehen muß. Indessen gelang es mit Hülfe namhafter Unterstützungen unserer geliebten Brüder im südlichen Rußland, ein großes Stück des Landes anzupflanzen. Der wasserreichere, aber kleinere Theil wurde in Reisfelder, der größere Theil in einen Baumgarten verwandelt. Tschäckbäume (eine Art Brodfruchtbaum), Cocospalmen und verschiedene andere Fruchtbäume wurden in großer Zahl gesetzt, dazwischen Oelpflanzen und andere Gartengewächse angepflanzt. Ferner wurde eine größere Anzahl Brunnen gegraben, ohne welche in diesem Lande weder Gärten noch Felder gedacht werden können, und mehrere Häuser für die Ansiedler, sowie eine kleine Capelle sammt einem Zimmer für den besuchenden Missionar und eine Katechisten-Wohnung erbaut. Noch war aber zur Zeit der Visitation der Station weit nicht Alles Gebüsch entfernt und Alles Land angepflanzt. Voraussichtlich waren noch mehrere Jahre dazu nöthig. Eben deßwegen wurden diejenigen Christen, welche in Cotacal nicht hinreichende Beschäftigung und hinreichenden Unterhalt fanden, auf Antrag des Inspectors hierher versetzt, wo es Arbeit genug für noch Mehrere gab. Da aber das Reisland nur klein ist und die Bäume zuvor groß wachsen müssen, ehe sie Früchte tragen, und alle neuen Baumpflanzungen in Indien Jahrelang täglich begossen werden müssen, so wird die Mission voraussichtlich noch eine Reihe von Jahren einen großen Theil der Coilandy-Gemeinde zu unterstützen haben. Nach den Berechnungen der Missionare werden jährlich 600 Rup. dazu nöthig seyn,

selbst wenn kein neuer Zuwachs an Gemeindegliedern uns nöthigen sollte, immer noch mehr Land umbrechen und anpflanzen zu lassen. Eben deßwegen sprechen wir gegen unsere Leser die herzliche und vertrauensvolle Bitte aus, sie möchten dem Beispiele unserer Brüder in Rußland folgen und uns Mittel in die Hände legen, diese so viel versprechende Colonie zu erhalten, und zu dem vorgesteckten Ziel der Selbstständigmachung unserer Hinduchristen fortzuführen. Wir wagen diese Bitte um so zuversichtlicher, weil die Gemeinde bereits jetzt von großem Einfluß auf die ganze heidnische Umgebung ist und wir sagen können, daß die Coilandy-Brüder es werth sind, daß wir uns ihrer annehmen, so viel Schwachheit sich noch bei ihnen finden mag.

Zur Bestätigung des Gesagten fügen wir noch Einiges aus den Berichten unserer Brüder hinzu. Der Bericht vom Juli 1851 meldet:

„Br. Fritz verweilte in Coilandy Anfangs April 10 Tage, um dem daselbst stattfindenden Götzenfeste und Jahrmarkt anzuwohnen. Das Fest selbst dauerte bloß 3 Tage; aber schon einige Tage vorher wurde durch Ausstecken der Tempelfahnen und andere Zurüstungen die Aufmerksamkeit der Umwohner auf die bevorstehende Feierlichkeit gerichtet. In dieser Zeit nämlich werden die das Jahr hindurch gemachten Gelübde an den Tempel abbezahlt. Morgens und Abends zogen ganze Schaaren Männer und Weiber mit ihren Kindern an der Hand und dem Säugling auf dem Arm zu diesem Zwecke dem Tempel zu. Sie sind Alle reinlich gekleidet. Einzelne haben ihre Stirne mit Safran gelb bestrichen, denn diese Kaste hat einen ihr bestimmten Ort, wo sie ihre Opfer und Gaben niederlegen. — Die Braminen sind natürlich auch hier die Meister, obwohl die Besorgung der Tempelgüter und äußere Aufsicht den Uralern zukommt. Die Najer dürfen innerhalb der Tempelmauer sich versammeln, während die Tier, Mukver (Fischer) ꝛc. in größerer oder kleinerer Entfernung bleiben müssen. — Die Gelübde bestehen in gewöhnlichen Fällen in Geld, Reis, Oel und andern Früchten. Gleichsam zur Vergütung der dargebrachten Dinge werden

dann an den eigentlichen Festtagen feierliche Prozessionen angestellt. Die Tempelmusik zieht voran; dann kommen einige mit Gold- und Silberteppichen bedeckte Elephanten. Auf dem mittleren sitzt ein Bramine mit einem Götzen, der ein Repräsendant des Hauptgötzen des Tempels ist. Zur Rechten und Linken sitzen Braminen, die mit großen, schön-verzierten Windfächern dem todten Götzen kühlende Lüfte zu-wehen, während noch andere durch Schwingen von dampfenden Räuchwerkkesseln dem Götzen ihre Ehrfurcht bezeugen. Wie sich dieser Zug den bezeichneten Stellen naht, so ziehen sich die dort Versammelten unter Geschrei und den furchtbarsten Verbeugungen — wobei man nichts Anderes denn einen Haufen Wahnsinniger vor sich zu haben glaubt — ehrfurchtsvoll zurück. Nachdem der Götze auf diese Weise seine Visite abgestattet hat, zieht die Prozession weiter. In ihrem Gefolge aber werden alle möglichen Unarten verübt, wogegen keine Stimme laut wird, da die Mehrzahl entweder aus zügellosen Jungen oder Trunkenbolden besteht.

„An den Hauptfesttagen konnte von unserer Seite am wenigsten gethan werden, dagegen wurde vor- und nachher mancher Seele das Heil in Christo nahe gelegt. Es hält gewöhnlich nicht schwer den Hindus das Thörichte und Unzulängliche des Götzendienstes zu zeigen und dann, wenn sie davon überzeugt zu seyn eingestehen, auf das in Christo Jesu geoffenbarte Heil überzugehen. Wir hatten uns zu diesem Zwecke an einem von dem Tumult etwas entfernt gelegenen Orte unter einem Baume, wo ein Najer für die dürstende Menge frisches Wasser austheilen ließ, aufgestellt. Die Barmherzigkeit dieses Mannes, dem Durst der Menge ein Linderungsmittel zu verschaffen, bildete den Anknüpfungspunkt von der viel größeren Barmherzigkeit unseres Gottes zu reden, wie sie sich in der Sendung seines Sohnes für ein der ewigen Verdammniß würdiges Geschlecht aufs Bestimmteste geoffenbart hat. Da wir ein beständig wechselndes Auditorium hatten, so wurde ein und dieselbe Wahrheit nur in etwas verschiedenen, den Umständen angemessenen Formen wiederholt vorgetragen, sowie dazwischen geworfene Fragen

und Einwürfe durch Gegenfragen und Erläuterungen des Gesagten beseitigt.

Am Sonntag Nachmittags, den 6. April, als wir dem Predigtplatze zugingen, stießen wir unversehens auf die Prozession. Wir stellten uns in einiger Entfernung auf einem freien Platze auf, wo wir in einem Augenblick von einem Haufen betrunkener Najer und ausgelassener Knaben uns umringt sahen, die durch Lärmen, Spotten und Lästern uns durchaus nicht zum Wort kommen ließen. Sie trugen es besonders darauf an, die Katechisten von meiner Seite wegzukriegen, um diese dann mißhandeln zu können. Ein Knabe von etwa 12 Jahren war wie besessen, und sprach die fürchterlichsten Lästerungen gegen Christum aus. Er besuchte für kurze Zeit eine unserer Schulen. Da wir durchaus zu keinem Worte kommen konnten, so versuchten wir auf die Landstraße zu kommen, aber kaum hatten wir unsere Stelle verlassen, so folgte der ganze Haufe nach; der Lärm und das Geschrei wurde immer größer, und ehe wir die Straße erreichen konnten, hatten wir ein kleines Wäldchen zu passiren, wo wir einen ordentlichen Steinregen zu bestehen hatten, doch wurde trotzdem, daß zu unserer Rechten und Linken die Steine dahergeflogen kamen, keiner von uns verwundet. Auf der Straße angekommen, konnten wir wieder ungestört mit größern und kleinern Haufen reden, und kehrten erst, nachdem die Sonne untergegangen war, in unser Gehöfte zurück, den HErrn für seine Bewahrung preisend. Dieses Fest zeigte uns aufs Neue, welch gewaltigen Halt der Götzendienst in den Herzen der Hindus hat und welche Gottesmacht erfordert wird, eine Seele diesen Fesseln zu entreissen. Dem Fleisch mit allen seinen Gelüsten ist Thür und Thor weit aufgethan. Viele sehen in diesen Festen nichts weiter, als ein religiöses Gaukelspiel, geeignet den Tempel zu bereichern und den Leuten die Zeit zu vertreiben, ohne aber deßwegen dasselbe zu verabscheuen oder sich nach etwas Besserem umzusehen. Möge der HErr das, was in seinem Namen und im Glauben an sein Verheißungswort gethan wurde, segnen! Die Loosung der Brüdergemeinde diente

uns zu nicht geringer Aufmunterung und Stärkung. Sie hieß: „So umgürte nun deine Lenden, und mache dich auf und predige und thue Alles, was ich dich heiße. — O unser allgemeines Haupt, gib, daß man unserm Zeugniß glaubt, das Rufen dring' in Ohr und Herzen ein, und wenn wir auf Dich weisen, so erschein'!"

Im December 1851 schreibt Missionar Fritz:

„Die Arbeit auf dem Coilandyfelde geht ihren regelmäßigen Gang fort und hat bis jetzt den Zweck, zu welchem sie begonnen wurde, entsprochen. Sie ist eine Probestätte für solche, die ein Verlangen aussprechen, Christen zu werden und denen in Folge ihres Heraustretens die nöthigen Existenzmittel fehlen. Hier haben sie Gelegenheit, mit der Wahrheit bekannt zu werden und für das tägliche Brod bearbeiten sie das Feld. Das Anpflanzen von Cocospalmen scheint gegen sich zu haben, daß man für die ersten 8—10 Jahren nur Ausgaben dabei hat und keine entsprechenden Einnahmen. Es ist aber zu hoffen, daß die Station später mit dem Ertrag dieser Pflanzungen einen Theil ihrer Ausgaben wird bestreiten können. Es sind in Coilandy gegenwärtig 16 Männer unter Esau David's Aufsicht mit dem Ausreuten des Gebüsches beschäftigt; die Andern wässern die bereits gepflanzten Cocospalmen. Ersteres ist eine sehr schwere Arbeit, so daß die Hindus und Moplas unsere Leute gewöhnlich damit verspotten, daß sie sagen: „„Ist das der Nutzen vom Christwerden, daß man Gebüsch ausrotten darf"" ꝛc. Je schneller das Land vollends gesäubert wird, desto besser. Von oben genannten Männern sind fünf Christen, die übrigen Katechumenen. Fünf sind seit dem Beginn der Arbeit wieder davon gegangen, welche dadurch an den Tag legten, daß sie nicht das suchten, was wir ihnen in Gottes Namen bringen sollen. Wir haben Ursache zu glauben, daß die Anlegung der kleinen Colonie, die Stationirung eines Katechisten daselbst und die Errichtung von Schulen nicht ohne Segen für die Gegend seyn wird. Jetzt sehen wir freilich noch keine Früchte, es sey denn, daß die immer deutlicher an die Stelle des früheren Indifferentismus tretende

Feindschaft als solche zu betrachten ist. Wir wollen aber im Glauben auf Hoffnung säen und den HErrn bitten, den ausgestreuten Samen Früchte tragen zu lassen zum Preise seines Namens."

Schließlich fügen wir noch die Notiz hinzu, daß Frau Huber in Folge von Dysenterie und andern Zufällen einer gründlichen Erholung zu bedürfen scheint und ohne Zweifel die Station für einige Zeit wird verlassen müssen, was um so schmerzlicher ist, je mannigfaltiger die Anforderungen sich gestalten, welche die sich ausbreitende Arbeit an die Missionsgeschwister macht.

Census der Station Calicut zu Ende 1851:

Summa der Gemeindeglieder und Taufcandidaten .	146
" " nicht zur Gemeinde gehörigen Schulmeister und Schüler	356
" " sämmtlichen mit der Mission in Verbindung stehenden Seelen	502

Die allgemeinen Verhältnisse unserer ostindischen Mission.

Wir wenden uns sofort zur Darstellung der allgemeinen Verhältnisse unserer ostindischen Mission, nachdem wir die specielle Geschichte der einzelnen Stationen bis zum Juli 1852 fortgeführt haben. Zuerst mögen hier einige Bemerkungen über die persönlichen und amtlichen Verhältnisse unserer Missionare an ihrer Stelle seyn.

1. Die persönlichen und amtlichen Verhältnisse der Missionare.

a) Die persönlichen Verhältnisse der Missionare.

Wir beginnen mit dem Alleräußerlichsten, dem Hauswesen der Missionare. Die Wohnungen unserer Missionare in Ostindien sind nur zum geringsten Theil aus Steinen (dem sogenannten Lalerit, rothem gegrabenem Ziegelstein) erbaut; die meisten sind halb aus Stein, halb aus Erde (nämlich so, daß die Wände aus Lehm und nur Thür- und Fensterpfosten und die die Hauptlast des Gebäudes tragenden Stellen von Stein aufgeführt sind); einige sogar ganz aus Lehm erbaut. Alle mit Ausnahme von zweien sind einstöckig. Die Dächer sind in Canara von Gras, in Malabar von Blättern, in Süd-Mahratta von aufgeschütteter Erde, nur einige wenige von Stroh oder Ziegeln. Es ist aber theils um der Feuersgefahr, theils um der großen Mühe des alljährlich vor der Regenzeit nothwendigen Umdeckens, theils um der durch Letzteres verursachten Kosten willen beantragt, die Dächer allmählig mit Ziegeln zu decken. Die Fußböden sind ein Aufguß von Kalk; von oben her sind statt der Gypsdecken Matten ausgespannt. Die Zimmer sind geräumig und luftig, aber keineswegs zahlreich. Das Aussehen mehrerer Häuser ist allerdings stattlich, wie z. B. der Häuser in Calicut, Tellitscherry und Mangalur; alle diese Häuser sind aber von abgehenden englischen Beamten der Mission geschenkt oder um sehr herabgesetzten Preis überlassen worden. Die von den Missio-

naren selbst neu erbauten Wohnungen sind in einem sehr bescheidenen Styl aufgeführt.

Die Ausstattung der Häuser geschah in früheren Jahren nach keinen bestimmten Regeln. Englische Freunde stifteten abgängige Mobilien und Geräthschaften ins Haus oder überließen bei ihrem Abgang den nicht verkäuflichen Theil ihrer Hausgeräthe der Mission. Anderes wurde auf Kosten der Missionskasse angekauft. In neuerer Zeit ist in Uebereinstimmung mit der General-Conferenz der Missionare eine Mobiliar-Ordnung festgesetzt worden. Ein lediger Missionar erhält, wenn er nicht einem abgehenden folgt, sondern eine neue Haushaltung einzurichten hat, 205 Rupien, ein verheiratheter 365 Rupien, hat dann aber mit dieser Summe Alles zu bestreiten, was die neue Haushaltung erfordert, Meubeln, Betten, Küchengeräthe u. s. w. Die angekauften Meubeln verbleiben jedoch der Station als Missions-Eigenthum. Schon diese Zahlen lassen erwarten, daß große Einfachheit in den Missionshäusern herrscht. Und in der That hat auch die Visitation kein anderes Ergebniß geliefert. Im Allgemeinen kann zwar das Mobiliar rücksichtlich der Qualität nicht gering genannt werden. Es ist aber zu bemerken, daß sämmtliche Meubeln an der Westküste von Calicut kommen, wo sie zu verhältnißmäßig niedrigen Preisen von Eingebornen gefertigt werden, der Missionar aber nicht nach seinem Geschmack bestellen kann, sondern nehmen muß, wie der Markt die Gegenstände liefert.

Die Lebensweise der Missionare ist nicht, wie die der englischen Beamten, europäisch, sondern fast durchweg ostindisch. Caffee, Thee, Reis mit Curry (einer aus vielen Gewürzen und scharfen Stoffen bereiteten, dem europäischen Ankömmling zuerst unerträglichen Brühe), sammt einer Auswahl von Früchten sind fast die einzigen Nahrungsmittel, welche auf die Tische unserer Missions-Familien kommen; selbst den Kindern wird Reis in Pfefferwasser vorgesetzt. Wein und Bier, ob sie gleich in jeder Stadt zu verhältnißmäßig sehr niedrigen Preisen zu haben sind, werden bloß Kranken und Gästen gereicht. Selbst vornehmen englischen

Freunden pflegt man z. B. in Käty, wo man viele solche Besuche erhält, nichts Besonderes zu machen. Dagegen würde einem Unkundigen dennoch Einzelnes als Luxus erscheinen. Die Zahl der Dienstboten ist größer als in europäischen Familien; ebenso nimmt man es in Indien oft schwer zu Fuß zu gehen, wo in Europa in den unteren Ständen Niemand daran denken würde. Allein hier kommen die Verhältnisse des Landes in Betracht, die man in unseren Kreisen noch weit nicht genug erkennt. Wie ganz anders lebt sich's doch in einem Lande, wo es eigentlich keine unverheiratheten Leute gibt, also auch keine unverheiratheten Dienstboten! Wer dächte in unsern Familien daran, eine Kindsmagd anzustellen, die eigene Kinder hat und nicht bloß der Herrschaft aufwartet, sondern auch den eigenen Mann und die eigenen Kinder versorgen muß und oft zuerst versorgt? Wer würde im Abendland in bürgerlichen Familien einen Mann zur Kindsmagd machen? Wer duldete Dienstboten im Hause, die nach der feststehenden Kasten-Ordnung gewisse Geschäfte zu verrichten schlechthin sich weigerten? Wer würde so schwächliche oder träge und dabei anspruchsvolle, unzuverläßige Dienstleute anzustellen Lust bezeugen? Hier aber muß man in die unabweisbare Nothwendigkeit sich fügen und Geduld haben und abermals Geduld, durch die Erfahrung belehrt, daß keine Strenge, keine Ungeduld zum Ziele führt. — Sich tragen zu lassen, selbst nur kleinere Touren zu Pferd oder im Ochsenwagen zu machen, erscheint dem abendländischen Bürger und Bauersmann als eine tadelnswerthe Bequemlichkeit, zumal entschieden ist, daß mancher Missionar sehr wohl auch in Indien im Stande ist, seinen Weg auch an heißen Tagen unter die Füße zu nehmen. Allein gewiß ist Zeitersparniß da selbst Geldersparniß, wo die Zahl der Arbeiter noch so klein ist, wie auf dem Missions-Gebiet, und ist eben so ausgemacht, daß manche Europäer den Strahlen der tropischen Mittagssonne sich schlechterdings nicht aussetzen dürfen. Inspector Josenhans erzählt, daß er Stunden und Tage der Sonne sich habe aussetzen dürfen, daß er aber doch zuvor keine Vor-

stellung gehabt von der geradezu oft schmerzhaften Wirkung des ostindischen Sonnenstrahles, und erinnert wiederholt daran, daß man erst dann wisse, welchen Einfluß so ganz andere Naturverhältnisse auf das körperliche Leben äußern, wenn man die Wirkungen derselben an das eigene Leben näher herantreten sehe. Er hat zwar nicht finden können, daß die Gefühlsstimmungen und die Gedankenproduction bei den in Ostindien lebenden Europäern wesentlich verschieden sich gestalten von der Heimath. Wie neben der tropischen Fülle immer tropische Dürre und Oede hergeht und diese selbst vorherrscht, so ist auch die Stimmung und der Gedankengang bei den im Orient lebenden Europäern weit mehr und weit öfter gedrückt und gehemmt, als übermäßig gesteigert und beflügelt. Er fand die Missionare, die er zuvor persönlich kannte, in ihrem Wesen unverändert, psychisch in hohem Grade sich gleichgeblieben. Nur die Weltanschauung, das Urtheil, der Inhalt des Lebens ist ein wesentlich anderer geworden.

Was den Gesundheitszustand unserer Missionare und Missionsfrauen betrifft, so ist kein einziges Glied unserer ostindischen Missionsfamilie so gesund, daß es, wie doch manche Männer und Frauen der Heimath, sprechen könnte: Ich bin seit so und so viel Jahren nicht mehr krank gewesen; oder sogar: Ich bin noch nie krank gewesen. Alle haben durch das Klima zu leiden gehabt und noch zu leiden, auch die kräftigsten und gesündesten. Wollten wir einmal die mehr und länger Leidenden aufzählen, so würde manchem unserer Freunde schwer und wehmüthig ums Herz werden. Auf der anderen Seite darf nicht vergessen werden, daß auch unter europäischem Himmel die Zahl der vollkommen Gesunden nahe zusammengeht, und viele Krankheiten unserer Missions-Geschwister sie gewiß eben so in Europa betroffen hätten als in Indien.

So wenig also die Missionsfreunde der Heimath richtig urtheilten, wollten sie nur gesunde Leute für brauchbare und tüchtige Missionsarbeiter halten, so wenig gegründet würde auf Seiten der Missionare der Glaube seyn, daß alle

ihre Leiden auf Rechnung ihrer Missionslaufbahn kommen. Schlagen wir also die Krankheiten nicht zu hoch an! Lassen Sie uns vielmehr auch im Blick auf die Leidenstage, an denen das Missionsleben freilich reich genug ist, getrost seyn in dem HErrn!

Das ehliche Leben betreffend, dürften wir uns vielleicht, die Sache natürlich menschlich betrachtet, nicht wundern, wenn uns da oder dort ein Zeichen mangelnder Befriedigung begegnete; hat doch ein guter Theil der Missions-Geschwister vor seiner Verlobung sich nicht gekannt, oft nicht einmal gesehen. Um so erfreulicher ist der Segen, der, so weit unsere Blicke reichen, auf den Ehen unserer Missionarien ruht. Weder Klagen noch Gerüchte, die das Gegentheil andeuteten, sind bei der Visitation laut geworden.

Eine andere Frage ist, ob es nicht im Interesse der Mission liege, daß die Missionare unverheirathet bleiben. In Indien, wo einerseits die Nachwirkungen des zügellosen Lebens der ersten Eroberer noch nicht verschwunden sind, andererseits die Verhältnisse immer mehr den europäischen ähnlich werden, wo bereits größere Gemeinden sich gebildet haben, in denen ein christliches Familienleben gegründet werden soll und das weibliche Geschlecht an den Folgen Jahrhunderte langer Verwahrlosung und Unterdrückung leidet, scheint dieß nicht der Fall zu seyn. Schlagfertiger steht allerdings der unverheirathete Missionar; doch sind unsere verheiratheten Männer hinter den unverheiratheten auch in diesem Stück nicht zurückgeblieben. Und wohlfeiler dürften die unverheiratheten Männer die Mission nicht betreiben, als die verheiratheten, so daß also auch auf dem Missionsgebiete wie anderwärts in diesem Punkte das Gesetz der evangelischen Freiheit wird anerkannt werden müssen.

Eine bei der Visitation oft wiederkehrende Frage war die: wie die Kinder der Missionare erzogen werden sollen. Daß, wenn diese Glieder der Missionsfamilie leiden, der ganze Missionsleib leidet, ist vollkommen klar. Daß Männer und Frauen auf der Station so vollauf beschäftigt sind, daß sie den Unterricht ihrer Kinder nicht selbst übernehmen

können ohne Nachtheil für das Werk, ist einleuchtend. Daß die Kinder, sobald sie zum klaren Bewußtseyn kommen, der heidnischen Umgebung entrückt werden müssen, gibt Jeder zu, der die Heidenwelt gesehen hat. Ob es möglich ist, Kinder im Heidenland ohne Anschauung des europäischen Lebens auf den Standpunkt der gebildeten Welt emporzuheben und der Beschränktheit des heidnischen Gesichtskreises, wie der Schlaffheit der energielosen Tropenländer zu entreißen, dieß wird zwar bezweifelt, jedoch meist nur von gewissen Bedingungen abhängig gemacht. Schwieriger ist wohl die Eröffnung einer Zukunft für die Kinder in Indien. Die Beamtenstellen werden nur an Engländer, und selbst unter diesen nur an die vom Hof der Directoren in London Empfohlenen vergeben. Nur Privat-Anstellungen etwa dürften deutsche Missionskinder erhalten. Die Gewerbe erfordern Capitalien, die den Missionskindern fehlen, und nähren schwerlich ihren Mann, so lange das Leben der Eingebornen so völlig bedürfnißlos ist. Zum Missionsdienst aber lassen sich die Kinder nicht von den Eltern vorbestimmen, wenn sie der HErr nicht selbst dazu ausersieht. Auf der andern Seite könnten im Lande geborne Europäer ein großer Segen für dasselbe werden. Die Eltern selbst hätten die beste Stütze an ihren Kindern in Tagen der Krankheit und des Alters. Den Kindern wiederum kann keine noch so treue Vormundschaft die Aufsicht, den Rath und Einfluß der Eltern ersetzen. Die Kosten werden ziemlich gleich groß seyn im Fall der Verbringung der Kinder nach Europa und im Fall der Errichtung einer volles Vertrauen einflößenden Erziehungsanstalt auf den dem europäischen Klima näher kommenden Bergen. Dieß waren die vielfach in Anregung gebrachten, oft und angelegentlich besprochenen, in Indien aber nicht zu lösenden Fragen, die der Heimath aber die entschiedene Aufgabe stellen, eine neue Anstrengung zu Gunsten der Missionskinder sich aufzuerlegen.

b) Die amtlichen Verhältnisse der Missionare.

Hier kommt zuerst das Verhältniß der Missionare zu einander in Betracht.

Auch dieses Verhältniß hat, wie alle menschlichen Verhältnisse, seine Geschichte gehabt, und wir könnten verschiedene Epochen derselben namhaft machen. Wir halten uns jedoch nur an den Stand der Dinge, wie er in den letzten Jahren sich gebildet hatte und bei der Visitation sich vorfand. Dieser ist folgender: Rücksichtlich der Herzensstellung der Missionare zu einander, so wie im außeramtlichen Verkehr herrschte, wie sich nicht verkennen ließ, ein so ungetrübtes brüderliches Einverständniß, als dieß nur immer unter ähnlichen Verhältnissen in den christlichen Kreisen der Heimath sich finden mag. In Beziehung auf den amtlichen Verkehr dagegen und das amtliche Zusammenwirken griffen die Räder nicht überall so völlig in einander, als dieß bei einer rasch sich vergrößernden Gemeinschaft wünschenswerth erscheinen muß. Es kommt dieß aber nicht auf Rechnung der Missionare allein, weder auf die der Gesammtheit, noch die der hervorragenden Individualitäten. Allerdings fehlt es oft an dem rechten christlichen Gemeingeist, es fehlt an dem nöthigen allgemeineren Ueberblick; an Kenntniß des amtlichen Geschäftsgangs; an Gewandtheit in mündlichen Verhandlungen, in der Berichterstattung; ja wir stehen nicht an zu sagen, bisweilen auch an Demuth, Bescheidenheit, Gehorsam. Dennoch reichen alle diese Momente zur Erklärung dieser Thatsache nicht aus. Man muß vielmehr hinzunehmen, daß bis in die neueste Zeit herein alle unsere Missionare einander völlig coordinirt waren, einerseits zwar ins Einzelne gehende Befehle in Beziehung auf die einzelnen Missionsanstalten, andererseits die nöthigen Geschäftsvertheilungen vorlagen, aber Kirchen-, Gottesdienst- und Schul-Ordnungen erst aufgestellt werden mußten, und namentlich das Aufsichtsrecht und das ganze Regiment, unvermittelt von der Committee durch den Inspector ausgeübt wurden, was für die Anfänge der Mission gewiß das Beste

war, so lange erfahrene und ergraute Missionare nicht vorhanden waren, für die Länge aber bei größerer Ausdehnung des Werkes, selbst die größte Genialität des Inspectors und genug freie Zeit der Committee vorausgesetzt, zur Unmöglichkeit werden mußte. Eben deßwegen erließ die Committee schon im Jahr 1848 eine Conferenz-Ordnung, in welcher unsere ostindische Mission in vier Missions-Provinzen getheilt, in jeder derselben eine Districts-Conferenz ins Leben gerufen und eine General-Conferenz als Centralpunkt des Ganzen angeordnet wurde. Diese Conferenz-Ordnung wurde auch in den folgenden Jahren allmählich eingeführt. Schon die ersten Conferenzen aber zeigten, daß Verhandlungen, die nicht von bevollmächtigten Auctoritäten geleitet werden und gehörig vorbereitet sind, zu keinem Ergebniß führen. Deßhalb bevollmächtigte die Committee den nach Indien abgehenden Inspector, den fünf Präsidenten, wenn es ihm zweckmäßig erscheine, eine übergeordnete Stellung anzuweisen. Das Bedürfniß einer solchen Einrichtung stellte sich klar heraus. Deßhalb wurde die Amtsdauer der Präsidenten verlängert und ihnen, wenn auch keine Vollmacht zu neuen Einrichtungen und Anordnungen, so doch das Visitations- und Aufsichtsrecht übertragen, und neben der Verpflichtung zur Berichterstattung die Verantwortlichkeit rücksichtlich der gewissenhaftesten Durchführung der Committee-Verordnungen in ihren Districten auferlegt. Außerdem wurde eine Geschäfts-Ordnung der General-Conferenz festgesetzt, und sowohl den Vorstehern der Stations- und Districts-Conferenzen, als dem Präses der General-Conferenz besondere Instructionen ertheilt. Gewählt und vom Inspector bestätigt wurde: als Präses der General-Conferenz Miss. Hebich, als Secretair derselben Miss. Mögling; als Präses für den District Canara Miss. Ammann, für Süd-Mahratta Miss. Joh. Müller, für Malabar Miss. Fritz, für die Nilgherries Miss. Bühler.

Daß der visitirende Inspector außerdem theils durch Privatunterredungen und allgemeine Ansprachen in den Stations-, Districts- und General-Conferenz-Sitzungen das

Band der Liebe und Eintracht, das die einzelnen Missionare verbindet, zu stärken und zu kräftigen suchte, theils den Missionaren selbst reichliche Gelegenheit in Conferenz-Predigten und Ansprachen dazu verschaffte, beweisen die vorliegenden Protokolle der Visitation. Zu unserer Freude und mit dem innigsten Dank gegen den HErrn dürfen wir auch bezeugen, daß die Visitation, wie in mancher andern Beziehung, so auch in Beziehung auf diesen Punkt augenscheinlich segensreiche Früchte trug.

Was das Verhältniß der Missionare zur Committee betrifft, so bezeugen nicht allein viele Aeußerungen der auf den Conferenzen versammelten Missionare, sondern auch die seit der Visitation eingelaufenen Briefe, daß die Abordnung eines Committeemitgliedes nach dem Missionsschauplatz selbst in vielfacher Beziehung neubelebend wirkte. Ist die räumliche Entfernung Indiens von Basel allein im Stande, die leibliche Trennung zwischen den Missionsarbeitern und der Missionsgemeinde für die Einbildungskraft und das Gefühl in eine große Kluft umzuwandeln, so muß die totale Verschiedenheit der beiden Welten, in denen die beiden Theile wurzeln und sich bewegen, den Gedanken und Bestrebungen allmählig eine so verschiedene Richtung geben, daß das volle Verständniß der gemeinschaftlichen Angelegenheiten nothwendig bald dem einen, bald dem andern Theile fehlen muß.

Wirklich stellte sich bei der Visitation klar heraus, daß das Bild, das man dießseits und jenseits des Oceans von den betreffenden Persönlichkeiten und Zuständen in der Seele trug, nicht mehr vollständig zutraf. Die Zustände der Missionsgemeinde der Heimath, die Verhältnisse unserer Gesellschaft, der Stand der Dinge in Basel, waren unseren Missionaren theils aus der Erinnerung entschwunden, theils nicht mehr vollkommen begreiflich. Wir aber in der Heimath kannten weder die Größe unseres eigenen Werkes, noch die Lage unserer Missionare und die Bedürfnisse unserer Gemeinden vollständig, so zuversichtlich wir behaupten dürfen, daß kein einziger unserer Missionare das Ganze so

klar überschaute, wie wir. Schritt für Schritt wurden wir inne, welch ein unvollkommenes Mittel zur Verständigung die schriftliche Mittheilung ist, wenn den beiden correspondirenden Theilen die eigene Anschauung abgeht. Viele alte und neue Verordnungen der Committee waren mehr oder weniger mißverstanden worden. Die Absicht nicht allein, selbst der Wortsinn war nicht richtig aufgefaßt worden. Wie wunderlich nahm sich doch oft die Sache aus! Sind die Prämissen falsch, welche Schlüsse ergeben sich? Fehlt der mündliche Verkehr, so baut man auf dem alten Grunde fort, und Niemand kann den Ursprung des Mißverständnisses erkennen. Gleicher Weise wurde aber auch uns klar, daß wir die brieflichen Mittheilungen oft nicht richtig zu deuten im Stande waren, weil uns dieß oder jenes nicht bekannt war, was allein den Schlüssel des Verständnisses abgeben konnte. Sind nun gleich siebenmonatliche Nachforschungen und Verhandlungen auf einem Gebiet von dem Umfang, wie das unserer ostindischen Mission, selbst wiederum nur Stückwerk in unzähligen Beziehungen, so ist doch, dieß werden wir ohne Ueberschätzung der beiderseitigen Leistungen sagen dürfen, ein erheblicher Schritt vorwärts gethan. Der Abgeordnete der Committee ist der zuversichtlichen Gewißheit, daß das Vertrauen, die Liebe, die Dankbarkeit unserer Brüder gegenüber der Missionsgemeinde der Heimath in Folge der geschehenen Mittheilungen neu belebt worden ist. Möge die Letztere nun auch ihrer Pflicht sich bewußt werden und mit neuem Vertrauen und neuer Liebe unseren und ihren Brüdern in Ostindien sich zuwenden! — Fürwahr es muß geschehen!

Zum Schluß fügen wir noch die Bemerkung bei, daß auf der General-Conferenz unserer Missionare in Mangalur der Grundsatz, daß dieselben keine fixen Besoldungen, sondern wie bisher alljährlich neu zu verwilligende Haushaltungs- und Privatgelder erhalten, und alle Ersparnisse, wo und wie sie gemacht werden, in die Missionscasse zurückfließen sollen, aufs Neue angenommen und festgestellt worden ist.

2. Die Gemeinden.

Ueber den religiösen Zustand der neugegründeten Gemeinden und den christlichen Geist, der sich in ihnen kund gibt, ist bereits an verschiedenen Stellen dieses Berichtes gesprochen. Hier ist nur noch übrig, über einige besondere Punkte zu sprechen, welche theils das gottesdienstliche Leben und die christliche Sitte, theils die Gliederung unserer Missionsgemeinden, theils endlich ihr Kirchen- und Armengut betreffen. In erster Beziehung handelt es sich um die Gottesdienst-Ordnung und die Gemeinde-Ordnung. Beide waren bisher nur in ihren allerallgemeinsten Zügen festgestellt gewesen; im Uebrigen war es der einzelnen Station und dem einzelnen Missionar überlassen, den Gebrauch unserer heimathlichen Kirchen den örtlichen Verhältnissen und Bedürfnissen anzupassen. Unsere Gesellschaft ging bei diesem Verfahren von dem Grundsatz aus, daß es weder weise noch billig wäre, die kirchlichen Ordnungen der evangelischen Kirchen Deutschlands und der Schweiz unverändert auf das Gebiet der Mission überzutragen. Manche deutsche Theologen würden zwar keinen Anstand nehmen, nach Analogie einer deutschen Kirchen- und Gemeinde-Ordnung aus apriorischer Erkenntniß heraus, ohne das Land und Volk gesehen und seine Zustände näher kennen gelernt zu haben, den neubekehrten Brüdern allgemein gültige und bindende Gesetze zu dictiren; manche hätten vielleicht sogar die Stirne, das Lächeln zu verachten, mit welchem man ihre Weisheit in Indien vernehmen würde. Wir vermögen Solches nicht. Dagegen hat sich nun mit der Vergrößerung unserer Gemeinden und der Vermehrung der Zahl unserer Stationen das Bedürfniß einer auch das Einzelne mehr einheitlich gestaltenden Ordnung des Gottesdienstes und Gemeindelebens allmählig bestimmter entwickelt. Auch haben die gemachten Erfahrungen die Missionare und die Mitglieder der Committee in den Stand gesetzt sicherere Schritte auf diesem Gebiet missions-kirchlicher Gesetzgebung zu thun, als dieß in früheren Jahren der Fall gewesen wäre,

Der Abgeordnete der Committee beauftragte deßhalb während seines Aufenthaltes in Indien eine Commission mit Ausarbeitung einer Gottesdienst-Ordnung und Liturgie nach den von der Committee schon im Jahr 1850 und 51 entworfenen Grundlinien und unter Benützung der bereits sich auf den Stationen findenden Vorarbeiten; und diese vollendete ihre Arbeit so zeitig, daß dieselbe der im April 1852 versammelten Generalconferenz zur Begutachtung vorgelegt werden konnte. Was die Gemeinde-Ordnung betrifft, so reichte die Zeit nicht mehr, dieselbe während der Anwesenheit des Inspectors in Indien zu vollenden. Es stellte sich bei Bearbeitung des Capitels von der Ehe heraus, daß behufs einer ausführbaren und allseitig genügenden Ehe-Ordnung Erkundigungen über die Stellung unserer deutsch-evangelischen Gemeinden im Verband des englisch-ostindischen Staats eingezogen und vielleicht sogar Verhandlungen mit den Gerichtshöfen des Landes gepflogen werden müssen. Es wurden indessen die nöthigen Schritte gethan, um die bereits begonnene Arbeit der Vollendung entgegenzuführen.

Was den zweiten Punkt betrifft, so wurde bei der Visitation auf die Einführung des schon früher in einzelnen Gemeinden in Wirksamkeit getretenen und von der Committee allen Stationen empfohlenen Instituts von Gemeinde-Aeltesten und Chor-Versammlungen in allen größeren Gemeinden hingearbeitet und gedrungen und eine Katechisten-Ordnung entworfen, welche nicht bloß die äußere Stellung dieser Gehülfen des Predigtamts, sondern auch ihr Verhältniß zu den Missionaren und Gemeinden regelt. Wir theilen in Folgendem diese Katechisten-Ordnung unsern Lesern mit:

Katechisten-Ordnung.

Sämmtliche Katechisten sind als Arbeiter im Dienste der Gesellschaft zu betrachten, da die Gesellschaft dieselben besoldet.

Eben deßwegen behält sich die Committee vor, über alle Katechisten unserer Mission frei zu verfügen und können

dieselben angestellt, verwendet und entlassen werden, nur in Angemessenheit an die von der Committee festgesetzten Normen.

Die Katechisten zerfallen in zwei Classen: Präparanden und wirkliche Katechisten.

Wirkliche Katechisten sind nur diejenigen, welche von der Generalconferenz zur Katechistenprüfung zugelassen worden sind, dieselbe bestanden haben und eingesegnet worden sind.

Präparanden nennen wir alle diejenigen, welche weder durch die Prüfung gegangen, noch zur Einsegnung zugelassen worden sind. Hierher gehören theils die Schüler der Katechistenschule, theis diejenigen Männer, welche von den einzelnen Stationen zu Katechisten bestimmt worden sind, und in praktischer Vorbereitung zu diesem Amte sich befinden.

Die Einsegnung der Katechisten geschieht entweder durch den Präses der Generalconferenz oder durch den Präses des betreffenden Distrikts.

Die Prüfung, welche über die Zulassung zum Amt schließlich entscheidet, geschieht bei denen, welche in der Katechistenschule sich befinden, durch diejenigen Mitglieder der Generalconferenz, welche auch sonst die Prüfungen dieser Schule vorzunehmen haben; bei denen, welche nicht aus der Katechistenschule hervorgehen, im Nilagiri-Distrikt durch Miss. Bühler, im Malabar-District durch Miss. Gundert, in Canara durch Miss. Mögling, in Süd-Mahratta durch Miss. Weigle.

Ueber die Zulassung zum Examen entscheidet bei allen Präparanden ohne Unterschied die Generalconferenz auf Grund der vorliegenden Zeugnisse über das religiöse Leben und den christlichen Wandel der Angemeldeten.

Die Zulassung zur Einsegnung hängt von dem Ergebniß der Prüfung ab. Erklären die Examinatoren einen Präparanden für tüchtig, so kann derselbe eingesegnet werden, da ja die Zulassung zur Prüfung voraussetzt, daß der Präparand von der Generalconferenz rücksichtlich seines christlichen Lebens und persönlichen Charakters würdig des Amts befunden worden ist.

Es versteht sich von selbst, daß bei den Zöglingen der Katechistenschule in dem Examen ein höherer Maßstab angelegt wird und bei den übrigen Präparanden mehr rein nur auf Kenntniß der heiligen Schrift und die Gabe der Mittheilung gesehen werden muß.

Die Fächer, in welchen die Präparanden zu examiniren sind, sind: Lesen, Schreiben, Rechnen, Gesang, Bibelkunde, biblische Geschichte, Bibelerklärung. Es soll ein schriftlicher Vortrag über einen Bibeltext ausgearbeitet und eine Katechisationsprobe über einen Abschnitt des Katechismus angestellt werden.

Die Einsegnung der aus der Katechistenschule hervorgehenden Katechisten kann, wenn dieß die Erfahrung als wünschenswerth erscheinen läßt, auch erst nach einer einjährigen Probezeit ertheilt werden.

Präparanden kann auch in Zukunft jede Station annehmen. Wünscht sie ihnen aber eine Besoldung zu geben, so hat sie sie alsbald bei der Generalconferenz durch den Präses derselben zur Prüfung anzumelden. Die Generalconferenz hat sodann zu bestimmen, ob der Angemeldete zur Prüfung kann zugelassen werden; und wenn er dasselbe nicht sogleich das erste Mal würde bestehen können, ob er auch fernerhin die Präparandenbesoldung erhalten kann. Eine Station kann indeß nur Einen Präparanden haben.

Die Aufgabe des Katechisten ist die Verkündigung des göttlichen Wortes; sie haben sich aber auch dem Schulunterricht zu unterziehen, wenn dieses Geschäft ihnen übertragen wird.

Die fest angestellten Katechisten können, wenn sie dazu tüchtig sind, auch bei Gottesdiensten in der Kirche functioniren und das Recht erhalten, auch außer Begleitung des Missionars Missionsreisen zu machen. Gelegenheitliche Predigt des Wortes in Form der Unterhaltung und des Gesprächs steht jedem Katechisten zu allen Zeiten zu. Zur Theilnahme an den gottesdienstlichen Verrichtungen in den Kirchen und zu Reisen außer Begleitung des Missionars hat

die Districts-Conferenz die Erlaubniß zu geben. Präparanden dürfen diese Rechte nicht eingeräumt werden.

Die Katechisten aller Classen sind freundlich und väterlich zu behandeln. Sie sollen nicht erhoben, aber auch nicht systematisch herabgedrückt werden.

Die Katechisten erhalten in der Regel von der Mission freie Wohnung, damit sie überall hin versetzt werden können, wo man ihrer bedarf.

Die Wohnungen derselben sollen nicht europäisch eingerichtet, aber gesund und hell genug seyn, um in denselben ordentlich lesen und schreiben zu können.

Unverheirathete Katechisten sollen bei einer volles Vertrauen verdienenden Familie, und wo dieses nicht möglich ist, vom Missionshause Kost erhalten.

Die Verwendung derjenigen Katechisten, welche in die Classe der Präparanden gehören, bleibt dem Gutbefinden der Station, von welcher sie angenommen worden sind, überlassen; sie sollen aber regelmäßigen Unterricht empfangen, und sind den Vorstehern der Districte besonders empfohlen. Auch diese Präparanden stehen nach bestandenem Examen und erhaltener Einsegnung der Committee zu Verfügung, die sie zwar in der Regel auf ihren Stationen belassen wird, namentlich aber bei ausgezeichneten Individuen sich vorbehält, sie auf verantwortungsvollere Posten zu stellen.

Die aus der Katechistenschule austretenden Zöglinge werden von der Generalconferenz vertheilt, bei welcher die einzelnen Stationen mit Angabe der Arbeiten, die dem zu Sendenden angewiesen werden sollen, sich um Katechisten zu melden haben.

Die Committee behält sich indessen vor, auch solchen Stationen Schüler der Katechistenschule als Arbeiter zuzutheilen, welche sich um keine Katechisten gemeldet haben. Einer Station, welche es ablehnen würde, einen solchen anzunehmen, würde das Recht, Katechisten überhaupt zu haben, entzogen werden.

Die Verwendung der fest angestellten Katechisten innerhalb des Bereichs einer Station, kommt der Station zu,

der sie zugetheilt sind. Der Präses des Districts hat aber das Recht, eine Aenderung der von der Station getroffenen Anordnungen bei der betreffenden Stations-Conferenz zu beantragen; und wenn dieß ohne Erfolg bleibt, bei der Generalconferenz die Sache vorzubringen, deren Entscheidung die Station sich zu unterwerfen hat.

Die Versetzung eines Katechisten von einem District in den andern oder von einer Station zur andern, kann nicht ohne Gutheißen der Districts-Conferenz geschehen, in deren Geschäftskreis die Station liegt, welche der Katechist verlassen will oder soll.

Die Committee dagegen behält sich vor, sowohl über die Verwendung der wirklichen Katechisten auf ihrer Station als über deren Versetzung frei zu verfügen.

Die Entlassung der Katechisten betreffend, gilt als Gesetz, daß dieselbe über Präparanden von der Stations-Conferenz, über Zöglinge der Katechistenschule von der Aufsichts-Commission der Katechistenschule ausgesprochen werden kann; die Entlassung der examinirten und festangestellten Katechisten dagegen nur von der Districts-Conferenz in Uebereinstimmung mit dem Vorstand der Generalconferenz geschehen soll. Ueber Katechisten erster Classe kann nur die Generalconferenz die Entlassung verhängen. Ist die Generalconferenz nicht versammelt, so hat der Präses in Verbindung mit dem Secretär ihre Stelle zu vertreten. In der Zwischenzeit kann er von der Station in seinem Amte still gestellt, aber nicht seiner Besoldung verlustig werden.

Die Besoldung der Katechisten und Präparanden geschieht nach den Bestimmungen des im Nachfolgenden mitgetheilten und auf die Classenabtheilung gegründeten Tarifs, in dessen Abtheilungen die Districts-Conferenz — in letzter Instanz die Generalconferenz — die einzelnen Katechisten einzutheilen hat.

Besoldungstarif.

A. Der Katechisten.

	I. Classe	II. Classe	III. Classe
	in sich begreifend		
	a. Katechisten mit dem Prädicat ausgezeichnet. b. Europäer u. Halbcasten. c. Eingeborne aus höherem Stand.	a. Katechisten mit dem Prädicat gut. b. Die aus der Katechisten-Schule kommenden Männer mit dem Prädicat gut.	a. Katechisten von geringeren Gaben und Leistungen. b. ehemalige Zöglinge der Katechisten-Schule mit geringerem Prädicat.
	Rupien.	Rupien.	Rupien.
Probejahr lediger Leute.	100	72	60
Probejahr verheiratheter Leute.	120	82	70
Vom zweiten Jahr an.	led. 124 verh. 144	92	80
Vom sechsten Jahr an.	168	104	86
Vom zehnten Jahr an.	192	116	92
Vom vierzehnten Jahr an.	216	128	98
Vom zwanzigsten Jahr an.	240	140	102
Vom sechsundzwanzigsten Jahr an.	264	152	108

B. Der Präparanden.

Erstes Jahr.	100	72	60
Zweites Jahr.	120	82	70
Drittes Jahr.	140	92	80

In Betreff des Kirchen- und Armenguts der wenigen Gemeinden, welche ein solches in Folge von Schenkungen englischer Freunde besitzen, wurde, wie in Betreff sämmtlichen Missions-Eigenthums, angeordnet, daß dasselbe (in Ermanglung von Kaufbüchern) in den Gerichtshöfen einregistrirt werde. Da in Indien nur die anglicanische Kirche und die ihr angehörenden Gemeinden Corporationsrechte genießen, wurde, wie alles Missions-Eigenthum, liegende Güter und Häuser, auf den Namen des Inspector Josenhans, und für den Fall seines Todes oder Amtsaustritts auf den Vicepräsidenten der Gesellschaft übertragen und eingeschrieben wurde, das Kirchen- und Armengut der Mangalur-Gemeinde 3 sogenannten Trusties (Pflegern) übertragen und eine legalisirte Abschrift dieses Protocolls sammt den Statuten, nach welchen die Pfleger das Gut zu verwalten verpflichtet sind, dem Register des Gerichtshofs einverleibt. Die obrigkeitlich beglaubigten Abschriften aller dieser gerichtlichen Acte sammt einem alle Besitzthümer der Mission und der Missions-Gemeinden genau verzeichnenden Grundbuch legte der Inspector in die Hände der Missions-Committee nieder, welche sie im Archiv des Missionshauses deponirte.

3. Schulen.

Ueber die Schulen spricht sich Inspector Josenhans in einem in Indien veröffentlichten Briefe an die englischen Freunde unsrer Mission folgendermaaßen aus:

„Was die Schulen betrifft, so zerfallen sie in drei verschiedene Classen. Die erste Classe, auf welche wir der Natur der Sache nach vorzügliches Gewicht legen und besondere Sorgfalt verwenden, bilden die christlichen Gemeindeschulen, theils bloße Elementarschulen, theils Erziehungs-Anstalten für die Kinder der Gemeindeglieder oder solche Heidenkinder, welche der Mission zur Erziehung übergeben sind. Während wir nämlich früher die sämmtliche Gemeindejugend nicht bloß in unserm Unterricht, sondern auch in unserer Erziehung gehabt haben, haben wir in neuerer Zeit diejenigen Christenknaben, deren Eltern die Erziehung ihrer

Söhne selbst zu übernehmen im Stande sind, dem elterlichen Hause zurückgegeben und behufs ihrer Unterweisung in den Wahrheiten des Evangeliums und den gewöhnlichen Elementarschulfächern in eigens dazu errichteten Gemeindeschulen eingereiht, während diejenigen Knaben, deren Eltern entweder todt oder mittellos, oder zur Erziehung ihrer Kinder untauglich sind, Waisenhäuser übergeben wurden, in welchen sie nun christlich erzogen und sowohl in den gewöhnlichen Volksschulfächern als in den leichteren Handarbeiten unterrichtet werden. Ebenso verhält es sich theilweise mit den Mädchen der Gemeinden. Auf den kleineren Stationen, besonders denjenigen, welche von Christen bewohnt werden, ist ein Anfang gemacht worden, die Mädchen gleichfalls den Eltern zurückzugeben, in der Art jedoch, daß sie von den Frauen unserer Missionare gleich ihren Müttern sowohl in den Elementarschulfächern als in weiblichen Arbeiten täglichen Unterricht empfangen. Dagegen bestehen unsere Erziehungs-Anstalten für denjenigen Theil der weiblichen Jugend unserer Stadt- und Land-Gemeinden, welcher zu Hause weder den nöthigen Unterricht erhalten konnte, noch gegen die Einflüsse des Heidenthums geschützt wäre, immer noch fort und sind dieselben immer vollständig besetzt. Alle diese Schulen haben christliche Lehrer. Sie werden zu einem guten Theil von unsern Katechisten besorgt. Der Eindruck, den diese Schulen und Erziehungs-Anstalten bei mir hinterlassen haben, ist bei aller Unvollkommenheit unseres Gemeinde-Schulwesens, die ich nicht verkennen konnte, im Ganzen ein befriedigender.

Auch die Kinder der untersten Volksclassen, welchen unsere Gemeindeglieder zu einem großen Theil angehören, erwachen in diesen Schulen zu einer geistigen Lebendigkeit und eignen sich oft Kenntnisse und Sitten an, die sie, wie dieß in höheren Unterrichts-Anstalten später oft klar hervortritt, den obersten Classen der heidnischen Bevölkerung nicht allein gleichstellen, sondern öfters überordnen. Ebenso konnte ich mich des christlichen Geistes, der in diesen Anstalten weht, von Herzen freuen. Erlauben Sie mir nur Ein Beispiel

christlichen Sinnes aus dem Kreis unserer Schuljugend anzuführen: Als ich bei einem Besuch im Mangalur Waisenhaus einen krüppelhaften Knaben aufforderte, mir aus der Reihe seiner Schulbücher das herauszusuchen, welches er am meisten liebe, wählte er ohne Zaudern das Buch der Bücher. Aufgefordert zu singen, stimmten Alle zugleich das Lied an: „Lobe den HErren, den mächtigen König der Ehren" und sangen es wirklich andächtig und richtig, ohne Mithülfe eines Erwachsenen, zu Ende.

Indessen bietet das Schulwesen in unsern Gemeinden besondere Schwierigkeiten dar. Es sind in größeren Städten nothwendig mehrere Sprachen neben einander zu treiben. Es fehlt noch an guten Schulbüchern. Die Lehrer besitzen bald nicht genug theoretische Bildung, bald nicht genug didactisches und pädagogisches Geschick. Schon seit Jahren bemühte sich deßhalb unsere Committee ein christliches Schullehrer-Seminar neben dem Katechisten-Seminar zu errichten. Dieser Plan konnte aber bisher wegen Mangels an tauglichen Christen-Jünglingen noch nicht ausgeführt werden. Dagegen ist Fürsorge getroffen, die schon im Amt stehenden Katechisten wie die Katechistenschüler in die Kunst des Unterrichtens besser einzuleiten.

Die zweite Classe von Schulen bilden die Schulen für das heidnische Volk. Auch unsere Mission besitzt deren aller Orten eine verhältnißmäßig große Zahl. Einzelne von diesen Schulen, in welchen entweder die Missionare selbst, oder unsere Katechisten regelmäßigen und mehrstündigen Unterricht ertheilen, sind in sehr gutem Stande. Ich habe mehrere Heidenschulen gesehen, in welchen die Knaben in der biblischen Geschichte nicht weniger als in andern Pensen so gut bestanden als manche Volksschule der Heimath. Erfreulich war mir ferner, daß das junge Volk an manchen Orten wirklich ein Verlangen bezeugt, Unterricht zu empfangen. Gewiß wäre auch die Hindu-Jugend schon wegen der ihr in hohem Grade inwohnenden Liebenswürdigkeit und verhältnißmäßig schöner Begabung unserer fortgesetztesten

Anstrengung würdig, selbst wenn sie nicht von dem HErrn uns befohlen wäre.

Dennoch hat nunmehr auch die eigene Anschauung dieser Heidenschulen mich nur in der Ansicht bestärkt, daß sie, wenn sie nicht bloß als Anknüpfungspunkte für die eigentliche Missionsarbeit dienen, sondern auch entschieden gute Früchte bringen und zugleich dem Begriff einer Schule entsprechen sollen, durchaus neu gestaltet werden müssen.

Die dritte Classe von Schulen bilden die höheren Unterrichts-Anstalten, welche wir englische Schulen zu nennen pflegen. Dieser Schulen haben wir zwei. Eine in Mangalur, die andere in Calicut. Mit der ersteren ist zugleich eine Erziehungs-Anstalt für Indobritten verbunden.

Diese Schulen, welche außer der englischen Sprache, die meisten in den höheren Lehr-Anstalten der Heimath recipirten Unterrichtsfächer in ihren Plan aufgenommen haben, hatten sich bisher einer sehr großen Frequenz und eines höchst ermunternden Fortgangs zu erfreuen, erlitten aber im Laufe des verflossenen Jahres einen bedeutenden Stoß, von welchem sie sich indeß, wie wir gewiß glauben, mit der Zeit wieder erholen werden. Bestimmte die angekündigte Durchführung des Grundsatzes der Gleichheit aller Kasten in der Schule die Braminen zu massenhaftem Austritt, in Mangalur sogar zu Errichtung einer englischen Winkelschule, so folgten die Muhammedaner ihrem Beispiele, wegen der auch von ihnen geforderten Beschäftigung mit der heiligen Schrift, bald nach. Beide Schulen zählen indessen immer noch 50 bis 60 Schüler, theils Heiden, theils auch vornehmlich Katholiken. Auch ist die oft in hellen Thränen sich kundgebende Betrübniß der von ihren Eltern zum Austritt genöthigten Schüler und ihr beständiges Wiederkommen zu dem verlassenen Lehrer eine Bürgschaft dafür, daß die Arbeit der Lehrer nicht ohne gesegnete Wirkung geblieben ist."

Aus diesem Schreiben ist ersichtlich, daß so wenig fruchtlos die Arbeit in den Schulen unserer Mission rücksichtlich des Hauptzwecks ist, dem sie dienen, doch hier ge-



rade die Stelle ist, wo Reformen und Verbesserungen entschieden nothwendig sind. Wie diese aber eingeleitet werden sollen, dieß ist eine schon an sich im höchsten Grade schwierige, unter unsern Verhältnissen aber vielleicht Jahrzehnde zu ihrer Lösung erfordernde Frage; denn es fehlen uns, mit zwei Worten können wir es sagen, die Mittel, und weil diese, auch die Arbeitskräfte, deren Vermehrung die erste Bedingung ist, unter welcher eine umfassendere und gründlichere Umgestaltung unseres Schulwesens erzielt werden kann.

Unsere christlichen Schulmeister sind zum größeren Theil für diesen Beruf nicht besonders vorbereitet worden. Nur die neuerdings von der Katechistenschule in Mangalur ausgegangenen Katechisten, welche jetzt einem Theil unserer Gemeindeschulen vorstehen, haben gründlicheren und allseitigeren Unterricht empfangen. Aber auch bei ihnen konnte die Vorbereitung für den Lehrerberuf nur nebenher geschehen. Dem Mangel an Schulbüchern kann endlich nur von einem Europäer abgeholfen werden, der in das Schulwesen sich selbst hineingearbeitet hat.

An den Heidenschulen müssen immer noch heidnische Lehrer angestellt werden, weil an den allerwenigsten Orten nur Heiden einem Christen ihre Kinder anvertrauen. Diese Lehrer aber suchen das Ihre und gehen in dem gewohnten Hindu Schlendrian fort. Der Missionar kann nur einige Stunden Religions-Unterricht in diesen Schulen ertheilen, und unterweist er seinen heidnischen Gehülfen selbst, so geschieht es leicht, daß dieser ihm den Dank damit bezahlt, daß er, nachdem er etwas gelernt hat, eine bessere Anstellung sucht, als die Mission sie bietet.

Unter solchen Umständen kann es in unsern Schulen erst dann gut werden, wenn einige unserer Missionare sich ganz dem Schulwesen widmen; dieß will aber nichts anderes heißen, als eine größere Zahl von Missionaren nach Indien senden. Möge nun bald die Zeit kommen, wo wir im Stande seyn werden, die Missionare, welche wir bilden, in unsern eigenen Arbeitsfeldern zu verwenden, die, wie

unsere theuren Freunde immer klarer erkennen werden, Raum hätten für noch viele Missionare.

4. Der Einfluß der Mission auf die Bevölkerung im Ganzen und die sich daran knüpfenden Hoffnungen und Wünsche.

Fragen Sie endlich noch, theuerste Freunde! nach dem Einfluß unserer Mission auf die Masse der heidnischen Bevölkerung in dem uns angewiesenen Theile von Indien, so können wir zwar noch nicht sagen, daß keine Stadt und kein Dorf mehr ist, wo unsere Sendboten nicht hingedrungen wären, nicht einmal, daß in den näheren Umgebungen unserer Stationen keine Seele mehr sey, der das Wort vom Kreuz nicht Einmal wenigstens von unsern Missionaren nahe gelegt worden wäre. Was ist das Häuflein unserer Prediger im Vergleich mit den dichten Schaaren, welche die Westküste von Indien bevölkern! Dagegen ist doch das Land nach allen Richtungen hin mit der Predigt des Evangeliums durchzogen; es sind Tausende christlicher Bücher nach allen Seiten hin verbreitet; Tausende von Kindern haben biblische Geschichten und Sprüche in ihrem Kopf und wohl auch in ihren Herzen, aus unsern Schulen fortgetragen; Hunderttausende haben das Wort des Heilandes aus dem Munde seiner Knechte gehört; in den Tempeln der Götzen, neben den Bildsäulen der Götter, auf Jahrmärkten und Götzenfesten ist das Panier des Kreuzes aufgepflanzt worden. Ueberall ist wenigstens eine oberflächliche Kenntniß des Christenthums hingedrungen; die Meisten wissen, daß es sich in unsern Tagen um die geistliche Eroberung ihres Landes handelt, wie in dem vergangenen Jahrhundert um die Zertrümmerung ihrer Fürstenthümer und Königreiche. Und bereits geht durch das ganze Land ein selbst oft unverhohlen ausgesprochenes Gefühl davon, daß Christus triumphiren wird; dasselbe verkündet der Zerfall der Tempel, die überhandnehmende Geringschätzung der Götzen, der wachsende Groll der Priesterschaft.

Noch aber ist die Hauptschlacht nicht geschlagen, und Niemand weiß mit auch nur annähernder Gewißheit vorherzusagen, wann der ersehnte Tag des Triumphs kommen wird. Man kann versucht seyn zu glauben, es müssen noch weit größere Schaaren europäischer Streiter auf den Kampfplatz geführt werden, ehe von entscheidenden Siegen die Rede seyn könne. Wir dagegen leben der Zuversicht, daß, wie die Sipoy's Indien den Engländern erobert haben, so die schwarzen Evangelisten die Linien formiren werden, welche die Herzen der Hindus dem HErrn Jesu erobern werden. Damit aber der HErr an der Spitze dieser schwarzen Schaaren als König einziehen möge, nehme die Missions-Gemeinde der Heimath ihres Berufes fleißig, ja noch viel fleißiger, denn bisher, wahr, des großen und seligen Berufs, die Lehrmeister und Anführer der neu aufblühenden Gemeinde im Dienste Jesu Christi zu seyn.

Freunde! vergessen Sie nicht der Bitten der schwarzen Brüder, die wir Ihnen überbrachten. — Sie erwarten einen vollwichtigen Gegengruß in Thaten des Geistes.

B. Die Mission in West-Africa. *)

Unsere africanische Mission hat im verflossenen Jahr einen verhältnißmäßig leichten und günstigen Gang gehabt. Nicht, als hätte es an Leiden und Schmerzen gefehlt; die africanische Todesfarbe war freilich den Angesichtern eingeprägt, und so oft etwa Einer, zumal der neu eingetretenen Brüder, im Blick auf die hundertfache Arbeit, welche zu vollbringen wäre, und in Erinnerung an das, was ein Mann im europäischen Klima seiner Kraft zumuthen darf, ein wenig hinausging über das Maaß, auf welches in Africa die Kraftanstrengung beschränkt werden muß, trat gewiß nachher eine Zeit des Fiebers und der Ermattung ein, während welcher er mehr versäumen mußte, als was zuvor durch die Ueberarbeitung erzielt worden war. Gleichwohl darf Bruder Dieterle schreiben: „Sey es auch, daß uns der HErr mit Krankheit und Tod heimsucht, so ist es doch nicht so schlimm, als vielleicht manche Christen in der Heimath meinen. In diesem Monat (Juli 1851) sind es 5 Jahre, daß vier Brüder von Basel hierher abreisten; zwei davon sind in Akropong, ein dritter in Ussu, und auch der vierte ist nicht gestorben, sondern nur geschwächter Gesundheit halber auf einige Zeit nach Hause gegangen."

Von großen Erfolgen, die in das Auge träten, vielen Taufen und dergleichen, können wir allerdings nicht sagen; doch werden wir sogleich erzählen, daß es auf beiden Stationen nicht ganz an Taufen fehlte. Besonders aber ist ein Fortschritt geschehen in der Bewältigung der Sprache, so daß die älteren Brüder während des verflossenen Jahres das Predigen in der Landessprache nicht bloß angefangen, sondern nach und nach zur Regel gemacht haben. Desgleichen sind mehr oder weniger gelungene Versuche gemacht worden, biblische Geschichtserzählungen, die zehn Gebote, das Vaterunser, den kleinen lutherischen Katechismus und liturgische Formulare in die Landessprache zu übersetzen und für den Gebrauch in Kirche und Schule einzuführen. Ein an-

*) Der Bericht über die africanischen Stationen ist wegen Krankheit des Inspectors von Hrn. Pfarrer Geß abgefaßt.

derer Fortschritt von Wichtigkeit ist der, daß, wie eine Zahl von Jünglingen im täglichen Umgang mit den Brüdern und in ihren Häusern zu künftigen Schullehrern oder auch zu christlichen Hausvätern herangebildet wird, so es nunmehr gelungen ist, auch eine Anzahl von Mädchen ganz in die Pflege und Erziehung der Missionsfamilien zu bekommen. Jede der Missionsfamilien hat etliche männliche oder weibliche Pfleglinge bei sich, welche die hundertfachen stillen und verborgenen Einflüsse christlichen Familienlebens und christlicher Erziehung genießen.

1. Station Akropong.

(Angefangen im Jahr 1835, erneuert im Jahr 1844.)
(Siehe den nebenstehenden Grundriß der Station.)

Missionare: J. G. Widmann mit Gattin. J. C. Dieterle mit Gattin. J. Mohr mit Gattin. S. Süß. Adam Mader.

Schullehrer: A. Clerk. Institut für Schullehrerzöglinge.

Die Zahl der Brüder in Akropong wurde im Februar 1851 durch S. Süß und im Juni 1851 durch A. Mader aus Mägerkingen (Württemberg) verstärkt. Im December desselben Jahres langte auch Widmann mit seiner Gattin, nachdem ihr Aufenthalt in der Heimath zur erfreulichen Stärkung ihrer Gesundheit gedient hatte, wohlbehalten in Akropong wieder an. So waren es vom Ende des Jahres 1851 an 3 verheirathete und 2 ledige Brüder. Die starke Besetzung dieser Station geschah von der Committee nicht ohne Rücksicht auf die früher wünschenswerthe aber durch mancherlei Umstände auch jetzt in Frage gestellte Wiederaufnahme der Station Abude. Weil Abude in demselben Sprachgebiet mit Akropong gelegen ist, so hätte die Wiederaufnahme desselben das vorherige Erlernen des Odschi zu Akropong zur Voraussetzung. Allein auch abgesehen von diesem Umstand ist die Committee von der Erfahrung belehrt, wie wichtig in Africa die starke Besetzung eines Punktes

rge.

xrinten-Bäumen.

zes (Bergbirnenbäume.)

t dem Kaffee u. Arrowroot Magazin.
(projectirt.)

'Bis. | f. Grab des Miss Sebald.
g.h.i.k. Gräber von Westindiern.
ger | l. Junge Mangobäume.
A Bis. | m. Pisangbäume.
rdter.

ist, damit die Brüder die vielfache Arbeit gehörig theilen, die Gesunden für die Kranken eintreten und so lange alle gesund sind, etliche in der Umgegend der Station den Samen ausstreuen können. Um deßwillen hat die Committee späterhin sogar noch einen sechsten Bruder nach Akropong gesendet, Gottlieb Christaller aus Winnenden (Württemberg), damit sich dieser der Weiterführung jener sprachlichen Arbeiten widmen möge, die von Bruder H. N. Riis so kräftig begonnen wurden. So Gott will, wird der nächste Jahresbericht seine glückliche Ankunft und einen rüstigen Beginn seiner Arbeit erzählen können.

Die Vertheilung der Arbeit in Akropong ist nunmehr diese: dem Bruder Dieterle ist die Erziehung und Unterweisung der Schullehrerzöglinge als seine Hauptarbeit zugewiesen. Br. Dieterle und Widmann widmen sich der Predigt in Akropong selbst, Widmann zugleich außer Akropong. Mader ist besonders als Gehülfe des Predigens den Brüdern Dieterle und Widmann für Akropong selbst und die Umgegend beigegeben. Zugleich nimmt er sich mit Dieterle und Süß der Schule und der Schullehrerzöglinge an. Br. Mohr verwaltet die vielfachen öconomischen Geschäfte, die Pflanzungen und die Erbauung und Unterhaltung der Häuser. Ein Theil des Oeconomischen wird von Br. Süß besorgt. Die Cassenführung für Akropong liegt Br. Widmann ob.

Bei den neu eingetretenen Brüdern wird natürlich ein großer Theil der Zeit durch die mühsame Erlernung der Odschisprache in Anspruch genommen. Ueber die tüchtige Weise, in welcher Br. Süß diese Arbeit betreibt, hat der Heidenbote vom Juli 1852 einiges Nähere erzählt. Zuerst studirte er besonders die Sprüchwörter, die von Br. Riis gesammelt sind; allein er fand, daß er auf diesem Weg zu keiner Gewandtheit im Uebersetzen kam. Geschichten aus dem Munde des Volks, zumal der ältern zum Theil sehr sprachfertigen Männer erzählt, hernach von ihm aufgeschrieben und auswendig gelernt und mit Hülfe der Schullehrerzöglinge in allen Theilen studirt, führen ihn leichter und

tiefer in den Geist der Sprache hinein. Die Hauptsache aber bleibt der Verkehr mit den ihn beständig umgebenden Knaben. Br. Mader hat besonders die Aufsuchung der Wort-Abstammungen und die genaue Erforschung seiner Grundbedeutung wichtig gefunden. Namentlich kann dieser Weg zur entsprechenden Bezeichnung religiöser Begriffe in dieser heidnischen Sprache führen. Indem von der sinnlichen Grundbedeutung der Worte aus die Verwendung derselben zu einer heiligen Bildersprache angestrebt wird, wozu die erhabene Kindlichkeit und der Natursinn der Sprache des Alten Testamentes die besten Fingerzeige gibt. Mader findet sehr wohl, wie für dergleichen Arbeiten eine tüchtige, wissenschaftliche Vorbildung sprachlicher und theologischer Art wichtige und unentbehrliche Dienste leistet.

Im Taufunterricht haben sich im verflossenen Jahr 5 Jünglinge befunden. Der letzte Sonntag des Augusts war der Freudentag, an welchem sie in die Gemeinde Christi aufgenommen wurden. Sie haben sich bis jetzt, wenn nicht alle, so doch die meisten, soweit man es von neubekehrten Negern erwarten kann, zur Zufriedenheit betragen. Die Zahl der Gemeindeglieder beläuft sich hiernach, mit Einschluß der von Westindien gekommenen Christen und ihrer Kinder, auf 39, wovon 18 Communicanten sind. Ueber ihr christliches Wachsthum können die Brüder bezeugen, daß der Geist der Gnade allerdings an ihren Herzen wirkt, so viel auch Trägheit, die Leidenschaftlichkeit, die starke Sinnlichkeit Gefahren bringt. Von einem der westindischen Christen ist leider zu sagen, daß er während des verflossenen Jahrs wegen Ehebruchs aus der Gemeinde gestoßen und von seiner Frau geschieden werden mußte. Die Kindererziehung ist freilich bei diesen Christen schwach, weil sie selbst noch der Erziehung bedürftig sind.

Jeden Sonntag wird zwei Mal gepredigt. An Ostern 1851 geschah es in Akropong zum ersten Mal in der Landessprache. Leider ist der Sonntag wie der Samstag für die Akropong-Leute der Tag, an welchem sie der Sitte nach hauptsächlich auf ihren auswärts gelegenen Plantagen zu arbeiten haben; daher die Zahl der Heiden, die gewöhnlich

zum Gottesdienst kam, kaum über 20 betrug. Um so mehr machten es sich die Brüder zur Pflicht, zu den Leuten in die Häuser zu gehen, auf den Versammlungsplätzen derselben in christliche Unterredung mit ihnen einzutreten, und an solchen Wochentagen, welche für die Neger freier sind, regelmäßige Bibelstunden einzurichten. In der Unterredung können auch die jüngeren Brüder so ziemlich mit Odschi fortkommen, während sie dagegen in der Predigt sich noch der englischen Sprache bedienen mußten und ihre Schullehrerzöglinge die Dolmetscher machten. Widerspruch von Seite der Neger ist selten zu hören. Glauben an die Wirklichkeit der Fetische ist wenigstens bei den Männern wenig da; dagegen doch nicht selten eine geheime Furcht vor der Möglichkeit, daß der Fetisch und Fetischpriester eben doch zauberisch wirken können; vor Allem aber die Trägheit und Fleischlichkeit des Herzens, das vom Leben aus Gott entfremdet ist.

Als einzelne Beispiele mögen die folgenden dienen. Br. Dieterle schreibt: „Letzthin sagten die Leute, sie wissen nicht, ob es unser Gott sey, der den Regen schicke, oder der Fetisch. Denn wir Missionare beten zu Gott um Regen, der Priester aber zum Fetisch; und wenn der Regen komme, so sey die Frage, ob er von Gott oder vom Fetisch komme. Da erinnerte ich sie an eine ihnen wohl bekannte Geschichte. Als wir nämlich vor einigen Jahren das erste Steinhaus bauten und mit dieser Arbeit beschäftigt mit einer Zahl von Eingebornen den Hauptfetischplatz im Aquapimlande betraten, so erklärte der Hauptfetischpriester des Dorfes Aberu, daß um unsertwillen der Fetisch nicht regnen lasse, und wir ihm eine Kuh geben müssen, um den Fetisch wieder zu versöhnen. Begreiflicherweise bekam der Fetisch keine Kuh, und doch geschah es, daß, noch ehe der gute Mann in sein ganz nahes Aberu zurückgekommen war, ein heftiger Regen das Land und seine eigene Haut benetzte. „Ja", erwiederten die Leute, „dieser Geschichte erinnern sie sich recht wohl, und sie wirkte auch den Glauben, daß an dem, was wir sagen, Wahrheit sey; aber sie müssen eben einstweilen noch prüfen, was wir sagen und was die Priester sagen; wollen auch

sehen, wie sich unsere Getauften verhalten werden; übrigens sey ja gegenwärtig unsere Plantage eben so trocken als die ihrige; warum denn nicht der Gott, zu dem wir beten, auf unsere Plantage ausnahmsweise einen Regen sende, zum Beweis seiner Fürsorge für die, welche Ihm dienen."

Br. Mader erzählt von einer Unterredung, die er am Tag vor der oben erwähnten Taufe mit den zu taufenden gehabt. „Ich fragte den Ersten: „warum wünschest du getauft zu werden?" — „Weil Jesus allein mir von meinen Sünden helfen kann." — „Bist du denn ein so großer Sünder? Hast du gestohlen, Gott gelästert, gehurt, gemordet?" — „Ja, wenn nicht mit den Händen, so doch mit dem Herzen." — „Glaubst du wirklich, daß dir Jesus vergeben und dich frei machen kann?" — „Ja, weil Er meine Sünde getragen hat." — Den Zweiten fragte ich: „Was willst du für ein gutes Werk thun mit deinem Christwerden?" — „Ich kann kein gutes Werk thun." — „Aber du willst doch Gott gefällig werden, indem du Christ wirst?" — „Ja." — „Könntest du solches nicht auch erreichen, indem du ein braves Leben führen, z. B. dein Weib herzlich lieben würdest?" — „Ich soll mein Weib lieben, aber nicht wie Gott; den soll ich über Alles lieben." — „Wenn du aber fleißig betest und das göttliche Wort liesest, thust du damit nicht ein Werk, wodurch du Gott gefällig werden kannst?" — „Ja." — Hier fielen die Andern sogleich ein und sagten: „Nein, nicht durch unsere guten Werke, sondern nur durch den Glauben an Christi Verdienst können wir Gott gefallen." — Dem Dritten sagte ich: „So viel ich weiß, bist du ein sehr schlimmer Mensch gewesen." — „Ja." — „Hast du auch gemordet?" — „Als Knabe habe ich zwei gemordet." — „Es scheint mir, du lässest es bei einem bloßen Bekenntniß deiner Sünde bewenden; sind sie dir denn auch wirklich leid?" — „Ja, sie fechten mich oft an." — „Du mußt dir einen starken Glauben erbeten, damit du nicht aus der neu betretenen Bahn hinausgeworfen werdest." — Zum Vierten sagte ich: „Du bist von je her ein guter Mensch gewesen, hast Niemand etwas zu leide gethan; mich nimmt

Wunder, daß du ein Christ werden willst." — „O nein, Herr," erwiederte er, „ich weiß, daß ich viele Sünden gethan.""

Das Schul- und Erziehungswesen in Akropong zerfällt in den Schulunterricht für die Kinder und in die Unterweisung der Schullehrerzöglinge. Von den letztern läßt sich im Allgemeinen sagen, daß sie Freude machen und bestrebt sind, im Lernen vorwärts zu kommen. Allein die Freude wurde auch mehrfach sehr getrübt. Drei derselben, Paul, William und John Rochester, wurden durch den Confirmandenunterricht veranlaßt, dem Miss. Dieterle schmerzliche Geständnisse zu machen, ohne daß er eigentlich dazu aufgefordert hatte. Miss. Dieterle hatte die schrecklichen Folgen der Selbstbefleckung geschildert, die hier so öffentlich getrieben wird. Sie kamen, sich dieser Sache auch ihrerseits schuldig zu bekennen. Allein Anderes blieb noch im Verborgenen; Einer wollte es sagen, ein Anderer bewog ihn zu schweigen. Einige Zeit später aber bat Jonathan den Br. Dieterle auf eine Stunde zu ihnen zu kommen, weil sie ihm viel zu sagen hätten. Sie erklärten dann, ihr Gewissen habe keine Ruhe mehr, ehe sie ihre Sünden vollends bekannt haben; das bisherige Verbergen sey auch zur Ursache oftmaligen Streites geworden; jetzt haben sie verabredet, daß Jeder seine Schuld gestehe, und wenn er es nicht selber thue, so sollen es die Andern thun. Da stellten sich dann schlimme Fleischessünden heraus. Nur Einer der Zöglinge war davon frei geblieben, der überhaupt in allen Stücken sich als ein Kind Gottes erweist, wenn er gleich auch seine Fehler hat. Aber bei Paul wollte es trotz seiner großen Verschuldung dennoch zu keinem vollständigen Bekenntniß kommen; einiges gab er zu, anderes, dessen ihn seine Freunde beschuldigten, läugnete er. Er wurde so feindselig gegen sie, daß er verlangte, von ihnen getrennt zu werden, und eine andere Beschäftigung zu erhalten. Die Brüder mußten ihn deßhalb entlassen, stellten ihn aber, damit er ihnen doch nicht ganz aus den Augen käme, als Schreinerjunge an. Lange zeigte sich keine Reue bei ihm; alles Gute schien zu erlöschen. So ging es vom Januar bis zum Juni. Am 15. Juni

wurde das Abendmahl gefeiert. Tags zuvor sprach Miss. Dieterle ernstlich mit ihm. Zuerst gab er keine Antwort auf irgend eine Frage; nur ein höhnisches Lächeln war auf seinem Angesicht; dann entstand in seinem Innern ein schwerer Kampf. Endlich aber brach das harte Herz und ergoß sich in einen Strom von Thränen, der seine Stimme erstickte. Des Abends bekannte er dann, daß die Beschuldigungen gegen ihn alle gegründet seyen, und er sich überdieß noch anderer Dinge schuldig gemacht. Seine Buße war aufrichtig, die Freude der Brüder unbeschreiblich; sie konnten seiner Bitte um Wiederaufnahme in die Zahl der Zöglinge wohl entsprechen, und nun lebt er mit den Andern zusammen in mehr Liebe denn zuvor.

„Der älteste Zögling Jonathan ist 20—22 Jahre alt, hat gute Talente, ist aber etwas leichtfertig, hat sich auch schon mancher Lügen schuldig gemacht und hängt mehr, als gut für ihn ist, an seiner Familie; doch zeigt sich seit der Entdeckung von Paul's Sünden ernstlicheres und tieferes Christenthum bei ihm. Der zweite Zögling David ist etwa 18 Jahre alt, hat sehr gute Gaben, ist pünktlich und ausdauernd fleißig, verbindet mit jugendlicher Munterkeit ein gesetztes und ruhiges Wesen, welches um so mehr in die Augen fällt, da er früher jähzornig, hochmüthig und unversöhnlich war. Diese Gesetztheit und Ruhe ist zwar einigermaßen Familiensache; doch bei David zugleich Frucht seines innigen Umgangs mit dem HErrn, kraft dessen er zugleich ein Salz für die Andern ist. Sein Vater war seiner Zeit hier Kabusier (Häuptling), ist aber von den Ussu-Leuten ermordet worden.

John Rochester, 16jährig, hat gute Gaben, aber nach Weise der westindischen Christen einen Hang zur Nachlässigkeit, beweist übrigens durch Aufrichtigkeit, daß er unter der Zucht des Geistes steht.

William, 15jährig, ist bei guten Gaben fleißig und treu, aber reizbar und zornig; doch hat der Geist Gottes auch in ihm ein Werk.

In Bezug auf Alle bleibt viel zu wünschen; aber ihre Offenheit erfreut uns sehr, da sie unter den Negern nicht häufig ist. Der Missionar muß eben längere Zeit als ein lebendiges Gewissen unter den Negern seyn, wenn ihr todtes und irriges Gewissen geweckt und zurechtgebracht werden soll. Freilich ist für den Anfang ihre Nachahmung des Missionars auch in geistlichen Sachen eine sclavische. Können sie aber einmal selbst in der Bibel forschen, so wird es besser werden. Um so mehr bedarf der Missionar selbst der Selbstständigkeit, damit nicht, wenn er ein bloßer Abdruck ist, seine Neger Abdrücke des Abdrucks werden.

Der Unterricht der Schullehrerzöglinge bezieht sich auf Weiterführung derselben in den Elementarfächern und in der biblischen Geschichte und Lehre. Die Lehrer benützten hiebei hauptsächlich die Lehrbücher von Kurz. Für die Arithmetik, sofern sie Sache des schulmäßigen Denkens ist, zeigen die Zöglinge vorerst noch wenig Anlage; das mechanische Nachahmen herrscht vorerst bei den Negern vor; gleichwohl wird der arithmetische Unterricht von den Brüdern als ein gutes Mittel zur Verstandesbildung betrachtet. Außerdem wird Unterricht in der Geographie, Weltgeschichte, Kirchengeschichte und englische Grammatik ertheilt. Die Zöglinge sind zum Zwecke der Dolmetschung brauchbarer als die früheren Dolmetscher und Lehrer, weil sie gründlichere Uebung in der Sprache haben. Freilich bedürfen sie immer wieder Ermahnung zur Genauigkeit, was der Missionar erst thun kann, wenn er selbst die Landessprache einigermaßen versteht.

Mit der Erziehung der Mädchen geht es langsam vorwärts. Sie hängen zu sehr an ihren Müttern, und mit diesen an ihrem Fetisch. Am ehesten wird bei den Mädchen, die nun in den Missionsfamilien ihre Pflege und Beschäftigungen haben, etwas erreicht werden können. Einige derselben haben sich um die Taufe gemeldet; und dieß ist sehr wichtig, weil die Brüder bereits in Verlegenheit sind, ihren christlichen Jünglingen auch christliche Frauen zu geben. Miss. Dieterle sagt: „Woher sollen wir für unsern Jonathan eine passende Frau bekommen, die ihm so nothwendig wäre?

Ein heidnisches Mädchen wagen wir ihm nicht zu geben; er hat sich auch selbst dagegen ausgesprochen. Die meisten Mädchen werden als kleine Kinder, ja sogar schon im Mutterleibe verlobt. Ein Vater, der ein Kind zu hoffen hat, kann zu seinem Freunde sagen: „wird es ein Knabe seyn, soll er dein Freund, wird es ein Mädchen seyn, so soll es deine Frau werden."" Unter den erwachsenen Töchtern ist daher fast keine Wahl.

Die Schule geht einen erfreulichen Gang. Es sind immer etliche 50—60 Kinder anwesend. Der Lehrer ist fortwährend Alex. Clerk. Es mußten aber demselben zwei der Schullehrerzöglinge als Gehülfen seiner Arbeit beigegeben werden. Miss. Mader schreibt: „Die Erfahrung lehrt, daß wir diesem Felde namentlich unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen, wenn etwas Gedeihliches für die Bekehrung der Neger zu Stande kommen soll. Wir mögen den Alten Christum predigen und viel von der Seligkeit der Kinder Gottes sagen, wir erhalten meist nur die Antwort: „Dein Wort ist gut und süß, aber wir sind eben zu alt, Christen zu werden; wir können eben nichts mehr lernen; unsere Kinder wollen wir in die Schule senden, die sollst Du lehren und sie sollen uns lehren." Manche Leute haben auch eine Scheu vor der Schule; manche senden ihre Kinder nur um Kleider für sie zu erhalten (denn diese müssen wir austheilen, wenn uns die Kinder nicht gar unbekleidet sollen zur Schule kommen). Manchen Eltern ist es aber wirklich um die Erziehung der Kinder zu thun. Freilich bleibt es ein Nothbehelf, wenn man die Kinder bloß in der Schule um sich hat; aber doch ist die Arbeit nicht ohne Frucht; sind doch alle unsere Neugetauften in der Schule gewonnen worden. Der Maßstab, den man an eine Negerschule anzulegen hat, ist freilich klein. Ein Christenkind bringt doch immer einigen Einfluß christlichen Umgangs mit; aber unsern Negerkindern sind auch die einfachsten religiösen Gedanken ganz neu. Neulich richtete ich im Religionsunterricht an die älteste Classe die Frage: was Christus während seines Wandels auf Erden gewesen sey? Ein Geist, ein Engel, oder ein Mensch? Großes Still-

schweigen. Endlich rief einer: „Ein Geist.“ „Nein, ein Engel,“ meinte sogleich ein anderer; zu der Annahme, daß er ein Mensch gewesen wie wir, konnte sich nicht Eins verstehen, und es nahm sie wunder, mich so stark betonen zu hören, daß der Sohn Gottes ein Mensch geworden wie wir, Fleisch und Bein gehabt, ein Kind gewesen und dann erst zu einem Manne geworden. Bei aller Unart und Unordnung unserer Negerkinder dürfen wir aber dennoch von einem großen Theil sagen, daß sie aufmerksam seyen, besonders wenn von Christus und seinem Wort geredet wird. Bei den ältern Kindern findet sich auch einiges Bewußtseyn von der Nichtigkeit des Fetischdienstes. Ueberhaupt ist zwischen Kindern, welche die Schule besuchen, und solchen, die sie nicht besuchen, ein ziemlicher Unterschied.“

Der Religionsunterricht wird, wie aus dem eben Bemerkten hervorgeht, von den Brüdern gegeben. Als Leitfaden dienen besonders die „Göttlichen Antworten auf menschliche Fragen“ von Hrn. Insp. Zeller in Beuggen; der durchaus biblische Geist, und die in diesem Buche stattfindende Vereinigung des Catechismus mit dem Spruchbuch macht es besonders geeignet zum Unterricht.

„Anfangs gab ich,“ bemerkt Miss. Mader, „diesen Unterricht englisch, bemerkte aber bald, daß unsere Kinder zwar geläufig Englisch lesen, aber nicht die Hälfte des Gelesenen verstehen. Was sollte ich thun? ich mußte mein Odschi zusammennehmen, und den Unterricht, so gut es gehen wollte, in Odschi geben. Zu dem Ende übersetzte ich die zu behandelnden Sprüche mit Hülfe eines der Schullehrerzöglinge, schrieb meine Katechisation ins Reine und katechisirte mein Papier ab. Zu meiner Verwunderung durfte ich wahrnehmen, daß mir die Kinder fast Alle so antworteten, wie ich mir selber die Antwort niedergeschrieben, mich also verstehen; dann versuchte ich bald die Sache ohne Concept, und es ging. Die zehn Gebote wurden ins Odschi übersetzt und wurden von allen Kindern auswendig gelernt. Da sie noch nicht gedruckt sind, so müssen sie eben so oft vom Lehrer vorgesagt werden, bis die Kinder sie nachsprechen können.

Ferner wird das Vaterunser, das Glaubensbekenntniß, nebst Bibelsprüchen über Taufe und Abendmahl gelernt. Sonstige Unterrichtsfächer sind: Biblische Geschichte, Schreiben, Rechnen, Orthographie in Englisch und Odschi, Gesang.

Das Schullocal ist nur ein Stockhaus mit Erde beworfen und Gras bedeckt, und für so viele Kinder allzuklein.

In diesem Local müssen wir zugleich so lange unsern Gottesdienst halten, bis es entweder zusammenfällt, oder die Liebe der Christen in der Heimath uns ein Kirchlein aus Steinen baut, wo dann auch der Regen unsern Gottesdienst nicht mehr stören dürfte.

Da das nordwestlich von Akropong und überhaupt dem Aquapimgebiete gelegene Akimgebiet eine mit dem Odschi sehr nah verwandte Sprache hat, und eine Brücke zum weiteren Eindringen ins Ashanteland bietet, so haben die Brüder im Laufe des Jahres mehrere Reisen dorthin gemacht, um den Leuten zu predigen, Kinder derselben zu bekommen, die nach geschehener Ausbildung ein Licht ihrer Heimath seyn könnten, überhaupt das Land und die Menschen kennen zu lernen. Kjepi und Gjatam sind die Hauptorte und Residenzen des Akimlandes. Die Brüder wurden von den Häuptlingen sehr freundlich aufgenommen. Besonders der Fürst von Kjepi sprach ein lebhaftes Verlangen nach Errichtung einer Schule aus und gab dem Bruder Süß zwei seiner Knaben mit. Die Entfernung, welche immerhin einige Tagereisen betrifft, die Unwegsamkeit, die Versumpfung des Landes nach jeglicher Regenzeit, vor allem der Mangel an Geldmitteln in unserer Casse und die Nothwendigkeit die Kräfte unserer Brüder zusammen zu halten, um an Einem Punkte etwas tüchtiges und entschiedenes zu leisten, sind freilich vorerst eben so viele Gründe gegen eine kräftige Anfassung des Akimgebietes. Nähere Mittheilungen über diese Reisen sind im Heidenboten gegeben worden.

Ueber das Aquapim-Gebiet selbst, in welchem unser Akropong gelegen ist, werden noch die folgenden Mittheilungen der Brüder von Interesse seyn.

Die Neger pflegen überhaupt zu versichern, daß sie auch Diener des rechten Gottes seyen, nur habe ihnen dieser die Anweisung gegeben, sich mit Gebet und Verehrung nicht an ihn selbst, den Weitentfernten, sondern an die Fetische zu halten, welche Gottes Diener seyen. Gott setzte sie nach Erschaffung der Welt über die Menschen, für dieselben zu sorgen und ihm Nachricht über ihr Verhalten zu geben. Er befiehlt den Fetischen, was sie den Menschen Gutes und Böses thun sollen. Die Fetische selbst zerfallen in verschiedene Classen: der Eine steht einer Familie vor, der Andere einem ganze Orte, der Dritte einem ganzen Lande und dergleichen; der höchste Fetisch im Aquapimland heißt Bosumbra. Unter seinen Söhnen ist Oda der grausamste und deshalb auch der Gefürchtetste. Einer der Fetische heißt: „er begegnet dem Tod;" denn wer diesem Fetisch begegnet, muß sterben. Die Zahl der Fetische ist Legion. Familien-Fetische gelten für eine große Macht über Alles, was sich auf die Familie bezieht. Wenn 2 Familien einen Fetisch gleichen Namens haben, so gibt dieß eine Art von geistlicher Verwandtschaft für die Familie ab, so daß sie nicht in einander heirathen dürfen, wenn sie gleich nicht blutsverwandt sind.

Aber auch der Erde wird eine Verehrung gewidmet, denn sie ist des Himmels Weib. Gott wird im Firmamente angeschaut, die Erde aber dehnt sich so weit aus als das Firmament und ist die Mutter von Allem. Im Gebet wird zuerst Gott, hernach die Erde, endlich werden die Fetische angerufen. Vor jeder Unternehmung wird ein Trankopfer den göttlichen Mächten auf die Erde gegossen, etwa mit den Worten: „Schöpfer, komm, trink; Erde komm, trink; Bosumbra, komm, trink!" Sonst erhalten die Fetische Schafe, Ziegen, Kühe zum Opfer, die von dem Haupte der Familie für diese vom Fetischpriester für einen Ort, für eine Gemeinde oder für das ganze Land dargebracht werden.

Der sittliche Zustand der Neger steht auf sehr niedrigem Fuße. „Es ist," schreiben die Brüder, „namentlich die Vielweiberei, welche unter den Negern ganz allgemein ist. Die

Zahl der Weiber eines Mannes beläuft sich hier von 2 bis auf 20 oder 30 oder auch noch mehr, je nach den Vermögensumständen des Einzelnen. Der Häuptling besitzt die meisten. Die gewaltigste Leidenschaft der Menschennatur waltet hier ohne alle Schranken: ihr wird Leben und Lebenskraft des Mannes und des Weibes zum Opfer gebracht. In der Familie selbst herrscht Zank, Streit und Eifersucht; von einem geordneten Familien- und Volksleben kann gar keine Rede seyn, wohl aber von dem gänzlichen Ruin desselben. Grausenhafte Unbarmherzigkeit der Eltern gegen Kinder tritt oft an den Tag; Kindsmord geschieht von der Hand der eigenen Mütter, wenn die Kinder ein organisches Gebrechen haben, oder Zwillingsmädchen sind. Den Eltern wird von den Kindern Gleiches mit Gleichem vergolten. Das Weib ist eine Sclavin des Mannes. Durch die Eltern oft schon im Mutterleibe verlobt, ist sie gebunden an den, der für sie bezahlt hat; dieser ist ihr Herr, sie mag eine Neigung zu ihm haben oder nicht; für ihn muß sie arbeiten, wenn nicht freiwillig, dann gezwungen, und nur das Lösegeld ihrer Familie kann sie frei machen. Sie muß drückende Lasten nebst einem Kind auf dem Rücken von der Plantage nach Hause schleppen, kochen und für die Kinder sorgen, während der Mann in träger Fleischesruhe seine Zeit verschwendet und es sich beim Palmwein oder Rhum wohl seyn läßt. Nie darf das Weib mit dem Manne aus einer Schüssel essen, sondern sie ißt besonders; ebenso wohnt sie nicht mit dem Manne unter einem Dach. Gefällt sie dem Mann nicht mehr, so sendet er sie weg und Niemand kümmert sich darum. Die sclavische Stellung der Weiber läßt als Folge auch einen Sclavensinn zurück; in sittlicher Beziehung stehen sie auf der tiefsten Stufe, und es ist kein Wunder, wenn wir auf die Frage: warum sie auf der Erde leben? die Antwort erhalten: „ich weiß es nicht;“ während der Mann sagt: „ich bin da, zu essen, zu trinken und Kinder zu zeugen.“ In einem so niedrigen Zustand als Sclavinnen, beherrscht von ihren und ihres Mannes Lüsten, beim gänzlichen Mangel der Erkenntniß göttlicher Dinge, ist es nicht zu viel ge-

sagt, wenn man behauptet, daß die hiesigen Weiber nur schädlich und verderblich auf ihre Kinder wirken. Von der Fähigkeit ein Kind gehörig zu erziehen, kann bei Vielen gar nicht die Rede seyn. Sie sind am meisten in die Lüge des Fetischdienstes verstrickt; sie machen es sich zur Aufgabe ihre Kinder von der Empfängniß an in dieses Fetischwesen einzuweihen; sie sind die Verführer ihrer Kinder zum Bösen; sie vergiften ihre Männer, und mit diesen ihre Kinder mit dem Geiste der Wollust, welches den ganzen Menschen zernagt. Das Familienleben ist in seinen tiefsten Grundlagen angegriffen, und das Volksleben theilt mit ihm das gleiche Loos. Ein anderes Laster ist die Trunkenheit. Rhum und Palmwein sind hier die berauschenden Getränke, welche die Schwarzen wankend machen, und ihr Blut in die widernatürlichste Confusion bringen. Meist ist dieß bei ihren Costümen, (Todtenfeierlichkeiten) der Fall; da können sie Tage und Nächte hindurch saufen, während sie keinen Bissen nehmen, und jeder Schluck zieht zehn andere nach sich. In einem solchen Zustand sind sie vollends alles Menschlichen baar. Diese zwei Gebieter unserer Neger bringen nothwendig dieselben in den Stand tiefster Armuth. Und wenn Armuth in Europa schon Tausenden Veranlassung zum Diebstahl, Lug und Betrug ist, so ist es bei Negern noch mehr der Fall. Vor nicht langer Zeit wurde ein Dieb auf unserer Plantage aufgegriffen, welcher Gras gestohlen hatte; von ihm wurden zwei andere verrathen; jeder mußte 2 Thaler zahlen. Auf dieses hin legten sich die Aeltesten ins Mittel und baten, daß wir ihnen das Geld wieder zurückgeben möchten. Als es ihnen verweigert wurde, machten sie ein Gesetz, daß keiner von unsern Arbeitern in ihrem Wald weder kleines noch großes Holz hauen dürfe; hiemit waren alle Dorfbewohner einig. Der Diebstahl wird bei ihnen nur nach dem Werthe des Gestohlenen gewogen, wenn es den Weißen gilt; nach dem wird nicht oder kaum gefragt, ob es recht oder unrecht sey. Sie unter sich rügen den Diebstahl scharf.

„Das Selbstbewußtseyn des Negers ist ungemein weit zurück. Sie kennen sich nur als Neger, als Schwarze gegenüber von den Weißen. Lüge und Betrug ist an der Tagesordnung; es kann aber gar nicht anders seyn, ist doch ihre ganze Religion eine Lüge. Da sollten Sie nur einmal das verdrehte, verschmitzte und finstere Angesicht eines solchen falschen Lügenpropheten sehen; ihre Sünden sind auf ihre Stirne und ihr Angesicht geschrieben; sie suchen das arme Volk am Narrenseil umher zu führen, bis es reif ist zum Verderben; sie veranlassen die Costümen, welche oft eine vermögliche Familie in die bitterste Armuth stürzen; sie fressen die dem Fetisch gebrachten Speisen, als Hühner, Schafe, Eier und dergleichen, und geben vor, der Fetisch habe dieß verzehrt; sie sind die Propheten des Fetisches, durch welche er Wunder thut, Kranke heilt und Menschen tödtet. So wurde im vorigen Halbjahr ein Fetischpriester aus unserm Distrikt bei der Regierung angeklagt, daß er mehrere Personen vergiftet habe. Wenn ein solches Lügensystem von den Führern des Volkes gehandhabt wird, um das Volk in abergläubischer Furcht zu erhalten, was Wunder, wenn unter dem Volke Treue und Glauben gewichen ist, und an ihrer Stelle nur Aftergestalten derselben erscheinen.

„Gleichwohl lassen sich auch einige Lichtseiten namhaft machen. Bei aller Zerrissenheit der Familien unserer Neger ist doch in manchem Herzen ein glimmender Funke von oben nicht zu verkennen. Es ist die Elternliebe. Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, besonders zu solchen, welche etwa ihrer äußeren Anlage wegen bei andern beliebt sind, ist oft ungemein, und geht in Affenliebe über. Man kann oft von Männern hören: „Ich habe deßhalb so viele Weiber, weil ich die Kinder liebe. Eine gleiche Anhänglichkeit der Kinder an ihre Eltern ist diesen gleichsam eingeimpft. Mit dieser Anhänglichkeit an Haus und Familie verbindet sich auch die Vaterlandsliebe. Sodann findet man bei den hiesigen Negern eine große Unterhaltungslust: sie selbst sitzen oft halbe und ganze Tage zu einander und sprechen über dieß

und das. Eine lebhafte Gemüthsart ist bei den hiesigen Leuten nicht zu verkennen; ihre Arbeit suchen sie sich durch Singen zu erleichtern; auch lieben sie die Musik, und schon der Knabe bringt seine Zeit zu mit der Fertigung einer Trommel oder eines andern Instruments der Musik. Eine seltene Nachahmungsgabe ist ihnen eigen, während ihnen die Erfindungskraft mangelt. Solche Stützpunkte im Leben der Neger dürfen wir bei aller Versunkenheit nicht verkennen; sie sind unsere Anknüpfungspunkte.

„Man sieht hier sehr viele Leute, die 6 Fuß und darüber messen; auch sind sie im Allgemeinen kräftig und könnten mit den stärksten Europäern einen Kampf bestehen, wenn sie dieselben Uebungen und Fertigkeiten hätten. Es gibt wohl nicht viel weniger 60—70=Jährige denn in Europa. Wir kennen Leute, die gegen 90 und einen der wohl 100 Jahre alt seyn muß. Man kann das Alter freilich nur ungenau und auf dem Wege ausfindig machen, daß man fragt, in welcher Lebenszeit sie etwa bei diesem oder jenem größeren Ereigniß gewesen seyen. Gesichtsformen und Farbe sind sehr verschieden: manche haben kohlschwarze Haut und Haare, und darauf thun sie sich viel zu gut. Um ihre Haut recht glänzend schwarz zu machen und zu erhalten, zugleich zum Schutz vor Erkältungen, bedienen sie sich täglich einer Salbe aus dem innern Kerne einer Palmnuß. Dieß geschieht schon bei Kindern von 6—8 Wochen, die dann auch, wieder zum Zwecke der völligen Schwärzung, etwa 8 Tage lang in die größte Sonnenhitze gelegt werden. Gleichwohl gibt es mancherlei Schattirungen von kohlschwarz bis zu braun. Auch in der Gesichtsform findet man viele Verschiedenheit: von einem runden Kopf mit breiter Nase und breiten, wulstigen Lippen bis zu einem langen Kopf mit spitziger Nase und kleinen, fast europäischen Lippen; letzteres besonders bei den Ashante=Leuten.

„Gewerbe gibt es sehr wenige. Von der hiesigen Gegend ist eigentlich nur nennenswerth, daß die Siade=Leute (Siai oder auch Schai), welche auf dem Berge Siade wohnen, sehr viele Töpfe machen, die sogar 30—40 Maaß

halten. Sie werden von freier Hand so schön gearbeitet, als ob sie auf der Scheibe verfertigt wären. Mit diesen Töpfen wird das ganze Accra- und Aquapimland versehen. Außerdem findet man in hiesiger Gegend nur einzelne Leute, die hie und da ein paar Kleider weben, während in Krepe ziemlich viel Baumwolle gepflanzt und zu Kleidern verarbeitet wird. Diese Kleider werden dann weit herum getragen und theuer verkauft. Die Weber weben Alles nur etwa eine Hand breit, weßhalb sie dann eben so viele Riemen zusammenflicken, bis ein Kleid zum Gebrauch breit genug ist.

„Außer der Oelpalme pflanzen die Aquapimer fast nicht mehr, als was jede Familie etwa zu ihrem Unterhalte nöthig hat; auch tragen sie nicht besonders zur Förderung des Palmölhandels bei, der ihnen weit größere Summen eintragen könnte, als sie bis jetzt davon ziehen. Es hat nun im letzten Jahr sehr wenig geregnet; und da die hiesigen Leute aus Faulheit immer auf gute Jahre rechnen, indem sie nicht mehr pflanzen, als was in fruchtbaren Jahren sie ernähren kann, so haben Viele auch nicht einmal mehr geringere Sorten von Jams und keinen Mais zu Brod; daher ist gegenwärtig Alles sehr theuer, und man muß für den Mais, den man von den Kropoleuten etwa 3—4 Stunden von hier auf einem Wochenmarkte kauft, mehr als dreimal so viel als sonst bezahlen, während die hiesigen Leute, wenn auch die Einwohnerzahl noch einmal so groß wäre, als sie ist, und sie nur ein Viertel ihres Landes gut bebauen würden, auch in dürren Jahren keinen Mangel hätten. Es gibt hier Leute, die gegenwärtig manchen Tag nichts anderes genießen, als Pfeffer, Salz und einige Kalabassen Palmwein. Jetzt beginnen sie zwar etwas mehr Mais zu pflanzen als früher; aber wenn der HErr nicht bald eine Zeitlang ziemlichen Regen schickt, so wird die Noth im künftigen Jahr noch größer, als sie bis jetzt war. Wir können z. B. jetzt schon, da es doch noch 4 Monate bis zur Jams-Ernte ist, gar keinen Jams mehr bekommen; gepflanzt haben wir keinen, weil, wenn wir früher mit un-

fern faulen Arbeitern pflanzten, er uns viel theurer kam, als wir ihn kaufen konnten. Ach würden sich doch nur die armen Neger bekehren, so würde ihnen in leiblicher und geistlicher Hinsicht geholfen, und das Land wenigstens in hiesiger Gegend könnte unter dem Segen Gottes zu einem wahren Paradies umgewandelt werden!

„Viehzucht ist im Aquapimgebiet sehr wenig; wenn ein Familienvater 6—8 Ziegen und eben so viele Schafe hat, so ist es schon viel; dagegen werden einzelne Schafe von vielen Leuten fast wie Kinder gepflegt, die dann auch sehr schön sind. Ein Haushammel kostet 6—8 Dollars, manchmal auch noch mehr. Bei diesen Schafen wird man an das erinnert, was Nathan zu David 2. Sam. 12. von einem Schafe spricht."

2. Station Ussu oder Christiansburg (früher Dänisch-Accra).

(Angefangen im Jahr 1845.)

Missionare: J. Stanger mit Frau. J. Zimmermann mit Frau. C. W. Locher.
Lehrer: Herr Peter Johnson und Nicolai Smith.
Lehrerin: Regine Hesse.

Im Personal dieser Missionsstation ist in der letzten Zeit nur in sofern eine Aenderung eingetreten, als sich Bruder Zimmermann im Sommer 1851 ehelich mit Frau Kath. Mulgrave, der frühern Ehefrau des Missionsgehülfen Thompson, verbunden hat. Den Freunden unsers Werkes ist bekannt, daß Thompson, ein geborner Neger, in seiner Jugend in die Kinderrettungsanstalt zu Beuggen und von dort aus in das Basler Missionsinstitut für einige Zeit gekommen ist, im Jahr 1843 aber, bei der neuen Begründung unserer africanischen Mission, als Gehülfe beigegeben wurde. Er hatte sich in dieser Eigenschaft mit einer Negerin verheirathet, die in Westindien getauft worden war, lebte aber leider in einer Weise, die der Mission, vor Allem aber ihm selbst, nur zur Schande und Verderben

gereichte, und eine gerichtliche Scheidung von seiner gottesfürchtigen, wackern Ehefrau nothwendig machte, und zwar aus Gründen, kraft der nach Christi Wort (Matth. 5, 32.) eine Ehescheidung auch vor Gottes Augen gerechtfertigt ist. Thompson selbst hat sich seit jener Zeit da und dort umhergetrieben, bald durch einen Anlauf zur Buße die Barmherzigkeit unserer Brüder erweckend, bald in neue Sünde und Schande sich stürzend. Frau Mulgrave aber that seit der Scheidungszeit in unserer Mädchenschule zu Ussu und unter den Negerfrauen dieser Stadt so treue und gesegnete Dienste und führte einen ihrer Taufe so würdigen Wandel, daß die Committee sich von Herzen darüber freuen konnte, als die eheliche Verbindung Br. Zimmermann's mit ihr theils ihrer Einsamkeit ein Ende machte und ihren 2 Kindern einen zweiten Vater gab, theils auch für die Zukunft der Mission die Mitwirkung dieser durch ihre Geburt zur gesegneten Missionswirksamkeit in besonderer Weise geeigneten Frau sicher stellte.

In Bezug auf das Accra- oder Ga-Gebiet wurde schon in früheren Berichten erzählt, daß es 4—5 Stunden lang und eben so viele Stunden breit der See entlang gelegen ist, und nach ungefährer Berechnung 30,000 Einwohner hat.

Schon längere Zeit hatten die Brüder vermuthet, daß vielleicht auch in dem gegen Osten gelegenen Adampe-Gebiet, in der von ihnen erlernten Accra- (Ga-) Sprache mit der Zeit das Evangelium werde gepredigt werden können, da die Adampe-Sprache nur ein Dialect von der Accra-Sprache sey.

Kürzlich hat nun Br. Stanger auf einer Reise nach Temma und Pony die erfreuliche Entdeckung gemacht, daß wirklich die Leute nicht nur etwas Accra verstehen, sondern es fließend sprechen. Er unterhielt sich in den von ihm besuchten Dörfern mit den Leuten, und nicht nur die Alten, sondern auch die Kinder bis herab auf 5 Jahre verstanden ihn und antworteten in reinem Accra. Selbst sie unter sich sprachen, wenn er zugegen war, mehr Accra als Adampe.

Ferner hörte er von verschiedenen glaubwürdigen Zeugen, daß die Accra-Sprache in den übrigen Adampe-Dörfern der Küste entlang, also bis hinab an den Volta-Strom, ebenso in Adda, etwas im Innern an genanntem Flusse gelegen, und in dem großen Töpferdorfe Schai (im Innern), welches Töpfe fast für die ganze Goldküste liefert, eben so gut gesprochen und verstanden werde als in Temma und Pony. Auch in dem so sehr industriösen und volkreichen Krobbo werde die Accra-Sprache verstanden, doch nicht so gut als in den schon genannten Dörfern. Auf diese Weise wäre das Sprachgebiet unserer Brüder in Ussu wenigstens noch einmal so groß, als sie ursprünglich wußten. Ein erfreulicher Umstand, wenn man die große Schwierigkeit, welche jedesmal die Erlernung einer neuen Sprache darbietet, und die erstaunliche Zersplitterung der Neger in sprachlicher Beziehung ins Auge faßt.

Die Arbeit unserer Brüder ist im verflossenen Jahr, Gott sey Dank, ohne wesentliche Unterbrechung vor sich gegangen. Br. Zimmermanns im Anfang des Jahres noch sehr angegriffene Gesundheit hat sich in dem höher gelegenen Akropong allmählig so weit gebessert, daß er, obwohl von manchem Fieberanfall von Zeit zu Zeit erschüttert, dennoch sich jedes Mal wieder in verhältnißmäßig kurzer Frist ordentlich erholen konnte. Das Stanger'sche Ehepaar wurde im November 1851 durch die Geburt eines Töchterleins erfreut, das ihnen aber bald hernach wieder genommen wurde.

Von ihrem häuslichen Leben schreiben die Brüder wie folgt:

„So groß auch die Hülfe ist, die ein eigener Heerd dem Missionar bietet, so nothwendig ein solcher für die Erziehung der Heiden zu einer christlichen Gemeinde, so wichtig er für die geistige Aufrechthaltung und Gründung des Heidenboten im fremden, finstern Lande, fern von der Gemeine der Heiligen, bleibt: so wenig entspricht er dem Ideal, das mit dem häuslichen Leben so gerne Ruhe, Stille, Ordnung rc. verbindet. Der Fluch des Heidenthums reicht zu stark herein in dasselbe. Statt weniger, treuer Dienst-

boten, mit Recht „Ehehalten" genannt in der Heimath, braucht der Missionar hier einen Haufen heidnischer oder kaum dem Heidenthum entronnener Leute, die durch ihre Trägheit, Untreue und Unordnung nicht den geringsten Theil seiner Last ausmachen. Ferner existirt noch keine gemeinsame Sprache; in jeglicher Familie werden 2—3 Zungen gesprochen; und so bindet auch der Familien-Gottesdienst selbst ihre Glieder nicht so zusammen wie zu Hause.

„Dessenungeachtet haben wir auch unter den vielen häuslichen Nöthen reichlich den Segen genossen, den der HErr so gerne auf gläubige Familien legt, und der Dank bleibt hinter seinen großen Wohlthaten in Erhörung des Gebets, Erhaltung der Gesundheit, häuslichem Glück und Frieden, lieblichen Erfahrungen an Kindern und Dienstboten, weit zurück. Ist auch die erziehende Arbeit an den Hausgenossen meist eine Thränensaat, und hat sie auch wenig Poetisches, so wird die Freudenernte deßwegen nicht ärmer seyn."

Eine große Erschwerung der Haushaltung ist besonders der Mangel an Wasser: selbst für gute Bezahlung ist öfters kein Wasser zu haben. Es kostete eine Zeitlang für die zwei Missionshaushaltungen, die Institute mit eingerechnet, monatlich 5—6 Thaler. „Wir haben in der ververflossenen Zeit," schreibt Br. Stanger, „nicht selten, wenn auch nicht im Unglauben, so doch mit Besorgniß gefragt: „Was sollen wir trinken?" und die Eingebornen forderten uns oft auf, in der Kirche um Regen zu bitten. Im verflossenen Monat jedoch schickte der, der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, eine Regen-Wolke, und zwar eine große, auch nach unserm armen Ussu, so daß die Cisternen wieder Wasser erhielten. Kinder können sich nicht mehr über das Christgeschenk freuen, als wir uns über diesen herabströmenden Regen freuten; und unsere Knaben und Mädchen konnten nicht so lange warten, ihre aus Mangel an Wasser sehr schmutzig gewordenen Kleider zu waschen, bis der Regen vorüber war. Im stärksten Gusse wurde dieses Geschäft sogleich vorgenommen.

„Es ist ein großer Uebelstand, daß noch Niemand ernstliche Versuche machte, eigentliche Brunnen zu graben. Die Löcher, welche die Eingebornen nahe an der See haben, geben nur weniges und schlechtes Wasser. Die Regierung will aus leicht zu begreifenden Gründen ihr Wasser innerhalb der Fort-Mauern haben. Sie hat daher ihre Cisternen dort und sammelt das Wasser von den Gebäulichkeiten des Forts in dieselben. Aus dem hiesigen Fort erhalten auch wir unser Wasser zum Trinken und Kochen; allein in dieser trockenen Zeit war es oft so wenig, daß es bei weitem nicht ausreichte.

„Die Eingebornen holten das Wasser stundenweit her auf dem Kopf; denn einen Brunnen zu graben, dazu kommen sie nicht leicht; obgleich in einiger Entfernung von der Stadt unterhalb einer kleinen Anhöhe Stellen sind, wo das Gras fast das ganze Jahr grün ist und wo man gewiß Wasser finden würde. Sie leben zu viel in der Gegenwart, und Ruhe ist ihnen meistens auch zugleich Glückseligkeit, weßwegen sie für beides auch nur Ein Wort in ihrer Sprache haben.

„Der Mangel an Regen führte auch, wie natürlich, eine mehr anhaltende Hitze mit sich, was hier an der Küste besonders drückend ist, da wegen der Nähe der See auch nicht einmal die Nächte kühl werden, so daß einem oft eine baumwollene Decke beschwerlich wird und manche Europäer in der heißen Zeit bisweilen kaum einen erquickenden Schlaf finden können."

Werfen wir nun zuerst einen Blick auf die äußerlichen Arbeiten der Brüder. Dieselben nehmen unvermeidlicher Weise, zumal in Africa, den Missionen so viele Zeit hinweg, daß dieser Umstand oft ihren Herzen zu einem schweren Drucke wird. Br. Locher schreibt: „Zu dem neuen Hausbau*) wird Baumaterial zubereitet, um ihn nach der

*) Das Missionshaus reicht nur für zwei Haushaltungen, und ist deßhalb der Bau eines weiteren Hauses nothwendig geworden, zumal wegen des Mädcheninstitutes und des Institutes für Schullehrerzöglinge.

nächsten Regenzeit beginnen zu können. Dagegen haben wir in der Nähe der Stadt ein ziemlich großes Stück Land abgesteckt und stehen in Unterhandlung mit der Regierung, die uns versprochen hat, dasselbe unentgeltlich der Mission zu überlassen. Wir gedenken dort in diesen Tagen einen Versuch zu machen, ob sich nicht in einer mäßigen Tiefe Quellwasser finde, wozu der nahe Hügel, Friedrichsberg, oder, wie ihn die Eingebornen nennen, Kaka, einige Hoffnung gibt. In der Regenzeit sollte dann auf einem Theil dieses Grundstücks ein Versuch mit Cassadawurzel (einer Art Jams) gemacht werden, vielleicht auch mit Baumwolle; und um die austrocknende Sonne etwas abzuhalten, werden wir dasselbe mit Cocospalmen anpflanzen. Schon lange tragen wir uns mit dem Gedanken, einen Friedhof anzulegen, haben aber bis jetzt noch keinen ganz passenden Platz ausmitteln können. Dagegen wurde im verflossenen Semester ein Stück Land auf unserer Plantage, 4 Stunden von Ussu, in Angriff genommen. Diese Plantage hat circa 60 Juchart vom besten Boden in jener Gegend und ist mit Ausnahme von etwa 3—4 Juchart ganz mit Busch bedeckt. Wir setzten unsern Abraham von Tessing (Neger-Christen) dorthin, um das Land zu bebauen, und haben etwa 3 Juchart, die vorher schon bepflanzt waren, gegen eine kleine Entschädigung an uns gebracht, die bereits eine hübsche Ernte Mais versprechen. Ein Morgen Kaffee gibt wenig Hoffnung auf Ertrag, da die Kaffeebäume sehr alt sind, obschon der Boden auch zum Kaffeebau geeignet ist. Es gehörten zwei kleine Häuschen von Lehm dazu, die unser Abraham nun bewohnt; und um auch für uns den Aufenthalt gesünder und angenehmer zu machen, wurde mit dem Bau eines Lehmhauses angefangen. Wir machten zu diesem Zweck einen vorläufigen Plan, und stellten dieses Haus demgemäß genau von Ost nach West. Es sollte ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer enthalten, und auf 3 Seiten, nach Süd, West und Nord, mit vorspringendem Strohdach versehen seyn, das eine Veranda oder Gallerie bildet. — Obschon dieses Haus ganz aus Lehm gebaut wird und nicht theuer kommt, so hat doch

der Bau seine Schwierigkeiten, da nach der Regenzeit weit und breit kein Wasser zu haben ist. Da muß erst ein Gewitter abgewartet werden. Zu diesem Zweck ließ ich die Erde, wo früher Lehmhütten gestanden hatten, auflockern, und machte mehrere Graben zu Vertiefungen und Löchern, um so viel Wasser als möglich zu sammeln. Nun mußte ein Gewitter abgewartet werden, und ich hatte einmal die Freude, bei meinem Aufenthalt auf der Plantage zuzusehen, wie der Lehm angemacht wird. Ich hatte ein Zelt aufgeschlagen, in dem ich bequem wohnen konnte, und meine Leute waren eben fertig geworden mit Auflockern der Erde, und gingen in die benachbarten Dörfer, um zu essen (sie arbeiteten gewöhnlich von Morgens 6 Uhr bis Nachmittags 2 Uhr, und hatten dann Feierabend), als der Himmel sich mit Wolken bedeckte und die Sonne recht drückend stach. — Plötzlich entsteht etwas Wind; unter Blitz und Donner ergießt sich der Regen in Strömen. Da entstand Leben im Dörfchen (es wohnen noch 3 Familien da, aber nicht auf unserm Eigenthum); Alt und Jung eilt herbei; die Männer mit Hacken, die Weiber und Kinder mit Töpfen; meine Knaben helfen auch mit, und nun wird der Lehm angemacht, und bestmöglich das Wasser verarbeitet. Unterdessen eilen meine übrigen Leute auch herbei zu helfen, und ein dreistündiger Regen liefert uns hinlängliches Material zu etwa ⅔ des Hauses. Es war eine Lust diese Leute arbeiten zu sehen. — Ich konnte unter dem Zelte stehend Alles mit Muße übersehen und bedauerte fast, nicht mithelfen zu können. — Nachher in den folgenden Tagen wird der Lehm nochmals durchgearbeitet, auf Haufen gesetzt, und mit Gras bedeckt. Dann trägt man eine Schicht von 1½—2 Fuß Höhe auf, läßt sie trocknen u. s. f. bis die Wände fertig sind. Thüre und Fensterrahmen werden nachher eingesetzt, und das Dach aus Stroh verfertigt. Zu dem Dachstuhl liefert der nahe Busch genug Material, nur müssen die Arbeiter die Holzarten kennen, welche von den Ameisen nicht zerstört werden. Leider hat es seither nicht mehr bedeutend geregnet, so daß das

Haus wohl vor der nächsten Regenzeit kaum mehr vollendet werden kann.“

Auch für die Viehzucht suchen die Brüder Etwas zu thun. Ihr Hornvieh fängt an sich zu vermehren; auch das Kleinvieh, Ziegen und Schafe, stellen sich, zumal während einer Theurungszeit, als sehr vortheilhaft heraus und macht nicht so viel zu schaffen, als dieß beim Hornvieh wegen seiner großen Wildheit der Fall ist.

Unter die Pflanzen, die sehr gut gedeihen und doch bis jetzt von den Negern fast gar nicht gepflanzt worden sind, gehört besonders der Cocosnußbaum. Br. Stanger schreibt:

„Der Cocosnußbaum kommt im Sand am besten fort, und wenn man ihn pflanzt, so muß man, wo kein Sand ist, welchen in das Loch werfen. Braucht er im Anfang Wasser, so ist das Seewasser für ihn das beste, und da haben wir den unerschöpflichen Ocean in der Nähe. Ist er einmal gesetzt, so macht er fast gar keine Mühe mehr. Nach 8—10 Jahren trägt er unaufhörlich Früchte. Man sieht unten immer reife, weiter oben halb ausgewachsene Früchte, und noch weiter oben Blüthen. So geht es immer von Jahr zu Jahr hinauf und er wird nach und nach sehr hoch, da die untern Stammblätter mit den Früchten herunterfallen. Selbst in diesem dürren Jahr trugen sie eine Menge Früchte. Pony z. B. ist ganz umgeben und beinahe nicht zu sehen vor solchen Bäumen. Die Missionare können nicht viel in der Sache thun, und fordern sie die Eingebornen zur Pflanzung auf, so antworten oder denken diese: „Ja da könnte ich zuvor sterben, ehe ich die Frucht meiner Arbeit sehe.“ Es geht bei ihnen Alles von der Hand in den Mund. Sie sind gerade wie die Kinder. Es ist aber zu Schade, daß die ungeheure Küstenebene den armen Leuten fast nichts eintragen soll. Myriaden solcher Bäume könnten auf derselben gepflanzt werden. Ein Europäer, dessen Geschäft es wäre, könnte ohne zu große Mühe in einem Jahre 1000 derselben pflanzen.*) Nach 10 Jahren würde

*) Der Schreiber dieß redet noch nicht aus eigener Erfahrung. Jos. Insp.

ein solcher Baum, selbst wenn diese Nüsse viel wohlfeiler würden, jährlich wenigstens für einen Thaler Nüsse tragen. Dieß würde Nachahmung finden und nicht nur der harten Noth in Jahren der Dürre steuern, sondern nach und nach wohl auch für Europa durch das Cocosnußöl nützlich werden."

Aber auch außer dergleichen Arbeiten gibt es im Aeußerlichen, besonders in Ussu, noch viel zu thun. Die Zeit des Br. Locher war durch den Einkauf von Lebensmitteln auf den an die Küste kommenden europäischen und americanischen Schiffen, durch die Verpackung eines Theiles derselben nach Akropong, durch die Umsetzung der Wechsel in baares Geld, zu welchem Zweck bisweilen sogar Reisen nach Cape Coast nothwendig werden, ebenso durch eine Reise in Druckereisachen nach Cape Coast, nicht wenig in Anspruch genommen. Die Schwierigkeit baares Geld zu bekommen, war oft erstaunlich groß, aber aus einem erfreulichen Grund. Der Sclavenhandel mit Brasilien hatte eine Zeitlang, in Folge des brasilischen Regierungsverbots, fast ganz aufgehört; das war die Ursache, warum die spanischen Thaler so selten wurden; aber das Unwesen fing dann doch wieder an. Es ist zu einträglich für die Bewohner Brasiliens, als daß diese so schnell davon lassen könnten.

Die Predigt des Wortes wurde in der Kirche, auf den Straßen, in den Häusern, zu Ussu und an andern Orten, getrieben. Br. Stanger berichtet darüber:

„Die Küsten- und Plantagen-Dörfer wurden besucht; die beiden Küstendörfer Labudei und Tessing, wenn nicht besondere Hindernisse eintreten, alle Sonntage. In Tessing gibt es mehrere Männer, die nicht ferne vom Reiche Gottes sind. In Labudei erhält der in den Augen der heidnischen Neger und Mulatten erschreckliche Fetisch Lakpa hie und da einen Stoß, steht aber dessen ungeachtet bis jetzt noch fest. Ein finsteres Fetischnest. Es will einem bisweilen grauen; doch fehlt es auch da nicht an Leuten, die heimlich dem Betrug der Fetischpriester entgegen sind; aber offenen Widerspruch wagen sie noch nicht, aus Furcht vor der Giftmischerei derselben. Auf den Plantagen-Dörfern sind die Leute wohl am

geneigtesten zur Annahme des Evangeliums. Es sind hier mehrere, die bei der Predigt sich entschieden für das Christenthum aussprechen und uns auch hier, wenn sie mit ihrem Korn, Jams ꝛc. in die Stadt kommen, bisweilen besuchen und unsern Hausandachten beiwohnen.

„Außer den angeführten Dörfern, wurden auch die entlegeneren, aber wichtigen Orte Krobo und Schai (im Innern gelegen) besucht. Die Kroboer waren damals gerade in politische Händel mit der hiesigen Regierung verflochten und daher etwas zurückhaltend; jedoch macht dieses Völklein wegen seines Fleißes im Landbau (das meiste Palmöl wird dort gemacht) und durch sein kräftiges und dabei einfaches Wesen viel Hoffnung für die Aufnahme des Evangeliums; sie luden uns ein, bald wieder zu kommen.

„In Schai wurde das Wort mit viel Einfalt aufgenommen, und es war recht rührend zu sehen, wie diese Leute alle ohne Ausnahme sich um uns zur Predigt versammelten und in ihrer Einfalt nach der Weise der Verehrung des wahren Gottes fragend, uns in unsern Anreden unterbrachen; sie hatten noch gar nicht gewußt, daß es auch andere Leute als Fetischanbeter gibt."

„Ueber den religiösen, sittlichen und oeconomischen Zustand der Heiden können wir," schreibt Br. Stanger, „außer dem schon früher Berichteten, nicht viel Neues sagen. Von der Empfängniß an bis zum Grab ist der Fetischdiener in den Händen geldgieriger Priester. Bald nach der Empfängniß wird durch den Priester und zwar für Geld der Fetisch um Aufschluß über die nächste Zukunft für Mutter und Kind gefragt, was während der Schwangerschaft wiederholt wird. Die Narrenpossen, welche da diese Fleischesmenschen, die Fetischpriester, treiben, und die Schamlosigkeit, mit welcher sie dabei, und zwar öffentlich, zu Werke gehen, sind empörend, und man weiß oft nicht recht zu entscheiden, ob das Wort von der Keuschheit oder eine gute Ruthe das geeignete Mittel gegen dieses Unwesen wäre. Auf ähnliche Weise geht es fort von der Wiege, oder vielmehr von der Geburt (denn Niemand hat hier eine Wiege)

bis zum Grab. Kaum hat dann der Neger sein armseliges Leben vollendet, so hat einer der Verwandten nichts eiligeres zu thun, als einige Groschen werth Muschelgeld zu nehmen, um damit den Fetischpriester zum Voraus zu bezahlen für die Mühe, die er sich sofort zu nehmen hat, den Fetisch zu fragen, was man nun mit der Leiche anfangen soll, was vor, bei und nach der Beerdigung geschehen müsse. Da scheint nun wirklich der Fetisch seine Leute gut zu kennen; denn kaum hat der Priester ihn gefragt und horchend seinen Kopf hingehalten, so erhält er den für alle andern Leute nicht hörbaren Bescheid, der sich immer nach dem Ansehen und dem Vermögen der Familie des Verstorbenen richtet. So z. B. muß bei der Beerdigung des Angesehenen und Vermöglichen weit mehr Rum gesoffen und weit mehr Pulver verschossen werden. Diese Todtenfeiern sind es hauptsächlich, welche die Neger in Schulden, Armuth, und allerlei Nöthen bringen, aus denen sie sich gewöhnlich nur durch Verkauf eines Familienmitgliedes zu helfen wissen.

„Weiter noch treiben die Fetischpriester ihr Unwesen in den auswärtigen Dörfern; denn hier in Ussu unter den Augen der Regierung müssen sie es noch erträglich machen. Es ist uns von glaubwürdigen, die Verhältnisse genau kennenden Personen gesagt, daß in den auswärtigen Dörfern ein junger Mann kaum zu etwas kommen könne. Zeige einer, daß er etwas Geld habe, so halten die Priester Rath, wie sie es ihm abnehmen sollen. Da wird dann z. B. Jemand krank. Ein der Familie Angehöriger kommt und fragt durch den Priester beim Fetisch um Rath; der Fetisch, oder besser der Priester, antwortet, jener junge Mann sey die Ursache, er habe ihm Gift beigebracht und dergleichen. Nun geht es über den Armen her: er muß Geld auf Geld bezahlen, und froh muß er noch seyn, wenn er mit dem Leben davon kommt. Die Regierung weiß zwar diese Sachen; aber wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter, und wo keine Zeugen sind, wird auch kein Urtheil gesprochen; zu klagen aber und zu zeugen vor Gericht wagt nicht leicht einer; denn er muß fürchten, es gehe dann nicht nur um

Geld und Gut, sondern auch um Blut und Leben. Das Gift ist den Fetischpriestern ein gar sicheres Mittel sich zu rächen. Auf diese Weise gehen Schurken im Lande umher, von denen bestimmt gesagt wird, sie haben schon viele Leute vergiftet; aber Niemand wagt ihnen entgegenzutreten.

Die Regierung hat jedoch in neuerer Zeit mehr entdeckt als je. So gestand z. B. vor einigen Monaten ein Fetischpriester vor Gericht ein, daß es nicht des Fetisches Worte seyen, was sie zu den Leuten sagen, sondern ihre eigenen. Es sey Alles Betrug. Der Richter rief hierauf eine Anzahl hiesiger Neger zusammen und ließ den Fetischpriester wiederholen, was er anfangs gesagt hatte.

„Manche dienen dem Fetisch, zwar nicht aus Furcht vor ihm selbst, wohl aber vor den Priestern. Sie treiben also eine Sache, die sie selbst für Lug und Trug halten, werden zu Lügnern, ihre ganze Sittlichkeit wird untergraben. Ehrliche Leute sind überhaupt selten, was die Neger auch selbst den Europäern gegenüber, die doch gewiß nicht alle Kinder der Wahrheit sind, fühlen; denn nicht selten hört man sie sagen: „Der Weiße lügt nicht;" „der Weiße kann nicht lügen; d. h. wohl: nicht so unverschämt als wir Schwarze.

„Der ökonomische Zustand wird namentlich in Ussu eher geringer als besser, da Alles Handel treiben und fast Niemand das Land bauen will, und eben daher im Handel wenig gewonnen werden kann. Vor einiger Zeit kam noch eine Dürre dazu. Die Lebensmittel sind daher sehr theuer, und manche Leute fangen an zu darben. Es will fast Alles Kopf und besonders Magen seyn, darum verlangt letzterer mehr als die wenigen Hände und Füße verschaffen können, zumal da ihnen selbst auch die Ruhe allzusüß vorkommt.

„Doch müssen wir sagen: der Handel und überhaupt europäischer Einfluß hat viel Gutes. Die Einrichtungen, besonders Wohnung und Kleidung, werden besser, wenn auch das Vermögen nicht zunimmt. Die Leute bekommen so mehr Bedürfnisse und haben weniger Zeit zum Müssiggehen. Sie werden auch durch ihre bessern Häuser an einen Ort gebunden, und können nicht mehr so leicht der

europäischen Macht trotzen, wie früher, wo sie, wenn z. B. ein Kriegsschiff kam, sie zu züchtigen, mit ihren Habseligkeiten unter dem Arm und der Flinte auf der Schulter in den Busch liefen und lachten, wenn ihre Hütten zusammengeschossen wurden.

„Das Verhältniß der Eingebornen zu den Missionaren ist so, daß wir, ohne zu weit zu gehen, sagen dürfen: wir können es von Heiden nicht besser erwarten. Es trägt der Hausbesuch dazu viel bei, sowie der Umgang der Eltern, der Schulkinder und der Zöglinge mit den Missionaren und ihren Frauen, und besonders auch Theilnahme an ihren äußerlichen Nöthen. So kommen seit einiger Zeit der Kabusier und die Aeltesten, wenn schwere Krankheiten oder Verletzungen in ihren Familien vorkommen, in das Missionshaus, um Hülfe zu erhalten, welche, so viel es in unserer Kraft steht, geleistet wird. Auch Bitten um Hülfe in schweren Geburtsfällen konnten nicht abgewiesen werden, obgleich wir dieses Gebiet lieber wohl unterrichteten Frauen überlassen würden. Das Gelingen gewissenhafter Bemühungen in solchen Fällen erzeugt in den Familien mehr Dank und Anhänglichkeit als irgend etwas anderes, und stellt das stolze, unsinnige Wesen der Fetischleute am meisten blos in den Augen des Volks. Die Fetischpriester sind nämlich zugleich Mediciner, Wundärzte und Geburtshelfer, obgleich es auch Hebammen gibt. Der Aberglaube, welcher bei dem weiblichen Geschlecht am stärksten ist, öffnet ihnen die Thüre zu letzterem Geschäft, so schrecklich sie die Leute zu behandeln pflegen. Erst neulich wurde eine unserer Nachbarsfrauen durch ihr thörichtes Verfahren grausam hingemordet."

Ueber Katechumenen und Gemeinde melden die Brüder folgendes: „Eigentliche Katechumenen haben wir gegenwärtig keine; doch gibt es Leute, die nicht ferne davon sind, und wir hoffen bald wieder ein Häuflein zusammenzubringen. Dagegen hatten wir die Freude im Verlauf dieses Jahres 5 Neger, Knaben und Jünglinge unserer kleinen Gemeinde durch die heilige Taufe einzuverleiben. Nach

längerem Unterricht derselben gewannen wir die Ueberzeugung, daß wir ihnen die heilige Taufe nicht länger vorenthalten dürfen. Es wurde daher der 24. August festgesetzt. Tags zuvor war ihr Gemüth so sehr damit beschäftigt, daß sie kaum zur Verrichtung irgend eines Geschäftes fähig waren, da die Sache selbst sie viel bewegte und sie von ihren Freunden und Verwandten so viel Widerspruch zu erfahren hatten; aber sie ertrugen es mit Ergebenheit und Geduld, und waren daher entschieden in ihrem Vorsatz."

„Ich trug es," schreibt Stanger, „Samstags zuvor noch recht darauf an, ihnen zu Gemüthe zu führen, in was für einen Kampf mit der Welt, der Sünde und dem Teufel sie durch diesen Schritt treten, und wie es besser sey, wenn sie diesen Schritt nicht thun, falls sie sich nicht völlig dem HErrn ergeben mit Leib, Seele und Geist. Die Antwort von jedem Einzelnen war die: sie haben es reiflich überlegt; sie wollen getauft werden; ich solle aber Geduld mit ihnen haben und für sie beten. Sonntags zogen wir mit ihnen, nachdem die nöthigen Vorbereitungen und Anordnungen gemacht waren, zur Kirche. Sie war bereits gefüllt mit Zuhörern. Die Verwandten der Täuflinge kamen jedoch nicht. Sie ließen mir zum Theil Abends zuvor sagen: wenn sie Zeit haben, wollen sie auch kommen. Ich predigte über Matthäus 10, 16: „Siehe ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe ꝛc. Es war mir sehr schwer, als ich dieses kleine, schwache Häuflein ansah, und wäre mir zu schwer geworden, hätte ich ihnen nicht ein anderes Wort unsers HErrn mit auf den Weg geben können, nämlich das: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Die Ansprache und das Gebet vor und nach der Taufe hielt ich in englischer Sprache, da die Täuflinge Englisch verstanden, die Prüfung vor der Taufe und die Taufe selbst in der Accra-Sprache. Es war dieß das erste Mal, daß diese heilige Handlung in der Accra-Sprache vorgenommen wurde, und die Anwesenden waren um so stiller und aufmerksamer. Vor und nach der Taufe sangen die Täuflinge, und zwar nach derselben die englische Uebersetzung

des deutschen Liederverses: „Meinen Jesum laß ich nicht“ rc. Nach der Kirche hatten wir eine liebliche Mittagsmahlzeit mit einander. Tischgenossen waren: die Missionare sammt ihren Frauen und ihren Kindern, die Neugetauften und die Zöglinge beider Geschlechter, sowie 2 von den Getauften in Tessing, zusammen 27 Personen. Vor und nach Tisch sangen wir englische Liederverse. Es war dieß, wenn gleich ein Tag der Sorgen, doch auch ein Tag der Ermunterung und Glaubensstärkung. Wir hatten die Neugetauften sodann auch außer dem Nachmittags-Gottesdienst den ganzen Tag bei uns, was ihnen einiger Ersatz war für das, was sie von den Ihrigen zu ertragen hatten.

„Die Namen dieser Neugetauften sind: George Lomote, Christian Obobi, Samuel Quakoi, Joseph Ado und Johannes Tette. George Lomote ist etwa 20 Jahre alt, besuchte unsere Schule von dem Anfang ihres Entstehens an, verlangte die Taufe schon als ich hier ankam, also vor etwa 5 Jahren, seine Verwandten aber duldeten es nicht, was ihn sehr entmuthigte. Er besuchte jedoch die Schule fort. Vor etwa 2 Jahren wurde er als Monitor an der Schule angestellt und nahm die Lectionen für die Zöglinge mit. Es war unsere Absicht, ihn für den Schulberuf heranzubilden, an welchem Geschäft er aber keine Freude hatte. Als James Okoi (unser früherer Dolmetscher, dem ein Haifisch beide Arme abbiß) gestorben war, hatte ich keine andere Wahl, als ihn zum Dolmetscher zu machen, obgleich er noch nicht getauft war. Dieses Geschäft hat er nun seither versehen. Zu Hause brauche ich ihn ebenfalls als Dolmetscher bei Spracharbeiten rc. und außerdem verrichtet er allerhand häusliche Arbeiten, und erspart mir viel Zeit für meinen eigentlichen Beruf, indem er sein früheres Versprechen erfüllt, wo er sagte: „ich will Alles thun, was Du sagst, nur nicht Schullehrer werden.“ Von seiner Taufe redete er oft; ich gab ihm aber immer etwas kurze Antworten, da er immer von seinen Verwandten sprach, daß diese es eben nicht haben wollen. Endlich entschloß er sich auch gegen den Willen der Seinigen sich tau-

en zu lassen, was ich annahm, da er in der letzten Zeit mehr inneres Leben zeigte, und die Furcht, er wolle es nur thun, weil ich es etwa gerne sehe, verschwand mehr und mehr. Er hatte viel zu leiden von den Seinigen; es schadete ihm aber gar nichts. — Christian Obobi von Pony (der Sohn des Kabusiers daselbst) kam vor 4½ Jahren hieher, besuchte die Schule und wurde mein Haus-Knabe. Er war damals etwa 14 Jahre alt, also nun etwa 18—19. Er verrichtete sein Geschäft bald mit Geschicklichkeit, Fleiß und Treue, und war, besonders wenn ich krank war, sehr besorgt und anhänglich, obgleich ich ihm Anfangs nur mit Deuten zu verstehen geben konnte was ich wollte, da er noch nicht Englisch und ich noch nicht Accra verstand. In der Schule ging es zuerst langsam; aber da er fleißig und aufmerksam war, brachte er es nach und nach doch weiter als die begabteren Schüler, welche mit ihm in die Schule eintraten. Das Wort Gottes und das Leben im Missionshaus machte bald einen tiefen Eindruck auf ihn, mehr als ich geglaubt habe. Er versicherte mich vor seiner Taufe, als er mir den ganzen Wust seines früheren Lebens eingestand, daß er gewisse Jugendsünden, die hier zu den gewöhnlichen gehören, nie mehr begangen habe, seit er bei mir sey; er habe auch an dem Fetischwesen seines Vaters, der seines Amtes wegen auch zugleich Fetischmann seyn muß, nie mehr Antheil genommen, wenn er nach Hause gekommen sey. Er hat einen etwas rauhen, derben Charakter, und dazu kommt noch die rohe Ausdrucksweise der Accrasprache. Sagte ich dann: „Hör, Obobi, du bist aber sehr grob,“ so gab er zur Antwort: „Nicht so, Meister, so reden wir nur; ich weiß, daß Du mein Meister bist.“ Seine Offenheit kam mir jedoch oft sehr zu gut, wenn ich etwas thun wollte und die Verhältnisse nicht kannte, wenn er auch seine Rede mit „Meister, so nicht recht“ ꝛc. anfing. Obgleich ihm nun das Christenthum einleuchtete, und er, wenn ich bisweilen in der Predigt christliche Geschichten als Beispiele erzählte, sagen konnte: „heute hat mir das Predigen gut geschmeckt,“ so war es ihm doch schwer begreiflich, wie man den Belei-

digern auch vergeben soll, und es dauerte lange, bis ich ihn von der Ansicht abbrachte, daß er, wiewohl Kabusiers-Sohn, doch nicht nöthig habe, persönliche Beleidigungen mit der Faust zu rächen. Vor einem Jahr wurde er unter die Schullehrer-Zöglinge aufgenommen, und da er nun mehr Zeit zum Lernen hat, so hat er sehr gute Fortschritte gemacht, und konnte auf Reisen, besonders in seinem Vaterland (Adampe), schon nützlich seyn zu dem Werke. — Samuel Quakoi, etwa 16 Jahre alt, besuchte unsere Schule von Anfang an, und war in den letzten Jahren auch noch im Dienst bei Frau Mulgrave (Frau Zimmermann). Er war früher aufmerksam und gefällig in der Schule, wurde aber nach und nach träge und stolz, besonders ungehorsam gegen seine Herrin. Er wünschte die Taufe, aber es war wenig Hoffnung vorhanden, sie ihm mit gutem Gewissen geben zu dürfen. Auch nachdem er unter die Zahl der Zöglinge aufgenommen war und seine Probezeit überstanden hatte, erhielt er die Taufe nur mit vieler Besorgniß, weil es bisweilen schien, als sey ihm kein rechter Ernst mit der Sache. Sie scheint jedoch ihre segnende und belebende Wirkung an ihm beweisen zu können. — Joseph Ado, etwa 15 Jahre alt, ist der Sohn des einflußreichsten Negers in Ussu. Er besuchte früher mehrere Jahre die Schule und war auch einige Zeit Haus-Knabe von unserm geistlich verunglückten Thompson, von dem er leider damals nicht mehr viel Gutes lernen konnte. In der Schule war er fleißig und gehorchte mir, weniger aber dem Schullehrer, und gegen seinen Vater war er entschieden ungehorsam und trotzig. Nachher nahm ihn Herr Schöning (Regierungsmitglied allhier) in den Dienst, der mit ihm zufrieden war und ihm sehr viel anvertrauen konnte. Er lernte da Manches, besonders aber gehorchen, weil er sah, hier muß man es. Er neigte jedoch sein Herz nach und nach zu einigen Sünden, gegen welche die Feste Christiansborg ihn nicht schützte. Herr Schöning wünschte aber, daß er in den Händen der Missionare bleibe, und da ich ihn nicht brauchen konnte, rieth ich Br. Locher bei dessen Ankunft, als bald darauf

Herr Schöning starb, ihn zu nehmen. Er nahm ihn in den Dienst, hielt ihn zum Bibellesen an und in strenger Zucht; er gewann den HErrn und sein Wort lieb und verlangte die Taufe. — Johannes Tette, etwa 10 Jahre alt, ist ein Waise, da seine Mutter starb und sein Vater sich von hier entfernte, ohne ihn mitzunehmen. Er hat einen krummen Rücken, und ist einer von den wenigen Mißgestalten, welche den mörderischen Händen entgangen sind; denn die meisten werden aus der Welt geschafft, ehe man viel von ihrem Daseyn weiß. Herr Lieutenant Swedstrup nahm ihn aus Mitleiden auf, gab ihm Nahrung und Kleider und schickte ihn bald zur Schule. Bei seiner Abreise übergab er ihn an Miss. Schiedt und dieser nachher an mich. Er sprach schon damals neben seiner Muttersprache ziemlich Odschi, Dänisch und Englisch. Er liest und versteht das englische Neue Testament ziemlich gut. Trotz seiner guten Gaben hatte ich von Anfang an wenig Hoffnung für ihn. Aber vor etwa einem Jahr änderte es sich. Wort Gottes und Gebet ließen sich nicht unbezeugt an seinem Herzen; die Ruthe that auch das ihre; er ließ, so viel wahrzunehmen war, von seinen krummen Wegen und begehrte die Taufe, welche ihm nach langer Prüfung mit Freuden ertheilt werden konnte.

„Diese Neugetauften machen uns unterdessen sowohl Freude als Besorgniß, zeigen sich zwar als Glieder am Leibe Christi, aber als sehr schwache.

„Die Zahl unserer Gemeindemitglieder aus den Heiden ist durch diese Taufen auf 18 gestiegen. Ueber das Benehmen derselben zu berichten ist schwer. Sie beschämen uns zwar oft durch ihre Einfalt im Christenthum und bereiten bei den Besprechungen mit ihnen vor der Feier des heiligen Abendmahls manchen Genuß für das eigene Herz; dabei werden aber auch Manche ein rechter Kummerstein durch ihre Stumpfheit, ihre aus dem Heidenthum mitgebrachten sündlichen Neigungen und Gewohnheiten und durch ihren irdischen Sinn. Doch wurde mit Freuden die Beobachtung gemacht, daß sie, und namentlich nun auch die Aeltern und

Verheiratheten unter ihnen, welche am meisten Neigung zur Trägheit haben, in eine genauere Gebetsgemeinschaft mit einander getreten sind; auch haben wir uns vor einigen Wochen recht gefreut in einer Betstunde mit ihnen vernehmen zu dürfen, wie herzlich sie für uns und die übrigen Missionare auf der Goldküste, sowie auch für die Christen in Europa beten. Sie haben mit vielen Versuchungen zu kämpfen; Jesus Christus, der Oberhirte der Gemeinen, sey und bleibe ihr und unser Erbarmer und Führer.

„In der Gottesdienstordnung gab es einige Veränderungen, indem zu Ende des Jahres statt der Nachmittagspredigt gewöhnlich eine Katechese in der Landessprache gehalten wurde. So der HErr Gesundheit und Kraft gibt, soll es so fortgeführt werden; die Kinderstunden werden dann vielleicht einstweilen wegfallen und die übrige Zeit des Sonntags mehr auf die Alten durch Sonntagsschulen und Versammlungen zu Besprechungen und Gebet, sowie auf Besuch benachbarter Dörfer verwendet werden.

„Liturgische Formulare wurden ausgearbeitet, eines für Kindertaufen und eines für das heil. Abendmahl; letzteres ist jedoch Uebersetzung des Formulars aus dem württembergischen Kirchenbuch vom Jahre 1765, das auch in dem neuen württembergischen Kirchenbuch unter Nr. 1. abgedruckt ist. Einfachere Ausdrücke mußten dazu gewählt werden, der Sinn aber wurde beibehalten. Auch einige Accra-Liederverse wurden verfaßt und werden gesungen.

„Auch mit Wochen-Gottesdiensten haben wir einen Anfang gemacht, da sie nun meistens in der Landessprache gehalten werden können. Mittwoch Abends um 6 Uhr wird in der dazu beleuchteten Capelle (es wird hier das ganze Jahr etwa um 6 Uhr Nacht) ein Vortrag gehalten, dem jedesmal eine biblische Geschichte zu Grunde gelegt wird. In der ersten Woche des Monats tritt an dessen Stelle eine Missionsstunde, und zwar am Montag Abends. Es kommen zu den Abendgottesdiensten Leute, die bei Tag nicht so gerne kommen."

Schulen
nach dem Berichte des Br. Zimmermann.

a. Knabenschule. — Lehrer: Peter Johnson, verheirathet, und Nicolai Smith, ledig. Monitoren sind die Schullehrerzöglinge. Die Zahl der Schüler betrug auf der Liste 96. Regelmäßige Besucher sind es nur 60. Die Unterrichtsgegenstände sind dieselben, die im vorigen Jahresbericht angeführt wurden: 1) Bibellesen, bei der ersten und zweiten Classe. 2) Bibelgeschichte, bei der ersten bis fünften Classe. 3) Lesen und Buchstabirübung, bei der dritten bis fünften Classe. 4) Englische Sprachübungen, bei der ersten bis fünften Classe. 5) Ga- oder Accra-Sprachübungen, schriftlich und mündlich, bei der ersten und dritten Classe. 6) Auswendiglernen von Ga- und englischen Bibelsprüchen, Theile des Katechismus in beiden Sprachen und englischen Liederversen, bei der ersten bis fünften Classe. 7) Schön- und Rechtschreiben in beiden Sprachen, erste bis dritte Classe. 8) Die ersten Schreibübungen, bei der vierten und fünften Classe. 9) Singen, erste bis fünfte Classe. 10) Kopf- und Tafelrechnen, erste bis fünfte Classe.

„Im Laufe dieses Jahres wurde zum ersten Mal etwas Gedrucktes in der Landessprache, nämlich der von Bruder Stanger abgefaßte Katechismus, von den Kindern auswendig gelernt, auch mit einer neuen jungen Classe das Lesenlernen zuerst in Ga getrieben, um sie nicht durch das englische Alphabet von vorn herein zu verwirren.

„Die Lehrweise blieb dieselbe.

„Die Hülfsmittel wurden durch obgenannten Katechismus vermehrt; ebenso wurde ein Theil der von mir angefangenen biblischen Geschichte von den Zöglingen abgeschrieben und in der Schule benützt. Auch das Manuscript des kleinen Lesebüchleins durchläuft die Probe in der Schule.

„Der Schulbesuch war mangelhaft. Es war hieran zum großen Theil das Gerücht schuld, als hätten wir das Englische abgeschafft, was böswilliger Weise in der Stadt verbreitet wurde; dieß kann uns aber in einer Küsten- und Handelsstadt, wie die hiesige, nie einfallen,

„Die Fortschritte der Kinder waren im Allgemeinen ordentlich. Besonders in der biblischen Geschichte, im Lesen des Ga und im Singen machen sie uns Freude. Ihre Unterhaltungen über erstere zeigen, daß sie auf fruchtbaren Boden fällt.

„Was von Außen der Schule Noth thut, ist, daß mehr europäische Kraft auf sie verwendet werden sollte. Sie würde für einen europäischen Missionar volle und reichlich lohnende Arbeit bieten. Könnten nur wir mehr an ihr arbeiten, wir selbst hätten reichen Gewinn davon.

„b. Mädchenschule. Ledige Lehrerin: Jgfr. Regina Hesse. Zahl der Kinder auf der Liste 57, regelmäßig besuchende 36.

„Alles von der Knabenschule Gesagte, gilt auch von der Vormittags-Schule der Mädchen, die unter der Leitung von Frau Zimmermann steht. Nur machen sie eine gute Ausnahme durch fleißigeren Schulbesuch und eine bessere Ordnung. Ueberhaupt ist an mehreren von ihnen ein wohlthuender Ernst zu spüren. Der Geist Gottes übt sein Werk in Etlichen, was ich übrigens auch von der Knabenschule sagen darf.

„Ach daß bald aus dieser Mädchenschule bessere Hausmütter hervorgehen möchten! denn von ihnen hängt hier die Erziehung des künftigen Geschlechts hauptsächlich ab.

„c) Das Katechisten-Institut. Mit diesem haben wir nun die neue Einrichtung, daß nämlich die Zöglinge Nahrung, Kleidung, Wohnung, kurz alle nothwendigen Bedürfnisse bei uns haben, mehr als ein halbes Jahr lang erprobt. Wir fanden, daß dieselbe zu einer ordentlichen Erziehung und Bildung unentbehrlich ist, so sehr sie auch Kosten, Arbeit und Noth vermehrt. Eingeführt in ein christliches Familienleben, in welchem sie nach und nach die Hauseltern als Vater und Mutter betrachten, machen sie sich leichter los von dem sie allenthalben bindenden Heidenthum, das mit seinen traurigen Grundsätzen ihr innerstes Lebensmark verderbt hat und alle Verhältnisse knechtet, und so werden sie unvermerkt dem christlichen Leben nahe gebracht.

„Die Unterrichtsgegenstände der Zöglinge waren Christenlehre, bibl. Geschichte, Bibellesen, Uebersetzungsarbeit, englische Grammatik, Rechnen und Theilnahme an der Schule im Lehren und Lernen. Schön- und Rechtschreiben wurde während dieser Arbeiten geübt. Im nächsten Halbjahr soll dann, so Gott will, auch etwas Erziehungskunde nach Zeller's Lehren der Erfahrung, Zusammenhang der biblischen Geschichte nach Kurz und etwas Geographie beigefügt werden.

„Ihre Fortschritte waren ordentlich, namentlich die der älteren. Ihr Betragen dagegen läßt viel zu wünschen übrig; allein es sind eben Kinder des Heidenthums, bei denen man seine Erwartungen nicht zu hoch spannen darf; und bei all' dem ist die Arbeit des Geistes Gottes an ihnen nicht zu verkennen. Wollten wir bloß ihre Schattenseiten hervorheben, wir würden den Rath bekommen, sie alle zu entlassen, während ihre Lichtseiten manchen christlichen Jüngling beschämen. Was kürzlich Einer von ihnen in einem Briefe schrieb, gilt mehr oder minder von Allen; er sagt: „Ich fühle die Zucht des Geistes Gottes; ich wünsche ein neues Herz, wünsche bekehrt zu seyn, bete auch darum, aber ich bin's noch nicht." „Wer da bittet, der empfängt;" möge das an ihnen Allen sich erfüllen!

„Ihre Zahl ist noch immer sieben. Eine neue Classe bereitet sich allmählig vor.

„Der älteste (dem Hierseyn nach), Paul Mensa, 18 Jahre alt, von Br. Schiedt getauft, ist zwar ein ziemlich ehrlicher, gerader Knabe, mit herrlichem Gedächtniß, leichter Auffassung und viel Anstelligkeit begabt, aber sehr leichtsinnigen, flatterhaften und dabei fast unverbesserlich sclavischen Charakters. — Seit einiger Zeit wird auch er als Dolmetscher gebraucht; er ist auch in der Schule nicht ungeschickt. — Thomas Quatei, 18 Jahre alt, von Kaplan W. Hanson in Cape Coast getauft, von königlichem Geschlecht, ist ein edles, zartes Gemüth, sehr begabt, fleißig und genau in der Arbeit und wohl einer der ernstesten im Christenthum. Er kann ein nützliches Glied der Mission wer-

den, wenn ihn nicht sein Stolz, der sich seiner Vorzüge wohl bewußt ist, zu Fall bringt. Der HErr bewahre ihn.

„Ein Aufenthalt in Cape Coast, wo er zu Stanger's Ga-Arbeiten eine Zeitlang die Correctur besorgte, trug viel zu seiner Ausbildung im Englischen bei. Er ist zugleich Dolmetscher und ein guter Schulmann. — Adolph Briandt, Mulatte, 16 Jahre alt, ist ein Knabe von mittelmäßigen Gaben und geringem Fleiß, der weit von seinem Stolze absticht. Doch gibt auch er Hoffnung, da er nicht sehr anspruchsvoll ist und Willigkeit zeigt. — Jonas Malm, Mulatte, 16 Jahre alt, ist ein sanfter, stiller Knabe, dabei aber witzigen Charakters mit mittelmäßigen Gaben und ordentlichem Fleiß. — Endlich William Cleland, ebenfalls Mulatte, 16 Jahre alt, ein vater- und mutterloser Waise, ist ein sehr lebhafter und munterer Knabe, aufrichtig und offen, dagegen bei mittelmäßigen Gaben noch ziemlich zurück im Lernen. — Ueber das Christenthum der drei letztern läßt sich nicht viel sagen, doch sind sie nicht leer." — Christian Obobi und Samuel Quakoi sind schon oben als Neugetaufte charakterisirt.

d) Mädchenanstalt. „Die Zahl der Mädchen," schreibt Br. Stanger, „ist 6. Im Alter sind sie sehr verschieden, nämlich von 6—19 Jahren. Die vier ältesten sind Mulattinnen, die 2 jüngsten Negerinnen. Die jüngsten sind am meisten anhänglich und schicken sich am leichtesten in die Ordnung, und es wird am besten seyn, in Zukunft hauptsächlich solche aufzunehmen. Für den Anfang mußte man auch ältere aufnehmen, weil auch diese da seyn müssen. Was ihr Betragen betrifft, so haben wir uns in unsern Erwartungen nicht getäuscht. Mehrere von ihnen zeigen eine besondere Liebe zum Gebet und zu christlichen Gesängen. Der Geist Gottes arbeitet an ihren Herzen. Auch zur Arbeit sind sie willig; nur bedürfen sie beständiger Aufsicht und Ermahnung. Selbstständigkeit haben sie allzu wenig. Sie müssen strenge gehalten werden, sonst geht es rasch in Unarten und Sünden hinein. — Wir machen die Erfahrung, daß passende Haus-Gottesdienste die Hauptkunst in der Er-

ziehung ausmachen, weßwegen wir, außer der allgemeinen Morgenandacht für alle Bewohner des Missionshauses, Abends besondere Andacht mit den Mädchen halten. Ich spreche das Gelesene immer mit ihnen durch, und Bemerkungen, die sie bisweilen bei meiner Frau darüber machen, zeigen, daß sie über das Gesagte nachdenken. Sind wir bisweilen abgehalten, Andacht mit ihnen zu halten, so thun sie es meistens selbst, wobei sie bisweilen so ins Singen hinein kommen, daß man beinahe froh ist, wenn sie auch wieder aufhören."

Dieß war die Lage der Dinge zu Ussu im Jahr 1851; aber in der ersten Hälfte des Jahres 1852 ist ein erfreulicher Fortschritt eingetreten. Stanger schreibt im Juli 1852, daß er während der Pfingstwoche ganz in Anspruch sey genommen worden durch Unterredungen, nicht bloß mit den wirklichen Nachtmahlsgenossen, sondern auch mit solchen, die es werden wollen. Es rege sich ein neues Leben unter Negern und Mulatten. Dasselbe bestätigt Miss. Locher am 30. Juni. Er schreibt von der Anfassung einiger angesehener Mulattenfrauen und mehrerer Negerknaben. Br. Zimmermann aber sagt am 30. August: „Seit 6 Monaten hat sich unsre ganze Lage geändert, und zwar in erfreulicher Weise. Die Capelle hat sich gefüllt. Eine schöne Anzahl Heiden, auch vom weiblichen Geschlechte, haben die Taufe verlangt. Eine Zahl Mulatten begehrte die Aufnahme in Gemeinde, Schule und Institut, zur Förderung in der Erkenntniß, aber gewiß auch im innern Leben. Das Alles ist nicht etwa eine Aufregung, von der man erwarten könnte, daß sie schnell vorübergehe, sondern eine längst vorbereitete, ich möchte fast sagen natürliche Entwicklung, die wir zwar nicht so günstig erwartet haben, aber doch jetzt, da sie gekommen ist, wohl begreifen können."

Diese erquicklichen Nachrichten haben die Committee bestimmt, einen Beschluß in Wirklichkeit zu fassen, welchen sie wohl schon längst gerne fassen wollte, aber um der Verhältnisse der Kasse willen sich nicht glaubte gestatten zu

dürfen, nämlich den der Aussendung eines weiteren Bruders auf diese Station. Das Bedürfniß war schon bisher, besonders durch die Ermanglung tüchtiger Schullehrer für dortige Knabenschule nahe genug gelegt. Die Predigt und Seelsorge in Ussu selbst, die Nothwendigkeit in der Umgegend Besuche zu machen und die Angefaßten und Bekehrten weiter zu führen, das Uebermaaß äußerlicher Arbeit, welches Br. Locher zur Missionsthätigkeit im engeren Sinne fast gar nicht hat kommen lassen, die dringende Nothwendigkeit fortgesetzten Eindringens in die Landessprache und allmähliger Ausarbeitung von Schulbüchern in derselben und Uebersetzung biblischer Geschichten und Bücher: dieses Alles sind eben so viele Gründe für die Aussendung eines vierten Bruders gewesen; aber die neu entstandene Bewegung hat dieselbe vollends unerläßlich gemacht; daher August Steinhauser aus Langenwinkel im Badischen im December 1852 zugleich mit dem nach Akropong bestimmten Christaller in See gegangen ist. Wir bitten den HErrn, auf das Rauschen in den Todtengebeinen der Ussu-Leute eine wahrhaftige Auferstehung folgen zu lassen.

Census der afrikanischen Gemeinden: Akropong: 39 Gemeindeglieder. Ussu: 59 Gemeindeglieder, ungerechnet die Kinder unter 13 Jahren.

C. Mission in China.

Unsere chinesische Mission ist aufs Neue und noch immer einem Fahrzeug zu vergleichen, das zum ersten Mal ein unbekanntes Meer befährt, und klein, wie es ist, von den immer von Zeit zu Zeit neu ausbrechenden Stürmen doppelte Gefahr leidet.

Als wir die chinesische Mission begannen, fuhren wir unter dem Schutz des großen Dampfschiffs, das Dr. Gützlaff etablirt hatte. Es erwies sich bald als eine höchst gefährliche Sache, mit dem kleinen Segelschiff dem großen Dampfer folgen zu wollen. Schon der Wellenschlag des Kolosses wirkte wie ein Sturm auf unser kleines Schiff. Aber siehe! da springt der Kessel des großen Boots und es muß

im Hafen der ewigen Ruhe vor Anker gehen. Wir aber befinden uns mit dem kleinen Schifflein allein, auf einer unbekannten See, die weit bewegter und stürmischer ist, als der indische Ocean, oder das Windstillen-Meer an der Westküste von Africa, die wir bisher befahren haben.

Unsere Station Hongkong ging zwar einen stilleren, ruhigeren und im Ganzen sehr erfreulichen Gang. Ueber die Station Jamtsau dagegen kam eine Springfluth, die sie nicht bloß unter Wasser setzte, sondern sie selbst hinwegschwemmte.

Das Nähere mögen unsere theuern Leser aus den Stationsberichten entnehmen, die wir folgen lassen.

1. Station Hongkong.

Missionare: Th. Hamberg mit Gattin; Winnes.
Gehülfen: Tai; Kong Jin; Kimin; Tschong Kong; Tschong Hin; Kong Kiun.

Missionar Hamberg befand sich während der zweiten Hälfte des Jahres 1851 ununterbrochen in Hongkong. Am 9. Sept. landete der Joseph Shepherd, welcher Fräulein Motander, Miss. Hamberg's Braut, an Bord hatte. Hr. Dr. Legge hatte die Gefälligkeit, sie in sein Haus aufzunehmen. Am 12. September fand die Trauung in der englischen Kathedrale Statt. Der hochwürdige Bischoff hatte selbst die Güte, sie zu verrichten.

Die Gemeinde, welche Miss. Hamberg in Hongkong um sich gesammelt hatte, erhielt während der letzten 6 Monate des Jahres 1851 einen Zuwachs von 20 Seelen, so daß sie (nach Abzug von 3 Heimgegangenen) sechzig Glieder zählte.

Von den Heimgegangenen kann Miss. Hamberg manches ebenso Interessante als Erfreuliche berichten.

Er schreibt unter dem 2. August in sein Tagebuch: „Liong Juklin, eine am 11. Mai getaufte Frau, starb heute nach langem Krankseyn. Sie hatte das allgemeine Zeugniß, daß sie viel Vertrauen und Hingabe an den HErrn

hatte. Schon bei ihrer Taufe dachte sie an den Tod. Sie fragte Tai: „Wie lange Zeit muß man getauft gewesen seyn, um Seligkeit hoffen zu dürfen?" Dieser erwiederte ihr, daß der Schächer am Kreuz sogleich, als er seinen Glauben aussprach, vom HErrn das Versprechen bekam, selig zu werden. Darüber freute sie sich. In der Krankheit bat sie mich, mit Auflegung der Hände für sie zu beten, was ich that mit der Ermahnung, daß sie sich in Gottes Willen fügen möge. Eine Ursache steten Kummers für sie war der Umstand, daß ihr Mann gar kein Verlangen hatte, Christ zu werden. Sie bat mich mehrmals mit ihm zu reden und ihn zu ermahnen. Als alle Lebenshoffnungen für sie verschwunden waren und ihr Vater kam, um sie noch einmal zu sehen, sagte sie: „„Ich bin jetzt zu schwach um aufzustehen, und Ihnen für alle Ihre Wohlthaten zu danken, wie es sich gebührt. Ich weiß nicht, wie lange ich noch zu leben habe; lange wird es nicht seyn; weil ich aber als Christ sterbe, und meine ganze Hoffnung auf den HErrn Jesum setze, so bitte ich Sie, bei meiner Beerdigung keinen Buddhisten Priester rufen zu lassen, oder heidnische Gebräuche zu machen, sondern mich in aller Stille auf christliche Weise begraben zu lassen."" Ihr Vater und Mann sagten dann: „Nun wohl, Jedermann nach seinem Glauben. Glaubst Du an Jesum, so magst Du auch der von Ihm vorgeschriebenen Sitte folgen." Am folgenden Tag wurde sie begraben. Ich hielt zuerst eine Ansprache; dann betete Tai; darauf gingen wir alle zum Grabe, wo ich sie beerdigte und mit einem Gebet schloß. Br. Lechler und Br. Elgquist waren auch gegenwärtig, mit vielen Chinesen."

Vom 14. November. „Kimin sehr krank. Das Blut fließt ihm aus Nase und Mund. Er sagte heute: „„Ich verliere so viel Blut, daß es mit meinem Leben sehr ungewiß ist. Es wäre mir schmerzlich zu sterben, ehe ich Etwas im Dienste Gottes gewirkt hätte. Zuerst möchte ich gerne 8—10 Jahre das Evangelium verkündigen, dann sterben."" Kong und Ahin weinten."

Was die in dieser Zeit rasch auf einander folgenden Taufen betrifft, so könnten wir uns derselben nur von Herzen freuen, wenn nicht mancherlei Erfahrungen uns einerseits die Befürchtung nahe legten, daß unsere Missionare in China, trotz der sorgfältigsten Prüfung der Taufcandidaten, zu welcher viele traurige Entdeckungen, die sie in frühern Jahren machten, sie dringend auffordern, von den in der Verstellungskunst so geübten Chinesen immer noch und nur zu oft getäuscht werden, andererseits uns in der Ansicht bestärkten, daß die Chinesen, selbst wenn sie nicht als unlauter bezeichnet werden können, den Uebertritt zum Christenthum rein nur als einen Confessionswechsel, wenn nicht gar als eine bloße Meinungsänderung zu betrachten nur gar zu geneigt sind. Indessen dürften doch von den Neugetauften immerhin eine kleine Zahl wahrhaft redlicher und gründlich bekehrter Christen übrig bleiben. Dafür bürgen uns folgende Mittheilungen Missionar Hambergs. Unter dem 19. November schreibt er in sein Tagebuch: „Tschong Ahin, den ich seit Eröffnung der Kapelle als Hüter gebraucht habe, und der sich mit seiner Frau immer thätig bewies, Leute zur Theilnahme am Gottesdienst zu ermuntern und einzuladen, kam heute von Kong Jin begleitet, um die Unruhe seines Herzens zu bekennen. Er bekannte, er sey noch nicht getauft. Ho, einer von Dr. Gützlaff's Leuten, habe ihn bei demselben als schon getauft eingeführt. Damals habe er die Wichtigkeit der Taufe noch nicht gekannt; nun aber könne er nicht länger ohne dieselbe seyn."

Unter einem späteren Datum schreibt er: „Kong's Verwandte, die beiden Bauersleute von Kilong, wurden heute getauft. Diese beiden scheinen fest und fröhlich in ihrem Glauben zu seyn. Sie hatten schon Manches von Seiten ihrer Landsleute zu dulden und sind auch darauf gefaßt noch mehr zu leiden. „„Es ist immer schwer, Bahn zu brechen,"" sagten sie; „„die Nachkommenden werden es leichter als wir bekommen.""

Ueber das Leben in der Christen-Gemeinde selbst äußert sich Miss. Hamberg unter dem 23. Januar 1852 in folgender Weise:

„Von dem Zustande in der Gemeinde wäre viel zu sagen, beides, Erfreuliches und Trauriges. Ein Heide wird nicht auf einmal ein vollkommener Christ; die frühere Unreinigkeit klebt noch immer an; doch merkt man bei denen, die es wenigstens aufrichtig meinen und die Gnadenmittel fleißig benützen, merkliche Fortschritte an Erkenntniß und Reinheit des Wandels. Wenn sie selbst an ihren frühern Wandel vor einem Jahre zurückdenken, so müssen sie erstaunen, und sich schämen, daß es wirklich so der Fall war. Andere dagegen stehen gleichsam stille; man hat schwer zu bestimmen, ob Leben da ist, oder ob sie todt sind; man hat wenigstens die Hoffnung, daß sie noch lebendig werden können, um nicht wie gar unfruchtbare Zweige am Weinstock dereinst abgehauen zu werden.

„Eine besondere Freude haben wir, den Eifer der Familie Kong aus Lilong im Sinon-District zu sehen, wie sie wirklich gegen die Gräuel des Heidenthums auftreten, die Götzennamen niederreißen, in gläubiger Anrufung Gottes und des Heilandes den Teufel weichen heißen und mit einfältigem Herzen nach der Vorschrift des Wortes Gottes zu leben suchen. Daß zwei Bauersleute, die zugleich Familienväter sind, aus freiem Antrieb hierher kommen, um sich taufen zu lassen, ohne etwas anderes in der Welt zu bekommen, als Schmach und Spott ihrer Landsleute, das betrachte ich als ein freudiges Zeichen, ja mehr als zehnmal so viel Getaufte in Hongkong, wo alle unter englischer Regierung leben und jeder thut, wie er will, beinahe ohne Anstoß; aber zu Hause im Innern muß Alles nach der Sitte der Väter gehen, oder es fängt der Teufel an zu wüthen. Ich bin noch nie in Lilong gewesen; doch habe ich elf Leute aus Lilong getauft, und 10 andere sind willig sich taufen zu lassen. Die Wahrheit ist ihnen gebracht worden ohne Anstoß, ohne Furcht der Fremden, und es wurde mir vergönnt, von Hongkong

aus mehr für das Innere zu thun, als wenn ich selbst im Lande lebte.

„Auf der andern Seite ist aber zu befürchten, daß bei Manchen Lauigkeit und Trägheit vorhanden sind; daß Mehrere, welche Opium rauchten, und es Anfangs aufgaben, allmählig wieder angefangen zu rauchen; daß sie es mit der Wahrheit nicht immer genau nehmen und vergessen, daß es ihre Pflicht ist, nicht nur in der Kirche, sondern auch zu Hause Gott zu dienen. Obgleich jeder Einzelne vor seiner Taufe gefragt und geprüft wurde, warum er Christ werden wollte, — obgleich jedem deutlich und bestimmt gesagt wurde, daß er sich gar keine Hoffnung auf künftige Geldunterstützung machen sollte, so scheint diese Idee bei Einigen noch nicht verwischt zu seyn. Wo Personen um die Taufe baten und ich Ursache hatte zu glauben, daß sie nur sich Hoffnung auf Unterstützung machten, oder daß sie Opium rauchten, ohne es zu bekennen und aufgeben zu wollen, habe ich natürlich ihren Antrag ablehnen müssen.

„Unter den Gehülfen bildeten sich bald zwei Parteien, welche im Laufe des Jahres mehr und mehr auseinander traten: auf der einen Seite waren Tai, Tschang, Tai Tschon und Leu (nun Br. Elgquist's Lehrer); auf der andern Kong, Kiun, Tschong Kong und Tschong Hin. Jene thaten eigentlich nur was sie mußten; diese waren immer bereit Leute zu ermahnen und zu der Predigt zu führen. Jene beschuldigten nun Tschong Hin, daß er durch Geldversprechung die Leute zur Predigt ziehe, und daß die Andern so eifrig wären nur um meine Gunst zu erlangen. Diese beschuldigten Tai und seine Mitgenossen, daß sie nur mit dem Munde Christen wären hier in Hongkong, im Herzen aber und zu Hause wären sie noch Heiden und Feinde des Christenthums. Ich hörte nur hie und da etwas von dieser Streitigkeit bis zum 3. December, da Kong und die Andern mich zu der Capelle einluden und eine Menge Klagepunkte gegen Tai's Partei anführten. Das Meiste bestand jedoch in ausgesprochenen bösen Worten und Schmähungen; nur ein Umstand war wichtig als ein wirkliches Verhältniß; sie behaupteten nämlich, daß Tai

Tschon nie eine Frau gehabt hätte, daß seine Frau in ihrer Niederkunft im Mai sammt dem Kinde gestorben seyen, wären lauter Lügen. Kong und die Anderen waren sehr bewegt, als sie von diesen Sachen redeten; Schmach von Heiden wollten sie willig leiden, aber von eigenen Brüdern wäre es schwer u. s. w. Ich hatte schon früher sagen hören, daß Tai Tschon keine Frau gehabt; als ich ihn aber selbst fragte, so behauptete er, er habe wirklich seine Frau zu Hause, und ich dachte dann, er muß dieß wohl selbst am besten wissen. Den 8. December sprach ich dann mit Tai, Tschang und Tai Tschon; sie sagten ganz bestimmt aus, daß Tai Tschon eine Frau gehabt, die aber jetzt gestorben sey; sie wohnten ja nahe zusammen und hätten die Frau gesehen; Kong sey neidisch, und wolle die Brüder aus Pukak vertreiben, um seine Brüder aus Lilong angestellt zu sehen; Tai sey selten zu Hause gewesen, deßhalb hätte er auch wenig in seiner Heimath wirken können. Tschang sagte dasselbe. So ruhte die Sache bis vor einigen Tagen, als Kimin von Pukak und Lilong zurückkam und mir einen Brief brachte, den Tschang hier an einen Bekannten in Pukak geschrieben hatte und wo er unter Anderem sagt: „Ich studire hier (in Hongkong) eine barbarische Lehre, nicht werth unter eigenen Bekannten kundgemacht zu werden; wenn Sie aber solchen Nahrungszweig nicht verwerfen, so kommen Sie hierher, mit uns Gemeinschaft zu machen; doch müssen Sie Anfangs nicht verrathen, daß Sie um des Geldes willen kommen; nach und nach werden Sie eine Anstellung erlangen." Ich fand nun, daß ich eine ernste Untersuchung dieser Verhältnisse nicht länger verschieben durfte; ich rief meinen Lehrer Tai und forderte ihn auf, die Wahrheit zu sagen. Er versicherte, Tai Tschon habe wirklich eine Frau gehabt. „Wohlan," sagte ich, „da muß ich die Wahrheit erforschen, wenn Du sie nicht willig sprechen willst. Wie hieß seine Frau?" — „„Hiu."" — „Leben ihre Eltern"? — „„Das müssen Sie Tai Tschon fragen."" — „Wo wohnen sie?" — „„Nahe bei Schiukong."" — „Wie alt war seine Frau?" — Hier unterbrach Tai und bat um Erlaubniß

zuerst über diese Sache mit Tai Tschon zu reden; ich sagte aber, es sey zu spät, ich wolle selbst mit ihm reden. — „Du hast ja die Frau gesehen, wie alt konnte sie seyn?" — „„Nahe an 30 Jahre."" — „Wann wurden sie verheirathet?" — Hier blieb Tai lange im Nachdenken; endlich sagte er: „„Tai hat wirklich keine Frau gehabt, weil er aber schon früher dem Dr. Gützlaff gesagt, er sey verheirathet, welches immer mehr ehrbar in China lautet, so hatte er schwer seine Worte nachher zu widerrufen: vergossenes Wasser ist schwer zurükzunehmen, so auch ein ausgesprochenes Wort. Es war mir immer leid, daß er so lügen sollte; aber um seinetwillen habe ich dieser Sache auch beistimmen müssen, und nachdem wir Alle so geredet hatten, so schämten wir uns wieder anders zu reden."" — „Ja," sagte ich, „vor mir wolltet Ihr keine Lügner seyn, aber vor Gott durftet Ihr es seyn und seyd es in der That. Nun, ich habe noch eine zweite Sache um Deine Offenheit zu prüfen: Wer hat diesen Brief geschrieben, kennst Du diese Handschrift?" — „„Tschang hat ihn geschrieben, ich erkenne seine Hand."" Tai las nun den Brief und konnte nicht leugnen, daß der Inhalt so war, wie ich verstanden hatte. Nachher ging ich zu Tai Tschon, der noch ganz hartnäckig bei seinen Worten blieb, daß er eine Frau gehabt, und sein letztes Wort war, daß wenn er in dieser Sache Lügen rede, so wäre es ein Beweis, daß er kein Herz habe, Gott zu dienen. Als aber nachher mein Lehrer Tai ihm sagte, wie die Sache stand, so kam er sich zu entschuldigen. Die ganze Sache sey unbedeutend; es sey allgemeine Sitte in China, daß besonders ein Bücherleser sage, er habe eine Frau, es sey wahr oder nicht. „Aber," sagte ich, „um solcher unbedeutenden Sache willen die Brüder und ihre Frauen mit den Dienern im Hause zum Lügen und Betrügen zu verleiten, das sey keine Kleinigkeit. Die Mission könne solche Prediger nicht brauchen.

„Weil ich meinem Lehrer Tai viel zu verdanken habe in der Sprache, weil er als Lehrer immer nützlich seyn wird und bedeutende Talente und Kenntnisse besitzt, so wollte

ich ihn nicht um dieser Sache willen entlassen; er war doch bei weitem nicht so hart wie Tai Tschon. Diesen aber mit Tschang sehe ich mich genöthigt zu entlassen, weil solche Thatsachen, wie sie hier vorlag, deutlich zeigten, wie wenig ernstlich sie es mit ihrem Christenthum nehmen, ja wie wenig Hoffnung da ist, sie auch später zu nützlichen Mitarbeitern heranbilden zu können. Ich bedaure, daß ein Jahr-Gehalt auf sie verwendet wurde; ich hoffe aber doch nicht umsonst; ich bin auch viel froher sie nun nach solcher Prüfung zu entlassen, als schon von Anfang sie nicht angenommen zu haben, weil mir dann der Vorwurf geblieben wäre, ich hätte Leute abgewiesen, die vielleicht für die Mission nützlich geworden wären.

„Tai suchte nun als Vermittler aufzutreten und zu zeigen, daß alle die Brüder ihre Fehler hätten. Kimin hätte einmal Drohungen ausgesprochen; Tschang Hin einmal Opium geraucht; Tschong Kong soll in der Heimath seiner Frau ein Seelenhaus gemacht haben; Kong Jin habe nach dem Tode seines Schwiegervaters dessen Wittwe eine Ente gesandt; alle hätten gefehlt; ich möchte Allen vergeben, und nun für die Zuknnft den Wandel eines Jeden genau prüfen. Ich antwortete: „Wenn Einer ein ganzes Jahr Gott gedient hat, aber dabei einmal gefehlt, so ist er nicht gleich einem Andern, dessen Fehler es war, daß er das ganze Jahr hindurch Gott nicht diente. Wenn die Thaten eines Jeden offenbar werden, so muß er seinen Lohn empfangen ohne Rücksicht auf Andere."

„Tai zeigte nun in einer Predigt, wie Petrus auch gelogen hätte, und doch nachher der Grundleger der christlichen Gemeinde geworden. Kong aber predigte vom Pharisäer, welcher so schön vor Gott reden konnte, währenddem Hochmuth und Sünde noch in seinem Herzen steckte. Ich habe aber verboten, wieder solche anspielende Predigten zu halten.

„Ein Trost bleibt mir doch bei solcher Streitigkeit und Parteiung, wo die Fehler meiner Gehülfen ins Licht treten: daß ich nämlich gewiß das Schlimmste immer erfahre; daß

sie also nicht schlimmer sind, als ich von ihnen höre. Der HErr wolle sich in Gnaden erbarmen und ihre Herzen mit seinem Geiste der Liebe und des Friedens erfüllen."

Bis zum Mai 1852 wirkte Miss. Hamberg nur durch seine Gehülfen unter der Bevölkerung des Festlandes. Die Gehülfen Kong und Kimin hatten aber immer die Hoffnung ausgesprochen, daß man in ihrem Dorfe Lilong ein Haus für den Missionar miethen könne. Sie hatten sich mit verschiedenen Familien berathen und alle stimmten für Zulassung desselben, mit Ausnahme einer einzigen, wegen der nun der Plan aufgegeben werden mußte. Dagegen hatte sich gegen die genannten Gehülfen, als sie auf ihrer Reise im Februar und März Pukak berührten, ein Kaufmann Lin bereit erklärt, dem Missionar gegen einen billigen Miethzins sein Haus in Tungfo, einem Marktflecken ganz nahe bei Pukak, zu vermiethen, und dieser Platz schien noch geeigneter als Lilong und Pukak. Deßhalb sandte Miss. Hamberg am 16. März einen Brief an Lin in Pukak mit der Erklärung, daß er jenes Haus zu miethen wünsche, bat ihn aber zugleich, den Aeltesten, Kaufleuten und Dorfbewohnern in Pukak davon Nachricht zu geben, um zu erfahren, ob sie nichts dagegen haben würden. Am 13. April kam Ngiphen von Pukak mit Briefen und dem Miethscontract für die Häuser, gehörig unterzeichnet von den Eigenthümern. Der Miethzins ist 7 Dollar monatlich. Dafür erhält der Missionar fünf Häuser oder fünf vordere und fünf hintere Zimmer. Die vordern zur Capelle, Lehrzimmer und Schule; die hinteren für die zwei Missionare und die Gehülfen. Drei Tage nachher sandte Missionar Hamberg Hin und Kiun mit dem Miethzins und der Weisung nach Pukak, die nöthigen Materialien zur Einrichtung des Hauses einzukaufen. Am 1. Mai kam das Boot an, das Miss. Hamberg nach Tschim-tschun bringen sollte. Am Abend feierte er mit Miss. Lechler, seiner Gattin und der Gemeine das heilige Abendmahl. Den andern Morgen um 10 Uhr verließ er Hongkong, um ins Innere des Landes zu gehen, das er vor bald drei Jahren verlassen hatte. Um 2 Uhr Nachmittags erreichte das Schiff

die Bucht von Namteu. Eine Junke warnte den Kapitän von drei Piratenschiffen, die in der Nachbarschaft sich aufhielten. Es wurden die nöthigen Vorkehrungen getroffen; aber sie erschienen nicht. Unversehrt ankerte das Schiff Nachts 9 Uhr vor Tschakmiu. Den folgenden Tag Nachmittags 2 Uhr langte Miss. Hamberg in dem gemietheten Haus in Tungfo an. Die erste Woche verging mit der Einrichtung des Hauses, das vor allen Dingen mit Fenstern, Thüren und trockenem Fußboden versehen werden mußte, und Empfang von Besuchen.

Ueber die erste Zeit seines Aufenthalts in Tungfo schreibt er selbst: „Sonntags, den 9. Mai, kamen die Aeltesten von Lilong mich zu besuchen. Ich fand in ihnen drei würdige, ehrenwerthe Männer: Kong's Onkel, Kimin's Onkel und Akiun's Vater; sie wußten schon genug von den Fremden und ihrer Lehre um ihre eigene Unwissenheit und die Vorzüge des Christenthums zu erkennen. Solche Demuth ist jedoch ungewöhnlich bei Chinesen. Wir speisten zusammen, und sie übernachteten bei uns. Zwei Tage nachher kam ein Mann, Namens Jap-tchong-kiet, vom Wein erhitzt und von andern bösen Leuten gereizt in unser Haus; in seiner Hand trug er ein langes Schlachtmesser, womit er in dem Zimmer, in welchem die Gehülfen gerade waren, anfing in drohender und beleidigender Weise auf den Tisch zu schlagen, so daß Alles darauf, wie Tassen, Teller, Theekanne, Leuchter u. s. w., in kleine Stücke zersprangen. Dabei äußerte er schimpfende Beschuldigungen gegen uns Alle und schien wirklich bereit seine Drohungen sogleich ausführen zu wollen. Glücklicher Weise that ihm Niemand Etwas; Alle blieben ruhig; und nachdem er seinen Zorn ein wenig erschöpft hatte, so ging er selbst aus dem Hause weg. Akiun benutzte diesen Augenblick, um den Hauptmann der Familie Jap und andern Aeltesten in Pukak von dem Benehmen des Mannes Kunde zu geben und sagte, sie müßten diese Angelegenheit für uns ordnen, damit nicht um deßwillen in dem guten Verhältniß zwischen Pukak und Lilong eine Störung eintrete. Der Friedensstörer Jap wurde sogleich ergriffen und

allgemein geschlagen von den Anwesenden, welche ihren Unwillen und ihr Bedauern über sein Benehmen laut aussprachen. Als der Mann nachher wegen dieser öffentlichen Bestrafung sich gegen sein Familienhaupt empörte und mit einem eisernen Spaten auf ihn losgehen wollte, so wurde er noch zum zweiten und dritten Mal gebunden und noch mehr geschlagen als vorher. Den folgenden Tag ging der Jap-tschong-khiet hinüber nach Lenmohang und Tungfo, wo er sich bei dem Jap-Lau-szu beklagte; aber dieser wußte schon die ganze Sache und sagte ihm: „Missionar Hamberg ist früher mein Schüler gewesen; ich kenne ihn sehr wohl, und du verdientest wohl noch mehr Schläge zu bekommen." Schon in aller Frühe kam Kong Jin mit den Aeltesten von Lilong, welche von ihm berufen worden waren, um mit den Hauptleuten in Pukak diese Sache zu berathen. Akiun's Vater sagte, daß wir Gott danken müssen, daß diese Sache so ruhig abgelaufen sey. Früher waren Akiun und Kimin sehr wild und heftig, indem sie oft ohne Ursache sich in Streit mit Andern begaben. Wäre dieß früher geschehen, so hätten sie den Mann wohl auf der Stelle geschlagen, wenn nicht gar getödtet; nun aber, nachdem sie Christen geworden, ist ihr Gemüth verändert, so daß sie ruhiger Schmach und Beleidigungen vertragen können. Kimin's Onkel, der würdige Schau-hien-kung mit dem Titel Lau ja, alter Vater, sagte nun: „Miss. Hamberg ist hierher gekommen zu einem guten Zwecke; er ist nicht gekommen um zu spielen, zu stehlen und zu rauben, sondern um die Lehre des Evangeliums zu verkündigen; er hat ein ordentliches Haus bezogen und bezahlt dafür die festgesetzte Miethe; weder drängt er sich andern Leuten auf, noch zieht er andere mit Gewalt zu sich; er zwingt keinen seine Lehre anzunehmen, sondern ein Jeder hat seine volle Freiheit zu kommen oder nicht, zu hören oder nicht, zu glauben oder nicht. Wenn der Mann Jap eine Ursache zur Klage habe, so möge er deutliche Gründe und Beweise darlegen, nnd wenn wir sehen, daß unsere Verwandten sich vergangen haben, so wird es zur Pflicht für uns, dieselben zu bestrafen. Aber auf diese

Weise vom Wein berauscht mit einem Messer in der Hand in das Haus eines Fremden dringen und seine Effecten zerschlagen, das können wir nicht erlauben; den Kong-kiun und Kimin zu beleidigen ist auch uns beleidigen, weil wir ihre Verwandten sind, und auch Missionar Hamberg beleidigen, weil er sie als Gehülfen angenommen hat." Ich erwiederte: „Obgleich die Ursache, um derer willen die Aeltesten von Lilong heute hierher gekommen sind, eine sehr traurige sey, so freuete es mich jedoch, die allgemeine Theilnahme zu sehen und das einstimmige Urtheil, das über die Handlung des Jap ausgesprochen worden sey. Für meinen Theil hätte ich keine Freude an seiner Bestrafung, glaubte aber, daß es gut sey, jetzt im Voraus ein warnendes Beispiel von der Ueberzeugung und Handlungsweise der Aeltesten aufzustellen, damit dergleichen schlechte Leute in der Furcht gehalten werden und nicht meinen, daß sie unbestraft ihr böses Vorhaben ausführen können." Zum Mittagessen hatten wir, weil eine passende Gelegenheit sich jetzt darbot, die Häuptlinge und Aeltesten jetzt auch eingeladen, im Ganzen über zwanzig Personen. Alle erklärten ihre Freude über meine Ankunft, nebst ihrem Bedauern über das Geschehene; ich könne für die Zukunft sicher seyn, keiner würde es wagen, mich zu beleidigen, sie würden es nicht erlauben. So wendete der HErr diese Sache zu unserm Besten. Täglich, aber besonders an Markttagen, kamen eine Menge von Besuchenden ins Haus; das äußere Zimmer konnte die Zahl oft nicht fassen. Kong Jin und Kimin sprachen unermüdet mit den Leuten, beinahe unaufhörlich, doch abwechselnd, von 10–11 Uhr Morgens bis 10—11 Uhr des Nachts, ja öfters waren sie von 12—1 Uhr des Nachts bis zum zweiten und dritten Hahnenruf noch mit Disputiren und Ueberzeugen beschäftigt. Sie bewiesen deutlich, daß jede Anbetung der Götzen oder Ahnen nur Anbetung des Teufels sey und sonst nichts; die Opfer würden dem Teufel gebracht; Goldpapier und Kleiderpapier zu verbrennen wäre thöricht und unsinnig; die Reden der Beschwörerinnen seyen nur Künste des Bösen; das Erwählen glücklicher Tage teuflische Erfindung um die ar-

men Menschen zu plagen; wer Gott diene und an Jesum Christum glaube, brauche dergleichen Sachen nicht, brauche sich auch nicht vor dem Teufel zu fürchten, weil Gott stärker sey als er; sie sollen lieber Gott als ihrem HErrn dienen, als unter dem schweren Joch des Teufels länger beharren. Die Verlangenden bekamen Bücher, Traktate und Abschriften von den zehn Geboten, von dem christlichen Glaubensbekenntniß u. s. w.

„Den 18. Mai gingen wir nach Lilong, wo wir nach anderthalb Stunden ankamen, und wurden sehr freundlich empfangen von den Verwandten meiner Gehülfen. In Kong Jin's Heimath gefiel es mir besonders sehr wohl. Seine Mutter hat beinahe das schönste Haus in Lilong, und bei ihr wohnt die ganze Familie, nämlich Kongs älterer Bruder, Ngiphen, mit Frau; die Wittwe eines zweiten gestorbenen Bruders mit ihren drei oder vier Söhnen; die Frau eines dritten Bruders, der jetzt in Malacca ist, mit ihrem kleinen Sohn, und Kongs jüngster Bruder. Sie sind Alle mehr oder weniger für das Christenthum geneigt, und weder in Sitte noch in äußerer Erscheinung wird man hier an das Heidenthum erinnert; im Gegentheil ist Keiner ohne Eindruck des Christenthums geblieben in diesem Hause, sogar der kleine dreijährige Kimsen weiß, daß man für die Speise Gott danken soll. Eines Tages, als Ngiphen nicht zu Hause war, der sonst gewöhnlich ein Tischgebet sprach, zog der Kleine seine Kappe herunter und sagte: „Ich danke Dir Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, daß Du uns Speise gibst; ich bin ein kleiner Knabe, ich verstehe gar nichts!“ Hie und da nimmt der Kleine einen Stecken und sagt, er wolle hingehen und seinen Vater aufsuchen. Wenn er nicht den irdischen finden sollte, möge er doch bald den himmlischen finden! Wir waren heute von den Aeltesten zum Essen eingeladen. Abends kamen Viele vom Dorfe und hörten uns von der göttlichen Wahrheit reden; man richtete auch verschiedene Fragen an mich über Erscheinungen in der Natur, die man nicht zu erklären wußte.

„Abends um 6 Uhr kehrten wir ziemlich ermüdet zurück nach Pukak. Der Eindruck von meinem Besuch in Lilong war sehr gut; ich wurde von den Aeltesten mit Achtung und Freundschaft aufgenommen; ich fühlte mich so sicher wie in der eigenen Heimath. Der alte Schauhien war willig, mit mir Hongkong zu besuchen; allein um der jetzigen Unruhen willen konnte er nicht davon kommen. Er erkennt die Wahrheit des Christenthums; aber seine Stellung im Dorfe, als die erste leitende Person, hindert ihn, das Christenthum anzunehmen.

22. Mai. „Wir gingen heute wieder nach Lilong, und in dem Hause von Kong's Mutter wurden zwölf Personen in dem Namen des dreieinigen Gottes getauft. Nachdem die Taufhandlung vorüber war, sprachen wir eine Weile mit den Versammelten und kehrten nach Pukak zurück.

„Sonntags, den 23. Mai, wurde die Capelle zu Tungfo zum ersten Male zum Gottesdienst geöffnet nnd geweiht. Wir hatten nur Wenigen davon gesagt; also kamen nur unsere Freunde zu uns."

In den letzten Tagen des Mai kehrte Miss. Hamberg nach Hongkong zurück, wo er Miss. Winnes antraf, der am 15. Mai glücklich gelandet hatte.

Die Reise nach Pukak war also unter Gottes Beistand gelungen und als Vorbereitung für eine bleibende Niederlassung daselbst wichtig. Ob diese dann ebenso gelingen wird, wird die Zukunft lehren.

Census der Station Hongkong.

	Männer	Frauen	Kinder	Summe
Missionsfamilie	2	1	1	4
Gehülfen mit Familie	6	3	8	17
Gemeinde zu Hongkong	16	9	12	37
" " Pukak	2	1	—	3
Uebertrag	26	14	21	61

	Männer	Frauen	Kinder	Summe
Uebertrag:	26	14	21	61
Gemeinde zu Lilong	11	5	5	21
„ „ Kakha	—	2	2	4
„ „ Thamschui	2	—	—	2
„ „ Konlanhi	1	—	—	1
„ „ Lantau	—	1	1	2
Summa	40	22	29	91

2. Station Jamtsao, Provinz Quantung, District Tiotschio.

Missionar: R. Lechler.
Gehülfen: Kinglun; Toa; De.
Schullehrer: 1.

Bericht vom Januar bis Juni 1851.

„Von besonderen Erlebnissen ist in den letzten 6 Monaten nichts zu erwähnen. Durch Gottes Gnade durften sich alle Angehörigen der Station einer guten Gesundheit erfreuen.

„Ich habe in der letzten Zeit eine sehr wichtige Arbeit vollendet, in Beziehung auf die Sprache, welche mir selbst große Förderung verschaffte und einem Nachfolger viele Erleichterung gewähren wird. Dies ist eine Sammlung von Ausdrücken, wie sie unter dem Volke allgemein gebräuchlich sind, mit genauer Anmerkung der Aussprache und Betonung. Ich habe schon länger daran gesammelt und viele Notizen in ein Wörterbuch gemacht; nun habe ich aber ein besonderes Buch dazu genommen und Alles deutlich und ordentlich ausgearbeitet. Es enthält etwa 15,000 Ausdrücke und Redensarten, und ist nach dem Alphabet geordnet, so daß man,

ohne die Charaktere nothwendig kennen zu müssen, nur den Tönen und Sylben zu folgen braucht, um Chinesisch sprechen zu lernen. Für viele dieser Ausdrücke sind auch in der That keine Zeichen vorhanden, so daß man sie deßhalb auch in keinen Wörterbüchern finden kann; aber das ists gerade, was der Missionar zu wissen braucht, um sprechen zu können.

„Reisen habe ich im vorigen Halbjahr weniger gemacht, hauptsächlich weil ich doch noch nicht zum vielen öffentlichen Predigen tauge, und meine Zeit besser in dem Haus-Unterricht und der Erlernung der Sprache angewendet wird. Ich werde mich jetzt wieder mit den classischen Büchern befassen; auch lese ich nebenbei etwas chinesische Geschichte. Was den Unterricht betrifft, so habe ich die Glaubenslehre beendigt, auch die biblische Geschichte. Gegenwärtig erkläre ich Hiob und Genesis. Mit den Kindern habe ich mehrere leicht faßliche christliche Bücher katechetisch durchgenommen, und sie haben oft sehr nett geantwortet. Die Gemeinde hat in dem letzten Halbjahr leider nicht nur keinen Zuwachs erhalten, sondern es hat Ausfälle gegeben. Die traurige Begebenheit mit dem Christen Ki ist in meinem Tagebuch ausführlich erzählt. Andere, welche im vorigen Jahr öfters und regelmäßig zum Unterricht gekommen waren, sind seit dem chinesischen Neujahr ganz weggeblieben. Damals wollten sie nämlich Geld von mir entlehnen, was sie natürlich nie zurückzuerstatten gedachten, und als ich sie damit abwies, so hat sich der Grund ihres Herzens geoffenbart. Ueberhaupt ist der Gottesdienst gegenwärtig viel schlechter besucht als vor einiger Zeit. Anfangs pflegte ich auf den Sonntag besondere Einladungen herumzusenden, worauf die Geladenen auch kamen; mit der Zeit verbaten die Leute sich dieses, und um nicht als Zwänger zu erscheinen, unterließ ich es daher; denn sie sollten ja nicht bloß mir zu Gefallen zum Gottesdienst kommen. Möge das Wehen des Geistes diese Gegend durchziehen, und die Herzen antreiben, daß sie suchen, was ihnen Noth thut, und sich erretten lassen, weil Hülfe da ist. Es sind drei oder vier Leute da, die



gerne getauft werden wollten; aber sie wollen nicht vom Ahnendienst lassen. Toa, welcher von diesem Dorfe ist, und dessen Familie ihren Ahnentempel hat, sagte mir, daß er zwar allerdings nichts mehr mit dem Ahnendienst zu schaffen habe; aber er könne nicht umhin die ihn jährlich betreffende Summe zur Bestreitung der Unkosten zu bezahlen. Ich fragte, ob er nicht mit einem Mal diese Verpflichtung ablösen könnte. Aber er sagte, daß die Verwandtschaft ihm 100 Thaler dafür fordere, was er nicht aufzubringen im Stande sey.

„Die Schule ist ihren ruhigen Gang fortgegangen. Die Namen der Schüler sind folgende: Atung und Ah-au, die hinterlassenen Waisen von Capitän Schmidt, deren Schwester A-Kewang im nächsten Jahr auch als Schülerin eintreten wird. Diese drei Kinder sind nun so viel als mein eigen; ich habe von den Erben ihres Vaters 2000 Thaler für sie bekommen und ziehe die Zinsen davon in Hongkong (etwa 120 Thaler jährlich); Hakſi, Hakja, zwei Knaben, und Naitien, ein Mädchen, die Kinder des Bai, sehr liebe und talentvolle Kinder, deren Mutter auch eine gebildete Chinesin ist; Sumia, der Enkel, und Ai, der Sohn meines Sprachlehrers; Jokun, der Sohn von Oe, und Ani, der Sohn von Toa. Außerdem bis jetzt nur zwei Knaben heidnischer Eltern aus dem Dorfe. Es sind noch mehrere Christenkinder in der Gegend; aber die Eltern sind zu arm, um sie hierherzusenden. Ich möchte deßhalb bei der geehrten Committee anfragen, ob ich in solchen Fällen die Verköstigung etlicher Schulkinder übernehmen darf. Unterricht bekommen die Schüler von mir nur in der Religion; die Zeit wird Weiteres lehren.

Im verflossenen Halbjahr habe ich wieder einige neue Auflagen von Tractaten in Tiotschio veranstaltet, nämlich, die 10 Gebote mit der lutherischen Erklärung aus dem kleinen Katechismus, sowie das Vaterunser und das Glaubensbekenntniß. Die Uebersetzung ist von Herrn Gützlaff; ich habe aber für Jedes ein besonderes Blatt genommen, und theile diese Blätter als etwas Ganzes für sich aus;

ferner einen Tractat über das Opfer, für solche, die ohne Nachkommen sterben. Mit der Vertheilung geht es immer sehr rasch; aber Niemand will etwas Geld dafür geben."

Bericht vom Juli bis December 1851.

„Ich brachte den Monat Juli noch in Jamtsao zu, und beschäftigte mich, außer den Stunden, die dem Gottesdienst gewidmet waren, hauptsächlich mit der Vollendung des Wörterbuchs, in welchem ich die Vulgair-Sprache des Hocklo-Dialekts gesammelt hatte. Es fehlten nämlich noch die chinesischen Charaktere zum Ganzen, welche mein Lehrer sofort einfügte, wie ich sie ihm dictirte. Das war oft sehr schwierig, um der großen Genauigkeit willen, auf die es in der Aussprache ankommt.

„Zu Ende des Monats begab ich mich nach Hongkong, wo mir der große Segen zu Theil wurde, mich im Umgang mit meinem vielgeliebten Bruder Hamberg an seinem Glauben zu stärken und an seiner Liebe zu erquicken. Da ich auf meinem eigenen Arbeitsfeld im vorigen Halbjahr so manche betrübende und niederschlagende Erfahrung zu machen hatte, so gereichte es mir zu nicht geringem Troste, den reichen Segen zu erblicken, den der HErr auf die Arbeit des lieben Bruders Hamberg unter den Hakka-Chinesen gelegt hatte; es war besonders an einem Sonntage, wo ich mit dem lieben Bruder das heilige Abendmahl in seiner Gemeinde feiern durfte, daß ich einen tiefen Eindruck von dem göttlichen Erbarmen bekam und eine neue Zuversicht gewann, daß der HErr sich aufmachen und über China sich erbarmen werde, daß wir bald unter den Hocklo's und Hakka's die Siege des Evangeliums werden feiern dürfen. Ich hatte auch einen Besuch in Canton zu machen, wo ich ein Geldgeschäft zu besorgen hatte in der Angelegenheit der Waisen von Capitän Schmidt, deren Versorgung mir obliegt. Ich hatte früher nicht die Gelegenheit gehabt, die Bekanntschaft der dortigen Missionsbrüder zu machen, was diesmal geschehen konnte. Br. Genähr hatte die Güte mich überall einzuführen, da er früher schon bekannt war.

„Zu Anfang October hatte ich einen Fieberanfall; aber der HErr segnete die brüderliche Hülfeleistung, mit der mir der liebe Missions-Arzt Hirschberg entgegenkam, so daß ich im Stande war am 12. October wieder von Hongkong abzureisen, um nach Jamtsao zurückzukehren. Hier gab es sogleich wieder Freude und Leid in mancherlei Verhältnissen zu erfahren.

„Zuerst von der Freude. Einer der siamesischen Brüder, deren drei, nachdem sie von dem amerikanischen Baptisten Missionar Goddard in Bankok getauft und nachher wieder hierher in ihre Heimath gezogen waren, seither in aufrichtiger Verbindung mit mir und den andern Christen von Jamtsao gestanden sind; erkrankte gefährlich während meiner Abwesenheit, und da er sein Ende herannahen fühlte, so berief er meine Gehülfen von hier zu sich, um einige Stärkung von ihnen zu erhalten und sie zu bitten, daß sie nach seinem Tode dafür sorgen möchten, daß er ein christliches Begräbniß erhalte, zu welchem Behufe er auch seinen Verwandten das Versprechen abnahm, daß sie alle heidnischen Mißbräuche von Todtenverehrung, Opfer, Kleider- und Papierverbrennung für die Seele in der Unterwelt rc. unterlassen sollten. Der Mann lebte aber noch als ich kam, was meinen Gehülfen besonders auch deßhalb lieb war, weil sie, wie sie sagten, noch nicht gewußt hatten, wie man ein christliches Begräbniß halten soll. Ich konnte den Kranken also erst noch besuchen, und reichte ihm das heil. Abendmahl, welches er im Glauben und mit demüthigem Danke empfing. Nach acht Tagen trat sein Ende ein; und ich freute mich der Gelegenheit, sowohl den Christen hier, als auch den Heiden, so viele an der Feier Theil nehmen wollten, ein christliches Begräbniß zu zeigen. Es gingen noch sieben Männer mit mir hin; auch Konglan war dabei, und der alte Jongpe, welcher seit mehreren Jahren ein treuer Gefährte des Verstorbenen gewesen war, blieb natürlich nicht weg. Wir legten den Todten selbst in den Sarg, was die Chinesen sehr verwunderte, denn sie fürchten sich eine Leiche anzurühren; dann sangen wir ein Lied in dem

Hause, und Kinglun sprach zu den Versammelten, worauf er mit einem Gebet schloß. Sofort wurde der Sarg geschlossen, um zum Grabe getragen zu werden; wir folgten dem Zuge; da fiel es doch einem der Träger ein, daß es sicherer wäre, Goldpapier auf den Weg zu streuen, um die bösen Geister zu befriedigen; aber der alte Jongpe sagte: „Kommt, ich will vor euch hergehen, da müssen die Teufel alle weichen," und das ließen sich die Träger gefallen. Am Grabe sangen wir wieder ein Auferstehungslied und ich hielt eine Ansprache. Oe betete, worauf wir nach Hause gingen. Ich hörte nachher, daß die Feier einen sehr guten Eindruck gemacht habe. Ja in der neuesten Zeit zeigte sich sogar eine liebliche Frucht, welche gleichsam aus dem in die Erde versenkten Saatkorn hervorsproßte. Bei dem Begräbniß war nämlich ein Greis von 68 Jahren, welcher unter Anderm sagte: „wenn ich nur nicht zu alt wäre, ich würde auch noch ein Christ werden." Ich und meine Gehülfen ermahnten ihn natürlich; aber der Geist ists, der das Wort lebendig machen muß in den Herzen, alles Andere hilft nichts. Nun wurde derselbe Mann neulich von einem Schlage getroffen, in Folge dessen seine linke Seite gelähmt wurde. Der Gedanke an den Tod quälte ihn; in Bekümmerniß rief er aus: „Ach ich habe gesehen, wie mein Verwandter so ruhig dem Tode entgegen gehen konnte; nun liege ich da und bin von Furcht gepeinigt!" Der alte Jongpe hörte zuerst davon und ging zu ihm, und sagte ihm einfach, daß der verstorbene Bruder im Glauben an den HErrn Jesum dahingegangen, und daher sey sein Friede und seine Ruhe gekommen; er aber habe bisher noch nicht an den HErrn Jesum geglaubt; deßhalb fühle er Furcht und Pein. Dann kam der alte treue Bruder hierher, um die Sache mir zu sagen. Oe erbot sich sogleich selbst, daß er hingehen und dem Kranken einen Trost aus Gottes Wort anbieten wolle. „Ja, sagte ich, „gehe immer, halte ihm die Geschichte des Schächers am Kreuze vor, und bringe mir wieder Nachricht wie es um das Herz des Mannes steht." Die zwei gingen nun zusammen hin, und Oe brachte die Nachricht zurück,

daß der leidende Greis ein großes Verlangen habe, die heilige Taufe zu empfangen. Ich ging deßhalb den andern Tag selbst hin mit Kinglun, und überzeugte mich, daß die Zucht des Geistes nicht vergeblich gewesen sey an dem Herzen dieses grauen Sünders. Ich sprach mit ihm über das apostolische Glaubensbekenntniß, und sodann über die heilige Taufe; er bekannte etliche Sünden, deren er sich erinnern konnte, stimmte aber mit überein, daß wir täglich viel sündigen und wohl eitel Strafe verdienen. Ich fragte ihn sodann, ob er im Glauben an den HErrn Jesum die heilige Taufe empfangen wolle, worauf er antwortete: „Ja, wenn Sie ein Loch in meine Seele machen könnten, so würden Sie sehen, daß solches das Verlangen meines Herzens ist; ich will dem Teufel absagen und seinen Werken, und den HErrn Jesum bitten, daß er mir alle meine Sünden vergebe." Als ich nun Wasser herbringen ließ, um die heilige Handlung zu vollziehen, kam auf einmal eine Botschaft von den Töchtern des Mannes, daß sie es nicht zugeben wollen, daß ihr Vater etwas thue, was gar nicht zu den Sitten des chinesischen Reiches gehöre. Nebendem daß ich betrübt war über die heidnische Finsterniß, konnte ich doch nicht umhin, bei mir selbst zu lächeln, daß, da man doch sonst immer viel davon zu leiden hat, daß die Weiber so zurückgesetzt werden und nichts gelten, nun plötzlich etliche ihre Stimme geltend machen wollen, um ihren alten seinem Ende nahenden Vater an dem Empfang des Mittels der seligmachenden Gnade zu verhindern. Ihre Meinung war, daß, wenn der Vater als Christ stürbe, sie dann nicht ihre heidnischen Gebräuche machen dürften, die Unterlassung dieser ihnen aber wiederum Unglück bringen könnte. So sieht man, wie die Selbstsucht die Seele der heidnischen Religionen ist; aber die Seele der wahren Religion ist Liebe. Ich war übrigens schon entschlossen, daß die Weibsleute dießmal auch nichts gelten sollten, und sagte dem Manne, daß selbst wenn seine Töchter nach seinem Tode die heidnischen Gebräuche beobachten wollten, solches durchaus keinen Bezug mehr auf ihn haben würde. Wer im Glauben an den

HErrn Jesum sterbe, werde von Ihm in sein Paradies eingenommen, wo die Seele ihr Kleid und ihre Nahrung nebst allem, was zur Seligkeit gehöre, bekomme. Was die Hinterlassenen noch thun, könne ihm nicht den geringsten Eintrag thun, wie es auch keiner abgeschiedenen Seele etwas nütze. Nachdem er sein herzliches Verlangen, ein Christ zu werden, wiederholt ausgesprochen, ertheilte ich ihm das heilige Sacrament, wozu er sich in seinem Lager aufrichten konnte; dann neigte er sein Haupt auf sein Kopfkissen, und Kinglun empfahl ihn im Gebete der ewigen Gnade des dreieinigen Gottes. Möge Er ihm nun bald aushelfen zu seinem himmlischen Reich.

„Um an den freudigen Erlebnissen fortzufahren, so will ich hier erwähnen, daß es mir vergönnt war, am Christtage zwei andere Chinesen zu taufen. Der Eine ist mein Diener Tschieusia, 40 Jahre alt und verheirathet, welcher schon mehrere Jahre bei mir war, und sich in seinem Theile recht treu und untadelich in seinem Wandel bewiesen hat; um so lieber kam ich seinem Wunsch, ein Christ zu werden, entgegen. Er hat auch aufs Neue lesen gelernt. Ich hoffe an ihm noch mehr Freude zu erleben; indessen übt er einen sehr wohlthätigen Einfluß auf mein ganzes Haus aus, und hat sich besonders der drei Kinder mit vieler Liebe und Aufopferung angenommen. — Der Andere ist ein Tagelöhner von dem Dorfe, 50 Jahre alt, noch unverheirathet. Er ist auch schon seit Jahren im Hause ab- und zugegangen. Möge sich der HErr an diesen verherrlichen und sie hindurchbringen durch diese versuchungsvolle Welt. — Ein Sohn von Toa hatte sich auch gemeldet; ich mußte ihn aber auf Weiteres hinausschieben. Gerne hätte ich auch die Weiber von Kinglun und Bai getauft, und dann auch ihre Kinder mit, so wie meine drei Waisen, aber es sollte nicht seyn. Vielleicht daß es bis Ostern geschehen kann, so der HErr will. Indessen ist auch Ki, mein verlorener Sohn, einige Male des Nachts bei mir gewesen. Als ich von Hongkong zurückkam, erfuhr ich, daß er wieder verheirathet sey, und ich schrieb ihm einen Brief, um ihn zu bitten, daß er

mich doch wenigstens wo möglich auch wieder besuchen solle. Das that er denn auch, als er des Nachts auf das Feld gehen sollte, um die Früchte zu hüten; er sagte, daß er ganz heimlich komme. „Und wie steht es nun bei Dir?" fragte ich ihn; er meinte, daß er sich nicht gänzlich von dem HErrn verstoßen fühle, obgleich sein Herz ihn sehr anklage um seines Abfalls willen. Ich fragte ihn ob er einen Grund dazu habe, aus welchem er ein solches Gefühl rechtfertigen könne? Er meinte, es sey ihm eben so in seinem Innern. „Aber" fragte ich weiter: „wie kannst Du Dein eigenes Gefühl zum Grund einer Hoffnung machen, während Du doch im Gegensatz zu Gott stehst; solltest Du nicht vielmehr das Wort Gottes darüber zu Rathe ziehen? oder was hat Dir Dein Herz gesagt, als Du zum ersten Male wieder den Ahnentempel betratest, um da Götzendienst zu treiben?" Ja, meinte er, da habe ihn freilich sein Gewissen geschlagen; aber er habe sich damit getröstet, daß wenn der HErr ihm seine Sünden vergeben wolle, Er ihm auch diese noch vergeben könne, wobei eine heimliche Hoffnung in seinem Herzen aufgelebt sey, daß, da noch nicht aller Tage Abend gekommen sey, es ihm schon wieder möglich werden dürfte, aus seinem gegenwärtigen Zwange befreit zu werden. Ich sagte ihm, daß er kein Recht habe, einen solchen Trost zu sich zu nehmen, denn der HErr Jesus wolle nicht Sünden vergeben, in denen der Sünder noch fortlebe, ohne den festen Entschluß, sich davon zu scheiden. Auf meine Frage, ob er seither für sich selbst gebetet habe, antwortete er: hie und da; aber oft, wenn er sich dazu anschicken wolle, so werde er durch die Vorwürfe seines Gewissens daran verhindert. Ich ermahnte ihn, immerhin zu beten, daß der HErr sein Herz erleuchten und ihm keine Ruhe lassen möchte, bis er wieder von ganzer Seele und öffentlich sich seinem Gott hingegeben habe. Ich versicherte ihn auch meiner und der Brüder Fürbitte.

„Außerdem sind in der letzten Zeit auch wieder mehrere Zuhörer in den Gottesdienst gekommen, die lange weggeblieben waren. Die chinesischen Sitten sind eben ein großer

Stein des Anstoßens, und nur die Kraft des lebendigmachenden Geistes Gottes kann da hinüberhelfen. Namentlich lassen sich die Weiber gar nicht herbeiziehen. Die getauften Männer fragen mich öfter, ob ich nicht Frauen herbringen könnte, mit denen sie dann freien Umgang haben dürften. Meine Antwort ist: „So Gott will, können später Frauen kommen; aber ich und ihr müssen warten, bis der rechte Zeitpunkt gekommen seyn wird.

„Wenn ich nun an die Aufzählung von traurigen und leidigen Erlebnissen komme, so stehen wieder Erfahrungen mit den Neubekehrten und Gehülfen oben an.

„Toa, der der erste war, welcher von Jamtsao dem Christenthum beitrat, von mir im October 1849 getauft und im darauf folgenden Sommer angenommen worden war, um zu einem Gehülfen herangebildet zu werden, hatte sich früher dem Opiumrauchen ergeben. Durch Hülfe von Arznei, die ich von dem l. Bruder Hamberg erhalten hatte, welchem es bereits gelungen war, einige Chinesen dadurch zu curiren, hoffte ich auch diesem zur Befreiung vom Laster zu verhelfen. Einige Zeit ging es sehr gut; aber nach und nach fing er wieder heimlich an zu rauchen, und dießmal war er frech genug während meiner Abwesenheit in meinem Hause seiner bösen Lust Genüge zu thun. Als ich es erfuhr, bestrafte ich ihn scharf und öffentlich, worauf er Besserung versprach. Es ist dieß derselbe, wegen dessen Ahnendiensts-Verbindlichkeiten ich im letzten Bericht um Rath gefragt habe. Er hatte mir in dieser Beziehung schon versprochen, sobald er das Geld zusammenbringen könne, sich ein- für allemal ganz loszukaufen. Bald kam aber ein neuer Gräuel an den Tag, der seine alsbaldige Ausschließung und Entlassung nöthig machte. Es fiel nämlich ein Verdacht von Knabenschänderei auf ihn. — Ein Mann von 45 Jahren, der Weib und Kinder und bald Enkel hat. — Der Verdacht wurde aber bald gegründet; er leugnete erst so lange er konnte, mußte aber endlich den Beweisen nachgeben. Ich werde besser thun die Verhandlungen, welche ich während einer so peinlichen Katastrophe vorzunehmen

hatte, in diesem Berichte zu übergehen. Auf der einen Seite muß ich dem HErrn danken, daß das Böse offenbar geworden ist, damit es hinausgethan werden konnte; denn dieser abermalige Ausfall in dem so kleinen Gemeinlein kann dennoch den übrigen zum Segen werden, wenn sie sich an dem Gericht über den Verächter eine Lehre nehmen und sich mit Scheu vor dem Heiligen in Israel erfüllen lassen, nach dessen Namen sich zu nennen sie gewürdigt worden sind. Auf der andern Seite ist es aber besonders für den Missionar ein unsäglicher Schmerz, dem Feind seine Beute zurückgeben zu müssen; doch sagt Paulus: „zum Verderben des Fleisches, damit der Geist selig werde am Tage des HErrn Jesu." Eins bleibt mir doch; ich darf noch für ihn beten, und also auch hoffen. Fängt doch der Ki an wieder zu kommen; vielleicht daß auch Toa nicht muß verloren seyn, und daß die Fürbitte der Gläubigen ihn aus des Löwen Rachen zu reißen hilft. HErr erbarme Dich! — Auch mit den andern Gehülfen mußte ich etwas scharf verfahren, um sie aus ihrer Trägheit und Lauigkeit aufzurütteln; doch Gottlob daß dieses nicht vergebens war; so schwer es ist, Zucht anwenden zu müssen, so ist doch, wo dieselbige angenommen wird und beugt, Trost und neue Hoffnung da. Sie müssen es eben noch viel mehr für eine Ehre achten lernen, Christen heißen zu dürfen, und allen andern Ruhm für Koth achten, um in Christo erfunden zu werden.

„Die Bewohner dieses Dorfes sind im Allgemeinen günstig gegen mich gesinnt; es ist aber ein Mann hier, der der Vornehmste seyn will und den Titel Tai Kong hat, weil sein Sohn einen Grad im Staats-Examen erhalten. Dieser ist ein habsüchtiger Mann, und möchte gar zu gerne hie und da etwas Geld von mir erpressen. So ging er nun neulich zu dem Dr. Gou, der auch ein Getaufter ist, und zeigte ihm eine Schrift, welche er den Mandarinen der nächsten Stadt einreichen wollte, um sie in Kenntniß zu setzen, daß ein Fremder in seinem Dorfe sey, aus Furcht, sagte er, daß die Mandarinen ihn früher oder später darüber zur Rechenschaft ziehen möchten. Der Mandarin weiß aber schon längst, daß

ich hier bin, und hat sogar neulich einen Boten hergesandt, um sich von allen Büchern, die ich zu vertheilen pflege, ein Exemplar auszubitten. Ich ließ dem alten Herrn einfach sagen, daß ich im Namen Gottes hier sey, und wenn Gott wolle, daß ich von hier weggehe, so sey ich heute noch bereit dazu; ich werde zwar nicht selbst gehen; aber wenn mich die Obrigkeit vertreibe, so gereiche das weder mir noch der Sache zur Schande; wenn er könne, so solle er sie getrost gegen mich aufhetzen. Darüber hat er sich geschämt und seine Schrift in die Tasche gesteckt. Ich hörte nachher die Leute im Dorfe sagen: „Dießmal ist der alte Herr doch zu Schanden geworden an dem fremden Lehrer; der vertraut auf Gott und fürchtet sich nicht vor Menschen." Seither habe ich den Mann wieder besucht, und er ist auch wieder bei mir gewesen, und Alles ist wieder auf dem alten Fuß.

2. Arbeiten. „In Beziehung auf die Sprache arbeite ich gegenwärtig ein englisch-chinesisches Wörterbuch, das im Mandarin-Dialect geschrieben ist, in den Hocklo-Dialect um; auch habe ich mich jetzt wieder an die chinesische Literatur gemacht; ich lese mit dem Lehrer den Schuking, wozu mir Medhurst's Uebersetzung sehr gut dient. Mit den Gehülfen und Lehrern lese ich die sogenannten 4 Bücher des Confucius, um ihnen Anleitung zu geben, wie sie die Philosophie dieses Mannes von dem Lichte der Wahrheit aus betrachten und beurtheilen müssen, damit sie künftig auch besser im Stande seyen, den Unterschied zwischen Offenbarungs-Religion und heidnischer Moral zu fassen, und, wo es nöthig wird, darüber zu disputiren. Leider muß ich sagen, daß ich ihnen damit nicht einmal einen großen Gefallen thue; sie möchten viel lieber, daß ich in das chinesische Horn blasen und den gefeierten Meister Confucius in seiner „unter dem ganzen Himmel" anerkannten Heiligkeit unangetastet ließe.

„In dem Morgengottesdienst habe ich die sechs Stücke des christlichen Katechismus behandelt mit Erklärung der betreffenden Bibelstellen nach unserer württembergischen Kinderlehre, wo dann die Schulkinder und die Alten antworten müssen; beim Abendgottesdienst lesen wir das Neue Testa-

ment; die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments habe ich im vorigen Halbjahr beendigt. Die Sonntags-Gottesdienste habe ich in der letzten Zeit fast immer allein gehalten. Ich habe einen Unterschied zwischen meinen Gehülfen und denen des lieben Br. Hamberg wahrgenommen. Die seinigen predigen sehr nett, und ich habe ihnen immer mit Lust zugehört; die Meinigen verstehen immer nicht recht einen Text ordentlich zu behandeln; die Chinesen sind überhaupt nicht logisch; aber der Fehler mag auch an mir liegen, daß ich ihnen bisher noch keine gründlichere Anleitung geben konnte. Der HErr wolle helfen.

3) Gehülfen. „Diese haben wieder mehrere Ausflüge in die benachbarten Ortschaften gemacht, so daß die Dörfer alle der Reihe nach besucht wurden. Vielleicht werde ich nicht mehr dazu kommen, die Reisen selbst mitzumachen, ehe ein weiterer Mitarbeiter da seyn wird; doch warte ich auf die Winke von oben, und bin bereit zu folgen. Nachdem nun Toa fort ist, so bleiben für's nächste Jahr nur Kinglun und Oe; aber es kommt nicht auf die Zahl an. Oe hatte unter anderem den Auftrag bekommen, eine Reise zu machen, um solche Chinesen aufzusuchen, welche früher zum chinesischen Verein gehört hatten. Er sollte ihnen sagen, daß Herr Gützlaff gestorben sey, um sie zu ermahnen, daß jeder in seinem Theile den HErrn suchen solle, und wo es ihnen möglich sey, christliche Gemeinschaft mit uns pflegen. Ich gab ihm etliche Predigtbücher, Gesangbücher und Katechismen, um sie solchen Christen zu geben, damit sie sich derselben bedienen zur Ausübung ihrer Religion, entweder für den Einzelnen, wo einer einsam stand, oder, wo etliche zusammenkommen konnten, zu gemeinschaftlicher Uebung. Bei den meisten hat eben entweder das Heidenthum wieder ganz die Oberhand genommen; oder sie sind weder eines noch das andere.

4) Gemeinde. „Wie schon erwähnt hatte ich die Freude, im letzten Halbjahr 3 neue Glieder durch die heil. Taufe in die Gemeinschaft aufzunehmen. Die Zahl der von mir Getauften wäre also 14. Leider sind noch keine Wei-

ber oder Kinder getauft worden. Ki und Toa sind für gegenwärtig von der obigen Zahl abzuziehen. Von Christen durch andere Missionare getauft sind der Konglan, ein Vereinsmitglied, und die von Goddard in Bankok getauften Brüder, die fleißigsten Besucher gewesen, und es gereicht mir zu großer Freude, wo ich ihnen zum Nutzen und zur Förderung ihres inneren Lebens seyn kann. An Weihnachten feierte ich nach der Taufhandlung auch das heil. Abendmahl mit 12 anwesenden Getauften.

„Die Brüder von Tienkang haben mich mehrere Male besucht. Sie sind im Allgemeinen noch sehr schwach und auch mangelhaft an Erkenntniß; aber sie genießen eben auch keines ordentlichen Unterrichts. Ich fragte sie, ob sie nicht denken, daß ich jetzt auch wieder in ihr Dorf gehen könnte; aber sie riethen sehr davon ab und sagten, daß es gerade wieder so gehen würde, wie früher. Ich hoffe aber jetzt durch Errichtung einer Schule in Tienkang auch den dortigen Christen, deren es mit Einschluß der von Gützlaff getauften 9—10 sind, in etwas dienen zu können. Der Lo in Hunkaisi, welcher wegen seiner Krankheit nie hierher kommen kann, wird von Zeit zu Zeit besucht. Es war neulich der Fall, daß ein Kind in der Familie erkrankte, worauf seine Eltern, die mit Lo Geschwisterkind sind, bei den Nonnen und andern Götzendienern Hülfe suchten; aber die Krankheit nahm zu. Da sagte Lo: „Habe ich euch nicht immer ermahnt, daß Ihr die todten Götzen fahren lassen sollt? nun könnet ihr ja sehen, daß sie euch nicht helfen; es wäre besser, daß ihr mit mir den lebendigen Gott anbetetet; denn nur Er kann helfen." Darauf sey die Großmutter, welcher der kleine Enkel sehr am Herzen gelegen sey, mit ihm niedergekniet und habe mit ihm gebetet. Die gnädige Erhörung blieb nicht aus, und Lo freute sich sehr, daß Gott sich verherrlichet hatte; „aber," klagte er dem De, welcher ihn besuchte, „wenn allemal die Nonnen wiederkommen, da geben ihnen meine Leute doch immer Reis und Geld, damit sie den Buddha um Beglückung anrufen sollten.

5) Schulen. „Die hiesige Schule hat seither keinen Zuwachs erhalten. Die Schüler haben den Katechismus auswendig gelernt, in welchem sie auch unterrichtet werden; außerdem lernen sie auch chinesische Schulbücher auswendig und haben täglich Schreibübung. In Tienkang hoffe ich nach dem chinesischen Neujahr eine Schule für Christenkinder zu Stande zu bringen. Sammui, einer der Getauften, war früher Schulmeister und könnte das Geschäft übernehmen; auch würde die Schule zu einem Versammlungsort dienen, damit die Christen einen Anhaltspunkt haben. In heidnischen Schulen habe ich von Zeit zu Zeit versucht christliche Bücher einzuführen. Es ist auch hie und da gelungen, aber man kann noch nicht viel davon erwarten.

6) Schriften. „Ich habe wieder einen guten Vorrath von Büchern von Canton und Hongkong mitgebracht, welche ich theils kaufte, theils auch unentgeltlich bekam. Dennoch war ich genöthigt selbst eine neue Auflage eines Gesangbuches zu machen, weil keine anderswo zu haben waren. Dieß ist in Tiotschio geschehen. Auch ließ ich sieben Aufsätze drucken, je in einem kleinen Tractat; es sind dieß Widerlegungen der heidnischen Mißbräuche, wie Geomantie, Chiromantie und andere Wahrsagerei, Todtenopfer, Götzenopfer rc. Diese Aufsätze sind in einem größeren Tractat in Canton erschienen; ein bekehrter Chinese von wissenschaftlicher Bildung muß sie geschrieben haben, denn es ist ein ausgezeichneter Styl. Der Tractat ist etwas zu groß und deßhalb zu kostspielig, um ihn so häufig zu vertheilen, als er es verdient; die einzelnen Aufsätze dienen meinem Zwecke besser. Es ist immer viel Nachfrage nach Büchern; aber man kann freilich nicht immer dafür stehen, was damit geschieht; jedenfalls ist es immer das rathsamste, sich mit Tractaten, die kurz und gut sind, zu versehen. Der HErr aber, ohne den wir nach seinem eigenen Worte nichts thun können, wolle selbst seinen gnädigen Willen ausführen, damit auch den Chinesen geholfen werde, und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

Bericht vom Januar bis Juni 1852.

„Im Monat Januar hatte ich einige sehr glückliche Tage; aber vom Februar bis zum Juni habe ich unsägliches Elend erlebt, nicht sowohl nach dem Aeußern, als vielmehr nach dem Innern. Im Monat Februar wurde ich nämlich von Jamtsao vertrieben, und da dieses nun so oft vorgekommen war, nicht allein von Stellen tiefer im Innern, sondern jetzt auch, nach mehrjährigem Aufenthalt, von der äußersten Seeküste, so fand ich für nöthig nach Hongkong zu gehen, um mich dort mit Bruder Hamberg zu berathen und mir dann bei der Committee über die weitere Führung der Mission in China Raths zu erholen. Da es Miss. Hamberg und mir das Beste schien, daß wir in Zukunft zusammen unter den Hakka's arbeiten sollten, so ergriff ich ohne Zögern das Studium dieses Dialects, mit dem ich schon vorher einigermaaßen bekannt gewesen war, und in welchem ich es nach 6 Monaten auch so weit brachte, daß ich predigen konnte. Während dieser Zeit aber war mein Gemüth sehr angegriffen von der trüben Aussicht in der chinesischen Mission. „Was soll künftig aus der Mission in China werden und wie soll ich mich zu derselbigen stellen und in derselbigen verhalten?“ Diese Frage trieb mich Tag und Nacht umher. Ich konnte oft nicht schlafen und nicht essen. Dazu kommt die Einwirkung des Klima's auf eine europäische Constitution. Ich kam körperlich sehr herab, und war mehrere Male krank. Als Br. Winnes im Mai hier ankam, fand er mein Aussehen sehr elend. In dieser Lage trafen mich die im Juni einlaufenden Committee-Schreiben. Nachdem ich 6 Mal vertrieben worden war, sollte ich einen neuen Versuch im Hocklo-Lande machen und nach Jamtsao zurückkehren. Dieß konnte ich nicht fassen. Es brachte mich ganz aus der Fassung. Indessen entschloß ich mich, um dem Wunsch und Befehl der Committe zu entsprechen, einen abermaligen Versuch zu machen. Meine Hoffnung für das Gelingen aber ist gering.

„Arbeiten: Im Januar war ich noch mit dem Studium des Schucking beschäftigt. Daneben arbeitete ich an einem englisch-chinesischen Wörterbuch für den Hocklo-Dialect. An dieser Arbeit wurde ich aber unterbrochen durch meine Vertreibung. In Hongkong studirte ich Hakka. In diesem Dialect machte ich mir ein Wörterbuch, ebenfalls englisch-chinesisch, woraus mir so viel Nutzen erwuchs, daß ich bald sprechen und selbst predigen konnte. — Die Predigten in Jamtsao wurden stets von mir allein gehalten; ging ich dagegen auf Reisen, so pflegten mehr meine Begleiter zu sprechen. Ich machte ferner mit meinen Gehülfen einen großen Theil der Katechismuslehre nach Genähr's Katechismus durch. Reisen machte ich im Januar drei: die erste nach Tschiotschiu, Toa u. s. w.; die zweite auf die Insel Namo; die dritte gegen Westen nach Soatau ꝛc. Ich kam aber jedes Mal wieder auf den Sonntag nach Jamtsao zurück. — Bai hat die Schule fortgehalten, während einer 4monatlichen Vacanz beaufsichtigte sein Vater die Arbeiten der Schüler.

„Heiden sind in diesem Semester keine zum Christenthum übergetreten; auch sind keine Katechumenen zu unterrichten oder vorzubereiten gewesen. Dagegen sind von den früher Getauften mehrere als zurückgefallen zu betrachten. Von den früher in Tienkang getauften Leuten habe ich mehrere seit einigen Jahren nicht wieder zu sehen bekommen. Nur drei haben mich öfter besucht. Mit Freuden gedenke ich der zwei lieben Brüder, die in Siam getauft wurden. Sie wandeln in der Furcht des HErrn und leuchten als Lichter in Jamtsao. Ebenso kann ich von dem alten Konglan, der früher von Dr. Gützlaff getauft worden war, und von Ho, den ich voriges Jahr getauft habe, sagen, daß sie Treue bewiesen haben. Mein Diener Tschiausio hat mir viele Freude gemacht mit seinem redlichen Sinn. Tang-jutschiu, Tang-tng und Lo sind heimgegangen. Lo hat den HErrn Jesum von Herzen geliebt und ist nach meiner Ueberzeugung jetzt bei Ihm. (Es ist dieß der erste Chinese, den Missionar Lechler taufte, ein Aussätziger.)

„Damit muß ich für dieß Mal schließen. Möge der HErr uns zeigen, was wir thun sollen. Nie bin ich so muthlos gewesen als jetzt. Ich habe nichts als die Hoffnung, daß die Sonne auch wieder durch den Nebel brechen und mich wieder neu beleben werde, zu dem Beruf, darin ich durch Gottes Gnade stehe.

R. Lechler.

III.

Rechnungs-Auszug.

1. Missionscasse.

Einnahme.

(Wo nicht besonders bemerkt, sind die Summen in alter Währung ausgesetzt.)

A. An Beiträgen von Missionsgesellschaften und Vereinen.	Franken	R.
1. Von sämmtlichen Vereinen in Württemberg	31,773	35
2. ,, ,, ,, ,, Baden	5,754	61
3. ,, ,, ,, ,, Baiern	4,955	95
4. ,, dem Verein in Danzig	288	75
5. ,, ,, ,, ,, Darmstadt	26	25
6. ,, ,, ,, ,, Frankfurt a. M	2,021	25
7. ,, ,, ,, ,, Kiel und Rendsburg	365	50
8. ,, ,, ,, ,, Königsberg	525	—
9. ,, ,, ,, ,, Leipzig	513	15
10. ,, ,, ,, ,, Lübeck	1,320	97
11. ,, ,, ,, ,, Osnabrück	520	75
12. ,, ,, ,, ,, Ostfriesland	1,719	—
13. ,, ,, ,, ,, Schleswig	130	-
14. ,, ,, ,, ,, Stockholm	2,625	—
15. ,, ,, ,, ,, Straßburg	855	40
16. ,, ,, ,, ,, Colmar und Mülhausen	262	50
17. ,, den Vereinen in Ostindien: Rup. 12,515 - 2 - 4½ à 18 Bz. alte Währg. pr. 1 Rup.	22,528	07
Davon sind:		
a) Rup. 9410 - — - 5½ od. Fr. 16,938 - 21 für allgem. Zwecke;		
b) ,, 1409 - 1 - 9¼ ,, ,, 2537 - — ,, die engl. Schule;		
c) ,, 845 - — - — ,, ,, 1521 - — ,, ,, Indo-Britten-Schule;		
d) ,, 851 - — - 1¾ ,, ,, 1531 - 86 ,, ,, Casamajor'sche Stiftung.		
18. Von den Vereinen in der Schweiz:		
von dem Missionsverein in Bern . . Fr. 4942 - 89		
,, ,, ,, ,, Genf . . ,, 7021 - 91		
,, der evangel. Gesellschaft daselbst . ,, 916 - 90		
,, der Missionsgesellschaft in Lausanne ,, 520 - 73		
,, dem Missionsverein in Neuchatel . ,, 1198 - 85		
,, den Vereinen im Münsterthal . . ,, 248 - 10		
Uebertrag Fr. 14,849 - 38	76,185	50

	Franken	R.	Franken	R.
Uebertrag	14,849	38	76,185	50
von den Missionsvereinen in Zürich . .	2,027	—		
,, dem Missionsverein in St. Gallen .	2,785	65		
,, ,, ,, ,, Chur . . .	216	60		
,, ,, ,, ,, Schaffhausen .	1,270	20		
,, ,, ,, ,, Toggenburg .	495	35		
zusammen von den Vereinen in der Schweiz			21,644	18
19. Von den Vereinen in St. Louis und Umgegend in Nord-America .			1,112	12
Ueberhaupt von sämmtlichen Missionsgesellschaften und Vereinen .			98,941	80

Mit besonderer Bestimmung sind in dieser Summe inbegriffen:

Für China . .	Fr.	6395 - 12
,, Ostindien .	,,	692 - 21
,, West-Africa	,,	271 - 65
,, Verschiedenes	,,	76 - 45

B. An Gaben von einzelnen Missionsfreunden:

(worunter die direct eingegangenen Vermächtnisse.)

	Franken	R.	Franken	R.
1. Von Basel-Stadt	26,630	04		
2. Aus Basel-Land	1,079	34		
3. ,, der übrigen Schweiz . . .	18,665	70		
4. ,, Baden	1,001	60		
5. ,, Baiern	1,284	12		
6. ,, Württemberg	3,547	10		
7. ,, Hessen und Nassau	682	85		
8. ,, Sachsen	31	32		
9. ,, Preußen	140	26		
10. ,, dem übrigen Nord-Deutschland . .	260	20		
11. ,, Oestreich	1,797	02		
12. ,, Polen	489	76		
13. ,, Rußland	5,566	93		
14. ,, Schweden und Norwegen . . .	43	45		
15. ,, Dänemark und Schleswig . . .	67	92		
16. ,, Holland und Belgien	35	—		
17. ,, Frankreich	1,860	36		
18. ,, England	1,294	75		
19. ,, Nord-America	1,677	65		
20. ,, West-Africa	36	—		
21. ,, sonstigen Ländern	1,307	25		
Zusammen an Gaben von einzelnen Missionsfreunden			67,498	62

Unter dieser Summe sind speziell angewiesen:

Für China . .	Fr.	583 - 95
,, Ostindien .	,,	2181 - 86
,, West-Africa	,,	214 - 09
,, Verschiedenes	,,	971 - 50

	Franken	R.	Franken	R.
Uebertrag			166,440	42

	Franken	R.	Franken	R.
Uebertrag			166,440	42
C. An Diversen.				
1. Erlös geschenkter Gold- und Silbersachen und anderer Gegenstände .	622	42		
2. Erlös verkaufter Missionsschriften und Weltkarten .	53	25		
3. Miethzinse von Localien auf unsern Missionsstationen in Ostindien .	1,527	56		
4. Zinsen aus Bombay und Dharwar . . .	922	16		
5. Gewonnene Zinsen auf momentan angelegten Cassageldern .	76	—		
6. Zins aus dem Planta'schen Legat . . .	145	07		
7. Agio auf verschiedene Geldsorten . . .	400	97		
Zusammen an Diversen			3,747	43
D. An Vergütungen und Rückerstattungen				
1. Von der kirchlichen Missionsgesellschaft in London wegen Beherbergung mehrerer ihrer nach Ost-Africa bestimmten Arbeitsbrüder .	63	—		
2. Von derselben für Rückvergütung von 600 Rup., welche im Spätjahr 1850 auf einer Zahlung von 1200 Rup. an Br. Bion in Ostbengalen zurückbehalten und ihm weniger verabfolgt worden	1,102	50		
3. Vergütetes Kostgeld durch einen wohlthätigen deutschen Missionsfreund für einen unserer Zöglinge für 8 Monate von 1851 . .	210	—		
4. Für verschiedene kleine Rückvergütungen .	79	50		
	1,455	—		
Hievon ziehen wir ab:				
Für die von Br. Hohenacker wegen Sammeln von Pflanzen in Mangalur erstatteten Auslagen, welche mit Br. Metz verrechnet worden . . .	545	10		
verbleiben an Vergütungen und Rückerstattungen			909	90
Gesammt-Summe aller Einnahmen alte Währg.			171,097	75
oder in neuer Schweizerwährung			244,425	35

Von dieser Summe erhielten wir:

	Alte Schweizer-Währung		Neue Schweizer-Währung	
	Franken	R.	Franken	R.
1. Aus Deutschland und andern Ländern an laufenden Beiträgen verehrl. Missionsgesellschaften und Vereine, so wie an Liebesgaben und Vermächtnissen einzelner Freunde . . .	98,421	16	140,601	65
2. Ebenso aus der Schweiz	68,019	26	97,170	37
3. An Miethzinsen von Lokalien in Ostindien, Erlös verschiedener unserer Anstalt geschenkten Gegenstände u. s. w.	3,747	43	5,353	48
4. An Vergütungen und Rückerstattungen . .	909	90	1,299	85
Total-Summe mit obiger gleichlautend	171,097	75	244,425	35

Ausgaben.

	Franken	R.	Franken	R.
A. Missions-Anstalt.				
1. Haushaltungskosten, Bekleidung der Zöglinge 2c. .	10,998	44		
2. Vacanzgelder für d. Zöglinge, Arzt u. Krankenpflege	697	—		
3. Bücher und Einband, Papier u. Schreibmaterialien	1,210	41		
4. Lehrer- und Gehülfenbesoldungen	5,965	50		
5. Bauliches und Localunterhaltung . . .	177	87		
6. Verschiedenes	165	15		
			19,214	37
B. Missions-Voranstalt.				
1. Haushaltungskosten, Bekleidung der Zöglinge 2c. .	4,916	97		
2. Vacanzgelder für d. Zöglinge, Arzt u. Krankenpflege	230	—		
3. Besoldungen	1,779	—		
4. Haus- und Feldzins	1,183	—		
5. Verschiedenes	335	22		
			8,444	19
C. Vermischte Missions-Ausgaben.				
1. Verwaltungs-Ausgaben, Besoldung des Inspectors und Bureau-Personals, Postporto, Druckkosten, Papier 2c.	8,038	09		
2. Ausrüstungen für Brüder nach England 2c. .	2,520	76		
3. Missionsreisen und Agenten	1,029	62		
4. Besuchende Missionare	3,690	37		
5. Colportage-Kosten	852	20		
6. Verschiedenes	677	22		
	16,808	26		
Ferner:				
Zins auf hiesigen Geldvorschüssen . . .	247	27		
Zinsrückvergütung auf der hiesigen Anleihe v. 15. Dec.	37	29		
Nachträgliches für die Brüder in Ostbengalen	144	—		
			17,236	82
D. Africanische Mission.				
1. Mehrere Sendungen von Büchern, Schriften, Lehrmitteln, biblischen Bildern, häuslichen Sachen für den Bedarf unserer Missionsstationen und Missionare, Transportkosten von Effekten, Zollauslagen, Postporto und dergleichen . .	3,219	10		
2. Reisekosten nach England, Auslagen daselbst, Ueberfahrtskosten von England nach Accra des Br. Mader	1,162	93		
3. Ueberfahrtskosten von England nach der Goldküste der Gesundheits halber nach Europa gekommenen und wieder nach Africa zurückgekehrten Geschwister Widmann, Transportkosten ihrer Effecten, Ausrüstungsgegenstände und Anderes .	3,044	58		
Uebertrag	7,426	61	44,895	38

	Franken	R.	Franken	R.
Uebertrag	7,426	61	44,895	38
4. Betrag aller Ausgaben in West-Africa für unsere dortige Mission laut Rechnung von Miss. Locher vom 1. Nov. 1850 bis 31. Oct. 1851 — also per 1 Jahr Doll. 7.736-45 oder Fr. **30,947** = —				
Davon fallen:				
Für Haushaltungskosten und Bedürfnisse unserer Missionare, Schulen, Erziehungsanstalten, Dolmetscher, Dienstboten, Bauten und Reparaturen, Reisen, Neger-Unterstützungen, Cultur, Kirchen-Ausgaben, Frachten, Postporto u. s. w. I. Auf die Station Acropong Fr. 11,215-40 II. „ „ „ Ussu . „ 18,738-14 III. „ Abude . . . . . „ 105-73 IV. „ allgemeine u. Extra-Ausgaben 887-73				
Um aber die hiesigen Rechnungen mit denjenigen unserer Brüder in Africa in völlige Uebereinstimmung zu bringen, müssen von diesen Ausgaben abgezogen werden:				
a Was davon schon in den Ausgaben unserer vorjährigen Jahresrechnung inbegriffen ist, nämlich: Fr. 6,965-38				
b. Der Activ-Saldo der africanisch. Stations-Cassen vom 31. Oct. 1851, welcher auf das nächste Rechnungs-Jahr übertragen worden ist, mit Fr. 3,453-33				
Es werden also zusammen abgezogen Fr. **10,418** = **71**				
und verbleiben demnach Fr. **20,528** = **29**				
Hievon kommen ferner in Abzug:				
1. Der von dem hiesigen Frauenverein erhaltene Beitrag an die Kosten unserer africanischen Mädchenschulen für 1851 mit . . . . Fr. 1000-—				
2. Differenz auf der hier angenommenen Reduction des englischen Geldes und der wirklichen Ausgabe dafür . „ 919-28				
1,919-28				
	18,609	01		
Der ganze Kostenaufwand für die africanische Mission reducirt sich folglich für das Jahr 1851 auf die Summe von			26,035	62
Uebertrag			70,931	—

	Franken	R.	Franken	R.
Uebertrag			70,931	—

E. Deutsche Mission in Ostindien.

1. Betrag aller Ausgaben in Ostindien für unsere dortigen Missions-Stationen laut Rechnung von Miss. Hebich vom 1. November 1850/51 :
Rup. 53,813 . — . $3^1/_4$ à 18 Bz. pr. 1 Rup. . | 96,863 | 54

Davon fallen:

Für Haushaltungskosten und Bedürfnisse unserer Missionare, Schulen, Erziehungsanstalten, Lehrer, Katechisten und Gehülfen, Ankauf von Land und Gebäulichkeiten, Bauliches, Hausreparaturen, Landbau, Handwerkerei, Missionsreisen, Bücher, Schriften, Porti, Grundsteuer u. s. w.

a. Auf unsere 11 Missionsstationen im westlichen Ostindien, als:

I.	Auf die Station Mangalur und Balmattha . . .	Fr.	26,955 . 30
II.	Auf die Station Mulky . .	,,	2,617 . 09
III.	,, ,, ,, Dharwar .	,,	6,220 . 52
IV.	,, ,, ,, Hubly . .	,,	3,324 . 12
V.	,, ,, ,, Bettigherry .	,,	4,866 . 72
VI.	,, ,, ,, Malasamudra	,,	830 . 88
VII.	,, ,, ,, Nilgherries .	,,	7,471 . 11
VIII.	,, ,, ,, Cannanur .	,,	9,919 . 47
IX.	,, ,, ,, Tellitscherry .	,,	11,208 . 43
X.	,, ,, ,, Calicut . .	,,	7,728 . 76
XI.	,, ,, ,, Tschompala .	,,	4,394 . 74
		Fr.	85,537 . 14

b. Auf allgemeine und besondere Ausgaben:

1.	Uebernahme der Casamajor'schen Erbsmasse der Gebäulichkeiten in Käti	,,	5,400 . —
2.	Reisekosten einiger Brüder zur Generalconferenz	,,	356 . 26
3.	Englische Schule in Mangalur	,,	2,645 . 14
4.	Indo-Britten-Institut daselbst	,,	1,521 . —
5.	Zur Verrechnung mit dem Frauenverein hier	,,	855 . —
6.	Englische Jahresberichte . .	,,	549 . —
	Zusammen wie oben	Fr.	96,863 . 54

Hievon kommen in Abzug:

1.	Beitrag vom hiesigen Frauenverein an die Mädchen-Schulen und Anstalten in Mangalur, Calicut und Cannanur, sowie an den Unterhalt der Jungfrau Kegel	Fr.	3,855 . —
2.	Von einem Wohlthäter in Deutschland übernommene Hälfte der Kosten der Knaben-Anstalt in Balmattha	,,	3,373 . 70

	Franken	R.	Franken	R.
Uebertrag Fr. 7,228 . 70	96,863	54	70,931	—

		Franken	R.	Franken	R.
Uebertrag	Fr. 7228.70	96,863	54	70,931	—
3. Von der hiesigen Bibelgesellschaft an die Uebersetzungs- und Druckkosten biblischer Schriften in die Malajalim-Sprache	„ 450.—				
4. Desgleichen an die Druckkosten der heil. Schrift in dieselbe Sprache	„ 450.—				
5. Von einem Freund an die Uebersetzungskosten des lutherischen Katechismus in eine indische Sprache .	„ 37.50				
6. Netto-Ertrag der Zucker-Fabrication in Malasamudra	„ 1,946.87				
7. Verdienst der Waisenknaben in Mangalur	„ 295.80				
8. Ertrag der in den Mädchen-Anstalten in Mangalur, Calicut und Cannanur verfertigten Arbeiten .	„ 891.40				
9. Eine Vergütung an die Ausgaben des Missionars Weigle	„ 2,592.—				
10. Dito für den Wagen von Br. Hoch	„ 339.21				
Der Total-Abzug beträgt		14,281	48		
Verbleiben an Ausgaben in Ostindien		82,582	06		
11. Sendungen von hier und England nach Ostindien an Büchern, Schriften, Lehrmitteln, Papier, Handwerkszeug und Anderm für den Bedarf unserer Missionare und Missions-Stationen . .		2,590	95		
12. Patrizen in Stahl geschnitten für das canaresische Alphabet		653	70		
13. Anschaffung von englischen Lettern für die Druckerei in Mangalur, in 15 Kisten versandt .		2,095	38		
14. Auslagen für Frachten und Briefporto in England		816	37		
15 Zur Reise über Marseille nach Ostindien des Herrn Inspector Josenhans, der vier Brüder, welche als Missionare dorthin ausgesendet wurden, nebst Jungfrau Ecklin, als Br. Hoch's Braut, und für verschiedene Auslagen und Ausrüstungsgegenstände für diese letztern		11,991	59		
16. Vorausbezahlung in Marseille an die Agenten des englischen Dampfschiffes, auf welchem sich Obige eingeschifft haben, Spesen auf ihrem Reisegepäck u. s. w.		2,696	50		
17. Differenz auf den Reductionen der Wechsel-Anschaffungen nach Ostindien gegen die wirkliche Ausgabe dafür		423	33		
Der ganze Missions-Aufwand für unsere sämmtlichen Stationen im westlichen Ostindien beläuft sich demnach auf				103,849	88
Uebertrag				174,780	88

	Franken	R.	Franken	R.
Uebertrag			174,780	88
F. Chinesische Mission.				
1. Zahlung an die beiden Missionare Hamberg und Lechler in China durch die Vermittlung eines Handlungshauses in Hamburg und Hongkong im Betrag von Pfund-Sterl. 349.9.2 und 1224 spanischen Dollars, kosten zusammen mit allen Spesen	11,434	90		
2. Ueberfahrtskosten von England nach China für Jungfrau Motander, Braut von Hamberg .	1,575	—		
3. Ausrüstungsgegenstände und Reisegeld nach England für dieselbe	325	70		
4. Zwei Physharmonica, Medikamente und Anderes für die Brüder in China . . .	531	64		
5. Differenz auf dem Wechsel-Cours für die Zahlungen in China und der dafür angenommenen Reduction	12	95		
Zusammen für die chinesische Mission			13,880	19
G. Nord-America.				
1. Geldanschaffungen für die Brüder Erhart und Gantenbein zu ihrer Reise nach Nord-Amerika, nebst Transportkosten ihrer Effekten	1,434	40		
2. Ersatz verloren gegangener Bücher an die Brüder Dresel und Bühler	109	16		
Zusammen für Nord-Amerika			1,543	56
Gesammt-Summe aller Ausgaben (alte Whrg.)			190,204	63
oder in neuer Schweizerwährung			271,720	90

Diese Summe vertheilt sich auf folgende Weise:

	Alte Währg.		Neue Whrg.	
1. Unterhaltungs- und Lehrkosten unserer Missionsanstalt, Vacanzgelder für die Zöglinge, Lehrer- und Gehülfen-Gehalte, Bauliches und Unterhaltungskosten der Anstalts-Gebäulichkeiten .	19,214	37	27,449	10
2. Haushaltungskosten der Missions-Voranstalt, Besoldungen, Lehrmittel, Haus- und Feldzins, Ausgaben für die Zöglinge u. s. w. . .	8,444	19	12,063	13
3. Verwaltungs-Ausgaben, Besoldung des Inspectors und des Bureau-Personals, Postporti, Frachten und Druckkosten, Ausrüstungskosten für Brüder, Missionsreisen, Agenten in der Heimath, besuchende Missionare, Colportage, allgemeine Auslagen u. s. w. . . .	17,236	82	24,624	03
4. Für unsere Africanische Mission . . .	26,035	62	37,193	74
5. Für die 11 Stationen unserer deutschen Mission in Ostindien und alles damit Zusammenhängende	103,849	88	148,356	97
6. Für die Chinesische Mission . . .	13,880	19	19,828	84
7. Ausgaben für Sendboten nach Nord-America .	1,543	56	2 205	09
Total-Summe gleichlautend mit obiger	190,204	63	271,720	90

Zusammenstellung

der

Einnahme und Ausgabe.

	Alte Währg.		Neue Währg.	
	Franken	R.	Franken	R.
Die Einnahme beträgt	171,097	75	244,425	35
Die Ausgabe dagegen	190,204	63	271,720	90
Es ergibt sich daher eine Mehrausgabe von .	19,106	88	27,295	55
Der vorjährige Cassa-Bestand betrug .	82,660	20	118,086	—
Die Mehrausgabe davon abgezogen, beläuft sich demnach der jetzige Bestand der Missions-Casse mit Ende des Jahres 1851 noch auf	63,553	32	90,790	45
Von dieser Summe sind:				
a) An Baar in der Haupt-Casse in Basel . .	3,224	39	4,606	27
b) " " " " Special-Missions-Casse in Basel	201	02	287	17
c) " " " den verschiedenen Stations-Cassen unserer Mission in West-Africa . .	13,453	33	19,219	04
d) desgleichen in denjenigen unserer deutschen Mission in Ostindien . .	68,882	78	98,403	97
e) In 5 Activ-Posten laut Handbuch fol. 33. 36. 47. 57. und 63.	17,608	59	25,155	12
Zusammen	103,370	11	147,671	57
wovon abzuziehen sind: 4 Passiv-Posten laut Handbuch fol. 38. 56. 58 und 60 a. W. Fr. 1,316-79 od. n. W. Fr. 1,881-12 die 3procentige hiesige Anleihe von " " " 38,500-— " " " " 55,000-—				
zusammen	39,816	79	56,881	12
verbleiben gleichlautend mit obiger Angabe	63,553	32	90,790	45

Eingesehen und mit den Büchern übereinstimmend gefunden

Basel, im Juni 1852.

Die Rechnungsrevisoren:
sign. **Adolf Christ-Sarasin.**
" **LeGrand, Pfarrer.**

Der Rechnungsführer:
sign. **Socin-Heußler.**

2. Noth-Casse.

Einnahme
vom Jahr 1851.

	Alte Währung.			
	Franken	Rp.	Franken	Rp.
An Beiträgen			153	50
Ein hiesiges Legat			200	—
An Zinsen			1,394	63
An Zins-Erstanzen			254	07
			2,002	20
Ausgabe.				
Wittwengehalt an Frau Inspector Blumhardt .	800	—		
Kostgelder für die Kinder von Miss. Gundert . .	963	—		
Verlust auf deutschen Gulden gegen V Frkthlr. .	26	75		
			1,789	75
Mehreinnahme			212	45

Vermögens-Status.

	Alte Whrg.		Neue Whg.	
Der letztjährige Cassa-Bestand war . . .	52,174	49	74,534	98
Hiezu obige Mehreinnahme vom Jahr 1851 . .	212	45	303	50
Der jetzige Bestand der Noth-Casse beträgt demnach mit Ende des Jahres 1851 . . .	52,386	94	74,838	48
Diese Summe besteht aus Folgendem:				
1. Geldanlagen auf Hypothek, Wechsel und Handschriften	44,576	90	63,681	29
2. Guthaben bei der Industrie-Commission . .	6,222	22	8,888	88
3. Dito bei der Missions-Magazins-Casse . .	1,750	—	2,500	—
4. Zins-Erstanzen	254	07	362	95
Zusammen	52,803	19	75,433	12
Hievon ab: Passiv-Saldo der durch den Rechnungsführer vorgelegten Cassa-Rechnung vom Jahr 1851	416	25	594	64
Verbleiben mit obiger Summe gleichlautend	52,386	94	74,838	48

Zum ersten Male seit drei Jahrzehnten tritt die Committee vor die Missionsfreunde mit einer Jahresrechnung, welche eine Schuld, und zwar eine Schuld von neuen Schweizerfranken 55,000 (nahe an 27,000 Gulden) ausweist. Im Anfang der Zwanziger-Jahre wurde etwa die Hälfte obiger Summe aufgenommen, um das Missionshaus anzukaufen; der Ertrag des Missions-Magazins hat

sie längst zurückbezahlt. Heute ist dasselbe Missionshaus unsern Gläubigern verpfändet, und soll mit Gottes Segen und der geliebten Freunde Hülfe durch den Ertrag eben desselben Magazins und des Heidenboten wieder frei gemacht werden; der Reinertrag dieser beiden Veröffentlichungen ist aber gegenwärtig lange nicht mehr der frühere. Es gab eine Zeit, wo das Magazin allein mit seinen 4000 Abonnenten und der unentgeltlichen Besorgung von Freunden durch ganz Deutschland, um 4000 Gulden jährlich abwarf; heute, auf etwa 1400 Abonnenten reducirt, und theilweise nicht mehr von Freundeshänden spedirt und besorgt, erträgt es bei Weitem nicht mehr 1000 Gulden, wozu dann allerdings der Ertrag des vielgelesenen Heidenboten mit etwas mehr als 1000 Gulden kommt. Wir wünschen und erbitten um so mehr eine erneuerte allgemeine Theilnahme an diesen unsern Druckschriften, weil wir ihren Ertrag bis zur Abtragung der Schuld nicht in die Noth-Casse (für Missions-Wittwen und Waisen, für kranke Missionare und besondere Nothfälle) können fließen lassen.

Die Jahresrechnung selbst zeigt ein Deficit oder eine Mehrausgabe von neuen Schweizerfranken 27000 (etwa 13,000 Gulden), also nur etwa die Hälfte der Summe, welche wir aufgenommen haben. Dies beweist zwar, daß ein Theil der Schuld nur aufgenommen werden mußte, um das Missionsgeld zum Voraus auf die Stationen schicken zu können, was eben eine unumgängliche Nothwendigkeit ist, indem die Missionare weder dürfen noch können Schulden machen; andererseits besteht aber diese Nothwendigkeit schon lange, und unsere Gesellschaft muß daher auf jeden Fall in dieser Schuld einen bedeutenden Rückschritt in ihrer öconomischen Stellung erblicken!

Wir haben im Jahr 1851 eingenommen alte Schweizerfranken 171,000, d. h. alte Franken 15,000 oder 10,000 Gulden weniger als im Jahr 1850. Die außerordentliche Einnahme des großen Legats von Bern im Jahr 1850 hat sich eben nicht wiederholt, und Württemberg ist durch die schwere Nothzeit des eigenen Landes mit alten

Schweizerfranken 7000 oder fast 5000 Gulden gegen 1850 im Rückstand geblieben. Dagegen hat uns der HErr, der sich auch aus Steinen Kinder erweckt, in Oestreich neue Freunde finden lassen und unsere Brüder in Nord-America zur Theilnahme an unserm Werke ermuntert; und wenn auch die Summen von dorther noch nicht gerade groß zu nennen sind, so danken wir unserm treuen Gott vor Allem für die geistlichen Hoffnungskeime, die sich daran knüpfen!

Ausgegeben haben wir im Jahr 1851 alte Franken 190,000, d. h. 11,000 Franken mehr als im Jahr 1850. Gerne verantworten wir diese Mehrausgabe vor unsern Freunden, denn sie entstand durch die gesegnete und langsam voranschreitende Entwicklung unserer Missionen, namentlich der Ostindischen, und durch die außergewöhnlich starken Aussendungen nach Ostindien, Africa und China, wohin im ganzen sechs Brüder und zwei Schwestern reisten. Endlich fällt der kleinere Theil der Unkosten der Visitationsreise in diese Rechnung, eine Ausgabe, die unumgänglich nöthig war, wenn unsere Committee, und namentlich unser lieber Herr Inspector, die Leitung und Verantwortung des großen Werkes mit Muth und Freudigkeit fortsetzen sollten.

Wir halten fest an der Zuversicht, daß unsere Freunde und die Freunde des Reiches Gottes aus dem innern Stand des Werkes, wie ihn unser Jahresbericht und die Mittheilungen unsers lieben Inspectors darlegen, die Ueberzeugung schöpfen werden, daß sie im Verhältniß der wachsenden Bedürfnisse mit vermehrter Liebe und Gaben fortfahren wollen sich zu uns zu halten. Und wir wissen es auch gewiß aus alter und neuer Erfahrung, daß uns der reiche Gott und Heiland das Nöthige — und hieße es auch sehr Viel — zufließen läßt, wenn wir nur nichts Eigenes thun wollen, sondern in Seinem Sinn, zu Seiner Stunde und in Seinem Maaße handeln, wozu aber auch Sein Geist und Seine Weisheit gehört, die Sie uns miterbeten wollen.

Zu dem Ausweis oder Bestand der Missionscasse, der Ihnen am Schluß unserer Rechnung vorgelegt worden, fühlen wir uns auch zu einer Bemerkung verpflichtet. Sie

ersehen aus demselben einen Cassenbestand von alten Franken 63,000 oder 42,000 Gulden zu Ende 1851 nach Abzug der Schuld. Aber das kaufmännische Auge wird sofort die Entdeckung machen, daß wir nur etwas über alte Franken 3000 oder 2000 Gulden eigentlich in Händen hatten, während über 50,000 Gulden theils in Ostindien, Africa und China lagen, theils dorthin unterwegs waren. Und wir müssen noch beifügen, daß die Summe von etwa 12,000 Gulden, welche als Activposten aufgeführt stehen (d. h. welche man uns schuldet), zum größten Theil aus demjenigen Geld besteht, welches wir der Industrie-Commission anvertraut haben, und mittelst welchem unsern jungen Christen in Ostindien Gelegenheit zum Lernen von Handwerken geboten wird; eine Summe, die also jedenfalls nur langsam und zweifelhaft wieder eingehen kann.

Wir stehen, verehrte Freunde, auf jeden Fall an einem außerordentlich wichtigen, ja an einem Wendepunkte unserer Finanzlage. Die mannigfachen Urtheile von verschiedenen Seiten her bei Anlaß der Aufnahme unserer Schuld haben uns, abgesehen von dem innern Trieb dazu, zu ernster Prüfung aufgefordert; wir haben uns bei allen unsern Ausgaben von Neuem zusammengenommen, und auch bereits manchen Tadel, betreffend Ersparnisse, über uns ergehen lassen. Wir haben aber vor Allem empfunden, welchen Riß und welche schwere Folgen es nach sich ziehen müßte, wenn wir über Ersparnisse hinaus zum Aufgeben von Stationen gedrängt würden; ja, wenn wir nur abgehalten würden, der Entwicklung unserer Gemeinden uns auch äußerlich so zu widmen, wie es uns als vom HErrn angewiesene Nothwendigkeit entgegentritt.

Er, der HErr, Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit, wird es versehen, und wenn wir uns dem frohen Danke gegen Ihn und unsere Freunde hingeben für Alles, was geschehen ist, und was gegeben worden ist, so wird er uns auch zu demjenigen Christenmuth und Missionsmuth helfen, der von Herzen und immerdar sprechen kann: Wer glaubt, der fleucht nicht!

Missionszeitung.

1. Nachrichten aus der Heimath.

Nordamerika. Der Missionsverein für die Indianer (46) hat nach seinem letzten (neunten) Bericht 4 Missionen, 6 Stationen und 8 Nebenstationen; Missionare und Gehülfen 28; Gemeinden 21; im letzten Jahre wurden getauft 126; Schüler 165; Communicanten über 1300.

Baptist Free Mission Society. — Diese Gesellschaft hielt am 2. Juni 1852 ihre neunte Jahresversammlung in Montrose (Pennsylvanien). Die haitische Mission wird als gedeihlich dargestellt. Gemeinden wurden in Port au Prince und St. Marc gegründet, erstere mit 48, die andere mit 18 Mitgliedern. Im letzten Jahr sind von der Mission 11 Personen getauft worden. Predigtplätze sind 4. Die Arbeiter sind: 1 americanischer und 1 haitischer Prediger, 3 Americanerinnen und 2 unordinirte Haitier. Die bekehrten Haitier haben einen Missionsverein gebildet und beschlossen 100 Thaler für den jährlichen Unterhalt eines eingeborenen Predigers in St. Marc zu erheben. Eines der Mitglieder, das aus Armuth nur zweimal des Tags zu essen vermag, gibt jährlich 12 Thaler. — Unter den geflüchteten Sclaven in Canada unterhält die Gesellschaft ganz oder theilweise 12 Personen, von denen 3 ordinirt sind. Zu den 7 von dieser Mission verpflegten Gemeinden sind laut Bericht 50 durch die Taufe hinzugethan worden. 4 Schulen wurden von nahe an 300 Schülern besucht. Diese Gesellschaft gedenkt auch eine Mission in Afrika anzufangen, wozu einer der Missionare in Canada seine Dienste angeboten hat.

Verbundene reformirt-presbyterianische Missionen. — Die General-Synode der verbundenen reform.-presbyterian. Kirche hielt am 26. Mai d. J. ihre zwölfte Zusammenkunft in Pittsburgh (Pennsylvanien), wobei ihre Committee für ausländische Missionen einen Bericht ihrer Arbeiten während des letzten Jahres erstattete. Sie hat in Damascus 3 ordinirte Arbeiter und einen Arzt, welche in Verbindung mit den dortigen irisch-presbyterianischen Missionaren sonntäglich zwei arabische Gottesdienste halten, welchen im Durchschnitt etwa 20 Zuhörer beiwohnen. Im Hause des Dr. Mischaka wird eine wöchentliche Betstunde gehalten, was für einen erfreulichen Erfolg angesehen wird.

— Die Mission in Oregon wird als gedeihlich dargestellt. Es sind 3 ordinirte Prediger daselbst und ein vierter ist auf dem Weg dahin.

2. Nachrichten aus den Missionsgebieten.

China. Ein statistischer Entwurf des Arbeiterbestandes in China enthält folgende Angaben: Die Mission in Canton ist die früheste, indem Dr. Morrisson von 1808 bis Februar 1830 allein daselbst thätig war, mit Ausnahme von etwa einem Jahr, wo Dr. Milne bei ihm war. Die Gesammtzahl der Missionare, die daselbst beschäftigt waren, ist 15, von welchen jetzt noch 9 dort sind. — Die Mission in Hongkong besteht seit Abtretung der Insel an die Engländer im Jahr 1844. Doch hatte sich Miss. J. J. Roberts schon im J. 1840 daselbst niedergelassen, und seitdem war die Mission nie verlassen. Gegenwärtig sind 10 Missionare dort. — Die Mission in Emui wurde 1841 begonnen, und seitdem war die Station beständig besetzt. Im Ganzen haben 16 Missionare von 5 verschiedenen Gesellschaften dort gearbeitet, von denen jetzt noch 8 da sind. — Die Mission in Fuhtschau wurde im Januar 1847 von Miss. S. Johnson (38) dauernd besetzt. Im December 1845 hatte aber schon der jetzige anglicanische Bischof von Victoria einen Forschungsbesuch daselbst gemacht. Es haben 16 Missionare an diesem Orte gearbeitet, 11 wohnen gegenwärtig noch dort, und einer ist zur Erholung seiner Gesundheit in der Heimath. — Die Mission in Ningpo wurde im Jahr 1844 durch Dr. Mc Gowan (37) dauernd begonnen. Indeß hatte während der zwei vorhergehenden Jahre Miss. W. Milne sich sieben Monate dort aufgehalten. Jetzt sind 14 Missionare in dieser Stadt, und ein Frauenzimmer, Miß Aldersey, für weibliche Erziehung. — Die Mission in Schanghai ist die größte unter allen 5 Seehäfen, indem gegenwärtig 21 Missionare dort sind, nebst ihren Frauen und 4 Gehülfinnen.

Die wesleyanische Missionsgesellschaft (17) hat neuerlich ihre Thätigkeit auch auf China ausgedehnt. — Schon im Spätjahr 1850 fuhr ein junger Geistlicher dieser Gemeinschaft, Georg Pierce, aus eigenem Antrieb und eigenen Mitteln nach Hongkong, um in China einen kleinen Wirkungskreis zu suchen. Am 30. Jan. 1851 in Hongkong angelangt, hielt er sich die ersten drei Wochen im Hause des Dr. Legge (18) auf, bezog dann eine eigne Miethwohnung und arbeitete hauptsächlich zum Wohl der englischen Soldaten, während er zugleich sich mit Erlernung der Landessprache beschäftigte. Nach einigen Monaten ließ er sich jedoch in Canton nieder, um mehr unter den Eingebornen zu sein, deren Seelenheil ihm zunächst am Herzen lag, und zu welchem Behuf er sich auch einige Kenntniß in der Heilkunde verschaffte. Nach einiger Zeit bot er sich der wesleyanischen Missions-

gesellschaft als ihren Arbeiter an, und dieselbe fand Freudigkeit, ihn in ihre Dienste zu nehmen. Zugleich bestimmte sie 2 weitere Missionare, Beach und Cox, zu seinen Mitarbeitern, welche am 20. Jan. 1853 nebst Jgfr. Wennop von England abgesegelt sind.

Hinter-Indien und indischer Archipel. Miss. Becher (37) in Sandoway schreibt: „Es ist der Beachtung werth, daß sobald die Leute, Birmanen sowohl als Karenen, von der Einnahme von Rangun durch die Engländer Kunde erhielten, und daß wahrscheinlich die ganze Provinz Pegu unter englische Herrschaft kommen werde, alle ohne Ausnahme hierüber die größte Freude bezeugten. Die Bewohner von Arrakan, welche die Wohlthat der milden und gerechten Regierung der Engländer erfahren haben, sind ihr von Herzen zugethan. Und noch merkwürdiger ist, daß alle Birmanen und Karenen aus der Gegend von Bassein und Rangun einstimmig erklären, daß die große Masse der Birmanen sehnlich nach Befreiung von dem tyrannischen Joche des Königs von Ava verlange und mit Freuden den siegreichen Einzug der Engländer in ihr Land als das Zeichen ihrer Erlösung sehen würden.

Borneo. Miss. Denninger (4) meldet von seinen ersten Arbeiten auf seiner neuen Station am Sihong-Flusse (Miss. Zeit. 1852. H. 3, S. 179.) „In die acht Monate auf der Balei (das öffentliche Volkshaus in Maratowo, wo sie zeitweilig sich aufhielten) fällt auch die Errichtung der Station. Am 2. Jan. (1852) zogen wir von der Balei aus, und am Sonntag den 4. Jan. wurde unser Wohnhaus durch Gottesdienst eingeweiht. Der Schulunterricht beschränkte sich in jenen acht Monaten nothdürftig auf unsre eigenen Schüler. Ich habe mehrere Erwachsene zum Lernen willig gefunden und schritt nun daran, am 10. Jan. den Unterricht für die Sihonger mit 11 Personen zu eröffnen. Es sind dieß Männer und Jünglinge von verschiedenen Dörfern in Sihong, die uns am Bauholz und an der Station haben arbeiten helfen, und abwechselnd noch helfen. Seitdem sind noch 2 Knaben und eine Frau, die Muhme des einen, dazu gekommen. Da wir außer diesen 14 Schülern auch 12 eigne auf der Station haben, so beträgt ihre Zahl jetzt 26." — „Der heidnische Bund der Sihonger hat durch Gottes Wort einen Riß erhalten, worüber sich Manche ärgern. Der Erstling von Sihong ist eingegangen. Mujan, ein Mann aus Maratowo, wurde samt seiner Frau am 18. Januar durch die heil. Taufe in die Gemeine des HErrn Jesu aufgenommen." Der Mann war zur Zeit, da er getauft wurde, krank. Er erhielt den Namen Simeon, und seine Frau wurde Hanna genannt. An demselben Tage wurde auch eine von Pulopetak mitgekommene Frau, Namens Sumping, getauft.

Banjermassing. Missionar Dietrich (4) hat nun die von Europa mitgebrachte Presse hier

aufgeschlagen um die Dajacken-Bücher zu drucken. Er hält dringend um die Erlaubniß an, auch für die eben so heilsbedürftigen Malaien drucken zu dürfen.

Schon im J. 1844 hatte Miss. van Höfen am Flusse Mentangei eine Station Pulotelo unter den dort wohnenden Dajacken angefangen, die er aber später wieder zu verlassen bewogen wurde, inzwischen aber eine kleine Schule unter einem eingeborenen Lehrer fortbestehen ließ, die er von Zeit zu Zeit von Bintang aus besuchte. Erst im J. 1851 konnte diese Gegend wieder von einem Missionar besetzt werden, indem Miss. Beyer sich etwa 10 Minuten oberhalb der von van Höfen bewohnten Stelle niederließ. Gegen Ende des Jahres waren gegen 64 Schüler eingeschrieben, von denen doch immer an 40 beisammen waren.

Celebes (12). Miss. Riedel in Tondano schreibt unterm 5. Nov. 1851: „Vor zwei oder drei Jahren zählte ich in meiner großen Kirche 1500—2000 Zuhörer; jetzt kann ich 2000—2500 zählen. Jedes Winkelchen ist besetzt und selbst draußen herum stehen noch Bänke und Menschen. In meine kleine Kirche, die ich für etwa 300 Schüler baute, kommen jetzt des Abends 500—700 Menschen. — Gewöhnlich nehme ich im October, dem Monat meiner hiesigen Niederlassung, Mitglieder auf und halte das h. Abendmahl. Dieses Jahr mußte ich es aber der späten Reisernte wegen aufschieben, und nachdem ich nun einige Wochen lang alle Abende beschäftigt gewesen bin, werde ich 6—700 neue Mitglieder aufnehmen, welche alle zwei, einige 4 Jahre Unterricht empfangen haben. Gläubige Männer und Frauen helfen mir bei der Prüfung dieser neuen Glieder, um zu erfahren, wie weit sie in der Erkenntniß der Heilslehre gefördert sind; selbst ihr Betragen in ihren Häusern unterliegt der Prüfung." — „Der zwanzigste Gedenktag meiner Niederlassung dahier war feierlich und gesegnet. — Unserm jungen und guten Bruder Nooy habe ich die kleinen Nebenposten übergeben, damit sie besser bedient werden, und nun geht er jeden Sonntag abwechselnd an einen dieser Posten, um den Gottesdienst zu verrichten."

Von einer als reif in den Himmel aufgenommenen Frucht der Mission erzählt Miss. Hartig in Kema: „Am 15. Juni (1851) wurde die liebe kleine Gemeinde von Kassar durch den Hinscheid eines wahren Jüngers des HErrn in tiefe Trauer versetzt. Samuel von Baregesan war als Alfur Priester und zugleich Dorfsoberhaupt gewesen. Durch Br. Linemann getauft, wurde er ein sehr demüthiger Nachfolger unsers HErrn, ein würdiges Vorbild und ein liebreicher Vater seiner Untergebenen. Er starb im 65. Lebensjahr und war fünf Wochen krank. So geduldig und ergeben er auch in seinen Leiden war, wuchs doch mit jedem Tage sein Verlangen nach dem Himmel. Mit großer Rührung nahm ich zwei Tage vor seinem Tode Abschied von ihm. Selten habe ich Jemand mit sol-

cher Freudigkeit aber auch mit so viel Demuth und Gefühl der Abhängigkeit von der Gnade Gottes in Christo dem Tode entgegengehen sehen. Wie jeden Morgen und Abend, so ließ er sich auch noch am 14. Juni helfen, um auf seinem Bette knieend zu beten. Als sein Ende nahte, trug er seinem ältesten Sohn — auch ein würdiger Christ — auf, dafür zu sorgen, daß bei seiner Beerdigung keine heidnischen Gebräuche statt haben. „Um mich braucht Niemand zu weinen," sagte er, „ich gewinne unendlich viel; ich gehe zu meinem Heiland, um zu seinen Füßen ihm meinen Dank darzubringen, daß Er mich erlöset hat." Als Br. Hartig dann einige Tage nach seinem Tode in Kaffar von seinem Andenken sprach, da war in der Versammlung so allgemeine Trauer, daß er von Zeit zu Zeit in der Rede einhalten mußte.

Hindustan. Folgende Angaben mögen beweisen, wie ärmlich Indien, als ein Missionsgebiet, auch jetzt noch von Arbeitern besetzt ist. — In den brittischen Besitzungen befinden sich unter einer Bevölkerung von 94,500,000 Einwohnern nur 337 Missionare, die sich folgendermaaßen vertheilen: Präsidentschaft Bengalen mit 35,000,000 Einwohnern, 102 Missionare. Nordwest-Provinzen, mit 28,000,000 Einw., 59 Missionare. Madras-Präsidentschaft, 18,000,000 Einw., 145 Missionare. Bombay-Präsidentschaft, 8,000,000 Einw., 26 Missionare. Pandschab, 4,000,000 Einw., 4 Missionare. Sindh, 1,500,000 Einw., 1 Missionar. — Somit käme auf jeden einzelnen Arbeiter eine Bevölkerung von 281,000 Seelen. — In den steuerpflichtigen oder verbündeten Staaten, mit 40,500,000 Einwohnern sind nur 2 Missionare, und zwar beide in Nagpor. — Sieht man sich nach den großen Städten um, so gewahrt man denselben Mangel. Folgende mögen als Beispiele gelten: Calcutta mit ihren Vorstädten, 800,000 Einwohner, 37 Missionare. — Madras, mit 700,000 Einw., 25 Missionare. Bombay, 230,000 Einw., 13 Missionare. Dacca, 200,000 Einw., 2 Missionare. — Benares, 300,000 Einw., 11 Missionare. Agra, 120,000 Einw., 12 Missionare. Midnapor, 70,000 Einw., kein Missionar. Delhi, 150,000 Einw., kein Missionar. Patna, 200,000 Einw., 1 Missionar. Luknau, 300,000 Einw., kein Missionar. Saugar, 70,000 Einw., kein Missionar. Bareilly, 65,000 Einw., kein Missionar. Surat, 160,000 Einw., kein Missionar. Allahabad, 70,000 Einw., 3 Missionare. Furrukhabad, 79,000 Einw., 5 Missionare. Mirsabor, 55,000 Einw., 3 Missionare. Ahmedabad, 100,000 Einw., kein Missionar. Dscheipor, 300,000 Einw., kein Missionar. Heidrabad, 200,000 Einw., kein Missionar. Nagpor, 80,000 Einw., 2 Missionare. Dschapor, 60,000 Einw., kein Missionar.

Ober- und Nieder-Indien. Miss. J. Freeman (42) erzählt in seinem Tagebuch folgende erfreuliche Thatsache: „Am elften

Tage meiner Reise von Calcutta landeten wir bei der Stadt Karimpur und brachten hier den Sonntag zu. Früh am Morgen ging ich das Evangelium zu verkündigen und das Wort des Lebens unter das Volk zu vertheilen. Als ich gegen die Mitte der Stadt kam, erblickte ich ein großes, wohlbekanntes Buch auf einem Tragpult liegend und neben dran den Eigenthümer mit einer Anzahl wohlgekleideter Hindus um ihn her, alle eifrig mit Rechnungen beschäftigt. Die Schreibstuben der Kaufleute in dieser Gegend sind meist offne Hallen, oder für den Zweck errichtete offene Zimmer. Durch den erwähnten Gegenstand angezogen, schritt ich auf die Halle zu, um mich nach der Geschichte desselben und dessen Eigenthümer zu erkundigen. Ich vernahm nun, der Eigenthümer des Buches sey der Hauptschreiber eines reichen Hindu-Kaufmanns. Das Buch war ein bengalisches Neues Testament. Es lag da, um in Mußestunden gelesen und betrachtet werden zu können. Auf gehaltene Nachfrage erfuhr ich, der junge Mann sey in einer der Schulen der presbyterianischen Mission in Calcutta gebildet worden. Hierauf sey er als Hauptschreiber bei einem hiesigen Kaufmann eingetreten, und da er in der Schule die Bibel gelesen, und an deren Inhalt Gefallen gefunden habe, so ziehe er sie jetzt allen andern Büchern vor; er glaube an die Wahrheit derselben; würde gern unter Christen wohnen, um noch mehr daraus zu lernen; allein seine Eltern hatten „seinem Mund einen Zügel angelegt," damit er nicht zu ihrer Schande Christum bekenne. Er sagte: „ich liebe sie und muß ihnen gehorchen." — Eine Anzahl angesehener Männer aus verschiedenen Dörfern waren zugegen und hörten die Geschichte dieses köstlichen Buches, welchen Einfluß es auf dessen Besitzer ausgeübt, und unser langes Gespräch in Bezug auf die darin geforderte Reinheit des Herzens u. s. w."

Vorder-Indien. **Meisur.** Miss. Hardey (17) in Bangalor erzählt in seinem Tagebuch unterm 12. Februar 1852 von einer Bewegung unter den eingeborenen Katholiken jener Gegend: — „Morgens 7 Uhr erreichten wir das Dorf Jaramantschana-Hulli, wohin ich durch Schaurappa und Abraham, zwei Katholiken, welche ich samt ihren Familien und Andern im September vorigen Jahres in Tumkur in die Gemeinde aufgenommen hatte, eingeladen worden war. Kaum waren diese 2 Männer mit ihren Familien Protestanten geworden, so erhob sich eine Verfolgung gegen sie, und zwar so grimmig, daß sie sich mehrere Mal genöthigt sahen, nach Bangalor zu kommen, um ihren Hader zu schlichten zu suchen. Die Häupter der katholischen Parthei waren sehr ergrimmt, und wollten sich weder durch Gründe noch durch die Bibel belehren lassen. In Jaramantschana-Hulli waren auf einem Platz drei Häuser, die diesen Leuten gehörten; nämlich eines dem Schaurappa, das andre dem Abraham, und das dritte dem Jo-

seph. Dieser Joseph war ein großer Feind der Protestanten, und die Bangalor-Katholiken beschlossen, ihn als ein Dorn in ihrer Seite dort zu lassen. Er trieb es auch so arg, daß Schaurappa und Abraham sich vornahmen, lieber nach Tumkur zu ziehen, als vor Gericht zu gehen. Ich überredete sie zu bleiben, Haß mit Liebe zu vergelten, und ihn zu einem besondern Gegenstand ihres Gebets zu machen. Zu meiner nicht geringen Verwunderung kam Abraham Anfangs Februar nach Bangalor und sagte mir, ihr großer Feind sey ihr Freund geworden und erwarte nun mit seiner Mutter, einer verwittweten Schwester, sammt ihren 3 Kindern, und einer andern Frau mit 2 Kindern in die protestantische Gemeinde aufgenommen zu werden. Ich fand alle diese Leute in einem sehr erfreulichen Herzenszustand, und da sie Katholiken waren, so hatten sie nicht mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen, um protestantische Christen zu werden, wie die Heiden. Diese 9 Seelen nahm ich mit Freuden auf, und mein Katechist Josua und ich predigten ihnen Christum den ganzen Tag."

Miss. John Pinkny (17) in Negapatam schreibt unterm 3. Juni 1852: „Wir sind eben jetzt damit beschäftigt, das Kastenwesen von unsrer Gemeinde auszuschließen. Es gilt hier einen Lebensgrundsatz zu behaupten, von dessen Durchführung Vieles abhängt. Leider zeigt sich von Seiten der Gemeindeglieder viel Widerstreben, diesem Riesenübel zu entsagen. Sie meinen, wir verfolgen sie, wenn wir sie ermahnen, es aufzugeben."

Bombay (27). Am 2. Juni hat die Anstalt der freien Kirche Schottlands eine geräumigere Wohnung bezogen, nachdem die bisherige dem Bedürfnisse schon lange nicht mehr genügt hatte. Bald darauf sind 70 neue Zöglinge darein aufgenommen worden, wonach ihre Zahl 3—400 betrug. Nach den neuesten Angaben war der Besuch in den Marathi- und Gudscharati-Knabenschulen 443 Schüler, und in den Marathi- und englischen Mädchenschulen 559 Schülerinnen.

Ein angesehener Hindu in Bombay hat unlängst eine Vertheidigung der Hindu-Religion herausgegeben, worin es unter anderm heißt: „Der alte und edle Bau des Hinduismus wird jetzt von den Anhängern eines feindlichen Bekenntnisses von allen Seiten heftig angegriffen, und wir gewahren mit Entsetzen, daß auch drinnen Verrath haust! Kein Wunder, daß der ehrwürdige Bau sich bereits zum Falle neigt. Ich trachte vermittelst dieses Büchleins das Gebäude noch zu stützen; betrachtet man aber seine Größe und Baufälligkeit, wie kann man hoffen, durch eine so schwache Stütze seinen Sturz zu verhindern? Aber wie man bei einem dem Tode sicht ich nahen Kranken mit Heilmitteln bis zu dessen Ende fortfährt, so diene ich auch noch der verfallenden Hindu-Religion. Der Hinduismus ist todtkrank; ich bin völlig überzeugt, daß er ein Ende nehmen muß; gleich-

wohl, so lang er noch besteht, so laßt uns ihm dienen, so gut wie möglich. Ich habe dieses Buch in der Hoffnung geschrieben, daß es sich als nützliche Arznei erweise. Und wenn das Schicksal will, so kann der Kranke doch noch genesen."

Armenier (38). Diarbekr. Miss. Dunmore in Diarbekr schreibt unt. 7. Mai 1852: „Der in meinem Brief vom Februar erwähnte junge Armenier Thomas, der seine Kirche verlassen und etwa 20 andere mit sich gebracht hat, ist vom Feinde verfolgt, seiner Anstellung verlustig und fast aller seiner Habe beraubt worden. Aber er hat Alles männlich ertragen und steht fest wie ein Fels. Nach verschiedenen Versuchen, Drohungen und Versprechungen, bot ihm der Bischof zuletzt 200 Piaster monatlich für zwei Jahre, und zwar alles vorausbezahlt, wenn er nur die Protestanten verlassen und zu ihrer Kirche zurückkehren wollte. Thomas sandte aber den Boten mit der Antwort zurück: „Geh und sage dem Bischof, ich sey nicht um Geld Protestant geworden und wolle die Protestanten auch nicht um Geld verlassen. Und würde er mir auch mein Haus voller Gold geben, dennoch wollte ich nicht zur armenischen Kirche zurückkehren." — Dieser 19jährige Jüngling soll nun bald mit seinem jüngern Bruder und seiner ältern Schwester ins Seminar nach Bebek kommen. Noch 4 andere hoffnungsvolle junge Leute sollen mit ihm gehen, die alle in dieselbe Anstalt aufgenommen werden." — Uebrigens schritt das Evangelium seinen Siegesgang unter allen Anfeindungen vorwärts, wie Miss. Dunmore weiter meldet: „Einige wurden in den Kerker geworfen, während ihr letztes Stück Bettwerk verkauft wurde, um eine kleine Schuld zu bezahlen. Andre wurden aus ihren Häusern vertrieben, ihrer Anstellungen beraubt und genöthigt, ihre Kleider von ihrem Leibe zu verkaufen, um Brod zu bekommen. Wieder Andre wurden von Muhammedanern und Christen in den Straßen geschlagen, bloß weil sie Protestanten waren. Die Regierung hier gewährt ihnen keinen Schutz, und obschon sie wiederholt an den Wakil in Constantinopel geschrieben haben, haben sie nie eine Antwort erhalten." — Die Missionare selber wurden mehrmals in den Straßen angefallen und konnten bei den Behörden keinen Schutz finden.

Erzerum. Nachdem Miss. Peabody unterm 26. Juni 1852 gemeldet, daß der dortige Pascha auf Verwenden des englischen Consuls seiner ungerechten gewaltthätigen Handlungen wegen abgesetzt worden, fährt er in seiner Erzählung fort: „Diesem allem ungeachtet schrieb der hiesige armenische Wartabed dem Patriarchen einen Lobbrief über ihn, und dieser wieder an die Pforte. Die Ursache war, daß sie sich einbildeten dieser Mann wäre ein treffliches Werkzeug für sie um den Fortschritt des Protestantismus aufzuhalten. Sein Betragen gegen den früher erwähnten Kaufmann, seine Mißachtung des britischen Consuls, seine Wel-

gerung, unsern evangelischen Wartabed als Haupt der Protestanten anzuerkennen, unter dem Vorwand, er sey ein gemeiner Kerl, und anderes dergleichen, ließen diese Feinde der Gerechtigkeit hoffen, daß er der rechte Mann sey, um ihnen zu Erreichung ihrer Absichten zu dienen. Aber wie sehr müssen sie sich getäuscht gefunden haben, selbst während er noch im Amte war! Denn gerade um diese Zeit nahm unsre Versammlung beständig zu, mit Ausnahme einer Woche oder etwas mehr nach der Mißhandlung des Kaufmanns, und 20 Steuereinsammler ließen sich als Protestanten einschreiben. Wir haben noch nie so viele Zuhörer gehabt. An den zwei letzten Sonntagen waren es zwischen 60 und 70, worunter freilich einige von Diarbekr."

Constantinopel. Miss. Ladd beschreibt in seinem Brief vom 21. Juni 1852 ein neues vielversprechendes Feld für Missionsthätigkeit, das nun den Missionaren in Constantinopel völlig offen steht. Er sagt: „Psamatia liegt im südlichen Theile der Stadt und am entferntesten von den großen Bazaaren und Haupt-Verkehrsplätzen in der Nähe der Seraglio-Spitze und dem goldenen Horn entlang. Es ist anderthalb Stunden Ritt von Pera und das Marmoraufer bildet seine südliche Grenze. Es ist unmöglich, die Zahl der christlichen Bevölkerung in diesem District genau zu ermitteln; nehmen wir aber die der Armenier als 16,000, die der Griechen als 9000 und die der katholischen Armenier als 1000 an, so werden wir wohl der Wahrheit nicht gar ferne seyn. Als ich letztes Spätjahr hieher kam, war noch keine Predigt gehalten worden. Am 26. November machte ich mit einer solchen am Mittwoch Abend den Anfang, und fuhr damit im Hause des griechischen Protestanten Janko, bis am 12. Mai fort. Die mittlere Zahl der Zuhörer war 19, meist Armenier, einige Griechen und 1 oder 2 katholische Armenier. Die Station ist nun im Begriff die Predigt auf den Sonntag zu verlegen. Unter vier Malen predige ich drei Mal; das vierte Mal predigt ein eingeborner Prediger türkisch. Noch ist erst fünf Mal am Sonntag gepredigt worden, und die Zuhörerschaft ist von 35 auf 60 angewachsen."

In Bezug auf das Seminar in Bebek schreibt Miss. Hamlin unt. 25. Juni: „Der Drang von Zöglingen nach dem Seminar ist so stark, daß wir fast gezwungen waren, viel mehr aufzunehmen, als wir im Sinne hatten. Wir haben jetzt 44; was, glaube ich, mehr ist als wir je zuvor hatten, und noch erwarten wir mehrere von Diarbekr. Wir müssen fast jede Woche Petenten abweisen."

Süd-Africa. Folgende Missionsstationen sind im gegenwärtigen Kaffernkriege zerstört worden: Von der Londoner Missionsgesellschaft 6, nämlich: Knappshope, Peelton, Philipton, Blinkwater, Balfour, Theopolis. — Von der wesleyanischen Missionsgesellsch. 3: Wesleyville, Butterworth, Be-

cham Wood. — Von der Glasgower Missionsgesellschaft 4: Iggibigha, Kirkwood, Ubonkolo, Chumie. — Von der freien Kirche Schottlands 2: Pirrie, Burnshill. — Von der Berliner Missionsgesellschaft 2: Bethel, Itemba. — Von der Brüdergemeine 3: Siloh, Sichem, Mamre. — Endlich eine Station der Londoner Gesellschaft in Rili's Lande, auf der aber nur Buschleute leben, und die Kirche zu Riebeck in der Colonie, zur reformirten Kirche gehörend. — Vor dem Krieg waren 34 europäische Missionare auf diesen Stationen thätig.

Die Berliner Missionsgesellschaft hat beschlossen auf dem eine Tagreise von Pniel nördlich am Hartfluß gelegenen Platze Bootschab eine neue Station anzulegen, indem der dortige Grikwa-Häuptling Behrends dringend um einen Missionar angehalten hatte. Miss. Krause von Bethanien ist angewiesen, sich daselbst niederzulassen, und das Werk zu beginnen.

Miss. Casalis (32) in Morija erzählt in einem Briefe an die Missionsfreunde in Frankreich folgendes Beispiel der Wirksamkeit des Christenthums: „Am Tage nach einem Gefecht lagerte sich das Heer Moschesch's auf einem Berge, von welchem es so eben den Feind vertrieben hatte. Die Bekehrten unter seinen Leuten, welche den Feldzug mitzumachen hatten, da sie wußten, daß es Sonntag sey, baten sie ihren Häuptling um die Erlaubniß, sich zum Gottesdienst versammeln zu dürfen. Moschesch antwortete ihnen: „Nicht nur ihr sollt beten, sondern wir alle.“ Sogleich ergeht der Befehl zu allen Lagerstätten, sich zu versammeln, und Tausende von Kriegern gruppiren sich um ihren Häuptling. Zwei Christen (Majoale von Beerseba und Machakala von Thaba-Bossiu) werden von ihren Brüdern zur Verrichtung des Gottesdienstes ausersehen. Einer spricht die Gebete, der andere hält unvorbereitet eine Rede über die Worte: „Gott widerstehet den Hoffärtigen; aber dem Demüthigen gibt Er Gnade.“ Er schöpft aus der Geschichte seines Stammes und aus der des Volkes Gottes Belege zu dieser Wahrheit und erklärt freimüthig seinem Obern und seinen Waffengefährten, daß der von ihnen errungene Sieg nur ihren Untergang beschleunigen werde, wofern sie sich nicht unter die gewaltige Hand Gottes beugen. Man hörte ehrfurchtsvoll zu, und lobte sogar die Rede.“

Nord-America. Canada. Folgende Bemerkung des Miss. Enoch Wood (17) in Toronto in seinem Brief vom 13. Sept. 1852 gibt einen merkwürdigen Blick in das Wesen der Indianer: „Wir haben Arbeit unter den Heiden; viele derselben hausen jetzt an ganz von christlichen Gemeinden umgebenen Reserveplätzen. Es ist kaum glaublich und doch ist es Thatsache, daß Dörfer, Schulen, Kirchen und Prediger in Canada heidnische Indianer eigentlich umringen, welche die meisten, wo nicht alle heidnischen Gewohnheiten ihrer wilden Vorfahren noch festhalten.“

Miss. Peter Jones (17) in Terronto erzählt unterm 18. Juli 1852 von einem Liebesmahl mit den gläubigen Indianern: „Morgens 8 Uhr begann unser Liebesmahl, und bei Eröffnung desselben erklärte ich dessen Zweck. Etwa 30 sprachen, und wir vergossen Freudenthränen, während unsere Herzen voll Dank gegen den großen Geist waren, der solche Wunder für uns gethan hat. Ich schrieb einige ihrer Bemerkungen nieder, die ich hier beisetze: — Peter Marksman: — „Meine Brüder und Schwestern, ich will euch sagen, was Gott an meiner Seele gethan hat. Er hat mich gar sehr gesegnet, und ich bin nun sehr vergnügt in dem HErrn. Ich liebe Gott und alle meine Brüder. Mich verlangt, alle unsere indianischen Brüder zu Gott bekehrt zu sehen. Der Himmel ist hell und klar, und der große Geist scheint auf uns herab. Ich hoffe, im Himmel eine Ehrenkrone zu erhalten. Mögen wir alle droben in unsers Vaters Hause zusammenkommen! Das ist alles was ich zu sagen habe."

Puheiabidasing, Häuptling: „Ich bin so vergnügt, daß ich froh wäre, wenn der große Geist die große Uhr (die Sonne) still stellte, damit diese herrliche Versammlung viel länger dauerte. Es freut mich, die Diener des HErrn Jesu hier zu sehen. Ich danke dem Br. Mc Dougall, daß er zu uns an den Gartenfluß gekommen ist; ich weiß, daß Gott mein Herz umgeändert hat; denn ich bin sehr vergnügt in meinem Herzen. Ich will allezeit auf Jesum hoffen."

Abetugishik: „Ich bin letztes Frühjahr zu Gott bekehrt worden: als die Brüder Mc Dougall, Marksman und Blaker im Zuckerbusch Versammlungen mit uns hielten. Jetzt bin ich recht vergnügt; ich wollte alle meine Verwandten wären bekehrt. Gott hat mich sehr gesegnet, seit ich zu dieser Versammlung kam."

Georg Medell, Schingwaak: „Es ist mir, als wär ich eben erst vom Tode zum Leben erstanden; so glücklich bin ich. Als wir gestern Nacht für Sünder beteten, wurden wir alle so vergnügt, daß es war, als hätte der Himmel auf Erden begonnen. Der Gesang war ganz herrlich. Es war mir, als hätte ich gehen und allen armen Indianern sagen können, wie gut Jesus ist."

Johnson Sky: „Ich erkenne, daß ich Gott zu danken habe für das, was Er an mir gethan hat. Es sind jetzt sieben Jahre, seit ich gehört habe, daß ich ein Sünder sey; ich fühlte mich sehr krank in meinem Herzen; ich schrie zu Gott um Erbarmen; bald erhörte Gott mein Gebet und machte mich selig. Später verlor ich meine Frau, die mich auf ihrem Todbette ermahnte, dem HErrn zu dienen. Die vorige Woche hörte ich, diese Lagerversammlung sollte Platz haben, und mein Herz war froh. Ich bin sehr gesegnet, seit ich zu dieser Versammlung kam."

Westindien. Jamaica. Am 20. Mai 1852 wurde in Fairfield (1) unter religiöser Feierlichkeit der Grundstein zu einer neuen Normalschule gelegt, in welcher Lehrer und

Nationalgehülfen gebildet werden sollen.

Miss. Lichtenthäler (1) in Irwinhill schreibt unterm 15. Juli 1852: „Von 70 Personen, die wir im Laufe des Jahres 1851 in unsre Gemeinschaft aufgenommen haben, sind nur 7 oder 8 wieder zurückgetreten. Seit dem 1. Januar dieses Jahres sind noch 27 herzugekommen, was mit den 70 vom vorigen Jahr im Ganzen 97 Personen ausmacht, die seit dem Erlöschen der Cholera unsrer Gemeinschaft beigefügt worden sind. Dieß eine Folge jener schrecklichen Plage, daher ich sagen darf, sie habe Gutes gewirkt. Der Besuch des Gottesdienstes an den Sonntagen ist auch besser, als früher."

Auf den 13 Stationen (1) der Insel waren zu Ende 1851: Communicanten 4403, Gemeineglieder 1012, in Anwartschaft der Aufnahme 2277, Ausgeschlossene, welche dem Gottesdienst beiwohnen 345, Kinder unter 12 Jahren 5274; zusammengenommen 13,311.

St. Kitts. (1) Auch auf dieser Insel ist, laut Brief vom Br. Häuser vom 16. März 1852, unter den Mitgliedern der Brüdergemeine ein neues Leben erwacht. — Der Bestand auf den 4 Stationen war zu Ende 1851 folgender: Communicanten 1619, Gemeineglieder 567, in Anwartschaft der Aufnahme 319, Ausgeschlossene, welche dem Gottesdienst beiwohnen 66, Kinder unter 12 Jahren 1474; zusammen 4045.

Antigua. Der Stand der Mission (1) auf den 9 Stationen dieser Insel ist wie folgt: — Communicanten 4053, Getaufte 625, Taufbewerber 744, Kinder unter 12 Jahren 2599; insgesammt 8021.

Barbados. Stationen (1) 4, Communicanten 1107, Aufgenommene und in Vorbereitung für das Abendmahl 373, getaufte Kinder 1501, in Anwartschaft, neue Leute und Ausgeschlossene 373; insgesammt 3198.

Tobago. Stationen 2; Communikanten 665, Getaufte und im Unterricht 331, in Anwartschaft, neue Leute und Ausgeschlossene 385, Kinder unter 12 Jahren 722; insgesammt 2103.

Dänische Inseln. Stationen (1) 8, Communicanten 2999, Erwachsene getauft und Aufgenommene 988, getaufte Kinder unter 12 Jahren 2974, in Anwartschaft und junge Leute 2651, Ausgeschlossen 475; zusammen 10,087.

Inseln der Südsee. Tahiti. Englische Zeitungen enthalten folgende Mittheilung: „Es ist den englischen Missionaren vom französischen Statthalter verboten worden zu predigen, bis sie ihn als ihr Oberhaupt anerkannt und versprochen hatten sich der Obrigkeit zu unterwerfen. Am 10. Mai sind die Missionare in Papeti zusammengekommen, um sich über das zu verständigen, was zu thun sey. Kein Eingeborner darf ohne Erlaubniß der Regierung predigen. Dem Miss. Chrisholm (18) ist untersagt worden, außerhalb eines gewissen Districts zu predigen, bei Strafe der Verbannung."

Neue Hebriden. (18) Miss. Geddie schreibt im Oct. 1851: „Wir sind nun in das dritte Jahr

unsrer hiesigen Mission eingetreten. Können wir auch von keinen glänzenden Erfolgen melden, so sehen wir doch genug, wofür wir Gott danken und woraus wir Muth für die Zukunft schöpfen können. Viele der Eingebornen haben ihrem Aberglauben gänzlich entsagt und bekennen sich, wenigstens mit dem Munde, zum lebendigen Gott. In vielen Häusern wird regelmäßig Hausandacht gehalten, und von Einigen hoffe ich, daß sie nicht fern vom Reiche Gottes seyen. Mehrere Eingeborene haben unlängst ihr langes Haar abgeschnitten und sagen sie seyen gesonnen, alle ihre heidnischen Gewohnheiten fahren zu lassen. Das kleine Häuflein, das sich uns angeschlossen hat, ist großen Gefahren ausgesetzt. Noch ist kein Theil des Wortes Gottes in ihre Sprache übersetzt, daher ihre ganze Erkenntniß von dem ihnen sehr unvollkommen beigebrachten mündlichen Unterricht abhängt. Alle ihre Umgebungen sind ebenfalls ungünstig für ihr geistliches Wachsthum." — „Ich fürchte die Christen beobachten nicht immer die nöthige Klugheit im Umgang mit ihren heidnischen Landsleuten, und begehen zuweilen Handlungen, welche letztere zum Zorn reizen. So begab sich unlängst einer meiner Nachbarn in einen gewissen Hain, zerbrach den Altar, auf dem ihren Göttern geopfert zu werden pflegte, und kochte seine Speise darauf. Einen andern Altar zerbrachen einige Frauen, die sich dazu berechtigt glaubten, weil sie die Bruchstücke eines Samoa-Kanos darauf sahen. Doch ein noch ernstlicheres Ereigniß begab sich vor einiger Zeit. Da wir an unsern Gebäulichkeiten Veränderungen vorzunehmen hatten, so schickten wir einige Eingeborne dort Holz zu holen. Sie fanden welches für unsern Gebrauch sehr geeignetes an einer Stelle, die schon von Alters her für heilig galt. Unbekümmert um die dort hausenden Geister, machten sie sich getrost ans Werk und hieben so viel wir bedurften. Sobald die Heiden dieses erfuhren, wurden sie von Entsetzen und Rache erfüllt, drohten den zwei kühnsten Frevlern den Tod und die Zerstörung der Pflanzung eines Dritten. Als ich von der Sache hörte, begab ich mich zu den Beleidigten und suchte ihren Zorn zu besänftigen, und sie schienen beschwichtigt, als ich versprach, solches Betragen für die Zukunft zu verbieten.

Judenmissionen.

Pesth. (27) Nach einer im Frühjahr 1851 vom östreichischen Minister des Unterrichts erlassenen Verordnung wurden alle Privatschulen, gleichviel welcher Religionspartheí sie angehörten, unter römisch-katholische Aufsicht gestellt. Dadurch war „Philip Safirs Schule" von 360 fast ausschließlich jüdischen Kindern natürlich bedroht. Auf Ansuchen der protestantischen Gemeinde wurde sie jedoch von der östreichischen Regierung für eine öffentliche Schule oder Seminar erklärt, mit allen Rechten ähnlicher Anstalten in Ungarn. Ihr

Vorsteher ist Hr. Safir, ein wahrhaft evangelischer Pastor, Besucher und Superintendent, unter der Leitung der protestantischen Schul-Commission des Districts und der Aufsicht des protestantischen Inspectors, welchem es obliegt, der östreichischen Regierung jährlich einen sehr ausführlichen Bericht zu erstatten. Die einzige den zuerkannten Rechten beigegebene Bedingung ist, daß die jüdischen Eltern, wenn sie ihre Kinder einschreiben lassen, den Lehrern eine schriftliche Erklärung geben müssen, daß sie ihre Kinder in der christlichen Religion unterrichten lassen wollen, welche Bedingung fast alle Eltern gerne eingegangen sind.

Namen-Register.

I. Personen-Register.

(Die römischen Zahlen bedeuten das Heft, die arabischen die Seitenzahl.)

2. Orts- und Sach-Register.

Inhalt

des vierten Heftes 1852.

Nachricht an den Buchbinder.

Der Grundriß, welcher dem vierten Hefte des Jahrgangs 1852 beigegeben ist, ist Pagina 226, gegenüber der Ueberschrift des Berichtes der Station Akropong, einzufügen.



